This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

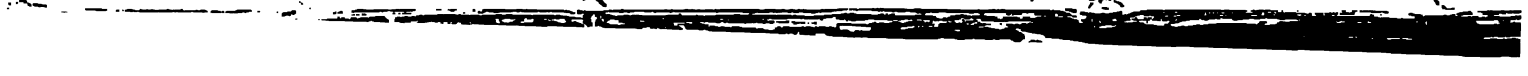
Carl Wm Jos

Der ſinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Druck unter der Leitung von A. H. Hvasé in Stuttgart.



Don Quixote

von La Mancha.

Aus dem Spanischen des

M. Cervantes Saavedra.

Der ſinnreiche Junker

Don Quixote

von La Mancha.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen überſezt;

mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot,

und einer Einleitung

von

Heinrich Heine.

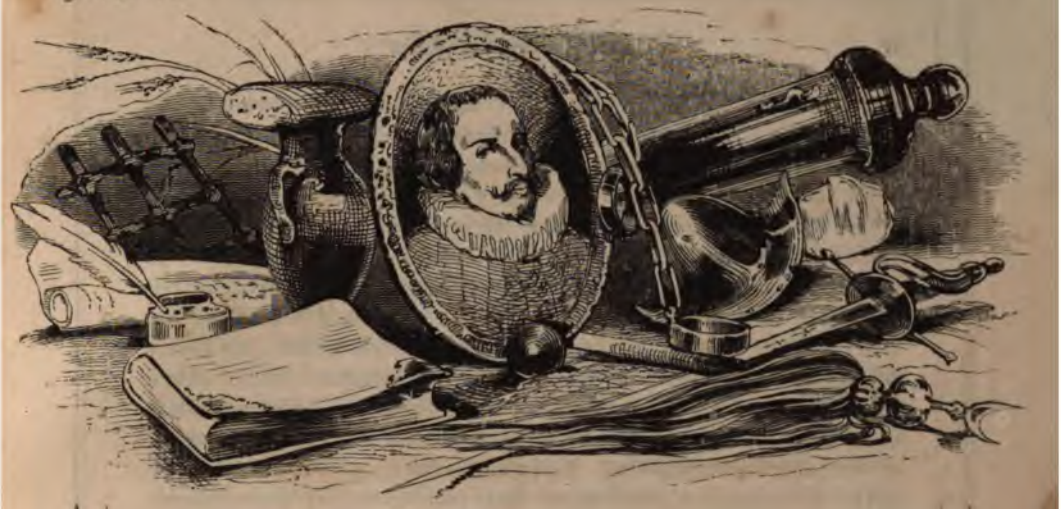
Erſter Band.

Stuttgart 1837.

Verlag der Claſſiker.

grad
868
C42
tH46
1837
v.1

GL
Gift
Mrs. Lane Allen
[1-91-58]
3-18-93



Nachricht

über das

Leben und die Schriften des Verfassers.

hne die Lebensumstände unseres Dichters zu kennen, hat man lange sein Meisterwerk, den Roman Don Quixote, bewundert, — ein Schicksal, welches Don Miguel Cervantes mit andern Dichtern ersten Ranges theilt. Erst in neuerer Zeit ist das Dunkel, das über seinen Lebensumständen schwebte, durch mühsame Nachsuchungen in Archiven und Kirchenbüchern zerstreut worden. Acht Städte stritten sich früher um die Ehre, sein Geburtsort zu seyn: Madrid, Sevilla, Toledo, Lucena, Esquivias, Alcazar de San Juan, Consuegra und Alcala de Henares. Man weiß jetzt gewiß, daß er in der letzteren dieser Städte im Jahre 1547 geboren ward,

doch kennt man den Tag nicht; getauft wurde er den 9. Oktober in der Hauptkirche zu Alcala. Seine Familie stammte ursprünglich aus Galizien, ließ sich aber später in Kastilien nieder; sie gehörte dem niederen Adel an, dessen Mitglieder in Spanien Hidalgos (von hijos de algo, gleichsam Söhne von jemand Rechtem) genannt werden. Seit dem dreizehnten Jahrhunderte kommt der Name Cervantes auf eine ehrenvolle Weise in den spanischen Jahrbüchern vor. Krieger dieses Namens nahmen Theil an dem glorreichen Kampfe des heiligen Ferdinand, an der Erstürmung von Baeza und Sevilla; sie wurden später mit Gütern bedacht, als die den Mohren abgenommenen Ländereien neue Besitzer erhielten. Andere Glieder des Hauses der Cervantes zogen mit den Schaaren der Eroberer (los conquistadores) in die neue Welt, und verpflanzten einen Zweig des Hauptstammes in das überseeische Spanien. Johann Cervantes war in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts Vogt (corregidor) der Stadt Ossunna. Sein Sohn Rodrigo heirathete um's Jahr 1540 ein Edelfräulein aus dem Orte Barajas, Donna Leonor de Cortinas. Aus dieser Ehe entstanden zuerst zwei Mädchen, Andrea und Luisa, dann zwei Söhne, Rodrigo und Miguel; der Letztere ist unser Dichter.

Ueber die Jahre der Kindheit weiß man wenig. Da sein Geburtsort eine Universität war, wo die Jugend der benachbarten, nur vier Meilen entfernten, Hauptstadt Madrid studirte, so ist es wahrscheinlich, daß er daselbst seine erste Bildung empfing. Er selbst berichtet uns, daß er von Jugend auf große Neigung für die Studien empfunden, und die Bücher in dem Grade geliebt habe, daß er selbst in der Straße Papierstreifen auflas. Damals zog der berühmte Lopez de Rueda, der Gründer der spanischen Bühne, in den größeren Städten des Königreichs herum. Unser Held sah ihn in Segovia und Madrid spielen, und fühlte hier zum ersten Male seinen Beruf für's Theater und die Dichtkunst. Nach durchlebten Kinderjahren ging der junge Cervantes auf die erste Universität Spaniens, Salamanca, wo er zwei Jahre zubrachte; man weiß, daß er in der Mohrenstraße wohnte. Dort erwarb er sich die genaue Kenntniß des Studentenlebens, welche einigen seiner Erzählungen so viel Reiz verleiht. Ein wenig später finden wir unsern Dichter in der Schule eines namhaften Humanisten jener Zeit, des Johann Lopez v. Hoyos. Dieser Gelehrte erhielt vom Madrider Stadtrathe den Auftrag, die Gedichte für das Trauergepränge der verstorbenen Königin Elisabeth von Valois zu verfertigen, deren Leiche am 24. Oktober 1568 mit großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Hoyos ließ sich von seinen Schülern helfen; vor allen Andern brauchte er den jungen Miguel, den er in der gedruckten Beschreibung des Hergangs mehrere Male seinen theuren, vielgeliebten Schüler nennt. Die Arbeit fand Beifall und wurde Anlaß zu neuen poetischen Versuchen; ohne Zweifel hat Cervantes

um dieſe Zeit das kleine Hirtengedicht Filena und einige Verſe verfertigt, von denen jedoch nicht mehr, als der Name auf uns gekommen iſt.

Cervantes trat jetzt auf den großen Schauplatz der Welt. Im Palaſte des finſtern Philipp II., Königs von Spanien, hatten der Prinz Carlos und, nach kurzer Zwiſchenzeit, die Königin Eliſabeth ein geheimnißvolles Ende genommen. Unter dem Vorwande, das Beileid des heiligen Vaters in Rom zu bezeigen, erſchien in Madrid ein päbſtlicher Geſandter, deſſen wahre Abſicht jedoch war, gewiſſe Rechte des päbſtlichen Stuhls auf ſpaniſche Beſitzungen in Italien zu verfechten. Philipp gab bei aller Bigotterie dem Pabſte in weltlichen Sachen kein Haar breit nach; er hatte überdies bei ſchwerer Strafe verboten, daß kein Menſch, ſey er Fürſt oder Unterthan, den Namen Don Carlos ausſprechen dürfte. Demnach konnte ihm die Sendung des Prälaten — er hieß Julius Acquaviva — unmöglich gefallen. In der That erhielt derſelbe zwei Monate nach ſeiner Ankunft, am 2. Dezember 1568, Befehl, Spanien auf dem kürzeſten Wege zu verlaſſen. Wenn nich alle Anzeigen täuſchen, war es Acquaviva, der den jungen Dichter mit ſich nach Rom nahm. Cervantes erklärt ſelbſt in ſeinen Werken, daß er in die Dienſte des Prälaten als Edelknabe oder Kammerdiener getreten ſey. Eine ſolche Stellung, die jetzt kaum ein wohlerzogener Bürgerlicher annehmen würde, hatte damals nichts Entehrendes; viele junge ſpaniſche Edelleute widmeten, ohne ihrer Würde zu ſchaden, ihre Dienſte dem römiſchen Purpur, um durch Vorſchub der Kardinäle ihr Glück in der Kirche zu machen, oder wenigſtens auf fremde Koſten Italien zu ſehen.

Soviel Gelegenheit, ſich ſeinen dichteriſchen Neigungen hinzugeben, ihm auch der neue Stand gewähren mochte, blieb Cervantes doch nicht lange im Hauſe des Prälaten. Schon im folgenden Jahre 1569 trat er als Freiwilliger unter die ſpaniſchen Truppen, welche damals einen guten Theil Italiens beſetzt hielten. Eben war ein großer Kampf zwiſchen der Chriſtenheit und dem Halbmond dem Ausbruche nahe. Sultan Selim II. hatte, ohne ſich um die beſtehenden Verträge zu bekümmern, mitten im Frieden die Inſel Cypern angefallen, welche den Venetianern gehörte. Dieſe riefen den Pabſt Pius V. um Hülfe an; ein dreifacher Bund zwiſchen den Venetianern, dem Pabſte und der Krone Spanien kam zu Stande; die römiſchen und ſpaniſchen Galeeren vereinigten ſich unter dem Befehle des berühmten Marc Antonio Colonna mit der venetianiſchen Seemacht. Zu Anfang des Sommers 1570 ſegelte die vereinigte Flotte nach dem Archipel, in der Abſicht, die Fortſchritte der Türken zu hemmen, aber die Unternehmung ſcheiterte an der Zwietracht unter den Admiralen der drei Nationen. Die Türken nahmen die ſtärkſte Feſtung Cyperns, Nicoſia, im Sturme und bemeiſterten ſich der ganzen Inſel; die chriſtliche Flotte wurde durch Stürme getrennt und mußte unverrichteter Dinge nach den Häfen zurückkehren, von

denen ſie ausgeſegelt war. Unter den 49 ſpaniſchen Galeeren, die ſich mit der päbſtlichen Seemacht vereinigt hatten, befanden ſich 20 von der neapolitaniſchen Flotte, über welche der Marquis von Santa-Cruz den Befehl führte. Ihre Bemannung war durch 5000 ſpaniſche Soldaten verſtärkt worden, zu denen auch die Compagnie des tapfern Hauptmanns Diego de Urbina gehörte. In dieſer nämlichen Compagnie diente Miguel Cervantes.

Während des Winters wurden die Kriegsrüſtungen mit größtem Eifer betrieben, und auch der Bund erhielt eine beſſere Geſtalt. Der Oberbefehl über die geſammte Flotte der drei Mächte ward dem Prinzen Don Johann von Oeſterreich, einem natürlichen Sohne Kaiſer Karls V., übertragen, der ſich damals trotz ſeiner Jugend ſchon einen Namen erworben hatte durch ſchnelle Dämpfung eines Aufſtandes der Mohren von Grenada. Don Johann nahm in Barcelona alte verſuchte Truppen an Bord, erſchien am 26. Juni 1571 mit ſiebenundvierzig ſpaniſchen Galeeren auf der Rhede von Genua, und ſegelte etliche Tage ſpäter nach dem Hafen von Meſſina, welcher der ganzen vereinigten Flotte als Sammelplatz angewieſen war. Unter ſeinem früheren Hauptmanne Diego de Urbina beſtieg Cervantes das Kriegsſchiff la Marquesa (die Markgräfin). Nachdem die Flotte Corfu befreit und die feindliche Seemacht eine Zeit lang verfolgt hatte, ſtieß ſie am 7. Oktober Morgens frühe, bei der Einfahrt in den Meerbuſen von Lepanto, auf dieſelbe. Gegen Mittag entbrannte der Kampf und wüthete bis ſpät in den Abend, um mit einem glänzenden Seeſiege der Chriſten zu endigen. Cervantes hatte das dreitägige Fieber. Sein Hauptmann, wie ſeine Kampfgenoſſen, ſprachen ihm ernſtlich zu, während der Schlacht im Zwiſchendecke zu bleiben. Aber Cervantes, obgleich durch die Krankheit geſchwächt, wies nicht nur den freundlichen Rath ſeines Vorgeſetzten zurück, ſondern verlangte den gefährlichſten Platz. Mit zwölf auserleſenen Soldaten ward er neben der Chaluppe aufgeſtellt. Die Marquesa war eines von den Schiffen, die ſich am meiſten auszeichneten. Sie enterte das Admiralſchiff von Alexandrien, tödtete 500 Türken und eroberte die Reichsfahne von Aegypten. Fortwährend dem heftigſten Feuer ausgeſetzt, erhielt Cervantes drei Flintenſchüſſe, zwei in die Bruſt, der dritte zerſchmetterte ſeine linke Hand, welche für immer verſtümmelt blieb. Mit Recht ſtolz auf ſeinen Antheil an dieſem denkwürdigen Kampfe, beklagte ſich Cervantes nie über den Verluſt ſeiner Hand; oft hörte man ihn ſagen, daß er den Ruhm, unter die Kämpfer von Lepanto ſich zählen zu dürfen, nicht zu theuer erkauft habe. Er, der den Ruhm perſönlicher Tapferkeit noch höher ſchätzte, als ſeinen Dichter-Lorber, zeigte ſtolz ſeine Wunden mit den Worten: „Ich habe ſie in dem glorreichſten Kampfe empfangen, in einem Kampfe, deßgleichen die Gegenwart und die Vergangenheit keinen, die Zukunft wohl wenige

aufweiſen. wird, in einem Kampfe, der wie ein Stern der Nachwelt auf der Bahn zum Himmel des Ruhmes voranleuchten ſoll."

Um ſeinen Sieg zu verfolgen, wollte Don Johann von Oeſterreich die Schlöſſer von Lepanto und Santo-Mauro nehmen und die Türken in die kleinen Dardanellen einſchließen; aber Mangel an Lebensmitteln, die große Zahl von Verwundeten und Kranken, endlich auch ausdrückliche Befehle ſeines königlichen Halbbruders Philipp II. zwangen ihn zur Rückfahrt nach Meſſina, wo die ſiegreiche Flotte am 31. Oktober landete. Die Soldaten wurden in verſchiedene Winterquartiere vertheilt. Das Regiment Moncada (zu dem Cervantes Compagnie gehörte) ward in das Innere von Sicilien verlegt. Cervantes ſelbſt konnte ſeinen Kampfgenoſſen nicht folgen, denn zu gleicher Zeit krank und verwundet, durfte er Meſſina nicht verlaſſen, ſondern blieb ſechs Monate im Spitale dieſer Stadt. Don Johann von Oeſterreich hatte ihm gleich am andern Tage nach der Schlacht große Aufmerkſamkeit geſchenkt, auch jetzt vergaß er ihn nicht. Aus Rechnungen, die noch jetzt vorhanden ſind, kann man beweiſen, daß er ihm unter dem 15. und 23. Januar, dem 9. und 17. März 1572 durch das Zahlamt der Flotte kleine Summen zuſtellen ließ. Nach ſeiner Wiederherſtellung erhielt Cervantes überdies durch einen Befehl an das Zahlamt vom 29. April einen außerordentlichen Sold von drei Thalern für den Monat. Er wurde zugleich in das Regiment des Oberſten Figueroa, das angeſehenſte des Heeres, verſetzt.

Der Feldzug des Jahres 1572 entſprach den gehegten Erwartungen nicht. Pabſt Pius V., die Seele der Liga, war geſtorben, der Eifer des Rathes zu Venedig erkaltet. Faſt ganz vereinzelt ſtand der König von Spanien den Türken gegenüber, welche große Rüſtungen machten und die Küſten von Sicilien bedrohten. Am 6. Juni lief Marc-Antonio Colonna mit einem Theile der verbündeten Flotte, worauf ſich auch Cervantes mit dem Regimente Figueroa befand, nach dem Archipel aus. Don Johann folgte ihm mit der übrigen Seemacht am 9. Auguſt, allein die beiden Geſchwader verloren viele Zeit über dem Verſuche, ſich zu vereinigen. Als ſie endlich im September zueinander ſtießen, mißlang ihnen ein Angriff auf die feindliche Flotte, durch die Schuld der Lootſen. Nach einem vergeblichen Sturme auf das Schloß von Navarin mußte Don Johann ſein Heer wieder einſchiffen, und ſegelte im November nach Meſſina zurück. In der Geſchichte des gefangenen Hauptmannes erzählt Cervantes die Einzelnheiten des verunglückten Feldzuges vom Jahre 1572, an welchem er, wie geſagt, ſelbſt Theil nahm.

Philipp II. gab darum ſeinen Plan noch nicht auf; mit dem Frühlinge des folgenden Jahres ſollten 300 Galeeren in Corfu zuſammengezogen und der ottomanniſchen Seemacht ein tödtlicher Streich beigebracht werden. Aber

die Venetianer, die seit längerer Zeit durch Vermittlung der Franzosen insgeheim mit dem Sultan unterhandelt hatten, schlossen im März 1573 unerwartet Frieden. Die Liga löste sich hierdurch von selbst auf. Um die im Mittelmeere vereinigte Flotte zu etwas zu brauchen, beschloß man spanischer Seits eine Landung in Tunis oder Algier. Philipp II. und Don Johann wählten beide einstimmig den ersteren Ort, aber über die weiteren Maßregeln kamen sie nicht überein. Philipp II. wollte bloß den jeweiligen Beherrscher von Tunis, Aluch Aly, einen Türken, verdrängen, den Mohren Muley Mohammed auf seinen Stuhl setzen und die dortigen Festungswerke zerstören, während Johann insgeheim selbst nach der Herrschaft der nordafrikanischen Küste strebte, auf welcher die Spanier seit Karl V. die Veste Goletta besaßen. Don Johann von Oesterreich setzte sein Heer ohne Verlust bei Goletta an's Land, dann schickte er den Marquis von Santa-Cruz mit einem auserlesenen Heerhaufen nach der Stadt Tunis, welche kurz zuvor von der türkischen Garnison und fast der ganzen Einwohnerschaft verlassen worden war. Soweit ging Alles glücklich. Aber nun schickte Philipp II. seinem Halbbruder, erbittert über seinen Ungehorsam, den gemessensten Befehl, nach der Lombardei zurückzukehren. Don Johann mußte Folge leisten; nur eine kleine Besatzung blieb in Goletta zurück. Cervantes war mit dem Regimente Figueroa selbst in Tunis eingezogen. Nachdem das Unternehmen aufgegeben war, kehrte er im Herbste mit den andern Truppen nach Italien zurück. Diese thatlosen Feldzüge gefielen ihm nicht mehr. Im Jahre 1575 forderte er seinen Abschied, um nach Spanien zurückzukehren. Seine Entlassung war ehrenvoll. Don Johann gab ihm Empfehlungs-Briefe an den König mit, worin er seinen Halbbruder bat, dem erprobten Manne eine der Compagnien zu schenken, die damals in Spanien neu geworben wurden. Nicht minder empfahl ihn der Vice-König von Sicilien, Don Carlos von Aragon, Herzog von Sesa, dem spanischen Hofe, als einen Soldaten, der bisher vernachläßigt worden sey, der aber durch seine Tapferkeit, Einsicht und tadellose Aufführung sich eben so sehr die Achtung seiner Kameraden, als seiner Vorgesetzten erworben habe. Ausgerüstet mit solchen kräftigen Empfehlungen, die ihm eine gute Aufnahme im Vaterlande verhießen, bestieg Cervantes in Neapel das spanische Kriegsschiff „die Sonne", um nach Spanien zurückzukehren. Mehrere ausgezeichnete Soldaten befanden sich auf demselben, unter Anderen sein älterer Bruder Rodrigo und der General des Geschützes Pero Diaz Carillo de Quesada. Aber nur auf langen und mühsamen Umwegen sollten sie die ersehnte Heimath erreichen. Den 26. September 1575 gerieth „die Sonne" unter ein algierisches Raubgeschwader. Drei türkische Schiffe, worunter eine Galione von zweiundzwanzig Ruderbänken, geführt von Dal-Mami, einem griechischen Renegaten, fielen über die spanische Galeere her. Nach

einem eben ſo hartnäckigen, als ungleichen Kampfe mußte „die Sonne“ ihre Flagge ſtreichen; ſie ward im Triumphe nach dem Hafen von Algier geführt, wo die Korſaren ihre Beute theilten; Cervantes fiel dem Renegaten Dal-Mami zu. Dies war ein eben ſo grauſamer, als geiziger Menſch. Aus dem Empfehlungs-Schreiben Don Johanns und des Herzogs von Seſa an den König von Spanien, die er unter Cervantes Gepäcke fand, ſchloß er, daß ſein Gefangener eine Perſon von hoher Bedeutung ſeyn müſſe, von dem ein hohes Löſegeld erpreßt werden könne. Er begann daher damit, ſeinen Gefangenen mit ſchweren Ketten zu belaſten, eng einzuſchließen und auf alle Weiſe zu peinigen. Dies war damals ſo Brauch in der Berberei. Beſonders in der erſten Zeit wurden die unglücklichen Chriſten hart mißhandelt, damit ſie entweder ihren Glauben abſchwören oder durch die Schilderung namenloſer Leiden ihre Verwandten in Europa zur Erlegung eines ausſchweifend hohen Löſegeldes beſtimmen möchten. Cervantes zeigte in dieſer Lage einen Muth, noch höher als den auf dem Schlachtfelde bewieſenen, den Muth der Geduld. Statt den Martern zu weichen, wie ſein Peiniger glaubte, brütete er von Anfang an über kühnen Planen, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern alle Mitgefangene zu retten. Durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes und Charakters wurde er bald das Haupt und der Mittelpunkt der anderen Chriſtenſklaven. Die Geſchichte hat die Namen von einigen derſelben aufbewahrt; der Hauptmann Franzisco de Meneſes, die Fähndriche Rios und Caſtanneda, der Feldwebel Navarete, ein gewiſſer Don Beltran del Salto y Caſtilla und ein anderer Edelmann, Don Oſorio, befanden ſich darunter. Ihr erſter Befreiungsplan ging nach dem Berichte des Paters Haedo darauf aus, zu Lande nach Oran zu entfliehen, welche Stadt damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtand. Glücklich entwiſchten ſie aus Algier, geführt von einem eingeborenen Mohren, den Cervantes gewonnen hatte. Aber ſchon am zweiten Tage verließ ſie der Mohr, und ſo blieb den Flüchtlingen nichts Anderes übrig, als nach Algier zurückzukehren, ſelbſt auf die Gefahr hin, von ihren Gebietern mit dem Tode beſtraft zu werden. Cervantes wurde als der Anſtifter des Verſuches behandelt, doch ohne Grauſamkeit. Im Sommer 1576 erkauften einige ſeiner Mitgefangenen, worunter namentlich der Fähndrich Caſtanneda, ihre Freiheit. Caſtanneda übernahm es, den Eltern des Cervantes Briefe zu überbringen, worin die beiden Brüder ihre traurige Lage ſchilderten. Rodrigo Cervantes, der Vater, verkaufte oder verſetzte ſogleich das geringe Erbe ſeiner Söhne ſammt ſeinem eigenen kleinen Vermögen. Zwei Schweſtern, die noch nicht verheirathet waren, opferten ihre Morgengabe für die Brüder. Alle dieſe Liebe erreichte den Zweck nicht. Als das Geld in Cervantes Hände kam, trat er ſogleich in Unterhandlung mit ſeinem Gebieter; allein der Renegat machte jetzt die ausſchweifendſten Forderungen, ſo daß die

überschickten Mittel nicht ausreichten. Großmüthig trat nun Cervantes den ihm gehörenden Theil an seinen Bruder Rodrigo ab, der, weniger hoch angeschlagen, seine Freiheit im August 1577 erkaufte. Vor seiner Abreise versprach Rodrigo, in Valencia oder auf den balearischen Inseln eine Fregatte auszurüsten, welche auf einem bestimmten Punkte der afrikanischen Küste landen und den Bruder sammt andern Christen befreien sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke von mehreren vornehmen Gefangenen Briefe an die Vicekönige der benachbarten spanischen Besitzungen. Cervantes beschäftigte sich schon seit längerer Zeit mit den Vorarbeiten zu diesem Plane. Drei Meilen von Algier, auf der Westseite der Stadt, lag ein Garten, der dem griechischen Renegaten Hassan gehörte. Einer seiner Sklaven, der mit dem Anbau des Grundstückes beauftragt war und mit Cervantes in Verbindung stand, hatte auf jenem Landgute in aller Stille eine Höhle unter der Erde gegraben, in welcher seit dem Februar 1577 mehrere gefangene Christen eine Zuflucht fanden. Als Rodrigo nach Spanien abreiste, war ihre Zahl bereits auf 15 gestiegen. Cervantes regierte von dem Hause seines Gebieters aus, das er, um Argwohn zu vermeiden, nicht verließ, diese kleine unterirdische Gemeinde, und trug Sorge, daß sie mit Lebensmitteln versehen wurde. Man wäre versucht, an dieser seltsamen Geschichte zu zweifeln, sprächen nicht zu viele Urkunden und Zeugnisse dafür. Als hauptsächlichster Gehülfe unterstützte ihn der Gärtner, Johann genannt, der die Rolle des Wächters übernahm und Niemanden Zutritt zum Garten gestattete, außerdem ein anderer Sklave, der den Namen „Vergolder" führte und in früher Jugend seinen Glauben verleugnet hatte, aber aus Reue wieder Christ geworden war. Letzterer war mit Herbeischaffung der Lebensmittel für die Höhle beauftragt, welche die daselbst Eingeschlossenen nur bei Nacht verließen. Als Cervantes den Zeitpunkt nahe glaubte, wo die von seinem Bruder versprochene Fregatte eintreffen sollte, floh er — den 20. September 1577 — aus dem Sklavenzwinger in Algier und schloß sich mit den Anderen in die Höhle ein. Seine Rechnung erwies sich als richtig. Wirklich war die Fregatte inzwischen auf der spanischen Küste ausgerüstet worden. Viana, ein tüchtiger Seemann, der die Oertlichkeiten der Berberei vollkommen kannte, führte sie. Den 28. September erschien sie auf der Höhe von Algier; nachdem sie den Tag über verborgen gelegen, näherte sie sich in der Nacht unweit von dem Garten der Meeresküste. Unglücklicher Weise wurde sie, der Dunkelheit unerachtet, von etlichen Fischern erkannt, welche ihre Barke noch nicht verlassen hatten; diese machten Lärm und zogen durch ihr Geschrei so viele Leute herbei, daß Viana nothgedrungen sich zurückziehen mußte. Einige Tage später versuchte er eine zweite Landung, aber mit noch schlimmerem Erfolge. Die Mohren hatten sich in einen Hinterhalt gelegt. Mit seiner ganzen Mannschaft wurde Viana, als er eben ausgestiegen war, überfallen und gefangen genommen.

Bis hieher trugen Cervantes und ſeine Genoſſen, in der Erwartung ihrer Freiheit, Alles mit großer Geduld, obgleich in Folge des ungeſunden, feuchten Aufenthaltes Seuchen unter ihnen zu wüthen begannen. Der Verluſt der Fregatte ward ihr Untergang. Der Vergolder, jener Renegat, der ſich mit der Kirche wieder ausgeſöhnt und welchem Cervantes unbedingtes Vertrauen geſchenkt hatte, ſchwur ſeinen Glauben von Neuem ab und ging hin, dem Dey Haſſan-Aga den Verſteck der Gefangenen zu verrathen. Nach den Geſetzen des Landes gehörten alle entlaufenen Sklaven dem Dey; mit Freuden nahm er daher eine Nachricht auf, die ihm ſo viel Gewinn verſprach, und ſchickte dreißig Mann von ſeiner Leibwache ab, um ſich der Unglücklichen zu bemächtigen. Von dem Vergolder geführt, ſtürzten dieſe mit gezückten Säbeln in die Höhle, deren Bewohner, unvermuthet überfallen, keinen Widerſtand leiſteten. Während die Türken damit beſchäftigt ſind, ihre Gefangenen zu feſſeln, rief Cervantes aus: „Ich allein bin ſchuldig, ich habe die Anderen verleitet, zu entfliehen und ſich hier zu verbergen! Die Strafe kann nur mich treffen.“ Die Soldaten ſchickten ſogleich einen Reiter ab, um dieſes Geſtändniß dem Dey anzuzeigen, welcher nun Befehl gab, die Uebrigen in ſeinen eigenen Sklavenzwinger abzuführen, den Rädelsführer aber vor ſein Angeſicht zu bringen. Cervantes wurde mit Ketten belaſtet und unter Hohnreden und Schmähungen des türkiſchen Pöbels zu Fuß aus der Höhle nach der Kaſſabah geführt. Der Dey verhörte ihn ſelbſt, die einſchmeichelndſten Verſprechungen wechſelten mit den fürchterlichſten Drohungen ab, um ihn zu bewegen, daß er ſeine Mitſchuldigen angebe. Cervantes blieb unerſchütterlich; zuletzt begnügte ſich der Dey, welchem eine ſolche Seelengröße Achtung abzwang, den edlen Gefangenen, mit Ketten belaſtet, nach dem Zwinger abführen zu laſſen.

Der Renegat, in deſſen Garten das ganze Abenteuer vorgegangen war, hatte indeß vom Dey unnachſichtige Beſtrafung aller Flüchtlinge verlangt. Um ein gutes Beiſpiel zu geben, fing er damit an, ſeinen Sklaven, den Gärtner Johann, eigenhändig aufzuhängen. Daſſelbe Schickſal drohte unſerem Dichter und ſeinen Genoſſen, doch rettete ſie diesmal der Geiz des Dey. Ueberdies wurden die Meiſten durch ihre früheren Gebieter zurückgefordert. Cervantes ſelbſt kam wieder in den Beſitz Dal-Mami's. Allein bald darauf erkaufte ihn der Dey um die Summe von 500 Thalern, ſey es, weil er einen ſo gefährlichen Mann ſelbſt bewachen wollte, ſey es, daß er ein ſehr hohes Löſegeld von ihm zu erpreſſen hoffte. Dieſer Dey Haſſan, ein geborner Venetianer, deſſen wahrer Name Andreta war, gehörte unter die Zahl der ärgſten Ungeheuer, die je auf der Küſte der Berberei gewüthet. Die Grauſamkeiten, welche er, nach des Paters Haedo Bericht, während ſeiner Herrſchaft begangen haben ſoll, überſteigen allen Glauben. Nicht bloß ſeinen eigenen Chriſtenſklaven, deren Anzahl bis auf 2000 ſtieg, ſondern auch den

Mahomedanern war er gleich fürchterlich. Cervantes ſagt von ihm in der Geſchichte des gefangenen Hauptmannes: „Nichts verurſachte uns ſo viel Pein, als daß wir täglich Zeuge von den unerhörten Greueln ſeyn mußten, die unſer Gebieter gegen Chriſten beging. Jeden Tag ließ er einen oder den andern umbringen; der wurde gehenkt, der gepfählt, dem die Ohren abgeſchnitten, und das wegen ſolcher Kleinigkeiten, oder beſſer, ſo ganz ohne allen Grund, daß die Türken ſelbſt ſagten, er thue das Böſe nur um des Böſen willen, und weil angeborner Trieb ihn zum Mörder des menſchlichen Geſchlechtes mache.“

Cervantes wurde gegen Ende des Jahres 1577 vom Dey angekauft. Trotz der ſtrengſten Einſperrung, trotz der großen Gefahr, welche jeden Verſuch zur Befreiung bedrohte, ſetzte er fortwährend alle Hülfsmittel in Bewegung, die ihm ſein reicher Geiſt oder die Umſtände darboten. Im Laufe des Jahres 1578 gelang es ihm, einen Mohren mit Briefen an den Statthalter von Oran, Don Martin von Cordova, abzufertigen. Dieſer Bote wurde jedoch, faſt vor den Thoren Orans, von den Beduinen aufgegriffen und mit ſeinen Briefen nach Algier zurückgebracht. Der Dey ließ ihn ſpießen, und befahl, daß Cervantes als Ausſteller der Briefe zweitauſend Peitſchenhiebe erhalten ſolle. Einige Freunde, die er ſich unter der Umgebung des Dey gemacht, legten Fürbitte für ihn ein, und noch einmal verzieh ihm der blutdürſtige Haſſan. Dieſe Milde war um ſo auffallender, weil der Wütherich um dieſelbe Zeit drei Spanier, welche ebenfalls nach Oran hatten entfliehen wollen, vor ſeinen Augen zu Tode prügeln ließ. So gehäufte Unglücksfälle ſchlugen dennoch den Muth des Dichters nicht nieder. Im September 1579 machte er die Bekanntſchaft eines ſpaniſchen Renegaten aus Grenada, der früher ſich den Licentiaten Giron nannte und ſeit der Abſchwörung Abd-al-Rhamen hieß. Dieſer Menſch fühlte Reue über ſeinen Abfall, und hatte die Abſicht, nach Spanien zurückzukehren, um dort wieder in den Schooß der Kirche zu treten. Im Einverſtändniſſe mit ihm ſchmiedete Cervantes einen neuen Plan zur Flucht. Sie wendeten ſich gemeinſchaftlich an zwei Kaufleute aus Valencia, die ſich in Algier niedergelaſſen hatten. Der eine hieß Onofrio Exarca, der andere Baltaſar von Torres; beide boten die Hände, und der erſte ſchoß die Summe von 500 Dublonen vor, zur Ausrüſtung einer Fregatte von zwölf Ruderbänken, welche der Renegat, unter dem Vorwande, einen Kreuzzug zu machen, an ſich kaufte. Die Mannſchaft war ſchon in Bereitſchaft, mehrere vornehme Gefangene warteten, von Cervantes zur Theilnahme eingeladen, nur auf das Zeichen zur Abfahrt, als das Unternehmen verrathen wurde. Ein Dominikaner-Mönch, Juan Blanco de Paz, dem ſich Cervantes anvertraut hatte, ging wie ein anderer Judas zum Dey, und zeigte um einige Goldſtücke den Plan an. Haſſan Aga hielt es für beſſer, ſich zu verſtellen;

er hoffte nämlich, die Gefangenen auf der That zu ertappen, um ſie als Verbrecher ſich ſelbſt zueignen zu können. Indeſſen verbreitete ſich in der Stadt ein dunkles Gerücht, daß der Anſchlag verrathen ſey. Für ſein Leben und Vermögen zitternd, machte Onofrio Exarca unſerem Dichter den Antrag, ihn um jeden Preis loskaufen und nach Spanien ſchicken zu wollen, denn er fürchtete, die Folter möchte ihm Geſtändniſſe abnöthigen. Aber Cervantes war zu edel, um zu fliehen, während die Gefahr ſich auf die Häupter ſeiner Genoſſen entladen konnte. Er wies das Anerbieten des Kaufmanns zurück, und ſchwur, daß weder Folter, noch Tod ihm eine Anklage abpreſſen ſollten. Er hatte ſich, in der Hoffnung, das Schiff des Renegaten beſteigen zu dürfen, eben aus dem Sklavenzwinger geflüchtet und einen Schlupfwinkel im Hauſe des Fähndrichs Diego Caſtellano, ſeines alten Waffengenoſſen, gefunden. In den Straßen Algiers wurde ein Befehl des Deys ausgerufen, der ſeinen Sklaven Cervantes zurückforderte und jeden Hehler mit der Todesſtrafe bedrohte. Sogleich befreite Cervantes ſeinen zitternden Freund von aller Verantwortlichkeit; unter Vermittelung eines Renegaten von Murcia, der ſich die Zuneigung des Dey erworben hatte, ſtellte er ſich vor dieſem. Haſſan Aga verlangte die Angabe aller Mitſchuldigen; um Cervantes deſto mehr einzuſchüchtern, ließ er ihm die Arme auf den Rücken binden und eine Schlaufe um den Hals legen, ſo daß es nur eines Winks bedurfte, um ihn aufzuknüpfen. Cervantes blieb ſich auch in dieſer gefährlichſten aller Proben gleich, er klagte bloß ſich ſelbſt an; als Mitſchuldige nannte er zuletzt vier ſpaniſche Edelleute, die aber etliche Tage zuvor ihre Freiheit wieder erkauft hatten und bereits abgereist waren. Seine Antworten waren ſo edel und ſcharfſinnig zugleich, daß Haſſan Aga ſich noch einmal rühren ließ. Er begnügte ſich, den Licentiaten Giron nach Fez zu verbannen und Cervantes ſelbſt in ein enges Gefängniß einzuſperren, wo der Unglückliche, an Händen und Füßen gefeſſelt, fünf ganze Monate ſchmachtete. Dieſe Leiden wurden jedoch mehr als aufgewogen durch die Achtung, welche Cervantes ſich bei Freunden und Feinden erworben hatte. Ein Augenzeuge, der Fähndrich Ludwig Pedroſa, erzählt, ſein edles Betragen habe ihm Ruhm, Ehre und die Krone unter den Chriſten eingetragen. Cervantes ſelbſt berichtet in der Geſchichte des gefangenen Hauptmannes, lange Jahre werden jene Abenteuer in dem Gedächtniſſe der Landeseinwohner eingegraben bleiben, und der Pater Haedo ſagt übereinſtimmend, man könnte eine beſondere Geſchichte darüber ſchreiben. In der That war Cervantes ſeit dieſer Zeit von den Mohren ſo gefürchtet, daß Haſſan Aga größere Unternehmung argwöhnte. Schon zuvor hatten zwei tapfere Spanier einen allgemeinen Aufſtand aller Chriſtenſklaven verſucht. Cervantes war der Mann dazu, dieſen damals verunglückten Plan wieder aufzunehmen und geſtützt auf eine Maſſe von 25,000

Gefangenen, die sich damals in der Regentschaft befanden, in's Werk zu setzen. Einer seiner neuern Biographen, Fernandez Navarrete, unterstellt ihm wirklich diesen kühnen Gedanken, und meint, Cervantes würde ihn auch ausgeführt haben ohne die Undankbarkeit und die Schufterei, die ihn so oft verriethen. Dem sey, wie ihm wolle: so sehr fürchtete der Dey seinen Muth, seine Geschicklichkeit und die Herrschaft, welche Cervantes über die Gemüther seiner Mitgefangenen ausübte, daß er öfters über ihn äußerte: „Wenn ich nur den Spanier mit der Stumpfhand in gutem Gewahrsam halte, so sind meine Hauptstadt, meine Sklaven, meine Flotte in Sicherheit.“ Und doch zeigte dieser Wütherich nur gegen Cervantes Milde, ja selbst Edelmuth. So groß ist die Macht wahrer Charaktergröße. Unser Dichter spricht selbst hievon in der mehrfach angeführten Novelle: „Ein Einziger kam gut mit ihm aus, ein spanischer Soldat, Saavedra genannt, welcher Dinge ausführte, die lange, lange im Gedächtnisse der Eingeborenen bleiben werden, Alles, um seine Freiheit wieder zu gewinnen. Dennoch gab ihm Hassan Aga nie einen Stockstreich, noch ließ er ihn durch Andere schlagen, noch richtete er je ein beleidigendes Wort an denselben, während bei seinen vielen Befreiungsversuchen wir Alle jeden Augenblick befürchteten, sein Ende sey gekommen, ja er selbst erwartete mehr als einmal, gespießt zu werden.“

So lange Cervantes in dem engen Gefängnisse schmachtete, war sein Loos noch erträglicher, als das der andern Sklaven, welche frei herumlaufen durften; Hassan Aga hatte sich nämlich des Alleinhandels mit Korn und andern Lebensmitteln bemächtigt, und durch seinen Wucher eine solche Theurung erkünstelt, daß die Straßen der Stadt mit Leichen von verhungerten Eingebornen wie besäet lagen. Die Christensklaven erhielten von ihren Gebietern, den Türken, nur die allernöthigste Nahrung, nicht sowohl aus Mitleiden, als aus Geiz; dabei wurden sie mit den härtesten Arbeiten belastet, denn die Kriegsrüstungen, welche Philipp II. von Spanien unter dem Vorwande eines Zuges gegen Algier wider Portugal machte, hatten Schrecken in der Berberei verbreitet, und man arbeitete dort Tag und Nacht an Wiederherstellung der Werke, an Vergrößerung der Seemacht.

Während Cervantes sich auf diese Weise abmühte, seine Freiheit durch kühne Anschläge zu erobern, waren seine Verwandte in Madrid nicht müßig geblieben. Nachdem sie im Jahre 1577 fast ihr ganzes Vermögen für die Loskaufung des ältern Bruders Rodrigo aufgewendet, ließen sie unter dem 17. März 1578 durch einen der Alcalden des Hofes eine Schrift aufsetzen, in welcher mehrere Zeugen sowohl die ehrenvollen Dienste, welche Cervantes in den türkischen Kriegen dem Lande geleistet, als auch die Mittellosigkeit seiner Familie verbürgten. Der ehemalige Vicekönig von Sizilien, Herzog von Sesa, fügte dieser Schrift ein Gutachten bei, in welchem er dem König seinen ehemaligen Soldaten auf's angelegentlichste

empfahl. Noch ehe ſie übergeben werden konnte, ſtarb der alte Cervantes und hinterließ ſeine Angehörigen in bitterer Armuth. Im folgenden Jahre beſchloß endlich König Philipp II., Commiſſäre zur Loskaufung von Gefangenen nach Algier zu ſchicken. Der Pater Juan Gil, General-Procurator des Ordens der heiligen Dreieinigkeit und Haupt der Geſellſchaft de la Redencion (der Erlöſung), erhielt dieſen Auftrag; ein anderer Mönch von demſelben Orden, Bruder Antonio de la Bella genannt, begleitete ihn. Vor dieſen beiden Mönchen erſchienen am 31. Juli 1579 Miguel Cervantes Mutter, Donna Leonor de Cortinas, ſammt ihrer Tochter Donna Andrea, und übermachte ihnen 300 Dukaten als Beitrag zur Befreiung ihres Bruders und Sohnes. Zweihundert fünfzig Dukaten gab die arme Wittwe, fünfzig die arme Schweſter. Die Väter der Erlöſung landeten den 29. Mai 1580 in Algier, und arbeiteten ſogleich in ihrem edeln Berufe. Aber große Schwierigkeiten ſtellten ſich der Befreiung unſeres Dichters entgegen. Der Dey, ſein Gebieter, verlangte 1000 Goldſtücke, und drohte, ihn als Sklave nach Conſtantinopel mitzunehmen, wenn dieſe Summe nicht augenblicklich bezahlt würde. In der That war er kaum zuvor durch einen Ferman des Großſultans abberufen worden, und Haſſan hatte unſern Dichter bereits auf einer ſeiner Galeeren anſchmieden laſſen. Zuletzt gelang es den unabläſſigen Bemühungen des Paters Juan Gil, daß Cervantes um 500 Goldſtücke ſeine Freiheit erhielt. Dies war gerade die Summe, welche Haſſan Aga ſelbſt für ihn ausgelegt hatte. Der Barbar bewies ihm noch durch dieſe letzte Handlung ſeine Hochachtung. Doch koſtete es große Mühe, das Geld zuſammen zu bringen. Mehrere chriſtliche Kaufleute in Algier ſteuerten bei, auch aus der Kaſſe des Almoſens der Erlöſung wurde ein bedeutender Beitrag gegeben. Die Offiziere der Galeere, auf welcher Cervantes rudern ſollte, erhielten überdies ein Geſchenk von 9 Dublonen. Am 19. September 1580 wurde unſer Dichter im nämlichen Augenblicke, wo Haſſan Aga nach Conſtantinopel unter Segel ging, an's Land geſetzt. Sein Vaterland, die Welt ſollte ihn nicht verlieren.

Der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit machte, beſtand darin, daß er auf eine glänzende Weiſe Verleumdungen zurückwies, deren Opfer er kurz zuvor geworden war. Sein fluchwürdiger Angeber, der Mönch Johann Blanco de Paz, hatte nämlich die letzte ſtrenge Haft unſeres Dichters dazu benützt, ihm die Verbannung des Renegaten Giron und den unglücklichen Ausgang des letzten Verſuches zur Flucht aufzubürden. Cervantes bat den Pater Gil, eine Unterſuchung anzuſtellen. Vor dem päbſtlichen Notar Pedro de Ribera legten elf ſpaniſche Edelleute, die angeſehenſten unter allen gefangenen Chriſten, auf 21 Fragen ihre Zeugniſſe ab. Das Protokoll enthält eine umſtändliche Erzählung aller Vorfälle, die ſich auf Cervantes Sklaverei beziehen, und umfaßt die rühmlichſten Züge ſeines

Geistes, seines Charakters, der Reinheit seiner Sitten, seiner edeln Aufopferung für die anderen Gefangenen, deren Herzen er fast ohne Ausnahme gewann. Wir wollen einige der Zeugnisse mittheilen. Der Edelmann Don Diego de Benavides sagt aus: „Als ich nach meiner Ankunft zu Algier mich nach den angesehensten gefangenen Christen erkundigte, nannte man mir vor allen andern den Namen Cervantes, denn er sey in hohem Grade ehrenwerth, edel, tugendhaft, von vortrefflichem Charakter und deßhalb allgemein verehrt. Ich habe seine Freundschaft gesucht, und bin so herzlich von ihm behandelt worden, daß ich Vater und Mutter in ihm fand.“ Der Carmeliter-Mönch Feliciano Enriquez bestätigte diese Aussage, und gab weiter an: „Nachdem er die Falschheit der gegen ihn geschmiedeten Verleumdungen erkannt, sey er sein Freund geworden, wie alle andere Gefangene, deren Achtung sein edles, christliches, tugendhaftes Betragen errungen habe.“ Der Fähndrich Ludwig de Pedrosa erklärte: „Unter allen Christen in Algier habe ich keinen anderen gesehen, der seinen Mitgefangenen gleich so viel Gutes erzeigt und ein so zartes Ehrgefühl bewiesen hätte, wie Cervantes. In allen Dingen hat derselbe eine unvergleichliche Anmuth, er ist so geistvoll, klug, gewandt, daß nur wenige Menschen sich mit ihm messen können!“

Ist es ein Wunder, daß diese so ruhmreiche Gefangenschaft sich in glänzenden Zügen in Cervantes Gedächtniß eingrub, daß er seine eigenen Abenteuer zum Gegenstande von Dramen und Erzählungen wählte, daß er fast in allen seinen Werken Anspielungen darauf machte, die man lange nicht mehr verstand, bis erst in unseren Tagen sein Leben urkundlich erhoben wurde. Er vergaß auch die Wohlthäter nicht, die ihm die Freiheit wieder verschafften; in der Novelle „die Anglo-Spanierin“ hat er den Vätern der Erlösung ein würdiges Denkmal seiner Dankbarkeit gesetzt. Ende Oktobers 1580 ging Cervantes unter Segel; nach fünfjährigen Leiden genoß er endlich, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die süßeste aller Wonnen, die man auf Erden kosten kann, die Freude, nach langer Sklaverei wohl und gesund den Boden des Vaterlandes wieder zu betreten. „Denn,“ fügt er an einem anderen Orte bei, „es gibt kein anderes Gut, das dem Gewinn verlorener Freiheit gleichkommt.“ Die Dürftigkeit seiner Familie zwang ihn bald wieder, sein Heil auswärts zu versuchen. Bei seiner Zurückkunft lag Philipp II. krank zu Badajoz, in Folge des Todes seiner zweiten Gemahlin Anna von Oesterreich. Am 5. Dezember betrat dieser König die Grenzen Portugals, welches Land ihm der Herzog von Alba erobert hatte. Das spanische Heer blieb im Lande vertheilt, ebensowohl um eine mögliche Empörung zu vereiteln, als um die Eroberung der Azoren vorzubereiten, wo sich noch immer die Anhänger des Großpriors von Ocrato hielten. Rodrigo Cervantes, unsers Dichters Bruder, hatte gleich nach seiner Befreiung

aus der algierischen Sklaverei wieder Dienste genommen, wahrscheinlich in seinem alten Regimente, dem des Feldmarschalls Don Lopez von Figueroa. Miguel Cervantes reiste seinem Bruder nach, und dieser Mann, der als Gefangener im Sklavenzwinger zu Algier dem Dey schlaflose Nächte gemacht, ergriff zum zweiten Male als gemeiner Soldat die Muskete. Cervantes schiffte sich im Sommer 1581 auf der Flotte unter Don Pedro Valde's Befehlen ein, welche die Azoren erobern und den indischen Handel beschützen sollte. Unser Dichter machte auch den Feldzug des folgenden Jahres unter dem Marquis de Santa-Cruz mit, und nahm Theil an der Seeschlacht, welche die Spanier am 25. Juli im Angesichte der Insel Terceira gegen die französische Flotte, die Verbündete der vertriebenen portugiesischen Königsfamilie, gewann. Die Galione San Mateo, bemannt mit den Veteranen des Regiments Figueroa, unter denen sich ohne Zweifel auch Cervantes befand, zeichnete sich auf's rühmlichste in diesem Kampfe aus. Beide Brüder fochten auch in dem Feldzuge von 1583, und waren bei der Einnahme von Terceira zugegen. Rodrigo Cervantes sprang bei dieser Gelegenheit als einer der Ersten an's Land, und wurde nach erfolgter Heimkehr der Flotte zum Fähndrich befördert.

Obgleich das Glück unsern Dichter minder begünstigte und er sich aus den niedersten Graden nicht aufschwingen konnte, hatte er doch Ursache, mit seinem Aufenthalte in Portugal zufrieden zu seyn. Aus Achtung vor seinen hohen Talenten zog man ihn während des Winterquartiers in die ersten Gesellschaften. Es entspann sich damals ein Liebesverständniß zwischen ihm und einer Dame von Lissabon. Diese Portugiesin beschenkte ihn mit einer Tochter, welche den Namen Donna Isabella de Saavedra bekam, und welche Cervantes während seines ganzen späteren Lebens, auch nach seiner Verheirathung, bei sich behielt. Auf diese Liebe folgte eine andere ernsthaftere, die ihn auch zu den Musen, den Pflegerinnen seiner Kindheit, zurückführte. Während der kurzen Ruhezeit zwischen den oben erzählten Feldzügen machte er in der kleinen kastilischen Stadt Esquivias die Bekanntschaft einer Dame von edler Herkunft, Donna Catalina von Palacios Salazar und Vozmediano. Cervantes glühte für die Geliebte, und dichtete mitten im Sturme eines bewegten Soldatenlebens ihr zu Ehren die Galatea. Dieses Werk, das er selbst eine Ekloge nennt, ist ein Hirtengedicht ganz im Geschmacke jener Zeit. Unter erdichteten Namen schildert er darin einen Theil seiner Abenteuer, lobt die damaligen Schöngeister, und bringt vor Allem der Gebieterin seines Herzens eine zarte Huldigung dar. Man weiß aus sichern Zeugnissen, daß Cervantes, unter dem Namen Elicios, des Schäfers von den Auen des Tagus, seine eigene Liebe zur schönen Galatea, der Schäferin von den Ufern desselben Flusses, schildert. Unter den andern Schäfern, die er anführt, Tircis, Damon, Meliso,

Siralvo, Lauſo, Larſileo, Artidoro, ſind Franz Figueroa, Pedro Lainez, Don Diego Hurtado de Mendoza, Luis Galvez de Montalvo, Luis Barahona de Soto, Don Alonzo de Ercilla, Andres Rey de Artieda, lauter Freunde von ihm, lauter mehr oder minder berühmte Schriftſteller jener Zeit, gefeiert. Die Galatea, von welcher jedoch nur der erſte Theil erſchienen iſt, zeichnet ſich aus durch Reinheit des Styls, durch Schönheit der Schilderungen, beſonders durch zarte Liebesbilder. Aber die Schäfer unſers Dichters ſind zu gelehrt, ihr Mund fließt über von prächtigen Sentenzen und ſchönen Redensarten, und überdies ſind in dem Gedichte Epiſoden auf Epiſoden mit wenig Geſchmack aufeinander geſtapelt. Dies iſt das Urtheil, welches Cervantes in der Vorrede ſeines Hirtengedichtes ſelbſt über ſeine Arbeit fällt. Die Galatea erſchien gegen Ende des Jahres 1584. Am 14. Dezember deſſelben Jahres vermählte ſich Cervantes mit der Heldin ſeines Gedichtes. Der Vater von Donna Catalina war zuvor geſtorben, die Wittwe verſprach ihrer Tochter eine angemeſſene Ausſteuer in beweglichen und unbeweglichen Gütern; dieſes Verſprechen wurde zwei Jahre ſpäter erfüllt. Im Ehevertrage, der unter dem 9. Auguſt 1586 von dem Notar Alonzo de Aguilera ausgefertigt ward, vermachte Cervantes ſeiner Gemahlin 100 Dukaten, den zehnten Theil ſeines Vermögens.

Er hatte indeß den Kriegsdienſt verlaſſen und war Bürger geworden in dem Städtchen Esquivias; ſowohl die Muße, als die Nothwendigkeit, für den Unterhalt ſeiner Familie zu ſorgen, führten ihn nun zu den Träumen ſeiner Kindheit, zu den ſüßen Beſchäftigungen der Jugend zurück. Die Nähe von Madrid erlaubte ihm, häufige Reiſen dorthin zu machen. Er erneuerte daſelbſt ſeine Bekanntſchaft mit mehreren Schriftſtellern, namentlich mit Juan Rufo, Lopez Maldonado, Vicente Eſpinel, dem Verfaſſer des Romans Marcos de Obregon, den Leſage für ſeinen Gil-Blas ausbeutete. Es iſt wahrſcheinlich, daß Cervantes in eine Art von Akademie aufgenommen wurde, die ein großer Herr vom Hofe zu Madrid in ſeinem Hauſe eröffnet haben mag, ungefähr wie der berühmte Fernando Cortez zur Zeit Karls V. Wenigſtens ſpricht unſer Dichter in einer ſeiner Novellen aus Gelegenheit der italieniſchen Akademie von einer Academia imitatoria, nachgeahmten Akademie, zu Madrid. In den vier erſten Jahren nach ſeiner Vermählung — von 1584 bis 1588 — widmete ſich Cervantes ausſchließlich dem Theater, dem einzigen Zweige der Literatur, welcher damals etwas eintrug. Während ſeiner Kindheit war die ſpaniſche Bühne der Kirche entſchlüpft und weltlich geworden. Lope de Rueda, dieſer wandernde Aeſchylus, Schauſpieler und Dichter in einer Perſon und der wahre Gründer des ſpaniſchen National-Theaters, führte ſeine Stücke auf öffentlichen Plätzen vor dem Volke auf. Eine politiſche Neuerung begünſtigte die neue Pflanze. Der ſpaniſche Hof, der ſonſt von einer großen Stadt der Halbinſel zur

andern zog, ſetzte ſich ſeit 1561 in Madrid, und mit dem Jahre 1580 erhoben ſich daſelbſt zwei Theater, die noch beſtehen, „zum Kreuze“ und „zum Fürſten“ benannt (de la Cruz und del Principe). Seit dieſer Zeit hielten es ausgezeichnete Geiſter nicht mehr unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, die bis jetzt den herumziehenden Truppen überlaſſen war, welche ihre Schwänke ſelbſt dichteten. Als einer der erſten betrat Cervantes dieſe Laufbahn mit einem Stücke in ſechs Akten, in welchem er ſeine eigenen Abenteuer ſchilderte, und das den Titel führte: das Leben in Algier. Etliche und zwanzig andere Komödien folgten bald auf dieſe erſte, darunter Numancia, die Seeſchlacht, die Großtürkin, das Haus der Eiferſucht, Jeruſalem, die Verwirrte und andere mehr. Cervantes ſagt ſelbſt darüber: „Ich wagte es, die Schauſpiele von fünf Akten auf drei herabzuſetzen. Auch war ich der Erſte, welcher die innerſten Bewegungen der menſchlichen Seele enthüllte, mit allgemeinem Beifall des Publikums. Ich verfaßte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Komödien, die alle auf die Bühne gebracht wurden, ohne ausgepfiffen oder ausgeſtampft zu werden, oder ohne daß, wie ſonſt, ſich ein Hagel von Pomeranzenſchalen und Melonenſtücken über die Schauſpieler ergoß.“ Lange kannte man dieſe Arbeiten nur dem Namen nach und bedauerte von ganzem Herzen ihren Verluſt. Mit einer ſo reichen Einbildungskraft, bei dieſem Witze, bei ſoviel Hoheit der Seele und Geſchmack, bei der tiefen Kenntniß des Theaters, welche Cervantes da und dort in ſeinem Don Quixote verräth, endlich bei den Lobſprüchen, die er ſich ſelbſt, als komiſchem Dichter, mit ſo viel Offenherzigkeit ertheilt, dachte man, müſſen jene dramatiſchen Arbeiten wahre Meiſterſtücke ſeyn. Zum Unglücke für ſeinen Ruhm hat man einige derſelben wieder aufgefunden, wie Numancia, das Leben in Algier, die luſtigen Weiber. Aber dieſe Dichtungen entſprachen den gehegten Erwartungen nicht; beſſer wäre es geweſen für ſeinen Ruhm, wenn ſie im Staube der Bibliotheken verborgen blieben. Es war die ſchwache Liebe eines Vaters zu ſeinen Kindern, die ihm ſelbſt jene Lobſprüche eingab, ein neuer Beweis dafür, wie wenig ſelbſt die ausgezeichnetſten Geiſter im Stande ſind, ſich ſelbſt richtig zu beurtheilen.

Das beſte unter den wiederaufgefundenen Stücken iſt ohne Widerrede die Tragödie Numancia. Obgleich nichts weniger als vollkommen, übertrifft ſie bei weitem die Tragödien von Lupercio de Argenſola, welche Cervantes im achtundvierzigſten Kapitel des Don Quixote mit Lobſprüchen überſchüttet, die um ſo mehr auffallen müſſen, da ſie aus einer ſo wenig ſchmeichleriſchen Feder floſſen. In der Schilderung der heroiſchen Gefühle eines Volkes, das ſich für die Freiheit dem Tode weiht, in jenen rührenden Epiſoden, welche die volle Kraft der Freundſchaft, der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit verherrlichen, offenbart ſich Cervantes Seelengröße und

ſein edler Stolz. Aber der Plan des Ganzen iſt mangelhaft, die einzelnen Theile hängen nicht feſt zuſammen, und die Theilnahme des Leſers erliſcht allmählich, weil ſeine Aufmerkſamkeit zu ſehr zerſtreut wird. Die beſten Arbeiten, welche Cervantes für das Theater ſchuf, ſind ſeine Intermezzo's, kleine Schwänke, die man jetzt in Spanien sainetes nennt, und welche in den Zwiſchen-Akten der größeren Schauſpiele aufgeführt wurden. Man hat bis jetzt drei ſolcher Stücke von Cervantes aufgefunden: den Ehe-Richter, den verwittweten Kuppler, die Schulzenwahl, welche in der That Meiſterwerke von körnichtem Witze ſind. Nicht lange jedoch fand der arme Cervantes auf dem Theater den gewünſchten Ruhm und Gewinn. Wie ſo viele Andere, wurde er durch Lope de Vega verdrängt. „Damals begann," erzählt Cervantes ſelbſt, „jenes Wunder der Natur, der große Lope de Vega, ſeine glänzende Laufbahn, bemächtigte ſich der Alleinherrſchaft über die Bühne, unterwarf alle Schauſpieler ſeinen Geſetzen und erfüllte die Welt mit ſeinen Komödien."

Von Nahrungsſorgen gedrängt, mußte Cervantes einen anderen Beruf ergreifen, der zwar weit weniger ſeinen Neigungen gemäß, weit weniger glänzend und ehrenvoll war, aber doch Brod verhieß. Er ſtand jetzt im vierzigſten Lebensjahre. Ohne Vermögen, ohne Belohnung für harte zwanzig Dienſtjahre, hatte er überdies für eine Familie zu ſorgen, welche durch ſeine zwei Schweſtern und ſeine natürliche Tochter verſtärkt worden war. Ein Rath vom Finanzamte, Antonio de Guevara, wurde im Jahre 1588 zum Schatzmeiſter der Flotte ernannt, mit dem Befehle, ſeinen Sitz in Sevilla zu nehmen. Er erhielt die Vergünſtigung, ſich vier Commiſſäre als Gehülfen ſelbſt zu wählen. Es handelte ſich davon, die berühmte unüberwindliche Flotte auszurüſten, welche ſo ſchnell den Stürmen und den Engländern erlag. Guevara bot einen der vier Plätze unſerem Dichter an, der nun mit ſeiner Familie ſich nach Andaluſien überſiedelte.

So war denn der Schöpfer der Galatea und ſo vieler mit Glück aufgeführten Bühnenſtücke zum Proviant-Commiſſär geworden. Noch ſchlimmer hätte es ihm gehen können. Aus den ſpaniſchen Archiven iſt eine Eingabe vom Mai 1590 hervorgezogen worden, in welcher er den König um eine Steuer-Einnehmerſtelle in Neu-Grenada, oder um den Platz eines Richters in irgend einer kleinen Stadt von Guetemala bittet. Er wollte nach Amerika gehen, nach jenem Lande, das er ſelbſt die gewöhnliche Zuflucht der Verzweifelten Spaniens nennt. Zum Glücke verlor ſich ſeine Bittſchrift in der unermeßlichen Regiſtratur des Rathes beider Indien.

Sein Aufenthalt in Sevilla war von langer Dauer. Einige kleine Ausflüge nach Andaluſien und eine einzige Reiſe nach Madrid abgerechnet, blieb er zehn Jahre hintereinander in jener Stadt. Im Jahre 1591 wurde Guevara durch Pedro Isunzo abgelöst; auch unter dieſem diente Cervantes

in gleicher Stellung noch weitere zwei Jahre. Als endlich die Hauptſtelle eingezogen wurde, und ſomit die untergeordneten von ſelbſt aufhörten, wurde Cervantes Sachwalter und lebte mehrere Jahre von der Beſorgung gewiſſer Geſchäfte, welche ihm mehrere Stadträthe, Corporationen oder auch einzelne Privatleute anvertrauten; unter Anderem verwaltete er die Güter eines reichen Edelmannes, Don Hernando de Toledo, und wurde ſein Freund.

Mitten unter dieſen unedlen Geſchäften vernachläßigte jedoch Cervantes die Muſen nie ganz. Das Haus des berühmten Malers Franzisco Pacheco (Schwiegervater und Lehrer des großen Velasquez) ſtand damals allen Männern von Verdienſt offen; die Werkſtätte dieſes Künſtlers, der auch die Poeſie liebte und trieb, war nach dem Ausdrucke Rodrigo Caro's die Akademie aller Schöngeiſter von Sevilla. Cervantes fand ſich faſt täglich ein, ſein Bildniß wurde in jenes koſtbare Gemälde aufgenommen, in welchem Pacheco mehr als hundert berühmte Perſonen damaliger Zeit darſtellte. Er ſtand außerdem in freundlichem Verkehre mit dem ausgezeichneten Lyriker Fernando de Herrera, den Spanien faſt ganz vergaß; denn man kennt weder ſein Geburts-, noch Todesjahr, noch irgend einen beſonderen Umſtand aus ſeinem Leben, und auch ſeine Werke, oder vielmehr die Ueberbleibſel derſelben, fand man nur durch Zufall unter dem Nachlaſſe ſeiner Freunde. Cervantes, der ein Sonnet auf Herrera's Tod ſchrieb, ſtand noch mit einem anderen Dichter in Verbindung, mit Juan Jauregui, dem Verfaſſer einer klaſſiſchen Ueberſetzung von Taſſo's Aminta. Wie der Maler Pacheco ſich mit Poeſie beſchäftigte, ſo pflog der Dichter Jauregui der Malerei; er malte ebenfalls ein Bildniß ſeines Freundes Cervantes. In Sevilla war es auch, wo Cervantes ſeine Novellas exemplares ſchrieb, die jedoch erſt ſpäter, in der Zwiſchenzeit der beiden Theile des Don Quixote, erſchienen. Die Abenteuer zweier berühmten Diebe, die im Jahr 1569 zu Sevilla verhaftet worden waren, und deren Geſchichte damals noch im Munde des Volkes herumlief, gab ihm den Stoff zu der köſtlichen Schelmen-Novelle Rinconete und Cortadillo. Aus der Plünderung von Cadix, das die engliſche Flotte unter dem Befehle des Admirals Howard und des Grafen von Eſſex am 1. Juli 1596 eroberte, entnahm er die Idee zur Anglo-Spanierin. Von den übrigen Novellen kannte man lange Zeit die unterſchobene Tante nur dem Namen nach, erſt in neuerer Zeit iſt ſie wieder aufgefunden worden. Seit den Kriegen Karls V., welche in Spanien Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur verbreiteten, bis auf Cervantes, begnügte man ſich in der Halbinſel, die leichtfertigen Erzählungen des Decamerone und der Nachahmer Boccacio's zu überſetzen. Cervantes konnte daher in ſeinem Vorworte mit gerechtem Stolze ſagen: „Ich bin der Erſte, der ſpaniſche Novellen ſchrieb, denn die vielen Dichtungen dieſer Art, welche in ſpaniſcher Sprache verbreitet wurden, ſind fremden Nationen abgeborgt. Aber dieſe

hier gehören mein, sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen. Mein Geist hat sie gezeugt, meine Feder hat sie an's Tageslicht gebracht." Er nannte sie Novellas exemplares [1], theils um sie von den nachgemachten, dem italienischen Boden abgeborgten, zu unterscheiden, theils weil keine unter ihnen ist, aus der man nicht, wie er selbst sagt, irgend eine nützliche Lehre, ein gutes Beispiel ziehen könnte. Sie zerfallen in ernste und scherzhafte. Es gibt sieben der ersten, acht der zweiten Gattung. Nächst dem Don Quixote begründen hauptsächlich diese Novellen Cervantes Ansprüche auf ewigen Ruhm. In ihnen offenbart sich unter tausend wechselnden Formen der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft, ein Herz voll Güte und Wohlwollen, ein unerschöpflicher Witz, der erheitert, ohne boshaft zu verwunden; endlich eine meisterhafte Geschmeidigkeit der Sprache, die sich allen Gegenständen anpaßt, die den rührendsten Tönen in der Geschichte der Cornelia und den unübersetzlichen Schelmereien des Rinconete und Cortadillo den naturgemäßen Ausdruck verleiht. König Philipp II. starb den 13. September 1598. Ihm zu Ehren wurde in der Hauptkirche von Sevilla ein prächtiger Katafalk errichtet, von dem ein alter Chronist sagt, es sey das wunderwürdigste Todtendenkmal gewesen, das je menschliche Augen hätten schauen dürfen. Solche und ähnliche Ruhmrednereien veranlaßten Cervantes, sein berühmtes Spottgedicht zu schreiben, worin er mit außerordentlicher Anmuth die Windbeutelei der Andalusier — dieser Berliner Spaniens — durchzieht. Cervantes nennt dieses kleine Gedicht selbst (in der Reise nach dem Parnaß) die beste unter seinen Schriften. Wenige Monate später verließ er die Stadt Sevilla, um sie nie wieder zu betreten, aus folgendem Anlasse.

Cervantes, dessen Leben sonst so viel Aehnlichkeit mit den Schicksalen des Camoens darbietet, war dem großen Portugiesen auch darin gleich, daß er wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt wurde. Wie der Letztere, bewies er seine Unschuld durch seine ehrenvolle Armuth. Gegen Ende des Jahres 1594 war er damit beschäftigt, seine Rechnungen in Ordnung zu bringen und einige Rückstände einzuziehen, was ihm nur mit großer Mühe gelang; die eingehenden Summen schickte er dann einzeln in Wechsel-Briefen auf Sevilla an das Schatzamt in Madrid. Eine dieser Summen, im Betrage von 7400 Realen Steuergeldern, aus dem Distrikte Velez-Malaga, übergab er in klingender Münze einem in Sevilla ansäßigen Kaufmanne, Namens Simon Freire de Lima, der es über sich nahm, das empfangene Geld an das Madrider Schatzamt zu bezahlen. Cervantes machte bald darauf eine Reise nach der Hauptstadt, und da das Geld noch nicht eingegangen war, forderte er es schriftlich von dem Kaufmanne; dieser hatte aber indeß Bankerott gemacht und sich geflüchtet. Cervantes eilte sogleich nach

[1] Doppelsinnig, zugleich Original-Novellen und solche, welche als Beispiel dienen können.

Sevilla zurück, wo er alles Vermögen des Kaufmannes von anderen Gläubigern mit Beſchlag belegt fand. Er machte nun eine Eingabe an den König, und in der That erſchien unter dem 7. Auguſt ein königliches Dekret, welches den Oberrichter in Sevilla ermächtigte, die dem Kaufmanne übergebene Summe auf ſeine zurückgelaſſene Güter zu entnehmen. Der Richter erhob auch das Geld, und übermachte es durch einen Wechſel vom 22. November 1596 an den königlichen Schatzmeiſter Don Pedro Meſia de Tomar.

Die ſpaniſchen Finanzen waren damals auf's tiefſte erſchöpft durch die Eroberung von Portugal und Terceira, durch den Krieg in den Niederlanden, durch die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte, endlich durch eine Menge Projektmacher, damals Arbitristas genannt, in deren betrügliche Hände die Regierung fiel. Die Ober-Rechnungskammer entwickelte daher, um den erſchöpften Schatz wieder einigermaßen zu füllen, die größte Strenge in Vereinigung alter Ausſtände. Der Ober-Einnehmer, deſſen Untergebener Cervantes geweſen war, wurde nach Madrid berufen, um dort Rechnung abzulegen. Er erklärte, daß alle Urkunden, deren er zu dieſem Zwecke benöthigt ſey, ſich zu Sevilla in Cervantes Händen befänden. Ohne weitere Förmlichkeit erhielt nun der königliche Richter Gaſpar de Vallejo unter dem 6. September 1597 Befehl, unſeren Dichter zu verhaften und in eines der Gefängniſſe Madrids abzuliefern. Cervantes wurde wirklich eingeſezt, da er aber Bürgſchaft für die Bezahlung von 2641 Realen (330 Gulden) leiſtete, — ſo hoch belief ſich die ganze Summe, deren Veruntreuung man ihm Schuld gab, — ſo erhielt er ſeine Freiheit wieder kraft eines zweiten königlichen Befehles vom 1. Dezember deſſelben Jahres, gegen das Verſprechen, ſich innerhalb einer Friſt von dreißig Tagen vor der Rechnungs-Kammer zu ſtellen und die Rückſtände zu bezahlen. Man weiß nicht, wie dieſe erſte gerichtliche Verfolgung endigte; ſoviel iſt aber gewiß, daß er einige Jahre ſpäter wegen derſelben kleinen Summe von Neuem beläſtigt wurde. Der Steuer-Einnehmer von Baza, Gaſpar Oſorio de Teſada, brachte Ende 1602 unter ſeinen Rechnungen einen Empfangſchein von Cervantes hervor, woraus ſich ergab, daß unſer Dichter im Jahre 1594 2641 Realen erhalten hatte, als er beauftragt wurde, die oben berührten Rückſtände in der Stadt und Umgegend von Baza einzuziehen. Die Rechnungskammer erſtattete hierüber einen Bericht, datirt Valladolid den 24. Januar 1603, worin ſie die Verhaftung unſeres Dichters wegen derſelben Summe und ſeine Freilaſſung gegen Bürgſchaft berührte, und weiter beifügte, daß er ſeit 1597 nicht vor dem Tribunal erſchienen ſey. Dieſer Umſtand ward die Veranlaſſung, daß ſich Cervantes mit ſeiner ganzen Familie nach Valladolid verfügte, wohin ſeit zwei Jahren König Philipp III. den Hof verlegt hatte. Aus wieder aufgefundenen Urkunden geht hervor, daß

unſeres Dichters Schweſter Donna Andrea im Februar 1603 die Haushaltung eines gewiſſen Don Pedro Oſorio, Marquis von Villafranca, einrichtete. Unter ihren Hausrechnungen, welche ein redendes Zeugniß ſind von der Mittelloſigkeit der ganzen Familie, fanden ſich mehrere Schuldſcheine von Cervantes eigener Hand. Er berichtigte damals ſeinen Handel mit der Rechnungskammer, ſey es dadurch, daß er eine frühere Heimbezahlung nachwies, oder indem er jetzt die kleine Summe erlegte. Die Verfolgungen hörten von nun an auf, und ruhig brachte er den Reſt ſeiner Tage in der Nähe dieſer Behörde zu, die ihn ſo hart behandelt hatte. Die Ehre unſeres Dichters machte dieſe in's Einzelne gehenden Nachweiſungen nothwendig. Uebrigens wird ſeine Redlichkeit ſchon dadurch über allen Verdacht erhoben, daß er ſelbſt in ſeinen Werken da und dort mit der harmloſeſten Heiterkeit auf ſeine vielen Verhaftungen anſpielt. Dies wäre eine allzugroße Frechheit, ſobald irgend eine erniedrigende Handlung Schuld daran geweſen wäre, und andererſeits hätten dann ſeine zahlloſen Feinde, Neider, Verkleinerer, die ihm ſelbſt ſeine Stumpfhand vorwarfen, ſicherlich nicht ermangelt, ihn an einem viel verwundbarern Punkte, als an der bloßen Schriftſteller-Eitelkeit anzugreifen.

Die urkundlichen Nachforſchungen über Cervantes Leben zeigen hier eine große Lücke. Man weiß nichts Gewiſſes über ihn vom Jahre 1598, wo er jenes Sonnet am Grabe Philipps II. ſchrieb, bis 1603, in welchem Jahre er an den Hof zu Valladolid zog. Und doch hat er gerade in dieſem dreijährigen Zwiſchenraume den erſten Theil des Don Quixote entworfen, begonnen, vielleicht beendigt. Aus mehreren Umſtänden wird ſehr wahrſcheinlich, daß er um's Jahr 1599 Sevilla mit ſeiner Familie verließ und ſich in irgend eine Ortſchaft der Provinz Mancha überſiedelte, in welcher er Verwandte hatte und Geſchäfte beſorgen mußte. Sein ſchnelles Erſcheinen vor der Rechnungskammer zu Valladolid im Jahre 1603 läßt keinem Zweifel darüber Raum, daß er damals in einer Gegend wohnte, welche jener Stadt weit näher ſeyn mußte, als die Provinz Andaluſien es iſt. Weiter zeigt er in ſeinem Romane eine ſo vollkommene Kenntniß der Sitten und Eigenheiten obiger Provinz, daß man gezwungen iſt, anzunehmen, unſer Dichter habe ſich längere Zeit in der Mancha aufgehalten. Allem Anſcheine nach wohnte er in dem Orte Argamaſilla; indem er dorthin die Heimath ſeines verrückten Ritters verlegte, wollte er die Krautjunker dieſes Dorfes züchtigen, welche gerade damals, laut anderer Nachrichten, wegen gewiſſer jämmerlichen Rangſtreitigkeiten ſo erboſte und hartnäckige Prozeſſe miteinander führten, daß nach den Chroniken jener Zeit die Bevölkerung in Abnahme kam. Cervantes ſagt in ſeiner Vorrede: „Dieſer trockene, langweilige, verſtiegene Querkopf, der Sohn ſeines Gehirns, ſey im Gefängniſſe geboren, wo alle Uebel hauſen, wo der Jammer ſeine Wohnung aufgeſchlagen hat.“

Man fragt daher mit gerechter Neugier, um welcher Ursache willen, wann und wo unser Dichter in eine so schlimme Lage versetzt worden sey, aus der eine der heitersten Schöpfungen des menschlichen Geistes hervorging. Die außer Spanien lange Zeit herrschende Meinung war die, daß Cervantes sein Werk in den Gefängnissen der Inquisition entworfen habe. Aber schon Voltaire meinte, der müsse nicht viel Witz haben, der mit dem heiligen Officium anbinde. In der That hatte Cervantes bei allem Unglücke, das über ihn kam, doch nie etwas mit den Glaubensgerichten zu schaffen. Man hat über die Ursache seiner Einkerkerung eine Menge schwankender Vermuthungen aufgestellt. Einige behaupten, der Streich sey ihm im Dorfe Toboso gespielt worden, wegen einiger beißenden Reden gegen eine gewisse Frau, deren Verwandte ihn dann aus Rache hätten einthürmen lassen. Die verbreitetste Ansicht ist jedoch: die Einwohner von Argamasilla seyen es gewesen, die ihn so mißhandelten, sey es aus Rache dafür, daß er die rückständigen Zehnten des Groß-Priorats von S. Johann einforderte, oder weil er ihnen zum Behufe einer Salpetergrube den Guadiana abdämmte, den jene Junker zur Wässerung ihrer Wiesen benützten. Gewiß ist, daß man noch bis auf diesen Tag in jenem Orte ein altes Haus, das Haus Medrana genannt, zeigt, in welches eine uralte Sage das Gefängniß unseres Dichters verlegt. Eben so sicher ist, daß er lange Zeit und im entblößtesten Zustande in diesem Loche schmachtete, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, die Hülfe eines Oheims, Johann Barnabe de Saavedra, anzurufen. Sein Brief an ihn soll mit den Worten angefangen haben: „Lange Tage und kurze Nächte (Schlaflosigkeit) peinigen mich in diesem Gefängnisse, oder besser, in diesem Loche.“ Im Andenken an die schlechte Behandlung begann er auch seinen Don Quixote mit den Worten: „In einem Orte der Mancha, an dessen Namen ich mich nicht erinnern mag,“ — gewiß eine milde Rache!

Als Cervantes nach dreizehnjähriger Abwesenheit wieder an den Hof von Valladolid kam, fand er sich wie in einem fremden Lande. Ein anderer Fürst, andere Günstlinge regierten; seine alten Freunde waren gestorben oder da und dorthin zerstreut. Konnte der Soldat von Lepanto, der Verfasser des Trauerspiels Numancia und der Galatea keine Anerkennung, keinen Schutz finden, als seine Ansprüche noch neu waren, was durfte er dann jetzt nach fünfzehnjähriger Vergessenheit vom Nachfolger Philipps II. erwarten! Dennoch machte Cervantes, gedrängt durch die traurige Lage seiner Familie, einen letzten Versuch. Er erschien im Vorzimmer des Herzogs von Lerma, des Riesen, der die Last der Monarchie auf seinen Schultern trug, wie Cervantes sich ausdrückt, unter dem Schwarme der Bittsteller. Allein der hochmüthige Günstling empfing ihn mit kaum verstelltem Hohne, und Cervantes, in seinem Selbstgefühle auf's tiefste verwundet, gab jeden Gedanken an weitere Gunstbewerbungen auf. Von nun

an lebte er vom Ertrage ſeiner Feder und etlicher Geſchäfte, die ihm anvertraut waren, in der Stille und Zurückgezogenheit. Seine einzigen Beſchützer unter den Vornehmen waren der Graf Lemos und der Erzbiſchof von Toledo.

Die Herausgabe des erſten Theiles von Don Quixote wurde unter dieſen Umſtänden beſchleunigt. Unter dem 26. September 1604 erhielt Cervantes ein königliches Privilegium. Es handelte ſich jetzt darum, einen Mäcenas zu finden, der ſich die Zueignung gefallen ließ und das Buch unter die Fittige ſeines Namens nahm. Cervantes mußte ſich nothgedrungen dieſer erniedrigenden Sitte unterwerfen, wegen der Natur ſeines Buches. Denn wurde das Werk, deſſen Titel leicht täuſchen mochte, für einen gemeinen Ritter-Roman genommen, ſo konnte es leicht in die Hände von Menſchen fallen, die darin nicht fanden, was ſie ſuchten, und alſo auch die Satyre auf ihren ſchlechten Geſchmack nicht merkten. Ward es dagegen ſogleich verſtanden, ſo ertheilte das Buch außer dem Hauptſchlage gegen das falſche Ritterthum unter tauſend Anſpielungen noch ſo viele verſteckte Seitenhiebe, daß ein hoher Schutzpatron nur um ſo nöthiger war. Cervantes erſah ſich zu dieſem Zwecke den Herzog von Bejar, Don Alonzo Lopez de Zuniga und Sotomayor, einen von jenen vornehmen Müßiggängern, die ſich herabließen, die Künſte und Wiſſenſchaften mit dem Beifallslächeln ihrer hochgeborenen Unwiſſenheit zu beglücken. Man erzählt, der Herzog habe, als er erfuhr, daß der Gegenſtand des Don Quixote eine Satyre ſey, die Zueignung verweigert, weil er die Annahme eines witzigen Werkes der Art unter ſeiner Würde hielt. Cervantes ſtellte ſich, als ob er auf die Anſichten des Herzogs einginge, und verlangte bloß die Gunſt, ihm ein Kapitel daraus vorleſen zu dürfen. Aber ſo groß war die Ueberraſchung und der Genuß, welchen alle Zuhörer empfanden, daß Cervantes von einem Kapitel zum anderen und zuletzt bis zu Ende in Einem Zuge fortleſen mußte. Der Verfaſſer wurde mit Lobſprüchen überſchüttet, und der Herzog gab den allgemeinen Bitten nach, und ließ es ſich gefallen, daß ſein Name durch Cervantes der Unſterblichkeit übergeben ward. Der Gewiſſensrath des Herzogs, ein ehrgeiziger Prieſter, der das große Wort im Hauſe führte, wurde eiferſüchtig auf den Beifall, den der Dichter ſich errungen, zog auf das Buch, wie über den Verfaſſer, mit gleicher Bitterkeit los, und rechnete es ſeinem Beichtkinde zur Sünde an, ſoviel Wohlgefallen an einem weltlichen Buche gefunden zu haben. In der That vergaß der Herzog ſchnell unſern Dichter, der ihm ſeinerſeits nie mehr mit einer Zueignung beſchwerlich fiel. Cervantes rächte ſich ſogar nach ſeiner Art, indem er im zweiten Theile des Don Quixote den ganzen Auftritt, ſowie die anweſende Zuhörerſchaft ſchilderte.

Der erſte Theil des Don Quixote erſchien zu Anfang des Jahres 1605. Ehe wir jedoch mit unſerer Erzählung weiter gehen, müſſen wir die

spanischen Zustände der Zeit schildern, wo das Buch in die Welt trat. Die Epoche, in welche man die Blüthe des irrenden Ritterthums, die Paladine und den König Arthus mit seiner Tafelrunde versetzt, fällt zwischen den Untergang der alten Welt und das Aufblühen der neueren geordneten Staaten. Es ist jenes finstere Mittelalter, wo das Schwert Alles galt, wo man im Zweikampfe die Gerechtigkeit seiner Sache bewies, wo das Faustrecht den Boden mit Blut düngte, wo die Kirche endlich mit allen ihren Schrecken kaum dadurch den Nationen einige Ruhetage in der Woche verschaffte, daß sie den Gottesfrieden einführte. Gewiß, in einer solchen Zeit muß es als eine schöne Aufgabe erscheinen, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu beschützen. Denkt euch einen Krieger von hoher Abkunft, der, die Lanze in der Faust und eingehüllt in Stahl, hinauszieht in die weite Welt und Gelegenheit sucht, die Hoheit seiner Gesinnung, die Stärke seines Armes im Dienste des Rechtes und der Tugend zu beweisen, so ist dies ein edles Bild. Wenn ein solcher die Räuberhaufen vernichtet, welche die Wege umlagerten, oder jene adelichen Schnapphähne bändigt, welche von ihren Felsennestern herab auf die unbewaffneten Wanderer einstürmten, wenn er Gefangene von ihren Ketten befreit, einen Unschuldigen vom Henkerbeile rettet, einen Mörder bestraft, einen Tyrannen vom Throne stößt: so war dies eine Erneuerung jener heroischen Thaten, welche die Sage der antiken Heldenzeit den Halbgöttern des griechischen Alterthums, dem Theseus, Herkules und Anderen, zuschreibt. Das Christenthum hatte ferner durch Vermischung geistiger Reize mit den körperlichen einen Minnedienst geschaffen, von welchem die alte Welt nichts wußte. Die irrenden Ritter mochten daher den Schutz der Frauen zu ihrer ersten Pflicht erheben, diese erzbekleideten Kämpfer des Rechtes mochten ihr Leben theilen zwischen Krieg und Liebe. So aufgefaßt, bot jene sagenreiche Zeit nicht etwa nur zu einem Buche, sondern zu einer ganzen Literatur Stoff genug dar. Es lag ferner nahe, in der Geschichte der fahrenden Ritter eine Schilderung der Sitten jener Zeit, der Turniere und Feste und so vieler Glanzpunkte des Mittelalters, die Liebeshöfe, die Gesänge der Troubadour, die Wallfahrten in ferne Länder, die Kreuzzüge zu verweben und alle Wunder des Orients vor der Einbildungskraft des Lesers zu entfalten.

Aber nicht so verstanden die Verfasser der Ritterromane ihre Aufgabe. Ohne alle Achtung für Wahrheit häuften sie die gröbsten Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Physik und gegen die Natur des Menschen, ja selbst die gefährlichsten moralischen Irrthümer aufeinander; da fällt Hieb auf Hieb, beständige Balgereien, unglaubliche Thaten, Abenteuer über Abenteuer, ohne allen Plan, Zusammenhang und gesunden Menschenverstand, wechseln miteinander ab; schwärmerische Liebe vermischt sich mit der wildesten Rohheit, Laster mit Aberglauben. Riesen, Zwerge, Ungeheuer, Zauberer wimmeln

auf den Straßen, und die Verfaſſer dieſer papiernen Welt wetteifern mit einander, ſich im Reinunmöglichen und Unnatürlichen zu übertreffen.

Dennoch fanden die Ritterbücher gerade wegen ihrer Fehler unglaublichen Beifall. Zu der Zeit, wo ſie erſchienen, hatten zwar eben einige Gelehrte den Schutt, der die Literatur des Alterthums bedeckte, weggeräumt, aber die unwiſſende müßige Menge war noch ohne beſſere geiſtige Nahrung; mit wahrer Gier ſtürzte ſie ſich auf die dargebotenen groben Dichtungen. Es lag in jenem Jahrhunderte ein mächtiger Hebel, der dieſe falſche Richtung begünſtigte. Ein abenteuerlicher Geiſt hatte ſich ſeit den Kreuzzügen über Europa verbreitet und den Ritterbüchern einen Weg gebahnt, und gerade in Spanien fanden dieſelben mehr Anklang, als irgendwo ſonſt, weil hier der Boden am günſtigſten war. Nach achthundertjährigen Kriegen gegen Araber und Mohren folgten in reißender Schnelle die Entdeckung der neuen Welt, die Kriege in Italien, in Flandern, in Afrika. Kann es auffallen, wenn die Ritterbücher in einem Lande Beifall fanden, wo die ausſchweifendſten Anſichten derſelben ſchon verwirklicht worden waren. Der ſcharfſinnige Junker von der Mancha war nicht der erſte ſeiner Art, er hatte ſchon Vorbilder von Fleiſch und Blut gefunden. Man ſchlage den kaſtiliſchen Plutarch des Hernando del Pulgar auf, und man wird Wunder finden; dort wird der mannhafte Ritter Don Suero de Quinnones, der Sohn des Landammanns von Aſturien, mit Lob überſchüttet, er, ein Mann, der während dreißig Tagen jedermänniglich den Uebergang des Orbigo verwehrte, weil er übereingekommen war, ſich mit dreihundert gebrochenen Lanzen von den Ketten der Gebieterin ſeines Herzens loszukaufen. Derſelbe Chronikenſchreiber nennt bloß aus der Regierungszeit König Johanns II. eine Maſſe ihm perſönlich bekannter Krieger, wie Gonzalo de Guzman, Juan de Merſo, Gutierre Queſada, Juan de Polanco, Pero Vazquez de Sayavedra, Diego Varela, die nicht nur ihre nächſten Nachbarn, die Mohren von Grenada, heimſuchten, ſondern als wahrhafte irrende Ritter entlegene Länder, Italien, Frankreich, Deutſchland, durchſtreiften, um Jedem, der ſich ihnen ſtellte, ein Lanzenbrechen zur Ehre ihrer Damen anzubieten.

Die maßloſe Vorliebe für die Ritterbücher trug bald ihre bittern Früchte. Die Jugend, deren wild aufgeregter Einbildungskraft das ernſte Studium der Geſchichte nicht mehr behagte, erkor Sprache, wie Thaten in jenen Romanen zum Vorbild. Blinde Unterwürfigkeit gegen die Launen der Frauen, Ehebrüche, falſches Ehrgefühl, die blutigſte Rachgier wegen unbedeutender Beleidigungen wurden Mode, und ſo ſchadeten jene Bücher ebenſo den guten Sitten, als dem geſunden Menſchenverſtande. Bald erhoben ſich kräftige Stimmen gegen dieſelben. Männer wie Louis Vives, Alexo Vanegas, Diego Gracian, Melchior Cano, der Bruder Luis von Granada, Malon de Chaide, Arias-Montano und andere fromme oder

vernünftige Schriftſteller klagten laut über die unſeligen Folgen, welche das Leſen ſo verkehrter Bücher hervorbrachte. Auch die Geſetzgeber ließen das Uebel nicht unbeachtet. Ein Dekret Kaiſer Karls V. vom Jahre 1543 verbot allen Vicekönigen und Gerichtshöfen der neuen Welt bei ſchwerer Strafe, keinen Spanier oder Indier Ritterbücher drucken, verkaufen oder leſen zu laſſen. Im Jahre 1555 forderten die Stände von Valladolid, in ſehr entſchiedener Sprache, daſſelbe Verbot für Spanien, ja ſie ſprachen ſogar den Wunſch aus, daß alle vorhandenen Romane geſammelt und verbrannt werden möchten. Die Königin Johanna verhieß ein Geſetz dagegen, das aber nie erſchien. Aber weder die Beredſamkeit der Sittenprediger, noch die Drohungen des Geſetzes konnten das Uebel eindämmen. Alle Mittel vermochten nichts gegen die Vorliebe der Zeit für das Wunderbare. Fortwährend wurden neue Ritterromane verfaßt und geleſen. Fürſten, Große, Prälaten der Kirche ließen ſich die Zueignung dieſer Werke gefallen. Eine gewiſſe heilige Thereſa, die ſich in ihrer Jugend ganz dem Leſen von Ritter-Romanen hingegeben hatte, verfaßte ſelbſt einen ſolchen, ehe ſie ihr „Inneres Schloß“ und andere myſtiſche Schriften der Art ſchrieb, worüber ſie zuletzt heilig geſprochen ward. Kaiſer Karl V. verſchlang, während er dieſe Romane öffentlich ächtete, in aller Stille den Don Belianis von Gräcia, einen der allerausſchweifendſten unter denſelben, und als ſeine Schweſter, die Königin von Ungarn, ſeine Rückkunft nach Flandern feierlich begehen wollte, glaubte ſie ihm mit nichts eine größere Freude machen zu können, als dadurch, daß ſie in den berühmten Feſten von Bins (1549) alle Helden und Bilder eines Ritterromans von lebenden Perſonen darſtellen ließ. Die großen Herren von Hofe, ſelbſt Philipp II., übernahmen eine Rolle dabei. Der Geſchmack für dieſe Literatur war bis in die Klöſter gedrungen; Mönche und Nonnen ſchrieben oder laſen Romane. Ein Franziskaner-Bruder, Gabriel von Mata genannt, ſchmiedete noch im Jahre 1589 ein Rittergedicht, deſſen Held der heilige Franz war; daſſelbe führte den Titel: der Ritter von Aſſiſi. Auf dem Titel des Buches prangte das Bildniß des Heiligen zu Pferd, ganz nach Art der Amadis und Esplandiane, über und über mit Schutzwaffen bedeckt. Auch ſein Pferd war geharniſcht, und trug eine prächtige Decke. Die Spitze des Helmes zierte ein Kreuz, mit den Nägeln und der Dornenkrone des Erlöſers, auf ſeinem Schilde führte er die fünf Wundenmale, an der Lanze ein Fähnlein mit der Umſchrift: en esta no faltaré (in dieſem Zeichen wird mir nichts mißlingen). Dieſes ſonderbare Buch war dem Connetable von Kaſtilien zugeeignet.

So ſtanden die Sachen, als Cervantes, der arme Gefangene in einem Dorfe der Mancha, den Gedanken faßte, den Ritterbüchern mit Einem Schlage den Garaus zu machen. Dieſe Art von Literatur ſtand eben in ihrer höchſten Blüthe, als er, ein armer Mann, ohne Namen, ohne Beſchützer, ohne andere

Hülfsmittel, als ſeinen Geiſt und ſeine Feder, einen Wahn anzugreifen beſchloß, der bisher der Vernunft und den Geſetzen trotzte. Freilich ergriff er eine Waffe, die ſchärfer ſchnitt, als alle Kanzelreden, Beweiſe und Verbote: die Waffe des Lächerlichen. Sein Sieg war vollkommen. Ein Edelmann vom Hofe Philipps III., Don Juan de Silva und Toledo, Herr von Cannada-Hermoſa, ſchrieb im Jahre 1602 die Chronik des Prinzen Don Policisne von Böotia. Dieſer Roman, einer der ausſchweifendſten von allen, war der letzte, der in Spanien entſtand. Denn ſeit der Erſcheinung des Don Quixote wurde nicht nur kein neuer mehr verlegt, ſondern man hörte ſogar auf, die alten wieder abdrucken zu laſſen, die dadurch ſehr ſelten und zu wahren Schatzſtücken großer Bibliotheken geworden ſind. Von vielen kennt man nur noch die Titel, von andern gingen ſelbſt die Namen verloren. Kurz der Erfolg des Don Quixote war in dieſer Beziehung ſo ausſchließend, daß einige ſtrenge Richter ſeinem Verfaſſer den Vorwurf machten, durch eine übertriebene Gabe des Heilmittels die entgegengeſetzte Krankheit hervorgerufen zu haben; denn durch Cervantes beißende Satyre, ſprachen ſie, ſey nicht bloß der Geſchmack für's Abenteuerliche, ſondern auch das alte kaſtilianiſche Ehrgefühl zu Grabe gegangen. Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zur Geſchichte unſeres Dichters und ſeines Buches zurück. Kraft einer allgemein angenommenen Ueberlieferung, die viele Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſoll der erſte Theil des Don Quixote Anfangs mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen worden ſeyn. Wie Cervantes zum Voraus gefürchtet hatte, wurde ſein Buch von Leuten geleſen, die es nicht verſtanden, und umgekehrt von Solchen verſchmäht, die es hätten beurtheilen können. Er erſann daher eine unſchuldige Liſt; unter dem Titel Buscapies (Leuchtkugel) gab er eine Flugſchrift heraus, in welcher er, ohne ſeinen Namen zu nennen, den wahren Zweck des Don Quixote enthüllte, und zugleich zu verſtehen gab, daß die Perſonen und Handlungen des Romans, obwohl anſcheinend erträumte Geſtalten, denn doch ein Vorbild auf dem ſpaniſchen Boden finden dürften. Dieſe Kriegsliſt gelang vollkommen; durch die halben Aufklärungen neugierig gemacht, laſen nun auch geſcheite Leute das Buch, und von dieſem Augenblicke an verwandelte ſich die frühere Gleichgültigkeit in das regſte Intereſſe. Der erſte Theil des Don Quixote wurde im Jahre 1605 viermal allein in Spanien aufgelegt, und durch vervielfältigte im Auslande veranſtaltete Nachdrücke verbreitete er ſich reißend ſchnell nach Frankreich, Italien, Portugal und Flandern.

Die erſte Frucht, welche Cervantes von dieſer günſtigen Aufnahme ſeines Werkes pflückte, war keineswegs Befreiung aus ſeiner kümmerlichen Lage, ſondern Neid und Feindſchaft. Nicht etwa bloß jene eitlen Thoren, die jedes Verdienſt empört, ſchrieen gegen ihn, ſondern die ganze Gelehrten-Zunft Spaniens gerieth in Bewegung. In der That enthielt der Don

Quixote ſo viele Seitenhiebe auf alle Arten von Schriftſtellern, daß dies nicht auffallen kann. Wie gewöhnlich trugen die ausgezeichnetſten Namen die Bolzen, welche auf ſie abgeſchoſſen waren, mit größerer Geduld; Lopez de Vega, der vielleicht unter Allen am ſchlechteſten wegkam, zeigte gar keinen Groll gegen den neu auftauchenden Schriftſteller, welcher es gewagt hatte, einen Tropfen Wermuth in den Nektarſtrom von Lobſprüchen zu gießen, mit denen ihn damals ganz Spanien überſchüttete. Sein wohlbegründeter Ruf, ſeine Reichthümer erlaubten ihm, großmüthig zu ſeyn, ja er war ſogar ſo höflich, einzugeſtehen, daß es Cervantes weder an Anmuth, noch an Schönheit des Styls fehle. Nicht ſo machten es die Schriftſteller zweiten Ranges, die ihr Bischen Ruhm und außerdem ihren Antheil an der Börſe des leſenden Publikums zu vertheidigen hatten. Ein wahrer Wolkenbruch von Schmähungen, ein tauſendfaches Echo von geheimen und offenen Schulmeiſtereien brach über unſern Dichter herein; da behandelte ihn ein dummhochmüthiger Akademiker als einen ungehobelten Menſchen, dem es an aller höheren Bildung, an der philoſophiſchen Weihe fehle, ein Anderer nannte ihn höhniſch einen Don Quixotiſten, dieſer verläſterte ihn in kleinen Flugſchriften, den Zeitungen des ſiebenzehnten Jahrhunderts, jener ſchickte ihm wohlverſiegelt ein Schandgedicht zu, das Cervantes, um ſich zu rächen, ſelbſt abdrucken ließ. Unter den Gegnern von einigem Werthe, die ſich wider ihn am heftigſten erhoben, müſſen wir den Dichter Don Luis de Gongora, Urheber jener ſchwulſtigen Redeweiſe, welche den reinen kaſtiliſchen Styl nach kurzer Blüthe verdrängte, und welche noch heute in den Kammern Madrids in allerlei Mißgeburten ſpukt; den Doktor Chriſtoval Suarez, einen biſſigen und ſcheelſüchtigen Schriftſteller, ſo wie endlich den kleinen Reimſchmied Eſteban Villegas anführen, der ſich ſelbſt für das größte Genie in ganz Spanien erklärte. Cervantes, der eben ſo wenig an ſchwarzer Galle, als an kindiſcher Eitelkeit litt, beluſtigte ſich an dieſen eigenliebigen Angriffen auf ſeinen wachſenden Ruhm. Eine härtere Probe für ſein edles Gemüth war das Zurücktreten etlicher Freunde, die den Gleichgeſtellten geliebt, aber jetzt ſich von dem Hochgefeierten zurückzogen. Es thut uns leid, unter dieſen den bereits angeführten romantiſchen Dichter und Muſiker Vicente Eſpinel, den Verfaſſer des Marcos de Obregon, nennen zu müſſen. So iſt eben der Welt Lauf: die berauſchendſten Geſichte unterbricht der hinkende Schleicher und gießt einen Tropfen Bitterkeit in den Becher der Wonne.

Don Quixote erſchien in demſelben Jahre, wo Philipp IV. geboren wurde (zu Valladolid am 8. April 1605). Das Jahr zuvor hatte der ſpaniſche Hof den Connetable von Kaſtilien, Don Juan Fernandez de Velasco, nach England geſchickt, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Zur Vergeltung dieſer Höflichkeit ſendete Jakob I. den Admiral

Karl Howard, Grafen von Hontingham, ab, um die Friedensurkunde dem Könige von Spanien zur Unterschrift zu überreichen, und zu gleicher Zeit Englands Glückwünsche wegen der Geburt des Prinzen darzubringen. Howard landete mit einem Gefolge von 600 Engliſchen in Coronna, und hielt am 26. Mai 1605 ſeinen Einzug in Valladolid. Er wurde mit aller Pracht empfangen, welche der ſpaniſche Hof damals entfalten konnte. Unter den kirchlichen und weltlichen Feſten, den Stierkämpfen, den Maskenbällen, den Paraden und Ringelrennen, an welchen der König ſelbſt Theil nahm, und den übrigen Herrlichkeiten nennt man ein Gaſtmahl im Hauſe des Connetable, bei welchem zwölfhundert Schüſſeln Fleiſch und Fiſche, ungerechnet den Nachtiſch und die Gerichte, die auf der Tafel keinen Platz fanden, aufgetragen worden ſeyn ſollen. Der Herzog von Lerma ließ eine Beſchreibung dieſer Feſte aufſetzen, welche zu Valladolid im nämlichen Jahre gedruckt wurde. Man glaubt, daß Cervantes Verfaſſer derſelben iſt, wenigſtens ſcheint dies ein Epigramm des Augenzeugen Gongora vorauszuſetzen.

In Folge dieſer Feſtlichkeiten traf die Familie unſeres Dichters ein neuer Schlag, der ihn zum dritten Male in's Gefängniß führte. In der Nacht des 27. Juni 1605 wollte ein Ritter vom Orden S. Jakob, Don Gaspar de Ezpeleta, die hölzerne Brücke des Esgueva-Baches überſchreiten, als ihm ein Unbekannter den Weg verrannte. Es kam ſogleich zum Streit, die beiden Kämpen zogen ihre Degen, und Don Gaspar fiel mit mehreren Wunden. Um Hülfe rufend und mit Blut bedeckt ſchleppte er ſich nach dem nächſten Hauſe. In dem erſten Stocke deſſelben wohnte, neben der Wittwe des Chronikenſchreibers Stephan Garibay, Cervantes mit ſeiner Familie. Auf das Geſchrei des Verwundeten liefen er und der Sohn der Wittwe herbei. Sie fanden Don Gaspar auf der Schwelle des Hauſes liegend, in einer Hand den Degen, in der andern ſeinen Schild, und trugen ihn zu der Wittwe Garibay, wo er zwei Tage ſpäter verſchied. Der Stadt- und Hofrichter Criſtobal de Villaroel leitete ſogleich eine Unterſuchung ein. Cervantes, ſeine Hausfrau, ſeine natürliche Tochter, welche damals zwanzig Jahre alt war, ſeine verwittwete Schweſter, welche eine achtundzwanzigjährige Tochter bei ſich hatte, eine Nonne Donna Magdalena de Sotomayor, die Magd Maria de Cevallos, und außerdem zwei Hausfreunde Cigales und Simon Mendez wurden verhört. Mit Recht oder Unrecht nahm der Richter an, daß Ezpeleta in einem Liebesabenteuer mit der Tochter oder Nichte unſeres Dichters getödtet worden ſey; er ließ daher beide Damen, ſo wie Cervantes ſelbſt und ſeine Schweſter, einthürmen. Erſt nach Verfluß von acht Tagen, nachdem mehrere Verhöre vorgenommen und Zeugen abgehört waren, wurden die vier Verhafteten gegen Bürgſchaft freigegeben. Aus den Akten dieſes unangenehmen

Vorfalls geht hervor, daß Cervantes damals noch, um den Unterhalt seiner Familie bestreiten zu können, den Sachwalter machen mußte.

Im Jahre 1606 zog er nach Madrid, wahrscheinlich dem spanischen Hofe folgend, und erwählte diese Stadt zum bleibenden Wohnsitz. Man hat erhoben, daß er im Juni 1609 in der Magdalenenstraße, ein wenig später hinter dem Collegium unserer lieben Frauen von Loretto, im Juni 1610 in der Löwenstraße Nr. 9, im Jahre 1614 in der Gartenstraße, dann in der Herzog-Alba-Straße, endlich 1616 abermals in der Löwenstraße Nr. 20 wohnte, wo er auch starb. Cervantes war zum Greise geworden, und doch hatten weder seine Dienste, noch seine hohen Talente Anerkennung gefunden. Vernachläßigt von seinen Freunden, verfolgt von Nebenbuhlern, und durch lange Welterfahrung in jene Stimmung versetzt, wo alle Täuschungen zerrinnen, lebte er ganz eingezogen als Philosoph, ohne zu murren oder zu klagen. Nicht jene goldene Mittelstraße, welche Horaz den Verehrern der Musen wünscht, nein bitterer Mangel, Armuth war sein Loos. Doch fand er zwei Beschützer in dem Erzbischofe von Toledo, Don Bernardo de Sandoval y Rojas, und Don Pedro Fernandez de Castro, Grafen von Lemos, einem großen Herrn von ausgezeichnetem Verstande, der im Jahre 1610 einen kleinen Hof von Gelehrten mit sich in sein Vicekönigthum Neapel nahm, und von so hoher Stellung herab und aus weiter Ferne den verstümmelten Veteranen von Lepanto, der ihm selbst nicht hatte folgen können, nicht vergaß.

Eine fast unerklärliche Erscheinung, die jedoch der unabhängigen Seele des Cervantes eben so viele Ehre bringt, als Schande den Ausspendern der königlichen Gnade, den Ministern des spanischen Hofes, ist es, daß man den großen Dichter ganz unbeachtet ließ, während eine Masse elender Sudler Pensionen empfing, die sie in Prosa und Versen erbettelt hatten. Man erzählt, eines Tages habe Philipp III. vom Balkone seines Schlosses einen Studenten bemerkt, der mit einem Buche in der Hand am Ufer des Manzanares lustwandelte. Der Mensch im schwarzen Mantel hielt jeden Augenblick an, fäbelte mit den Händen, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, und brach dann in ein unbändiges Gelächter aus. Der König beobachtete den Menschen eine gute Weile, dann rief er aus: „Entweder ist der Student ein Narr, oder liest er im Don Quixote!“ Höflinge liefen sogleich fort, um auszumitteln, ob der königliche Scharfsinn in's Schwarze getroffen habe. Sie kamen zurück mit der Nachricht, daß der Student wirklich im Don Quixote lese. Aber keinem von ihnen fiel es ein, den König auf das Elend aufmerksam zu machen, in welchem sich der Verfasser eines so gefeierten und populären Buches befand.

Eine andere Anekdote aus späterer Zeit, die wir aber hier einflechten wollen, zeugt noch stärker für die hohe Achtung, die der arme Cervantes

genoß. Der Licentiat Francisco Marquez de Torres, Kaplan beim Erzbiſchofe von Toledo, und mit der Cenſur des zweiten Theils von Don Quixote beauftragt, erzählt Folgendes in ſeinem Tagebuche: „Am 15. Februar 1615 war der Kardinal, mein Gebieter, mit mir auf Beſuch bei dem Botſchafter von Frankreich. Mehrere franzöſiſche Edelleute aus dem Gefolge des Geſandten näherten ſich mir und den anderen Kaplanen des Kardinals, und fragten uns, welche neue Erſcheinungen aus dem Gebiete der ſchönen Literatur jetzt am meiſten Aufſehen erregten. Ich nannte zufälliger Weiſe den Don Quixote, mit deſſen Cenſur ich mich gegenwärtig beſchäftige. Kaum hörten ſie den Namen Miguel von Cervantes, als ſie in Bewegung geriethen und laut die hohe Achtung rühmten, welche der Verfaſſer der Galatea, die einer der Anweſenden auswendig herſagen konnte, des Don Quixote und der Novellen in Frankreich, wie in den benachbarten Ländern genöſſe. Sie konnten nicht ſatt werden, ihn zu loben, ſo daß ich ihnen meine Dienſte anbot, um ſie perſönlich mit dem Dichter bekannt zu machen. Mit großem Danke nahmen ſie dieſes Anerbieten an. Sie fragten weiter ſehr genau nach ſeinem Alter, Stand, Charakter, Vermögen. Ich konnte ihnen keine andere Antwort geben, als daß er alt, Soldat, Edelmann und arm ſey. Hierauf rief Einer von ihnen lebhaft aus: „Wie, Spanien hat einen ſolchen Mann nicht mit Reichthümern überſchüttet, man erhält ihn nicht auf Koſten des öffentlichen Schatzes?“ Ein Anderer gab dieſer Aeußerung ſchnell eine feine Wendung. „Wenn es die Noth iſt, die ihn zum Schreiben treibt, ſo verhüte Gott, daß er nie reich werde, damit er noch ferner durch Werke, die ihm die Armuth eingibt, die ganze Welt reich mache.“

Die erſte Ausgabe des Don Quixote, die vom Jahre 1605, war fern von den Augen des Verfaſſers, und nach ſeiner eigenen, ſehr unleſerlichen Handſchrift veranſtaltet worden, ſie wimmelte deßhalb von Fehlern. Eine der erſten Sorgen unſeres Dichters nach ſeiner Niederlaſſung zu Madrid war daher, eine zweite Ausgabe zu machen, die er ſelbſt genau korrigirte. Dieſe zweite Ausgabe vom Jahre 1608 diente allen ſpäteren Drucken als Original. Im Jahre 1612 gab er auch die zwölf Novellen heraus, die mit den beiden in den Don Quixote eingeſchalteten und einer dritten neu aufgefundenen die ganze Sammlung ſeiner fünfzehn Novellen ausmachen. Dieſes Buch, das im vorgedruckten königlichen Privilegium eine ſchöne Unterhaltung genannt wird, in welcher ſich die ganze Majeſtät und Fruchtbarkeit der kaſtiliſchen Sprache zeige, fand in Spanien und dem Auslande dieſelbe günſtige Aufnahme, wie der Don Quixote. Lopez de Vega ahmte unſern Dichter auf zwei verſchiedene Weiſen nach: indem er ſelbſt eigene Novellen ſchrieb, die aber tief unter denen des Cervantes ſtehen, und indem er mehrere von dieſem bearbeitete Stücke auf die Bretter brachte. Andere große dramatiſche Dichter ſchöpften aus derſelben Quelle, wie Don

Auguſtino Moreto, Don Diego de Figueroa, Don Antonio Solis, namentlich auch der Mönch Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirſo de Molina, welcher unſern Miguel Cervantes den ſpaniſchen Boccacio zu nennen pflegte. Nach den Novellen veröffentlichte Cervantes im Jahre 1614 ſein Gedicht, „die Reiſe zum Parnaß" (Viage al Parnaso) betitelt, ſammt einer kleinen, in Proſa geſchriebenen Abhandlung, welche er unter dem Namen „Zugabe zum Parnaß" (adjunta al Parnaso) herausgab. In dem Gedichte lobt er die guten Schriftſteller jener Zeit, und züchtigt dagegen ohne Erbarmen die Jünger der neuen Schule von Gorgora, welche die ſchöne Sprache des goldenen Jahrhunderts durch den unſinnigſten und lächerlichſten Schwulſt verdarben. In der Abhandlung beklagt er ſich über die Schauſpieler, weil ſie weder ſeine älteren, noch ſeine neueren Theaterſtücke aufführen wollten. Um einigen Nutzen aus den letzteren zu ziehen, beſchloß Cervantes, ſie herauszugeben. Er wandte ſich daher an den angeſehenſten Buchhändler Madrids, Villaroel, der ihm rund heraus ſagte: „Ich habe wegen Eures Antrags einen namhaften Schriftſteller zu Rathe gezogen, der mich verſicherte, daß man Alles von Eurer Proſa, gar nichts von Euren Verſen erwarten dürfe." Dieſe Antwort war ganz richtig, obgleich ein wenig grob, und ſie that Cervantes ſehr wehe, der Apollo zu Trotz reimte, und wie ein Kind an ſeinem Rufe als Poet hing. Nichts deſto weniger druckte Villaroel im September 1615 acht Komödien und eben ſo viele Intermezzo unſeres Dichters, mit einer Zueignung an den Grafen von Lemos und einer Vorrede, die nicht nur ſehr witzig, ſondern auch für die Geſchichte der ſpaniſchen Bühne ſehr belehrend iſt. Lopez de Vega war noch immer König der Bretter, und der Nebenbuhler, der ihn entthronen ſollte, Calderon, begann erſt ſeine Laufbahn. Mit Gleichgültigkeit wurden die ausgewählten Stücke von Cervantes vom Publikum aufgenommen, und die Schauſpieler brachten nicht ein einziges auf die Bühne. Undankbar mögen Schauſpieler und Publikum geweſen ſeyn, ungerecht keineswegs. Wie konnte man ſie auch darüber tadeln, Komödien der Vergeſſenheit überlaſſen zu haben, von denen ein Jahrhundert ſpäter Blaſius Naſarro aus Gelegenheit einer neuen von ihm veranſtalteten Ausgabe behauptete, Cervantes hätte ſie abſichtlich ſchlecht geſchrieben, um ſich über die ausſchweifenden Stücke, welche zu ſeiner Zeit Beifall fanden, luſtig zu machen.

In demſelben Jahre 1615 erſchien eine andere Arbeit unſeres Dichters, veranlaßt durch einen intereſſanten Vorfall. In Spanien herrſchte damals noch die ſchöne Sitte der dichteriſchen Wettſtreite, die unter König Johann II. ſo häufig waren, als die Turniere, und die ſich im mittäglichen Frankreich unter dem Namen Blumenſpiele (jeux floraux) bis auf unſere Tage erhalten haben. Pabſt Paul V. hatte im Jahre 1614 die berühmte Heilige Thereſa de Jeſus ſelig geſprochen, und der Triumph dieſer Kloſterheldin

ward zum Gegenſtande des Wettſtreites gegeben. Lopez de Vega war einer der Kampfrichter. Die Bewerber ſollten die Entzückungen dieſer Heiligen in Geſtalt der Ode, die man Cancion castellana nannte, und nach dem Metrum von Garcilaſo de la Vega's erſter Ekloge „El dulce llamentar de los pastores“ beſingen. Alle Dichter von einigem Rufe traten als Bewerber auf; auch Cervantes, in den ſechziger Jahren ſich als Lyriker verſuchend, ſchickte ſeine Ode ein, die, ohne den Preis zu erlangen, doch für eine der beſten erklärt und als ſolche gedruckt wurde.

Im Jahre 1615 erſchien auch der zweite Theil des Don Quixote. Er hatte fleißig daran gearbeitet und ſein baldiges Erſcheinen in der Vorrede zu den Novellen verſprochen, als plötzlich um die Mitte des Jahres 1614 in der Stadt Tarragona eine Fortſetzung des erſten Theiles von fremder Hand, unter dem Namen des Licentiaten Alonzo Fernandez de Avellaneda, gebürtig von Tordeſillas, erſchien. Dies war ein erheuchelter Name, mit welchem ſich einer der unverſchämteſten literariſchen Schnapphähne verkappte, um dem Verfaſſer eines unſterblichen Werkes noch bei ſeinen Lebzeiten Titel und Gegenſtand zu entwenden. Trotz aller Nachforſchungen iſt es nicht gelungen, ſeinen wahren Namen zu erheben; nur ſo viel haben die mühſamen Unterſuchungen von Mayans, Murillo und Pellicer wahrſcheinlich gemacht, daß es ein arragoniſcher Mönch vom Predigerorden war, und zugleich einer von den Komödienſchreibern, welche Cervantes im erſten Theile des Don Quixote auf eine ſo ergötzliche Weiſe mitgenommen hat. Gleich einem Straßenräuber, der die Opfer ſeiner Raubgier noch beſchimpft, goß der falſche Avellaneda gleich zu Anfang des Buches alle Galle ſeines rachſüchtigen Herzens in den wildeſten Schimpfworten über Cervantes aus, nannte ihn den ſtumpfhändigen, mürriſchen, neidiſchen, verleumderiſchen Alten, warf ihm ſein Unglück, ſeine Gefangenſchaft, ſeine Armuth vor, ſprach ihm allen Geiſt und alles Talent ab, und machte ſich endlich ſelbſt groß damit, den Gegner um den Abſatz ſeines zweiten Theiles zu bringen. Als dieſes Buch in ſeine Hände fiel, bereitete Cervantes eine Rache vor, die ſeiner würdig war. Er beeilte ſich, ſo ſehr als möglich, den zweiten Theil zu vollenden, ſo daß die letzten Kapitel einige Spuren von Flüchtigkeit an ſich tragen. Schon in der Zueignung ſeiner Komödien an den Grafen von Lemos ſagt er (zu Anfang des Jahres 1615): „Don Quixote hat die Sporen ſchon angeſchnallt, um Eurer Excellenz ſeine Huldigung darzubringen. Indeß beſorge ich, er möchte ein wenig verdrießlich ankommen, weil er in Tarragona irregeleitet und mißhandelt ward; doch hat er eine Urkunde mit Brief und Siegel darüber aufnehmen laſſen, daß nicht er ſelbſt in jener anderen Geſchichte enthalten iſt, ſondern ein falſcher Doppelgänger, der er ſelbſt ſeyn wollte, aber es nicht vermochte.“ Im zweiten Theile des Don Quixote (Vorrede und Kapitel 59) antwortete

er auf die groben Schimpfreden des Fälſchers, ohne jedoch ſeinen wahren Namen zu nennen, mit den feinſten Spöttereien voll attiſchen Salzes, und zeigte ſich durch dieſes edle Benehmen eben ſo erhaben über den Gegner, wie durch die jede Vergleichung ausſchließende Vollkommenheit ſeines Werkes. Um jedoch auch künftigen Avellaneda die Luſt zu jeder weiteren Entweihung zu benehmen, führte er diesmal ſeinen Helden bis auf's Todtenbett, ließ ihn das Teſtament machen, ſeine Beichte ablegen und verſcheiden, begrub ihn dann, und vergaß auch die Aufſchrift auf den Leichenſtein nicht. Zuletzt ſchließt er in demſelben Geiſte ſein Werk mit den Worten voll edlen Stolzes: „Hier legte Cid Hamed Ben Engeli ſeine Feder nieder, aber er hat ſie diesmal ſo hoch aufgehängt, daß Niemand ſich fürder beigehen laſſen ſoll, dieſelbe wieder herabzunehmen.“

Es ſey uns vergönnt, einige Worte über Bedeutung und Werth dieſes Buches, des Meiſterſtückes der kaſtilianiſchen Literatur, zu ſagen. Man hat ſich gewöhnt, den Don Quixote bloß unter dem Geſichtspunkte eines Schlangentödters der Ritterromane zu betrachten, aber mit Unrecht. Wenn er nur dieſes Verdienſt hätte, ſo würde er ſie nicht lange überlebt haben. Nach dem Beſiegten hätte man bald auch den Sieger in's Grab geſcharrt. Iſt es die Verſpottung der Amadis, der Eſplandian, der Platir, der Ritter Gotterbarm von Montalban, die wir jetzt noch im Don Quixote ſuchen? Wir wollen nicht leugnen, daß Cervantes den völligen Umſturz dieſer gefährlichen und ausſchweifenden Literatur ſelbſt als eines ſeiner Hauptverdienſte betrachtete. Sein Buch iſt in dieſer Beziehung eine ſittliche That, eine Arbeit, die im höchſten Grade die zwei Tugenden der wahren Komödie, das Nützliche im Bunde mit dem Angenehmen (miscuit utile dulci), vereinigt. Nichts deſto weniger iſt Don Quixote noch etwas mehr als eine Satyre auf alte Romane, und wir müſſen zeigen, daß der Verfaſſer ſeinen Plan während des Schreibens erweitert und veredelt hat. Zu Anfang des Buches, glauben wir, hatte Cervantes keinen anderen Zweck, als mit den Waffen des Lächerlichen die ganze Ritter-Literatur über den Haufen zu rennen. Er ſagt dies mit dürren Worten in der Vorrede. Auch ſonſt braucht man nur auf die ſonderbaren Nachläßigkeiten, Widerſprüche und Verſtöße, von denen es im erſten Theile des Don Quixote wimmelt, aufmerkſam zu machen, um in dieſem Fehler (wenn es anders ein Fehler zu nennen iſt) einen vollgültigen Beweis dafür zu finden, daß er den Don Quixote in einer gutgelaunten Stunde anfing, daß er ohne feſten Plan ſeiner Feder den freien Lauf ließ, daß er endlich keinen vorausberechneten Werth auf dieſes Werk legte, deſſen volle Größe er vielleicht nie ganz empfunden hat. Don Quixote iſt Anfangs nichts als ein Narr, ein Narr, der Ketten und Prügel verdient, und in der That bekömmt ja der arme Ritter ſo viel Püffe von Menſchen und Vieh, daß es ſelbſt für die

Rippen seines Rozinante zu viel wäre. Auch Sancho Pansa ist Anfangs ein bloßer Bauernlümmel, der sich eben so sehr aus Geiz, als aus Einfalt von den Thorheiten seines Gebieters fortreißen läßt. Aber das dauert nicht lange.

Allmählich faßt Cervantes eine väterliche Zuneigung zu den Helden und Kindern seines Gehirnes, er leiht ihnen sein Urtheil, seinen Geist, er theilt die Rollen nach einem wohlberechneten Plane zwischen ihnen aus. Dem Gebieter gehören erhabene Ansichten, wie sie sich durch Studium und Nachdenken bei edlen, gesunden Geistern ausbilden; dem Schildknappen ein beschränkter, aber sicher das Ziel treffender Sinn, gesunder Menschenverstand, angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, das nur da schweigt, wo es vom Eigennutze überstimmt wird, lauter Eigenschaften, welche ein ordentlicher Mensch bei der Geburt mit auf die Welt bringt, und welche die gemeine Welterfahrung auszubilden vermag. In der Hirnkammer des Ritters ist nur noch ein einziges krankes Fach; seine Narrheit ist die überschwängliche Stimmung eines edlen Menschen, den jede Ungerechtigkeit empört, den Begeisterung für Tugend aus dem Geleise des Lebens herausreißt. Noch immer träumt er davon, den Unterdrückten beizustehen, die Schwachen zu heben, die Stolzen und Schlechten zu zerschmettern, aber sonst urtheilt und schließt er vortrefflich, ein Strom der Beredsamkeit entfließt seinen Lippen, er taugt, wie Sancho sagt, viel eher zu einem Prediger, als zum fahrenden Ritter. Dieselbe Verwandlung ist mit dem Schildknappen vorgegangen: Sancho hat den alten Adam abgelegt, er ist schlau genug, obgleich roh, er ist ein Schalk, und doch gutmüthig. Wie man an Don Quixote nur noch ein Körnchen von Narrheit bemerkt, so zeigt auch er nur ein Restchen von leichtgläubiger Einfalt, die überdies durch den hohen Geist des Gebieters und durch die natürliche Anhänglichkeit des Schildknappen gerechtfertigt erscheint. Und nun entfaltet sich vor unserem staunenden Blicke ein herrliches Schauspiel. Diese beiden Menschen, unzertrennlich von einander, wie Seele und Leib, erklären und ergänzen sich gegenseitig, sie haben sich vereinigt zur Verwirklichung eines Zweckes, der eben so edel, als unausführbar ist, sie handeln wie Thoren und sprechen wie Weise, sie setzen sich dem Gelächter, oft auch der Grobheit der Menschen aus, und stellen zugleich die Laster und die Dummheit derjenigen, welche sich über sie lustig machen wollen, in's klarste Licht. Sie erwecken zuerst das Gespötte, bald das Mitleid, zuletzt die regste Sympathie des Lesers, sie rühren ihn eben so viel, als sie ihn ergötzen, sie belehren und unterhalten ihn zu gleicher Zeit, endlich durch den doppelten Gegensatz Beider zu einander und zu der übrigen Welt bieten sie uns ein immer neues, beinahe unendliches Schauspiel dar. In dem ersten Theile des Don Quixote schwankt der Plan noch, aber im zweiten hat sich der Grundgedanke des Verfassers, durch Alter und Welterfahrung gereift, fest

ausgebildet und verklärt. Von der fahrenden Ritterſchaft iſt hier nur noch ſo viel die Rede, als nöthig war, um beide Theile zu verbinden und in einen Rahmen zu faſſen. Man ſuche hier nicht mehr bloß eine Satyre auf die Ritterromane, es iſt vielmehr ein Buch voll Lebensweisheit, voll unumſtößlicher Grundſätze, oder vielmehr voll aus der Erfahrung gegriffener Beiſpiele; ihr findet hier eine eben ſo milde, als ſcharfſinnige Schilderung der ganzen Menſchheit. Der neue Bekannte, der ſich dem Kreiſe des Ritters von der Mancha anſchließt, der Baccalaureus Samſon Carrasco, iſt er nicht der leibhaftige Unglauben, der ohne Rückhalt, ohne Achtung Alles bezweifelt, Alles beſpöttelt? Und um ein anderes Beiſpiel zu geben, welcher Leſer hätte nicht, wenn er zum erſten Male an die Stelle kommt, wo Sancho die Regierung der Inſel Barataria übernimmt, zum voraus erwartet, daß der Schildknappe in dieſer Eigenſchaft Stoff genug zum Lachen geben werde? Wer hätte nicht geglaubt, daß der nagelneue, wie vom Himmel gefallene Monarch auf ſeinem Richterſtuhle mehr Tollheiten begehen werde, als ſein geſtrenger Gebieter während der ganzen Buße in der Sierra Morena? Mit nichten: der hohe Geiſt des Dichters dachte etwas weiter, als bloß den Leſer zu beluſtigen, obgleich er dieſen Zweck nicht vergaß. Er wollte beweiſen, daß die vielgeprieſene Kunſt, die Menſchen zu beherrſchen, nicht die Geheimlehre einer Familie oder Kaſte iſt, daß zur Ausübung derſelben noch edlere Eigenſchaften, als ein wenig Juriſterei und Verſchlagenheit, daß nämlich vor Allem geſunder Menſchenverſtand und ein redlicher Wille dazu gehöre. Ohne aus ſeinem früher geſchilderten Charakter herauszuplumpen, ohne ſich über die Sphäre ſeines Schildknappen-Geiſtes zu verſteigen, richtet und regiert Sancho Panſa wie ein zweiter Salomo.

Der zweite Theil des Don Quixote erſchien zehn Jahre nach dem erſten, und als Cervantes den erſten ſchrieb, dachte er an keine Fortſetzung. Es war damals Sitte, Werke der Dichtung unvollendet zu laſſen. Man ſchloß ein Buch, wie Arioſt ſeine Geſänge, mitten im verwickeltſten Abenteuer, an der intereſſanteſten Stelle. Der Lazarillo de Tormes und der hinkende Teufel haben keinen Schluß, die Galatea eben ſo wenig. Die Fortſetzung des Avellaneda war es nicht, was Cervantes beſtimmte, den Faden wieder aufzunehmen, denn er hatte ja den zweiten Theil beinahe vollendet, als das Werk des Erſteren erſchien. Wäre der Don Quixote bloß auf eine ſchriftſtelleriſche Satyre berechnet geweſen, ſo würde ihn Cervantes nicht vollendet haben. Daß er es doch that, dies ſpricht für die Wahrheit unſerer oben entwickelten Anſicht, die beiden Theile des Werkes bieten daher auch eine in den Jahrbüchern der Literatur einzige Ausnahme dar; ein zweiter Theil, der erſt hintendrein kommt, nachdem der Hauptſtreich ſchon geführt iſt, erreicht nicht nur den erſten, ſondern übertrifft ihn ſogar, denn die Ausführung iſt gleich gut, die leitende Grund-Idee aber noch viel

größer und reicher. Der Don Quixote iſt dadurch zu einem Werke geworden, das allen Ländern, allen Zeiten angehört, er ſpricht zu der Menſchheit in der allgemeinen Sprache; denn in höherem Grade, als irgend ein Buch in der Welt, enthält er die beſte Gabe des menſchlichen Geiſtes: geſunden Verſtand in allgemein faßlicher Ausdrucksweiſe.

Genug hiemit; unſere Abſicht war nicht, ihn zu loben, denn wer hat nicht von ihm gehört, wer ward nicht entzückt, wenn er ihn las? Walter Scott, der feurigſte Bewunderer des Cervantes und zugleich einer ſeiner glücklichſten Nacheiferer, hat den Don Quixote für eine der höchſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes erklärt. Einſichtsvolle Männer aller Nationen ſtimmten dieſem Urtheile bei. Die vollkommene Schönheit dieſes Buches fühlen indeß nur Diejenigen, welche ſpaniſch verſtehen. Kaiſer Karl V. ſoll die kaſtilianiſche Sprache die Sprache der Götter genannt haben; mit gleich begründetem Rechte hatte man vom Don Quixote behauptet, er ſey mit göttlicher Kunſt in der Sprache der Götter geſchrieben. Die Zeiten ſind vorbei, wo man an den Höfen von Wien, von München, von Neapel, Mailand, Brüſſel, Paris kaſtiliſch redete. Die ſpaniſche Sprache wurde durch die franzöſiſche entthront, die edle ſtolze Gebieterin mußte einer geſchminkten Zofe Platz machen. Daher gibt es heutzutage nur Wenige, die den Don Quixote im Originale leſen können. Ueberſetzungen füllen einigermaßen die Lücke aus. Faſt jede neuere Nation beſitzt ſolche. Cervantes unſterbliches Werk wurde in's Holländiſche, Schwediſche, Däniſche, Ruſſiſche übertragen. Von deutſchen Ueberſetzungen mag es wohl ein Dutzend verſchiedene geben, worunter ſehr alte, wie uns denn eine vom Jahre 1662 vorliegt. In England fand Cervantes zehn Ueberſetzer: Shelton, Gayton, Ward, Jarvis, Smollet, Ozell, Motteux, Wilmont, Durfey, J. Philips, und dazu noch einen vortrefflichen Erklärer in der Perſon des Doktor John Bowle; vielleicht eben ſo viele in Italien von Franciosini's trefflicher Ueberſetzung bis zu der anonymen vom Jahre 1815 herab, zu welcher Novelli die Stiche lieferte. In Frankreich iſt die Zahl noch weit größer. Bloß die Uebertragung von Filleau de Saint-Martin hat ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ſie zuerſt erſchien, bis jetzt zweiundfünfzig Auflagen erlebt. Die neueſte und beſte iſt die von Viardot, deſſen vortrefflicher Notice sur la vie et les ouvrages de *Cervantes* wir Schritt vor Schritt folgen. Außer der Bibel, der Imitatio Jesu Christi und etlichen römiſchen und griechiſchen Claſſikern iſt kein Buch ſo viel gedruckt, geleſen und bei allen Völkern eingebürgert worden, wie der Don Quixote. Dieſer Erfolg beweiſt ſchon für ſich allein, daß er der Roman aller Romane und mit dem Siegel der Unſterblichkeit geſtempelt iſt. Und doch wurde dieſes Buch von den Ueberſetzern vielfach verſtümmelt, und doch enthält er ſelbſt im Originale ſo viele feine Anſpielungen, welche den

Zeitgenossen zwar verständlich, der Nachwelt aber verschlossen sind. Cervantes mußte seine geheimsten Gedanken verschleiern, er mußte die Spürhunde der heiligen Inquisition auf eine falsche Fährte führen; daher eine Menge doppelsinniger Ausdrücke, feiner Wendungen voll schlauer Ironie, unter welcher er vor den Argus-Augen des heiligen Officiums seine kühnen Ansichten verbarg. In unseren Tagen, wo die Anspielungen auf Zeitereignisse uns entgehen, ist der Sinn oft schwer zu errathen. Nur die Worte stehen vor uns, der Gedanke verbirgt sich, und selbst die Spanier verstehen das Buch nicht mehr vollkommen. Man bedarf daher eines Schlüssels; dieser Schlüssel findet sich in den Commentaren von Bowle, von der spanischen Akademie, von Fernandez Navarrette, Los Rios, Arrietta, Clemencin. Viardot hat sie in seiner französischen Uebersetzung benützt, und wir haben sie theilweise von ihm entlehnt. Der geneigte Leser wird, hoffen wir, finden, daß sie zum genauen Verständniß des Don Quixote nöthig sind.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren arbeitete Cervantes mit der Kraft und dem Feuer eines Jünglings; als läge noch eine lange Zukunft vor ihm, trug er sich noch mit weit aussehenden Planen zu größeren Werken. In jener edlen und würdigen Zueignung, welche er im Oktober 1615 mit dem zweiten Theile des Don Quixote an seinen Beschützer, den Herzog von Lemos, richtete, verkündigte er ihm die baldige Vollendung eines zweiten Romans, Persiles und Sigismunda. Bei andern Gelegenheiten hatte er schon früher eine Fortsetzung der Galatea und zwei andere Werke, deren Natur man nicht kennt, den Bernardo und die Semanas del Jardin, versprochen. Von diesen drei letztern ist nicht einmal ein Bruchstück übrig geblieben. Den Persiles dagegen gab seine Wittwe im Jahre 1617 heraus. Sonderbar! In demselben Augenblicke, wo die Ritterbücher unter seinem Witze erlagen, mit derselben Feder, welche den tödtlichen Streich wider sie geführt, schrieb er einen Roman von fast eben so ausschweifender Natur, als diejenigen waren, welche das Gehirn des Junkers von der Mancha verwirrten. Er ahmte die nach, welche er getadelt, er beging dieselbe Sünde, gegen welche er den Bannstrahl geschleudert. Noch sonderbarer ist, daß er diesem mißgebornen Werke seine ganze Liebe und Zärtlichkeit zuwandte, ähnlich jenen Vätern, welche eine blinde Zärtlichkeit verleitet, die welken Sprößlinge ihres Alters den rüstigen Früchten jugendlicher Kraft vorzuziehen. Während er von Don Quixote mit Bescheidenheit, fast mit verlegener Miene sprach, kündigte er der Welt mit Pomp die Wunder seines Persiles an. Der Roman Persiles, den man mit nichts vergleichen, nirgend einreihen kann, — denn er hat etwas von allen Arten der Poesie, ohne in eine bestimmte Gattung zu gehören, — ist ein Gewebe in einander geschachtelter Episoden, toller Abenteuer, der seltsamsten Wunder-Erscheinungen, falscher Charaktere, kränklicher Gefühle. Cervantes, dieser

tiefe Kenner der Natur, hat wohlgethan, die Scene des Perſiles in die hyperboreiſchen Lande zu verpflanzen; denn es iſt eine wahre Traumwelt, ohne alle Beziehung zur wirklichen. Beim Durchleſen dieſes Entwurfes, aus dem man Stoff genug zu zwanzig Dramen und hundert Novellen entnehmen könnte, muß man über die Einbildungskraft eines Greiſen von achtundſechzig Jahren ſtaunen, die noch ſo reich und fruchtbar iſt, als die Phantaſie Arioſt's. Nicht genug kann man dieſe Feder bewundern, die immer edel, geſchmackvoll und kühn iſt, welche endlich das Widerſinnige des Stoffes unter dem goldenen Prunke kaſtiliſcher Sprache verbirgt. Perſiles iſt noch gefeilter und glatter als Don Quixote, er iſt in Beziehung auf die Form das erſte unter Spaniens klaſſiſchen Büchern. Man möchte ihn mit einem Palaſte vergleichen, der ganz aus Marmorſtein und Cedernholz aufgeführt iſt, aber ohne Ordnung, Plan und richtiges Verhältniß dem Auge des Beſchauers nichts darbietet, als einen Haufen der köſtlichſten Materialien. Ueberſchlägt man den Stoff des Buches, den Namen des Verfaſſers, den Vorrang, welchen er dem Perſiles vor allen ſeinen andern Werken gab, endlich die außerordentliche, aber ſo thöricht verſchwendete Dichterkraft: ſo iſt man verſucht, den Perſiles für eine der großen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes zu erklären.

Cervantes ſollte die günſtige Aufnahme, die er dieſem letzten ſeiner Werke, dem Benjamin unter den Kindern ſeines Geiſtes, verhieß, nicht mehr erleben, eben ſo wenig, als er den dauernden Ruhm ahnte, den ſein ebenbürtiger Sohn Don Quixote bei allen Völkern, zu allen Zeiten einernten würde. Während er in ſeinem achtundſechzigſten Lebensjahre den zweiten Theil des Don Quixote herausgab, war er bereits von der Krankheit befallen, welche ſeine Tage endigte. Bei Anbruch des Frühlings 1616 hoffte er von der Landluft einige Linderung des Uebels, und begab ſich daher am 2. April zu ſeinen Verwandten nach Esquivias. Aber ſchon nach einigen Tagen nahm die Krankheit auf eine bedenkliche Weiſe überhand, er mußte nach Madrid zurückkehren. Zwei Bürger des Städtchens begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu pflegen. Auf dieſer kleinen Reiſe ereignete ſich ein Abenteuer, das er in der Vorrede zum Perſiles launig genug beſchrieben hat. Die drei Freunde zogen friedlich ihres Wegs, als ein Student, der auf einem Eſel hintendrein trabte, ihnen zurief, anzuhalten. Sobald er ſie erreicht hatte, beklagte er ſich darüber, daß er nicht früher zu ihnen geſtoßen ſey, um ihre Unterhaltung zu theilen. Einer der Bürger aus Esquivias erwiderte: „Hieran iſt bloß das Pferd des Herrn Miguel Cervantes Schuld, das ſtark ausgreift.“ Kaum berührte der Name Cervantes ſein Ohr, als der Student von ſeinem Grauen herabrutſchte, auf Cervantes zueilte, ſeine Hand ergriff, und den Dichter, den er längſt verehrte, ohne ihn zu kennen, mit den begeiſtertſten Huldigungen überſchüttete. Cervantes

dankte ihm mit ſeiner gewohnten Beſcheidenheit, und bat ihn dann, wieder aufzuſteigen, um an ſeiner Seite die Reiſe fortzuſetzen. Laſſen wir Cervantes ſelbſt ſprechen: „Wir hielten ein wenig an,“ erzählt er, „bald kam das Geſpräch auf meine Krankheit. Der gute Student ſprach mir das Leben ab. Ihr habt die Waſſerſucht, ſagte er, und dieſes Uebel kann alles Waſſer des Oceans nicht heilen, wenn Ihr es auch Tropfen um Tropfen austrinken würdet. Darum, Herr Cervantes, laßt das Trinken lieber ganz bleiben und eſſet deſto mehr, vielleicht werdet Ihr dann wieder geſund, ohne andere Mittel. Das haben mir ſchon viele Leute gerathen, antwortete ich. Allein ich kann nicht anders, ich muß nach Herzensluſt trinken. Mein Lebensdocht erliſcht, und der Kalender meines ſchleichenden Pulſes ſagt mir, daß ich kommenden Sonntag nicht überleben werde. Ihr habt daher in einem ſchlimmen Augenblicke meine Bekanntſchaft gemacht, denn kaum bleibt mir Zeit genug übrig, um Euch für die bewieſene Theilnahme zu danken. Unter dieſem Geſpräche kamen wir an die Toledobrücke, über welche wir ritten, während der Student ſich ſeitwärts nach dem Thore von Segovia wandte.“

Dieſe Vorrede zum Perſiles, in welcher unſer Dichter beſonders durch die launige Schilderung des Studenten die volle Heiterkeit ſeiner Seele entfaltete, war ſein letztes Werk. Das Uebel machte reißende Fortſchritte, er mußte ſich zu Bette legen, und empfing am 18. April die Sterb-Sakramente. Die nahe Rückkunft des Grafen von Lemos, der von ſeiner hohen Stelle in Neapel zur Präſidentſchaft des Geheimen-Raths berufen war, ſtand bevor. Die letzten Augenblicke des Dichters waren einem Gefühle der Dankbarkeit gegen dieſen Wohlthäter geweiht. Faſt ſterbend diktirte er folgenden Brief an den Grafen:

„Jene alten Lieder, welche ihrer Zeit ſo viel Glück machten und mit der Strophe anfangen: „In Bügel iſt der Fuß geſetzt,“ paſſen leider nur zu ſehr auf dieſen meinen Brief, denn mit denſelben Worten muß ich anfangen:

Puesto ya el pie en el estribo,
Con las ansias de la muerte,
Gran sennor, esta te escribo. [1]

„Geſtern hat man mir die letzte Oelung gegeben, und heute ſchreibe ich Ihnen dieſes Briefchen. Kurz iſt mir die Zeit gemeſſen, es wächst die Angſt, Hoffnung ſchwindet, doch hänge ich noch am Leben, doch wünſche ich Aufſchub des Todes ſo lange, um Eurer Excellenz meine Huldigung darbringen zu können. Vielleicht würde die Freude, Sie geſund heimgekommen zu ſehen, mich in's Leben zurückrufen. Doch wenn ich ſterben ſoll, geſchehe der Wille des Himmels. Wenigſtens ſollen Euer Gnaden meine Wünſche kennen, den

[1] Mit den Füßen ſchon im Steigbügel, in den Aengſten des Todes ſchreibe ich dieſes, o edler Herr.

letzten Ausdruck meiner treuen Anhänglichkeit vernehmen, die so groß ist, daß sie gerne über die Schranken des Grabes hinausgreifen möchte.

„Wenn nicht als Augenzeuge, so genieße ich als Prophet die Freude Ihrer Rückkehr, im Geiste sehe ich voraus, wie alle Herzen Ihnen entgegenschlagen, und schaue den Ruhm, den Ihre Tugenden verdienen."

Dieser Brief, der, wie schon Los Rios bemerkt, allen Großen und allen Schriftstellern immer vor Augen schweben sollte, um die Einen Großmuth, die Andern Dankbarkeit zu lehren, bezeugt die vollkommene Heiterkeit des Gemüths, die unsern Dichter bis zum letzten Augenblicke nicht verließ. Nach langen Ohnmachten verschied er Samstags am 23. April 1616. Dr. John Bowle hat zuerst die überraschende Bemerkung gemacht, daß die zwei größten Geister jener Epoche, beide von ihren Zeitgenossen verkannt, beide glänzend gerochen durch eine dankbarere Nachwelt, Wilhelm Shakespeare und Miguel Cervantes, an einem und demselben Tage starben. Doch ist diese Aehnlichkeit nur scheinbar, denn die Engländer nahmen den Gregorianischen Kalender, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Spanien eingeführt war, erst mit dem Jahre 1754 an. Da nun der Unterschied zwischen beiden Zeitrechnungen für das siebenzehnte Jahrhundert zehn Tage beträgt, so folgt, daß Shakespeare zehn Tage älter wurde.

Im Testamente, zu dessen Vollziehern Cervantes seine Wittwe und seinen Nachbar, den Licentiaten Franzisco Nunnez, eingesetzt, war der Wunsch ausgesprochen, daß man ihn bei den Trinitarier-Nonnen begraben sollte, die seit vier Jahren ein Kloster in der Straße del Humilladero besaßen, und bei denen seine natürliche Tochter Donna Isabel de Saavedra, wahrscheinlich durch Armuth aus dem väterlichen Hause vertrieben, erst neulich den Schleier genommen hatte. Es ist wahrscheinlich, daß sein letzter Wunsch in dieser Beziehung erfüllt wurde, aber im Jahre 1633 siedelten sich die Nonnen in ein anderes Kloster in der Straße Cantaranas über; so weiß man nicht, was aus Cervantes Asche geworden. Kein Grabstein, kein Denkmal, keine Aufschrift bezeichnet Miguel Cervantes letzte Ruhestätte.

Auch die beiden Bildnisse, welche Pacheco und Jauregui von ihm gemacht, sind verloren gegangen; nur ein Nachbild hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Es gehört in die Regierungszeit Philipps IV.; die Einen schreiben es dem Alonzo del Arco, Andere der Schule des Vicencio Carducho oder des Eugenio Cajes zu. Mag übrigens der Maler heißen wie er will, so viel ist gewiß, daß es vollkommen genau der Zeichnung entspricht, welche Cervantes in der Vorrede zu den Novellen von sich selbst gibt. „Manche Leute," sagt er dort, „möchten doch gerne wissen, wie der Mann aussieht, der es wagt, die Welt mit seinen Grillen und Einfällen zu unterhalten. Diesen Wunsch könnte einer meiner Freunde leicht befriedigen,

wenn er mich fein zierlich, wie es jetzt Mode ist, nach dem Gemälde des berühmten Jauregui vor dem Titel dieses Werkleins in Kupfer stäche, und dann unter mein Bild die Worte setzte: Der Mann da mit dem Adler-Gesichte, mit kastanienbraunen Haaren, mit der freien, offenen Stirne, mit den lebhaften Augen, mit der gebogenen, doch wohlgestalteten Nase, mit dem Silberbarte, — der vor kaum zwanzig Jahren noch gelb war, — mit dem großen Knebelbarte, dem kleinen Munde, worin nur noch sechs Zähne, die leider nicht einmal auf einander passen, von mittlerer Statur, von heller, mehr weißer, als dunkler Gesichtsfarbe, der ein wenig gebückt geht und nicht gar zu leicht auf den Füßen ist: eben dieser Mann ist Verfasser der Galatea, des Don Quixote von der Mancha, der Reise zum Parnaß und anderer Werke, die zerstreut und zum Theil namenlos in der Welt herumflattern. Gewöhnlich nennt man ihn Miguel de Cervantes Saavedra."

Dies ist Alles, was urkundlich und mit Sicherheit durch sehr mühsame Nachforschungen über Cervantes Leben erhoben wurde, doch genügt es, um ihm dieselbe Verehrung, die er als Schriftsteller verdient, auch wegen seines Charakters zu sichern. Cervantes war ein tapferer Soldat, ein guter Spanier, ein Dichter ersten Ranges, ein edler, reiner Mensch, dabei während eines langen Lebens von Neid und Unglück verfolgt. Bedarf es mehr, um ihm die innigste Hochachtung zu zollen?

Dieser langen, aber hoffentlich erwünschten Einleitung erlaubt sich der Uebersetzer nur noch wenige Worte über seine eigene Arbeit beizufügen. Vorliegende Ausgabe ist an Ausstattung die schönste, die je in Deutschland erschien. Der innere Werth sollte nach seinem Wunsche nicht hinter dem äußern Glanze zurückbleiben. Alle vorhandenen Hülfsmittel wurden daher sorgfältig benützt. Eine vortreffliche Vorarbeit lag ihm vor, die Bertuch'sche Bearbeitung des Don Quixote, welche in mehr als einer Beziehung würdig ist, neben den besten deutschen Uebersetzungen fremder Werke von Wieland, Ebert und Anderen eine Stelle einzunehmen. Im Komischen ist Bertuch unübertrefflich; leider will er oft noch spaßhafter seyn, als das Original, und erlaubt sich überdies, Cervantes Werk nach seinem Wohlgefallen zusammenzuziehen und zu verstümmeln. Wo er gesund ist, bin ich ihm oft lange Strecken auf dem Fuße gefolgt, seine Fehler habe ich dagegen zu vermeiden gesucht. Offen gestehe ich daher, daß ich in der wohlüberlegten Absicht, den Don Quixote ganz in Deutschland einzubürgern und wo möglich zum Volksbuche zu machen, auf den zweideutigen Ruhm ausschließender

Originalität verzichte. Auch Soltau's zweite Bearbeitung wurde benützt, hauptsächlich in den Novellen, deßgleichen die alte Uebersetzung vom Jahre 1662, die mir da und dort einen guten alterthümlichen Ausdruck bot. Die Tiek'sche Arbeit lag dagegen ganz außer meinem Kreis. In der That ist dieselbe so gänzlich mißrathen, daß ich kaum glauben kann, sie sey von dem berühmten Dichter selbst verfaßt, sondern sie für das Werk irgend eines seiner jüngeren Gehülfen halten muß. Die Einleitung über Cervantes Leben und Werke ist nach der trefflichen neuen Uebersetzung des Don Quixote von Viardot gearbeitet. Wie Bertuch und Soltau habe ich die Lob- oder Spott-Gedichte zu Anfang und zu Ende des Werks weggelassen, denn sie gehören nicht dem Don Quixote, kaum dem Cervantes, sondern besonderen Umständen des siebenzehnten Jahrhunderts an. Sonst wurde durchaus nichts vom Originale weggelassen, aber auch nichts dazugesetzt. Ueber den Werth vorliegender Arbeit möge nun das Publikum selbst richten.

Einleitung

von

Heinrich Heine.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quirote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so caressirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baaren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so seyn, das gehöre nun

'mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel [illegible] Da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen, eben ſo wie die Kinder, von der Weltironie nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baaren Ernſt und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daß ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten

Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visir zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daß ich, für den vierten Theil der Reisebilder, diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lecture des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sey noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es, nach einem wunderbaren Kreislauf, zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall seyn: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich in's Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu seyn, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als

ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen, und ich fing schon an über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einher reiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seinem abstracten Rozinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegen flatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gensdarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit in's Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste

Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch dieſe Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — ſtoßt zu mit Euren Lanzen, Ihr ſilberne Mondritter, Ihr verkappte Barbiergeſellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er ſein großes Buch ſchrieb? Beabſichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lecture zu ſeiner Zeit in Spanien ſo ſtark graſſirte, daß geiſtliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? oder wollte er alle Erſcheinungen der menſchlichen Begeiſterung überhaupt und zunächſt das Heldenthum der Schwertführer in's Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er, durch Beleuchtung ihrer Abſurditäten, dem allgemeinen Geſpötte und alſo dem Untergange überliefern wollte. Dieſes gelang ihm auch auf's glänzendſte: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkſtelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftſteller mit ſeiner Feder: er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erſcheinen des Don Quirote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daß er ſich deſſen klar bewußt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Ueber Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quirote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt

werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute gibt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewußt; aber ich verſichere euch, er wußte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern octroyirt, beſtimmt der erſte Paragraph, wenn ein Dichter verſichert, kein Geld zu haben, ſo ſolle man ihm auf's Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Muſik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich ſchlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtſeyn künftiger Größe ihn genugſam tröſten in ſeiner Jugend, wenn ſchnippiſche Roſen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einſt an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am

Taſo ſpazieren mit einer ſechzehnjährigen Schönen, die ſich beſtändig über ſeine Zärtlichkeit moquirte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, ſie glühte noch in ihrer goldigſten Pracht; aber oben am Himmel ſtand ſchon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehſt du," ſprach der junge Dichter zu ſeiner Geliebten, „ſiehſt du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? der Fluß hier neben uns, worin ſie ſich abſpiegelt, ſcheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf ſeinen ſtolzen Fluten zu tragen, und die gekräuſelten Wellen werfen es zuweilen ſpottend an's Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blaſſe Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Ueberall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läßt vermuthen, daß dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, ſondern

er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht auf's glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sey ein Dichter, und Dichter seyen feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edeln Castilianers, der dem Dey zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Sylbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tiger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Wort in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dey gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sey, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn, Don Juan d'Austria, bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnißbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Corsaren, die ihn auf

dem mittelländiſchen Meere gefangen nahmen, dieſe Briefe ſahen, hielten ſie ihn für eine Perſon von äußerſt bedeutendem Stande und forderten deßhalb ein ſo erhöhetes Löſegeld, daß ſeine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch deſto länger und qualſamer in der Gefangenſchaft gehalten wurde. So ward ſogar die Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und ſo, bis an's Ende ſeiner Tage, ſpottete ſeiner jenes grauſame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edeln Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne empor ſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridicule und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſeyn, als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daß er ſich endlich zurückziehen muß in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaßt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die Erſtere mehr als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geiſt des Republikanismus in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unſern Republikanern eben ſo verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geiſtigen

Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Aristokratisches verschrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat schreibt, wie das Volk, herzlich schlicht und schlecht. Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Styl für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisirt hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des castilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert.

Dort sehen wir Shakespeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakespeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Aether der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir im Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören;

sie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich wie bei den Poeten so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Morillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, conterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Minister wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfniß bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abschattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons

Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseit des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans,

der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: Schlaf', Großväterchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die, wie ein Krystallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen National-Charakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advocat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Discussion, und, wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke

können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin seyn. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Göthe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Göthe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Göthe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecter Weise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten

der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sey, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht bloß die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Göthe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Göthe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Göthe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverain.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden.

Ich darf hier auf die Form ſeines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt deſſelben bilden, nur im Allgemeinen aufmerkſam machen. Die Form iſt nämlich die der Reiſebeſchreibung, wie ſolches von jeher die natürlichſte Form für dieſe Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Eſel des Apulejus, den erſten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieſer Form haben die ſpäteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen geſucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meiſten Romanſchreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigſtens haben die einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entſtehende Wiederkehr derſelben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publicum am Ende die Romanlecture einigermaßen verleidet. Um ſich vor der Langweiligkeit abgedroſchener Romanfabeln zu retten, flüchtete man ſich für einige Zeit in die uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodiren und doch ſo wunderbar ergänzen, daß ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur,

die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüthen, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar, unter den verschiedenartigsten Vermummungen, überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung in's Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletscher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältniß nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer

ſchönen Engländerin, einer ſchwärmeriſchen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpenſion entſprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein ſo edles Männerherz zu ſuchen, wie ſie es in ſanften Mondſcheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine unterſetzte Brunette, hoffte bei dieſer Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigſtens einen Mann von gutem Ausſehen zu erbeuten. Ich ſehe ſie noch, mit ihren liebeſüchtigen blauen Augen, die ſchlanke Geſtalt, wie ſie am Strande von Brighton, weit über das flutende Meer, nach der franzöſiſchen Küſte hinüber ſchmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdeſſen Haſelnüſſe, freute ſich des ſüßen Kerns und warf die Schalen in's Waſſer.

Jedoch weder in den Meiſterwerken anderer Künſtler, noch in der Natur ſelber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechſelverhältniſſe ſo genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erſcheinung des Einen entſpricht hier einem entgegengeſetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodiſtiſche Bedeutung. Ja ſogar zwiſchen Rozinanten und Sancho's Grauchen herrſcht derſelbe ironiſche Parallelismus, wie zwiſchen dem Knappen und ſeinem Ritter, und auch die beiden Thiere ſind gewiſſermaßen die ſymboliſchen Träger derſelben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, ſo offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigſten Gegenſätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Ueberſetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutſche übertrug. Durch ſeine gehackte, nicht ſelten unſaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf, der ebenfalls einem pathetiſchen Idealismus gegenüber das Erfahrungswiſſen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quirote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes,

und auch in der Grandezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumiren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Uebersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert an's Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergibt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lecture eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbstständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind, nach Zeichnungen von Tony Johannot, von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie das ja seyn mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sey, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat

eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuch'sche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costume hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständniß des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Carneval 1837.

Heinrich Heine.

Cervantes Vorrede.

Lieber müßiger Leſer! du kannſt mir aufs Wort glauben, daß ich von Herzen wünſche, dies Buch, das Kind meines Gehirns, möchte ſo ſchön, luſtig und klug ſein, als man ſich nur immer denken kann. Aber wer kann wider die Natur? In der ganzen Welt zeugt jedes Ding ſeines Gleichen; was konnte folglich aus meinem unfruchtbaren, verwahrlosten Kopfe Beſſeres kommen, als die Geſchichte eines trocknen, langweiligen, verſtiegnen Querkopfes, voll ſeltſamer Einfälle, davon ſich nie Jemand etwas träumen ließ, als ein Werk, das ſeinen Geburtsort, das Gefängniß, nicht

verläugnen kann, wo alle Uebel hausen und der Jammer seine Wohnung aufgeschlagen hat? Stille, ein behagliches Plätzchen, lachende Felder, heitrer Frühlingshimmel, murmelnde Quellen und süßer Seelenfriede füllen freilich den Geist mit mehr Schöpfungskraft, machen die unfruchtbarste Muse fruchtbar, und geben ihr Kinder, worüber die Welt erstaunt und die Menschen in Entzücken gerathen.

Manchem Vater knüpft zwar oft Vaterliebe die Binde so fest ums Auge, daß er die Flecken und Thorheiten seines häßlichen Jungen nicht nur nicht gewahr wird, sondern ihn seinen Freunden als ein Muster der Schönheit und Grazie vorstellt, und seine Albernheiten als goldne Sprüche empfiehlt. Hier ist der Fall nicht; denn ob du mich gleich für den rechten Vater des Don Quixote hältst, lieber Leser, so will ich doch nur als sein Stiefvater sprechen, wills nicht machen, wie Andre, will nicht mit Thränen im Auge vor dich hintreten und dich bitten, die Fehler zu übersehen, welche du an diesem meinem Kinde bemerkst. Du bist ja weder sein Verwandter noch Freund, hast deinen Kopf, deine Augen und deinen freien Willen, so gut als Einer in der Welt, bist Herr in deinem Hause, so gut als ein Fürst in seinem Erbe, und kannst, wie das Sprichwort sagt, dem König unter deinem Mantel ein Schnippchen schlagen, hast also Freiheit, Macht und Gewalt, von diesem Büchlein zu denken und zu sagen, was dir beliebt. Niemand wird dirs verargen, wenn du es verachtest, noch dir lohnen, wenn du es lobst.

Beinahe wollt' ich dir es baar und ungeschmückt, ohne Vorrede, Sonnette, Epigramme und Lobgedichte, die sonst immer schaarenweise vor den Büchern paradiren, vor Augen legen; denn unter uns gesagt, das Werk kostete mir auch ein wenig Mühe, aber gegen diese Vorrede, die du zu lesen beginnst, war es nur eine Kleinigkeit. Oft griff ich zur Feder, oft ließ ich sie fallen, weil ich nicht wußte, was ich schreiben sollte.

In einer so verzweifelten Lage saß ich einmal, das Papier vor mir, die Feder hinterm Ohr, den Arm auf dem Schreibtische und den Kopf in der Hand, und sann darüber nach, was ich nun sagen wollte; siehe, da kam von ungefähr einer meiner Freunde, ein feiner, muntrer und verständiger Mann zu mir. Wo fehlt's?

fragt' er mich, da er mich so trostlos sitzen sah. Ich sagt' ihm gerade heraus, daß ich an einer Vorrede zur Geschichte des Don Quixote arbeite, die mir aber dergestalt zu schaffen mache, daß

ich sie lieber gar liegen lassen, und die weltberühmten Thaten des edeln Ritters nicht ans Licht bringen wolle. Sollte mich, fuhr ich fort, der Gedanke an den alten Richter, an das Urtheil des Publikums, nicht in Verlegenheit setzen? soll ich mir vorwerfen lassen, daß ich nach so vielen in Vergessenheit durchschlummerten Jahren [1] wieder mit einer armen, markloſen Legende, ohne Erfindung, ohne Styl, ohne gute Einfälle, ohne Gelehrsamkeit hervortrete; daß mein Buch weder Randglossen noch Endnoten habe, wie andre, die, so abenteuerlich und fabelhaft sie auch immer seyn mögen, doch von Sentenzen des Aristoteles, Plato und der ganzen Philosophenschaar strotzen, also, daß die Leser erstaunen und den Verfasser für ein Wunder von Belesenheit, Gelehrtheit und Beredtsamkeit halten? Denn nach ihren Citaten sollte man darauf schwören, es wären lauter heilige Thomas oder andre Kirchenväter, und dabei können sie mit so vielem Witz und Anstand in der einen Zeile einen verliebten Gecken mahlen, und in der andern wieder eine feine christliche Predigt halten, daß es eine rechte Herzensluſt ist, sie zu hören und zu lesen. Alles dies geht meinem Buche ab, Randglossen und Endnoten allzumal; ich weiß nicht einmal, was für Schriftsteller ich dabei gebraucht hätte, daß ich sie in beliebter Weise dem Alphabet nach aufzählen, von Aristoteles anfangen und mit Xenophon, Zeuris oder Zoilus aufhören könnte, ungeachtet dieser ein Lästerer und jener ein Mahler war. Eben so sehr mangelt meinem Buche die Empfehlung von Sonnetten an der Spitze, wenigstens von solchen, die Herzoge, Marquesen, Grafen, Erzbischöffe, Damen und berühmte Dichter zu Verfassern hätten; ungeachtet mir gewiß zwei oder drei meiner lieben Amtsbrüder derlei Verse machen würden, wenn ich sie darum bäte, und bessere als die, von welchen man jetzt in unserem lieben Spanien so viel Wesens macht.

[1] Cervantes war 53 Jahre alt, als der erste Theil des Don Quixote erschien.

Mit einem Worte, lieber Herr und Freund, fuhr ich fort, es ist beschlossen, Herr Don Quixote mag in den Archiven der Mancha vergraben liegen, bis der Himmel einen Mann sendet, der ihn mit allem dem, was ihm noch mangelt, ausrüstet; denn ich bin zu schwach und zu ungelehrt, es zu thun. Ueberdies bin ich auch von Natur zu feig und verzagt, um mit Mühe Schriftsteller nachzuschlagen, die sagen, was ich mir ohne sie zu sagen getraue. Eben dies war Schuld an meinem Mißmuth und der Verlegenheit, in der Ihr mich fandet.

Ums Himmels willen, rief mein Freund, als er dies hörte, und schlug sich unter lautem Lachen mit der Hand vor die Stirn, ums Himmels willen, Bruder, wie ists möglich, daß ich mich bisher über Euch so betrügen konnte? So lange ich Euch nun kenne, hielt ich Euch immer für einen klugen und schlauen Mann; aber nun sehe ich, daß Ihr noch weiter davon entfernt seyd, als der Himmel von der Erde. Wie? ists möglich, daß so leichte Dinge, so unerhebliche Schwierigkeiten einen so guten Kopf, der wohl größere überwinden kann, in Verlegenheit setzen oder gar abschrecken sollten? Was gilts, nicht Mangel an Fähigkeiten, sondern Ueberfluß an Trägheit und übertriebne Bequemlichkeit ist Schuld daran. Wollt Ihr begreifen, daß ich Recht habe? Hört mich nur ruhig an, und Ihr sollt sehen, wie ich Euch in einem Augenblick all' Eure Berge wegblase und die Schwierigkeiten hebe, die Euch, wie Ihr zu sagen beliebt, von der Herausgabe der Geschichte Eures berühmten Don Quixote, des Lichts und Spiegels der ganzen fahrenden Ritterschaft, abschrecken.

Nun, so laßt hören, sagte ich, ich möchte wohl wissen, wie Ihr mir aus der Angst helfen, über die Kluft meiner Furcht eine Brücke schlagen und das Chaos aufhellen wollt, worin ich befangen bin.

Wohlan! versezte er; das Erste, was Euch für Euer Werk fehlt, sind Sonnette, Epigramme und Lobreden von großen, berühmten

Leuten. Nichts in der Welt ist leichter gehoben als diese Schwierigkeit, wenn Ihr Euch nur die kleine Mühe geben wollt, sie selbst zu machen, und dann könnt ihr sie taufen und benennen, wie Ihr nur selber wollt. So könnt Ihr sie dem Priester Johannes von Indien [1], oder dem Kaiser von Trapezunt zuschreiben; denn beide sind als große Poeten bekannt, wie ich nicht anders weiß, und wären sie es auch nicht gewesen, und einige Pedanten und Privatdocenten wollten Euch nachkläffen und diese Wahrheiten beknurren, was kümmert das Euch? Denn bewiesen sie auch die Lüge, so können sie Euch doch nicht die Hand abhauen, mit der Ihr sie geschrieben. Was Randglossen und Citate aus andern Schriftstellern betrifft, so dürft Ihr nur immer zu gelegner Zeit ein paar Sentenzen oder lateinische Brocken einstreuen, die Ihr entweder schon auswendig wißt, oder doch mit leichter Mühe finden könnt. So paßt z. B. auf die Materie von Freiheit und Sklaverei:

Non bene pro toto libertas venditur auro;

am Rande citirt ihr dann den Horaz, oder wer es sonst gesagt hat. Sprecht Ihr von der Gewalt des Todes, gleich rücket heraus mit

Pallida mors aequo pulsat pede
Pauperum tabernas, regumque turres.

Handelt Ihr von Freundschaft und Liebe gegen Feinde, die Gott befiehlt, so ist Gottes Befehl in der heiligen Schrift zur Hand:

Ego autem dico vobis, diligite inimicos vestros;

imgleichen, was böse Gedanken betrifft, der Ausspruch des Evangelii:

De corde exeunt cogitationes malae;

von Unbeständigkeit der Freunde bietet Euch Cato sein schönes Distichon an:

Donec eris felix, multos numerabis amicos:
Tempora si fuerint nubila, solus eris.

[1] Einem Könige der Fabel. Im Mittelalter glaubte man, daß im nördlichen Theile von Indien oder in Tibet ein christlicher Held, Priester und König zugleich, ein großes Reich beherrsche. Die Aehnlichkeit der päpstlichen Religion mit der des Dalai Lama gab Anlaß zu dieser Sage.

Wenn Ihr Euch in dergleichen lateinische Flitter hüllt, werdet Ihr alsbald für einen Gelehrten passiren; und dies zu seyn, ist heutzutag' in nicht geringem Grade ehrenvoll und von Nutzen. Was die Noten zu Ende Eures Buches betrifft, so könnt Ihr es sicher folgendermaßen damit halten. Gedenket Ihr z. B. eines Riesen in Eurer Geschichte, so macht ihn zum Riesen Goliath, und durch diesen einzigen Kunstgriff, der Euch fast nichts kostet, habt Ihr auf einmal eine große Note, und könnt setzen: der Riese Golias oder Goliath war ein Philister, den der Hirte David mit einem gewaltigen Steinwurf im Thale Terebinto tödtete; wie solches denn im Buche der Könige, in dem und dem Kapitel des Weiteren nachzulesen. Um Euch aber auch als einen gelehrten Humanisten und Cosmographen zu zeigen, so erwähnet unter anderm in Eurer Geschichte des Flusses Tago, und da habt Ihr wieder folgende schöne Note: der Fluß Tago hat seinen Namen von einem alten spanischen Könige; an dem und dem Orte empfängt er sein Daseyn und stirbt in dem Meere Ocean, nachdem er zuvor die Mauern des berühmten Lisboa geküßt; auch sagt man, er führe Goldsand in seinem Schooße. Ist die Rede von Räubern, so will ich Euch die Geschichte von Cacus erzählen, denn ich kann sie auswendig; von Buhlerinnen? da habt Ihr den Bischoff von Mondonedo[1], der Euch sogleich eine Lamia, Lais und Flora zu einer Note liefert, die Euch Ehre machen wird; von Grausamen? Ovid borgt Euch seine Medea; von Heren und Zauberinnen? Homer hat eine Calypso, Virgil eine Circe; von tapfern Feldherren? Julius Cäsar stellt in seinen Commentarien sich selbst als Beispiel dar, und Plutarch gibt eine hübsche Anzahl von Alexandern zum Besten. Handelt Ihr von Liebe, und habt nur ein paar Messerspitzen voll Toscanisch im Kopfe, so steht Euch Leo der Jude zu Diensten, wo Ihr volle Genüge

[1] Don Antonio de Gueverra beschrieb in einem seiner Briefe die denkwürdige Geschichte der drei berüchtigsten Buhlerinnen.

finden werdet [1]; oder wolltet Ihr keinen Ausländer dazu, so habt Ihr ja zu Hause den Fonseca, von der Liebe Gottes, wo Alles steht, was Ihr oder sonst ein guter Kopf über diese Materie sagen kann. Mit einem Worte, Ihr braucht weiter nichts, als nur diese Namen und Geschichten in Eurem Werke zu berühren; die Noten und Randglossen überlaßt mir; und ich stehe dafür, ich will Euch alle Ränder vollschmieren, und vielleicht noch einen vier Bogen langen Schwanz an Euer Buch anhängen. Kommen wir nun auf das Verzeichniß der citirten Schriftsteller, das andre Bücher haben, Euch aber noch fehlt! Nichts ist leichter, als dies zu schaffen; denn Ihr dürft Euch nur ein Buch [2] mit einem dergleichen recht vollständigen Verzeichnisse von A bis Z suchen, und dies ganze ABC in Euer Buch übertragen, so habt Ihr, was Ihr wollt. Gesetzt auch, man entdeckte den Betrug, weil Ihr es nicht nöthig hattet, was thuts? Vielleicht gibt es doch einen Pinsel, der dumm genug ist, zu glauben, Ihr habet alle diese hochberühmten Schriftsteller für Eure so einfache Geschichte benützt. Und wenn auch dies weitläufige Schriftsteller-Verzeichniß zu sonst nichts nützt, so gibts doch dem Buche wenigstens auf den ersten Blick ein ehrwürdiges Ansehen. Und die Mühe wird sich gewiß Niemand geben, zu untersuchen, ob Ihr jene Bücher auch wirklich benützt habt; denn Niemanden wird diese Mühe belohnt werden. Ueberdies hat Euer Werk, im rechten Lichte betrachtet, nicht das Mindeste von allem dem vonnöthen, was Ihr glaubt, daß ihm noch abgehe; denn das Ganze ist Satyre auf die Ritterbücher, davon weder Aristoteles, noch Sanct Basilius, noch Cicero je etwas geträumt, gesagt oder gepredigt hat. Weder

[1] Ein portugiesischer Jude, der sich in Venedig als Arzt niederließ und in italienischer Sprache ein Buch unter dem Titel dialoghi d'amore (Gespräche über die Liebe) schrieb.

[2] Dies ist ein Stich auf den berühmten Zeitgenossen unsers Dichters Lopez de Vega, der hinter einem seiner Werke, el peregrino betitelt, ein Verzeichniß von 150 citirten Schriftstellern abdrucken ließ.

hiſtoriſche Wahrheit, noch Aſtrologie, noch Geometrie, noch Rhetorik hat Etwas mit Euern Abenteuern zu thun; auch ſind's keine Predigten, wo man Göttliches mit Menſchlichem vermengt, und wofür jeder fromme Chriſt billig ſich hüten ſoll. Hier kommts blos auf Nachahmung der Natur an, und je vollkommner dieſe iſt, deſto vortrefflicher iſt das Werk. Da nun Euer Buch keinen andern Zweck hat, als den Ritterbüchern ihr Anſehen in der Welt und unter dem Volke zu nehmen, ſo habt Ihr nicht nöthig, Sentenzen bei Philoſophen, Sprüche bei der heiligen Schrift, Fabeln bei Poeten, Reden bei Rednern und Wunder bei Heiligen zu entlehnen. Genug, wenn Eure Erzählungen deutlich, Eure Ausdrücke paſſend und kräftig, Eure Wendungen und Perioden ſchön und wohlklingend ſind. Verſteckt nie Eure Gedanken abſichtlich in Dunkelheit: immer muß man verſtehen, was Ihr ſagen wollt. Der Schwermüthige lächle bei Eurer Geſchichte und werde heiter; dem Ungelehrten mache ſie keine Langeweile; der Witzige bewundre an ihr die Erfindung; der Ernſthafte ſchätze ſie ſeiner Achtung, der Weiſe ſeines Lobes werth. Habt immer Euern Hauptzweck vor Augen, den verdorbnen Geſchmack für die Ritterbücher auszurotten, die von Manchen verachtet, von noch weit Mehreren aber gelobt werden, und erreicht Ihr nur dieſen, ſo habt Ihr genug gethan.

In tiefem Schweigen hörte ich meinem Freunde zu. Seine Gründe ſchienen mir auch ſo einleuchtend, daß ich, ohne einen fernern Gedanken von Zweifel, ſie billigte und annahm, und auf der Stelle beſchloß, dieſe Vorrede daraus zu machen.

Du ſiehſt hieraus, mein beſter Leſer, wie glücklich ich war, einen ſo klugen Freund und treuen Rathgeber bei meiner Nothdurft zu finden, und wie glücklich auch Du biſt, rein, lauter und unverfälſcht die Geſchichte des weltberühmten Don Quixote von der Mancha zu erhalten, von dem alle Bewohner des Feldes Montiel glauben, er ſey der keuſcheſte Liebhaber und tapferſte Ritter geweſen, den man ſeit vielen Jahren innerhalb ihrer Gränzen

geſehen habe. Ich will's eben nicht rühmen, was ich Dir für einen Dienſt leiſte, daß ich Dir die Bekanntſchaft eines ſo merkwürdigen und ehrſamen Ritters verſchaffe; aber das ſollteſt Du mir doch danken, daß ich Dir ſeinen Schildknappen, den ruhmwürdigen Sancho Panſa, näher bringe; in deſſen Perſon ich meines Bedünkens alle Grazie der Schildknappenſchaft, die in den lügenhaften Ritterbüchern nur zerſtreut ſich findet, zuſammengefaßt habe. Und hiemit Gott befohlen, der auch meiner gedenken möge. Lebe wohl!

Der ſinnreiche Junker

Don Quixote von der Mancha.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Stand und Lebensart des berühmten Junkers Don Quixote von der Mancha.

er Held unſrer Geſchichte wohnte vor nicht gar langer Zeit in einem Dorfe der Mancha, auf deſſen Namen ich mich nicht beſinnen mag, und gehörte zu der Claſſe derer, die einen Spieß und eine alte Tartſche im Waffenſchrank haben, einen dürren Klepper im Stall und ein Windſpiel im Hofe. Mittags ein Fleiſchkuchen, worin mehr Mehl als Fleiſch, Abends gewöhnlich kalte Küche, Sonnabends arme[1] Ritter, Freitags Linſen, und Sonntags zur Zugabe noch eine Taube, verzehrten drei Viertheile ſeines Einkommens. Der Reſt ging auf für ein Wamms von feinem Tuche,

[1] „Arme Ritter" bedeutet im Sächſiſchen daſſelbe, was man in Schwaben unter „Gierhaber" verſteht; oder auch in Milch geweichte und mit Eiern geröſtete Semmelſchnitten.

Der Herausgeber.

für Festtagshosen und Pantoffeln von Sammt, und für einen Alltagsrock von hübschem Mitteltuche. Er hatte bei sich eine Haushälterin von

mehr als vierzig, eine Nichte von noch nicht zwanzig Jahren, und einen Burschen, der den Klepper sattelte und Holz spaltete.

Die Lebensjahre unsers Junkers streiften hart an die fünfzig; er hatte eine gute Natur, einen hagern Leib, ein ausgemergeltes Gesicht, war ein großer Frühaufsteher, und Liebhaber der Jagd. Verschiedne wollen ihm den Zunamen Quixada oder Quesada geben, und die Schriftsteller, welche seiner gedenken, sind nicht ganz darüber einig; dem wahrscheinlichsten Vermuthen nach hieß er Quixana. Doch wie wenig thut dies zu unsrer Geschichte! Genug, wenn sie sich nur sonst in keinem Stücke von der Wahrheit entfernt.

Zur Hauptſache! So oft gedachter Junker nichts zu thun hatte, was den größten Theil des Jahres über der Fall war, beſchäftigte er ſich damit, Ritterbücher zu leſen, und zwar mit ſolchem Eifer und Behagen, daß er darüber die Jagd vergaß und ſelbſt die Verwaltung ſeines Vermögens. Seine Liebhaberei hiefür ging ſo weit, daß er manchen ſchönen Acker daran rückte, um Ritterbücher zu kaufen. Er

brachte auch, ſo viel er deren nur auftreiben konnte, in ſeinem Hauſe zuſammen.

Am beſten von allen gefielen ihm die Werke des berühmten Feliciano de Sylva. Der Glanz ſeiner Proſa und deren verwickelte Spitzfündigkeiten ſchienen ihm lauter Perlen; am höchſten ſtieg ſein Entzücken, wenn er an zärtliche Klagen, Seufzer oder Ausforderungen folgenden Schnittes kam: „Dero fürtreffliche Seelenreitze ſind ſo ohn' allen Grund, daß ich nit ohne guten Grund darob ein Narr geworden;“ oder: „der hohe Himmel, welcher Euch mit den Sternen Eurer Gottheit göttlich zieret und Euch zur Verdienerin der Verdienſte macht, die Eure Hoheit verdient.“

Ueber ſolcher geiſtreichen Speiſe zehrte ſich das Hirnmark unſers Ritters auf. Er zermarterte ſich, einen Sinn aus dieſem Wirrwarr herauszuwirren, worüber ſelbſt Ariſtoteles vergeblich gegrübelt hätte, wäre er auch ausdrücklich deßhalb auferſtanden. Am wenigſten kam er über die Wunden ins Klare, welche Don Belianis austheilte und empfieng; „denn ſo große Meiſter der Kunſt auch immer die Wundärzte, die ſie heilten, ſeyn mochten,“ ſprach er, „ſo mußte ihm endlich doch ſein Leib und Geſicht zu einer einzigen Narbe werden.“ Indeſſen lobte

er es sehr an diesem Schriftsteller, daß er sein Buch mit dem Versprechen beschloß, ein unmögliches Abenteuer nachzuliefern. Oft wollte er schon zur Feder greifen, und den Faden, welchen jener Autor eingefädelt, unverdrossen zu Ende spinnen. Er würde es auch unstreitig gethan haben, wenn ihn nicht andre wichtigere Gedanken daran gehindert hätten. Zuweilen gerieth er mit dem Pfarrer seines Dorfes — einem

gelehrten und zu Siguenza [1] graduirten Manne — in Streit, ob Palmerin von England oder Amadis von Gallien ein beßrer Ritter gewesen sei? Aber Meister Niklas, der Dorfbarbier, entschied meistens mit dem Ausspruche, daß keiner von beiden dem Sonnenritter das Wasser reiche; und käm' ihm je noch Einer bei, so sei es Don Galaor, des Amadis von Gallien Bruder, weil er sich in Alles besser fügte, kein solcher löschpapierner Ritter und Jammermann wie sein Bruder wäre, auch diesen, was die Tapferkeit anbelange, im Sack wegtrüge.

[1] Ein Stich auf die kleinen Universitätchen, welche jeden Thoren um ein Stück Geld graduiren. Siguenza stand in demselben Rufe, wie später in Deutschland Erlangen; Spötter sagten, es werden dort Doctorhüte an Esel um 2 Dublonen verkauft.

Kurz, der gute Junker verſank ſo tief in ſeine Lectüre, daß er Nächte und Tage lang, vom Abend bis an den Morgen, und vom Morgen bis an den Abend, damit zubrachte, und ſich endlich durch vieles Leſen und wenigen Schlaf das Gehirn dergeſtalt austrocknete, daß er den Verſtand verlor. Er füllte ſich den Kopf mit dem Zeuge an, das er in ſeinen Büchern fand, als da ſind Bezauberungen, Fehden, Schlachten, Herausforderungen, Wunden, Zärtlichkeiten, Liebeshändel, Qualen und andre Tollheiten mehr; und ſo tief arbeitete er ſich hinein, daß ihm endlich dieſer Wuſt von Hirngeſpinſten als die zuverläßigſte Geſchichte von der Welt galt. Cid Rui Diaz[1], meinte er, ſey ein ganz guter Ritter, aber bei weitem komme er dem Ritter vom brennenden Schwerte nicht gleich, der auf einen Hieb zwei ſtolze, unmäßig große Rieſen mitten entzwei gehauen habe.

Noch beſſer ſtand bei ihm Bernardo del Carpio, weil er bei Ronceval den bezauberten Roland erſchlagen und dabei den Kunſtgriff des Herkules angewandt, der einſt Antäus, den Sohn der Erde, in ſeinen Armen erdrückt hatte. Viel Gutes wußte er vom Rieſen Morgante zu ſagen, weil er, obwohl ein Sprößling jener übermüthigen

[1] Der Roman von dem berühmten Cid heißt: Los famosos y eroicos hechos del invicible y esforcado Cavallero, Onrá y flor de las Espannas, el Cid Ruy Diaz de Bivar con los de otros Varones ilustres, por Diego Ximenez Ayllon in 4to 1568. Bertuch.

Riesenbrut, doch stets freundlich und manierlich gewesen sey. Ueber Alle aber ging ihm Reynald von Montalban, sonderlich wenn er ihn im Geiste aus seiner Burg ausfallen, und Alles plündern sah, was ihm aufstieß, oder wie er von drüben [1] über das Meer herüber Mahoms Bild holte, das laut der Geschichte von lauterem Gold gewesen. Um den Verräther Ganelon [2] nur einmal nach Herzenslust mit Füßen treten zu können, hätte er gern seine Haushälterin hergegeben und noch dazu die Nichte in den Kauf.

Endlich, als sein Verstand völlig auf die Neige ging, gerieth er auf den seltsamsten Einfall, den je ein Narr in der Welt gehabt. Es schien ihm nämlich angemessen und nöthig, sowohl zur Verherrlichung seines eignen Namens, als auch zu Nutz und Frommen des gemeinen Wesens, daß er selbst ein fahrender Ritter werde, und in der ganzen Welt herumziehe mit Wehr und Roß, um Abenteuer zu suchen, und allem dem nachzukommen, was, wie er gelesen, fahrende Ritter zu thun pflegten, allem Unrecht zu steuern und sich in Fährlichkeiten zu stürzen, durch deren Ueberwindung er ewigen Ruhm und Glorie sich erwerben werde. Schon sah der arme Mann als Preis für die Tapferkeit seines Arms zum wenigsten die Kaiserkrone von Trapezunt auf seinem Haupte, und berauscht von dem Glücke, dessen Gunst er im Voraus genoß, eilte er, so sehr er konnte, sein Vorhaben ins Werk zu richten.

Sein erstes Geschäft war, einige Waffen zu putzen, die seinen Urahnen gehört und seit undenklicher Zeit, von Rost zerfressen und staubbedeckt, in einem Winkel gelegen hatten. Er säuberte sie, so gut er konnte, entdeckte aber einen sehr wesentlichen Mangel; denn statt eines vollständigen Turnierhelms fand er blos eine Pickelhaube. Aber aus dieser Verlegenheit half ihm gar bald sein erfinderischer Geist: er machte sich ein neues Untertheil von Pappe, welches an die Sturmhaube befestigt, ihr so ziemlich das Ansehen eines vollständigen Helmes gab. Die Probe, ob sie auch dauerhaft sey und einen derben Stoß aushalten könne, wurde sogleich gemacht. Er zog den Degen und führte

[1] Aus Nordafrika.

[2] Einer der 12 Pairs des großen Karl. Den Zunamen Verräther erhielt er, weil er das christliche Heer in den Thälern von Roncesvalles den Sarazenen in die Hände spielte.

zwei ſtarke Hiebe darauf; allein ſchon bei dem erſten lag das mühſame Werk einer ganzen Woche in Trümmern. Verdrießlich darüber, daß

dies ſo leicht gelungen ſey, gieng er von Neuem ans Werk, und brachte, um ſich vor einer ähnlichen Gefahr zu ſichern, am innern Theile des Helms einige Eiſenſtäbe an, die ihm ſo ſtark ſchienen, daß er ohne weitere Probe an der Vortrefflichkeit des Ganzen keinen Augenblick mehr zweifelte.

Sein nächſter Gedanke war nun der Klepper, und ob dieſer gleich mehr Mängel hatte, als Haare im Schweif, und mehr Gebrechen als das Pferd Gonelas, das blos aus Haut und Knochen beſtand, ſo würde er ihn doch nicht gegen den Bucephalus Alexanders oder gegen den Babieça des Cid vertauſcht haben. Vier Tage lang gieng er mit ſich

winde, wäre es da nicht fein, eine Dame zu haben, vor die ich ihn weisen und bescheiden könnte? und daß er dann zu meiner süßen Gebieterin hineinträte, sich ihr zu Füßen würfe und mit demüthiger und halbgebrochner Stimme sagte: O Herrin! ich bin der Riese Caraculiambro,

Herrscher der Insel Malindrania, welchen in einem Zweikampfe der nie genug nach Würden zu lobende Ritter Don Quixote von der Mancha

Junker ein, daß der mannhafte Amadis ſich nicht ſchlechtweg Amadis, ſondern Amadis von Gallien genennt habe, um ſein Reich und Vaterland durch ſeinen Namen berühmt zu machen. Als ein wackrer Ritter wollte er demnach zu ſeinem Namen den ſeiner Heimath fügen, und nannte ſich Don Quixote von der Mancha, ein Zuname, womit er ſein Geſchlecht in volles Licht zu ſtellen und ſein Land zu verherrlichen glaubte.

Nun, da ſeine Waffen geputzt, die Pickelhaube in einen Helm verwandelt, er und ſein Klepper glücklich umgetauft waren, ſchien ihm nichts mehr zu fehlen, als eine Dame, in die er ſich verlieben könnte; maſſen ein fahrender Ritter ohne Liebe ein Baum ohne Blätter und Frucht, ja ein Körper ohne Seele ſei. „Denn," ſprach er, „wenn

mir zur Strafe meiner Sünden oder gar zur guten Stunde etwa unterwegs ein Rieſe in den Wurf kommt, wie denn ſolches fahrenden Rittern zu geſchehen pflegt, — und ich ihn nun auf einen Ritt zu Boden ſtrecke, oder durch und durch ſteche, mit einem Wort, ihn über-

winde, wäre es da nicht fein, eine Dame zu haben, vor die ich ihn weisen und bescheiden könnte? und daß er dann zu meiner süßen Gebieterin hineinträte, sich ihr zu Füßen würfe und mit demüthiger und halbgebrochner Stimme sagte: O Herrin! ich bin der Riese Caraculiambro,

Herrscher der Insel Malindrania, welchen in einem Zweikampfe der nie genug nach Würden zu lobende Ritter Don Quixote von der Mancha

überwand, als welcher mir auch befohlen, mich allhier vor Euer Gnaden gehorſamlich zu ſtellen, damit Eure Hoheit nach Dero Beliebung und Gefallen über mich gebiete."

O wie freuete ſich nicht unſer wackrer Ritter, als er dieſe Standrede zur Welt gebracht hatte, und noch mehr, als ihm einfiel, wen er ſich zur Liebſchaft erwählen könne! Es war, wie man glaubt, ein hübſches Bauermädchen in einem benachbarten Dorfe, in die er früher verliebt geweſen, obgleich ſie der Sage nach weder davon gewußt, noch ſich darum bekümmert hatte. Sie hieß Aldonza Lorenzo, und ſchien ihm vollkommen geeignet, die Dame ſeines Herzens zu werden. Er ſuchte ihr einen Namen, der dem ſeinigen einigermaßen entſpräche, und dabei halbwegs auf eine Prinzeſſin und große Herrin rathen ließe. Endlich fand er ihn, und nannte ſie Dulcinea von Toboſo, weil ſie von Toboſo gebürtig war: ein Name, der, in ſeinen Ohren muſikaliſch, fremd und bedeutſam klang, wie die andern, die er ſich und ſeinem Roſſe gegeben.

Abenteurer hin, und begann folgendes Selbstgespräch: „Erscheint dereinst in kommenden Zeiten die wahre Geschichte meiner berühmten Thaten vor den Augen der Welt, so wird unstreitig der Weise, der sie schreibt, wenn er an die Erzählung meines ersten so frühen Auszuges kommt, folgendergestalt anheben: Kaum hatte der rubinrothe Apollo die goldnen Locken seines schönen Haupthaares über das weite Angesicht der weiten, langgestreckten Erde verbreitet; kaum hatten die kleinen bunten Vögelein mit ihren Harfenzungen und ihrer süßen schmelzenden Harmonie die Ankunft der rosigen Aurora gegrüßt, welche das weiche Bett ihres eifersüchtigen Gemals verließ, und sich in den Thüren und Fenstern des Horizonts der Mancha den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quixote von der Mancha die schnöden Federn verließ, sein berühmtes Pferd Rozinante bestieg, und anfieng über das alte Feld Montiel zu ziehen." — Er zog auch in der That eben über dieses Feld. — „Glückliche Zeit," fuhr er fort, „gesegnetes Jahrhundert, in welchem die Welt meine berühmten Thaten, werth in Erz gegossen, in Marmor gehauen, in Gemählden der Nachwelt aufgestellt zu werden, kennen lernen wird. — O Du, wer Du auch seyest, weiser Zauberer, dem die Ehre aufbehalten ist, Aufzeichner dieser seltnen Geschichte zu werden, ich bitte Dich, vergiß meinen guten Rozinante, den ewig treuen Gefährten aller meiner Abenteuer nicht." — Dann, auf ein andres Kapitel übergehend, rief er, als wär' er wirklich verliebt: „O Prinzessin Dulcinea, Gebieterin dieses gefangnen Herzens, wie so gar schwere Trübsal habt Ihr mir auferlegt, daß Ihr mich verbannt und mir es grausamlich verweigert, vor Eurer Schönheit zu erscheinen. Möchte es Euch doch gefallen, o Herrin, einmal in Gnaden zu gedenken dieses Euch leibeignen Herzens, welches Eurenthalb aus Liebe so große Pein erduldet."

Mit diesem und ähnlichem Unsinn, ganz nach dem Schnitt und Style seiner Bücher, zog er fürbaß, bis die Sonne mit solcher Hitze hervorbrach, daß ihm sicherlich das Gehirn verbrannt wäre, wenn er noch welches gehabt hätte. Er reiste fast den ganzen Tag, ohne daß etwas vorfiel, was verdiente, hier erzählt zu werden. Fast verzweifelte er darüber, denn er dürstete darnach, Jemanden zu finden, an dem er die Stärke seines Arms erproben könnte.

Einige Schriftſteller berichten, das erſte Abenteuer, welches unſer Ritter beſtand, ſey das am Paſſe Lapice geweſen; andre dagegen weiſen dem mit den Windmühlen die vorderſte Stelle an. Alles, worüber ich mir habe Gewißheit verſchaffen können, und was ich in den Annalen der Mancha aufgezeichnet fand, iſt, daß er dieſen ganzen Tag fortreiste, und daß beim Einbruche der Nacht der Ritter wie ſein Klepper vor Hunger und Müdigkeit halb todt war. Er ſah ſich allenthalben um, irgendwo ein Schloß oder eine Schäferhütte zu entdecken, wohin er ſeine Zuflucht nehmen und ſeiner dringenden Noth abwarten könne. Endlich gewahrte er nicht fern vom Wege, den er zog, eine Schenke, für ſeine Augen ein Stern, der ihm, wenn nicht zum Burgthor, ſo doch zum Pförtchen der Erlöſung winkte. Er

ſtrengte ſein Pferd an, ſo gut es gieng, und erreichte das Ziel, eben, als der Tag ſich neigte.

Von ungefähr ſtanden vor der Thüre ein paar Dirnen aus der Zahl der barmherzigen Schweſtern, welche mit einigen Maulthiertreibern nach Sevilla zogen, und Willens waren, mit dieſen in der Schenke zu übernachten. Da nun in unſers Abenteurers Kopfe Alles, was er ſah und hörte, dichtete und dachte, die Farbe ſeiner Ritterbücher annahm, ſo erſchien ihm auch die Schenke gleich auf den erſten Blick als ein Schloß mit vier Thürmen und ſilberſtrahlenden Zinnen, ſammt einer Zugbrücke nebſt tiefen Gräben und aller der Zubehör, womit dergleichen Kaſtelle gewöhnlich ausgeſtattet ſind. Er ritt auf die Schenke, oder wie er meinte, auf das Kaſtell zu; wenige Schritte davor zog er die Zügel ſeines Rozinante an, hoffend, es werde zwiſchen den Zinnen ein Zwerg erſcheinen und mit der Trompete das

Zweites Kapitel.

Erste Fahrt des scharfsinnigen Junkers Don Quixote.

lles war vorbereitet, er wollte daher die Ausführung seines Plans keinen Augenblick mehr verschieben; denn lebhaft stellte sich ihm das Unheil vor Augen, welches der Welt aus seinem Zaudern erwachsen könnte, weil so viel Ungebühr auf ihn warte, die er abzustellen, so manches Unrecht, das er gerade zu machen, Mißbräuche, denen er zu steuern, Frevel, die er zu rächen habe. Ohne demnach Jemanden ein Wort davon zu sagen, und ohne sich von Jemanden erblicken zu lassen, legte er eines Morgens vor Tage — es war einer der heißesten im Heumonat — seine ganze Rüstung an, setzte seinen zusammengeflickten Helm auf, ergriff Tartsche und Lanze, bestieg seinen Rozinante und ritt durch die Hinterthüre des Hofes auf das freie Feld, äußerst vergnügt, daß sein wichtiges Vorhaben einen so leichten Anfang nahm. Kaum war er hinaus, als ihn ein so schrecklicher Gedanke überfiel, daß er nahezu den ganzen Ausritt und das angefangne Werk aufgegeben hätte. Es fiel ihm nämlich ein, daß er noch nicht zum Ritter geschlagen sey, und es folglich nach den Gesetzen der Ritterschaft mit keinem andern Ritter aufnehmen könne und dürfe; und gesetzt, er wäre ein Ritter, so dürfe er blos einen blanken Schild ohne Sinnbild führen, bis er sich solches durch tapfre Thaten erworben hätte.

Dies machte ihn eine Zeitlang in ſeinem Vorſatze wankend; allein ſeine Narrheit war ſtärker als alle Gründe, und er beſchloß, ſich von dem Erſten dem Beſten, der ihm unterwegs aufſtieße, zum Ritter ſchlagen zu laſſen, wie es viele Andre auch gethan, den Ritterbüchern zufolge, welche ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hatten. Was den Punkt wegen des blanken Schildes betraf, ſo gedachte er ſelbigen zu gelegner Zeit ſchon ſo hell zu putzen, daß er weißer als ein Hermelin ausſehen ſollte.

Nun war er wieder ruhig, und ſetzte ſeinen Weg fort, den jedoch das Pferd wählte; denn dies, glaubte er, ſey das wahre große Geheimniß, Abenteuer zu finden. Dort zog nun unſer angehender

wohl wußten, weit von ihrem Gewerbe entfernt war, so brachen sie in ein Gelächter aus, und zwar so unbändig, daß er ihnen zurief: „Sittsamkeit stehet den Schönen wohl an und über Kleinigkeiten zu lachen, ist große Thorheit; wiewohl ich dies nicht sage, um Euch wehe zu thun, oder Euch übler Laune zu machen. Nein, mein Wille ist vielmehr, Euch auf jede Weise zu dienen.“

Diese für Schenken-Prinzessinnen unverständliche Sprache und der noch seltsamere Aufzug unsers Ritters vermehrte bei jenen das Gelächter und bei diesem den Zorn so gewaltig, daß er sich ganz gewiß an ihnen vergriffen haben würde, wäre nicht in eben dem Augenblicke der Wirth, ein dicker, folglich friedliebender Mann, dazu gekommen.

Dieser nun konnte sich bei dem Anblick einer so mißgeschaffnen, mit Schild, Speer, Harnisch und Zaum verpanzerten Figur, fast eben so wenig des Lachens enthalten als die beiden Dirnen. Im Grunde aber fürchtete er sich doch etwas vor einer so ausgerüsteten Maschine, und beschloß daher seinen Gast ein wenig höflich anzureden. „Herr Ritter,“ sprach er, „wenn es Euch beliebt, hier Quartier zu suchen, so werdet Ihr, die Betten ausgenommen — denn in meinem Hause sind keine — sonst an Allem Ueberfluß bei mir finden.“ Als Don Quixote sich so unterthänig von dem Schloßhauptmann, wofür er den Wirth hielt, empfangen sah, antwortete er ihm: „Für mich, Herr Castellan, ist alles gut genug; ich nehme vorlieb; denn meine Pracht sind Waffen, und Kämpfen meine Ruh' [1], u. s. w.“ Der Wirth, welcher nicht wußte, warum der Ritter ihn Castellan nenne, glaubte, er halte ihn für einen sogenannten ehrwürdigen Castilianer [2], ohnerachtet er ein Andalusier war aus der Gegend von San Lucar, so lange Finger hatte als Cacus und kein geringerer Schalk war, als ein Student oder Edelknabe. Er versetzte also: „demnach werden wohl harte Steine Euer Gnaden Bett, stetes Wachen Euer Schlaf [3] seyn? und wenn dieß ist, so dürfet Ihr nur absteigen, Herr Ritter, ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in meinem Hause alle Gelegenheit finden sollet, ein ganzes Jahr nicht zu schlafen, geschweige

[1] Der Anfang einer spanischen Romanze.

[2] Castellano heißt sowohl ein Castellan als auch ein Castilianer; un Sano de Castilla aber im Sprichworte ein feiner Spitzbube.

[3] Ebenfalls Anfang eines Liedes.

denn eine Nacht.“ So ſprechend hielt er dem Ritter die Steigbügel, der ſich dann mit Mühe und Schwierigkeit vom Pferde herabwälzte, als Einer, der am Abend noch nicht gefrühſtückt hatte. Er befahl hierauf dem Wirthe ſein Pferd auf's Leben an, weil es das beſte Thier ſey, das je Heu gefreſſen. Der Wirth ſchaute es darauf an, fand es aber nicht halb ſo preiswürdig, als Don Quixote ſagte, und führte es in den Stall.

Hierauf kam er zurück, um zu hören, was etwa ſein Gaſt zu befehlen hätte, fand aber bereits die beiden Nymphen, mit denen er

sich schon wieder ausgesöhnt hatte, ihn zu entwaffnen beschäftigt. Den Vorder- und Hinterküraß hatten sie ihm wohl losgeschnallt, aber so viele Mühe sie sich auch gaben, so konnten sie doch weder die Halsberge öffnen, noch den geflickten Helm abnehmen; denn er hatte ihn mit einigen grünen Schnüren zusammengeknüpft, die sie hätten zerschneiden müssen, weil die Knoten unauflöslich waren, was aber der Ritter auf keine Weise zugeben wollte.

Er behielt also die ganze Nacht hindurch seinen Helm auf dem Kopfe, und machte darin die schönste und seltsamste Figur, die man sich nur denken kann. Unter dem Entwaffnen sagte er zu den beiden Dirnen, die er noch immer für Fräulein und vornehme Damen aus dem Schlosse hielt, überaus zierlich: „Niemals ward ein edler Degen baß bedient, als Don Quirot', Damen kamen ihm entgegen, pflegten ihn als einen Gott, führten ihn zum Ritterschlosse, streuten Futter seinem Rosse — nämlich der Rozinante, denn dies, meine Damen, ist der Name meines Pferdes, und Don Quixote von der Mancha der meinige, den ich Euch zwar nicht eher entdecken wollte, als bis ihn etwelche Großthaten, Euch zu Dienst und Nutz, verrathen hätten, wenn ich nicht die alten Verse Lanzarote auf gegenwärtigen Fall anwenden müßte, und dies die Ursache wäre, warum Ihr ihn eher erfahret, als es seyn sollte. Aber es wird die Zeit kommen, da Euer Gnaden nur gebieten und ich durch meinen Gehorsam zeigen werde, wie brennend mein Verlangen sey, Euch durch die Tapferkeit meines Arms zu dienen."

Die Dirnen, welche nicht gewohnt waren, dergleichen rednerische Figuren zu hören, antworteten ihm kein Wort darauf, und fragten nur, ob er nichts essen wollte? „O ja," versezte Don Quixote; „sey es, was es wolle, denn so wie ich merke, ist es sehr von nöthen." Zum Unglück war es eben Freitag und in der ganzen Schenke nichts zu haben als einige Bissen schlechten Stockfisches, dem man hier zu Lande den edeln Namen der Forellen gab. Man fragte also, ob Seine Gnaden Forellchen befehlen, weil eben kein anderer Fisch vorräthig wäre.

„Nun ja, wenn's viele Forellchen sind, so machen sie zusammen auch eine Forelle, wie sechzig Kreuzer immerhin einen Gulden. Und

deſto beſſer, wenn es kleine Forellen ſind; denn Kalbfleiſch iſt immer zarter als Fleiſch von einer Kuh, und ein Zicklein beſſer denn ein Bock. Doch gleichviel, was? nur hurtig her damit, denn ein ſo weiter Weg und die Laſt der Waffen trägt ſich nicht gut mit leerem Magen.“

Man ſetzte ihm alſo den Tiſch der Kühlung wegen vor die Thüre, und nun trug der Wirth ein Stück von dem ſchlecht geweichten und noch ſchlechter gekochten Stockfiſche nebſt einem Brode auf, das ſchwärzer und ſchimmlichter war, als des Ritters Waffen. Man mußte ſich krank lachen, wenn man ihn eſſen ſah; denn mit dem Helme auf dem Kopfe und dem Viſier vor dem Geſichte konnte er mit ſeinen eigenen Händen durchaus keinen Biſſen zum Munde bringen, wenn man es ihm nicht hineinſchob. Dieſen Dienſt leiſtete ihm eine von den Nymphen. Nun aber kam es zum Trinken. Dies war noch unmöglicher, und würde es auf immer geblieben ſeyn, wenn nicht der Wirth ein Rohr ausgehöhlt, ihm das eine Ende davon in den Mund

gegeben und durch das andre ihm den Wein eingetrichtert hätte. Alles dies litt der Ritter mit Geduld, damit nur die Schnüre seines Helms nicht zerschnitten wurden.

Mitlerweile kam ein Schweinschneider vor die Schenke und blies vier- oder fünfmal auf seiner Rohrpfeife. Dies vollendete des armen Junkers Täuschung. Die Schenke war ihm unwidersprechlich ein Castell; das Gedudel Tafelmusik; der Stockfisch Forelle; das Commißbrod Semmel; die beiden Landnickel Damen; der Wirth Castellan des Schlosses, und somit sein erster Ausritt mit bestem Erfolge gekrönt. Nur Eines quälte ihn noch, daß er nämlich noch nicht zum Ritter geschlagen war; ohne welche Weihe er doch nicht mit gutem Gewissen ein Abenteuer bestehen konnte.

Drittes Kapitel.

Don Quixote empfängt mit geziemender Feierlichkeit den Ritterschlag.

Als er, von diesem Gedanken gemartert, sein kärgliches Mahl schleunig verzehrt hatte, rief er den Wirth, verschloß sich mit ihm in den Stall, sank vor ihm auf die Knie und sprach: „Tapfrer Ritter, ich werde nicht eher von dieser Stelle aufstehen, bis Eure Herrlichkeit mir eine Gabe gewähret, um welche ich Euch bitten will, und welche nicht allein zu Eurem Lob, sondern auch zum Frommen des menschlichen Geschlechtes ausschlagen wird."

Der Wirth, welcher seinen Gast zu seinen Füßen sah und in solchem Tone reden hörte, schaute ihn ganz betroffen an, und wußte nicht, was er thun oder sagen sollte. Er wollte ihn aufheben; allein es war Alles umsonst, bis er ihm seine Bitte zu gewähren versprach.

„Weniger erwartete ich auch nicht von Eurer gepriesnen Großmuth, Sennor! Wisset also, daß die Gabe, deren Gewährung mir Eure Freigebigkeit versprochen hat, darin bestehet, daß Ihr mich morgenden Tags zum Ritter schlaget. Diese Nacht werde ich in Eurer Schloß-Kapelle die Waffenwache halten, damit ich morgen früh empfangen könne, wornach ich so lange geschmachtet, und endlich in Stand gesetzt werden möge, in alle vier Theile der Welt zu ziehen, wie sichs gebührt, und zu Nutz und Frommen der Bedrängten, Abenteuer aufzusuchen, wie es dem Amt der Ritterschaft, und sonderlich der

fahrenden, zu welcher ich mich bekenne, obliegt, und mein feuriger Wunsch und Wille ist."

Der Wirth, der, wie oben gesagt, den Schelm zum Unterfutter hatte, und schon merkte, daß es bei seinem Gaste unter dem Helm nicht richtig seyn müsse, ward durch diese Anrede seiner Sache vollends gewiß, und damit es die Nacht über tüchtig zu lachen gebe, beschloß er, Don Quixotes Laune freien Lauf zu lassen. „Herr Ritter," antwortete er ihm, „Eure Bitte und Begehr ist sehr billig, und Euer Vorhaben nicht allein höchst löblich, sondern auch einem so hohen Ritter, als Euer edles Ansehen zeigt, besonders anständig. Ich selbst war in jungen Jahren solch' edelm Gewerb ergeben, durchzog verschiedne Reiche der Welt und suchte Abenteuer, am meisten aber trieb ich mich herum in den Vorstädten von Malaga, auf den Inseln Riaran, im Weichbild von Sevilla, auf dem Markte von Segovia, im Oelgarten von Valencia, auf den Plätzen von Granada, am Strande San Lucar, in der Mauergasse von Cordova, in den Kneipen zu Toledo [1] und anderwärts, wo ich Proben genug von der Leichtigkeit meiner Füße und Geschwindigkeit meiner Hände ablegte. Ich trieb es ein wenig bunt, führte junge Wittwen in Versuchung, that einige Jungferschaften ab, verhalf etlichen Waisen von ihrem Erbe, und machte mir fast bei allen Tribunalen Spaniens einen Namen. Endlich hab' ich mich auf dieses Schloß zurückgezogen, wo ich von meinen und andrer Leute Einkünften lebe, alle fahrenden Ritter, wes Standes und Würden sie auch seyn mögen, aufnehme, und zwar blos aus Lieb' und Gunst, so ich zu diesem Stand trage, nebenbei auch, damit sie zur Vergeltung meiner Fürsorge ihr bischen Habe mit mir theilen. Es ist zwar," fuhr er fort, „jetzt in meinem Schloß keine Kapelle, wo Ihr Waffenwache halten könntet, weil ich sie niederreissen ließ, um eine neue zu bauen; aber ich weiß, daß man auch, im Falle der Noth, dies Geschäft verrichten kann, wo man will, und also könnt Ihr diese Nacht in einem Hofe des Kastells Waffenwache halten, bis wir morgen nach der Frühmesse die gebührende Ceremonie vornehmen können, wo Ihr dann so zum Ritter geschlagen werden sollet, wie

[1] Lauter berüchtigte Orte in Spanien, wo man mehr Diebe und Beutelschneider als ehrliche Leute findet.

keiner in der Welt je dazu geschlagen worden ist. — Noch Eins: hat Euer Gnaden Geld bei sich?"

„Keinen Heller," antwortete Don Quirote; „ich habe auch nie in der Geschichte gelesen, daß ein fahrender Ritter Geld bei sich geführt."

„Hierin irrt Ihr Euch," versetzte der Wirth; „denn gesetzt auch, daß nichts davon in den Geschichten stände, so berechtigt dies nicht zu dem Schlusse, daß sie keines bei sich gehabt, dieweil die Verfasser es vielleicht für überflüssig hielten, einer so unentbehrlichen Sache zu erwähnen, wie Geld und weiße Wäsche auf Reisen ist. Ihr könnt also für ausgemacht annehmen, daß die fahrenden Ritter, von welchen so große und beglaubigte Bücher handeln, für den Nothfall allezeit einen wohlgespickten Beutel, desgleichen weiße Hemden und ein Büchschen Salbe für etwanige Wunden mit sich führten; denn auf den Feldern und Wüsteneien, wo sie kämpften und oft verwundet wurden, fand sich nicht gleich ein Wundarzt, es sey denn, daß sie einen weisen Zauberer zum Freunde hatten, der ihnen augenblicklich zu Hilf' eilte, oder ihnen durch die Luft in einer Wolke ein Fräulein oder einen Zwerg mit einer Flasche Wundereſſenz zuschickte, davon ein einziger Tropfen sie so gründlich kurirte, als hätten sie nie eine Wunde gespürt. Sintemal aber letzteres Mittel nicht unter die sichersten zu rechnen, so fanden es obgemeldte Ritter rathsam, ihre Knappen mit Geld und andern nöthigen Dingen, z. B. mit Heftfaden und Wundsalbe zu versehen. Und so ihnen ein Knappe abgieng, — welcher Fall jedoch nicht oft vorgekommen — so führten sie jene Dinge selbst in einem niedlichen Mantelsäckchen bei sich, das sie so sorgfältig hinter dem Sattel versteckten, als wär' es eine Sache von noch größerem Belang; sonst aber war es nicht sehr im Brauch, daß fahrende Ritter selbst Mantelsäcke führten. Ich rathe Euch also, obgleich ichs befehlen könnte, als der ich Euch demnächst werde aus der Rittertaufe heben, daß Ihr fürder nicht ohne Geld, noch sonstige Nothdurft reiset; und werdet Ihr finden, daß dies Euch wohl zu Statten komme, wo Ihr am wenigsten daran gedacht."

Don Quirote versprach, seinem Rathe getreulich nachzuleben, und sogleich wurden Anstalten zu der Waffenwache getroffen, die er

in einem großen Hof neben der Schenke halten sollte. Er las seine Rüstung zusammen, legte sie auf den Trog eines Ziehbrunnens, faßte seinen Schild, nahm den Spieß in die Faust, und wandelte mit feierlichem Anstand vor dem Troge auf und nieder. Es war bereits Nacht, als er seinen Spaziergang antrat. Der Wirth erzählte allen Leuten in der Schenke von der Narrheit und der Waffenwache seines Gastes, so wie von seinem Wunsche, zum Ritter geschlagen zu werden. Sie verwunderten sich männiglich über diese seltsame Art von Wahnsinn, und beobachteten ihn von weitem, wie er bald in ernster Haltung umherwandelte, bald, auf den Speer gestützt, die Augen eine gute Weile unverrückt auf seine Rüstung heftete. Obwohl spät in der Nacht, ersetzten doch die erborgten Strahlen des Mondes den Glanz des Tagsgestirnes, also, daß Jeder sehen konnte, was der ritterliche Novize that.

Indem fiel es einem von den fremden Maulthiertreibern in der Schenke ein, seine Thiere zu tränken, wozu er nothwendig die Waffen vom Troge wegnehmen mußte. Als Don Quixote ihn kommen sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „O du, wer du auch seyest, verwegner Ritter, der du kommst, die Waffen des Tapfersten, den je ein Schwert umgürtete, zu berühren, siehe wohl zu, was du thust, und wag' es nicht sie anzurühren, wenn du nicht auf der Stelle mit dem Leben für deine Kühnheit büßen willst!" Der Maulthiertreiber fragte wenig darnach — was er freilich bald zu bereuen hatte — ergriff die Waffen bei den Riemen und schleuderte sie eine gute Strecke von sich. Kaum sah dies Don Quixote, als er seine Augen zum Himmel erhob, und Sinn und Gedanken, wie es schien, auf seine Dame Dulcinea richtend, also sprach: „Kommt mir bei diesem ersten Strauße, der Eurem unterthänigen Diener begegnet, zu Hilfe, Gebieterin meines Herzens, und Eure Gunst und Schutz fehle mir in diesem Gange nicht." Damit ließ er die Tartsche fahren, schwang die Lanze mit beiden Händen und schlug den Maulthiertreiber so mächtig über den Kopf, daß dieser übel zugerichtet auf den Boden stürzte, und wäre ein zweiter Schlag nachgefolgt, so hätte ein Wundarzt nichts mehr an demselben zu thun gefunden.

Nach ſolcher That raffte er ſeine Waffen wieder auf, und wandelte hin und her, als ob nichts vorgefallen wäre. Es ſtand nicht lange an, ſo kam ein andrer Eſelstreiber, der, unwiſſend, was ſich zugetragen — denn der erſte lag noch betäubt auf dem Wahlplatze — ebenfalls, um ſeine Maulthiere zu tränken, an den Brunnen trat, und die Waffen vom Troge weghob. Don Quixote ſagte kein Wort, empfahl ſich Niemanden in der Welt, legte zum zweitenmale die Tartſche ab, ſchwang zum zweitenmale die Lanze und ohne daß der Spieß einen Splitter verloren, hatte der Eſelstreiber vier Löcher im Kopf. Auf das Geſchrei des Verwundeten lief Alles aus der Schenke herbei, unter Andern auch der Wirth. Da Don Quixote dies ſah, ergriff er hurtig ſeine Tartſche wieder, legte Hand an den Degen und ſprach: „O Königin der Schönheit, Kraft und Stärke meines ſchwachen Herzens, jetzt iſt es Zeit, die Augen von Eurer Höhe herab auf Euren unterthänigen Ritter zu werfen, da ihn ein ſo großes Abenteuer erwartet;“ und hierauf bekam er in ſeinen Gedanken ſo viel mannhaften Muth, daß er vor allen Maulthiertreibern in der

Welt keinen Fuß breit würde gewichen seyn. Die Kameraden der Verwundeten, da sie ihren Gesellen so übel mitgespielt sahen, fiengen an einen Hagel von Steinen auf Don Quixote los zu schleudern, der sich dagegen, so gut er konnte, mit seiner Tartsche bedeckte, aber unverrückt am Wege stehen blieb, damit er seine Waffen nicht verlöre. „Laßt ihn doch gehen," schrie der Wirth aus vollem Halse; „ich hab' euchs ja schon gesagt, daß der Kerl ein Narr ist, und wenn er euch alle umbringt, wird ihm drum wenig geschehen." — Schrie der Wirth, so schrie Don Quixote desto ärger, schimpfte sie treulose Verräther, und den Herrn Kastellan eine feige Memme und einen pflicht- und ehrvergeßnen Ritter, weil er zugebe, daß man fahrende Ritter so behandle, „und wär' ich nur erst zum Ritter geschlagen," fuhr er fort, „so wollte ich Euch diesen Vorwurf beweisen. Ihr Andern aber, elendes, verächtliches Gesindel! um euch bekümmre ich mich gar nichts. Nur näher her, nur immer zugeworfen! ihr werdet bald sehen, was euer freches Wesen euch eintragen wird." Er sagte dies in so kühnem Tone, daß er allen seinen Gegnern Furcht einjagte. Dies und das Zureden des Wirthes machte, daß sie aufhörten zu werfen, er hingegen die Verwundeten wegtragen ließ, und seine Waffenwache so ruhig als zuvor fortsetzte.

Dem Wirth indeß gefielen die Streiche seines Gastes nur halb. Er beschloß also dem Ding ein Ende zu machen, und ihm den verwünschten Ritterorden lieber gleich zu ertheilen, eh' noch ein anderes Unglück geschehe. Er gieng auf ihn zu und entschuldigte sich wegen der Beleidigung, welche dieser Pöbel ohne sein Vorwissen sich gegen ihn erlaubt habe, wofür jedoch derselbe schon hinreichend gezüchtigt worden sey. „Ich habe Euer Gnaden schon gemeldet," fuhr er fort, „daß in diesem Kastell keine Kapelle ist, welche ich aber auch zu unserm Vorhaben nicht nöthig finde; denn, so wie ich aus dem Ordensbuche weiß, besteht die ganze Feierlichkeit in einem Schlag der flachen Hand an den Hals, und in dem Schwertschlag auf den Rücken, welches aber eben so gut mitten auf freiem Felde geschehen kann. Und in Betreff Eurer Waffenwache habt Ihr ja mehr als genug gethan, da dieselbe nun bereits vier Stunden angedauert, während sonst auch zwei schon hinreichen."

Don Quixote glaubte dies alles gar gern, und sagte, er sey sogleich bereit zu gehorsamen, und die Sache in möglichster Kürze zu

Stand zu bringen; denn, sey er nur einmal zum Ritter geschlagen, und werde noch einmal so schändlich angefallen, so wolle er auch keine Seele im Kastell am Leben lassen, ausgenommen die, welche er aus Respekt für des Herrn Kastellans Befehle vielleicht verschonen würde.

Der Wirth, dem es bei diesen Drohungen nicht recht geheuer war, holte sogleich ein Buch, worin er den Maulthiertreibern die abgegebene Spreu und Gerste anschrieb, und schritt, begleitet von einem Burschen, der ein Stümpchen Licht trug, und von beiden mehrerwähnten Dirnen, wieder auf Don Quixote zu. Er befahl ihm sogleich niederzuknien, murmelte hierauf etwas aus seinem Manual, als wenn er ein Gebet spräche; mitten unter dem Lesen erhob er die Hand und gab ihm einen derben Schlag in den Nacken, hierauf einen

mit seinem eignen Degen auf den Rücken, und murmelte dabei immer zwischen den Zähnen fort. Nachdem dies geschehen war, befahl er einer von den Damen dem Ritter das Schwert umzugürten, welches sie auch mit vieler Zierlichkeit und Selbstverläugnung that, denn es kostete ihr nicht wenig Mühe, bei allen diesen Cerimonien das Lachen zu halten; aber die Proben, welche der neue Ritter bereits von seiner Tapferkeit gegeben hatte, verboten es ihr wohl. Beim Umgürten des Schwertes sagte das züchtige Fräulein zu ihm: „Gott mache Euer Gnaden zum glücklichsten Ritter, und gebe Euch seinen Segen zu Euern Kämpfen.“ Don Quixote fragte sie um ihren Namen, damit er hinfüro wisse, wem er für diese empfangne Gnade verbunden sey, und ihr einen Theil des durch seinen tapfern Arm zu erwerbenden Ruhmes zuschreiben könne.

„Ich heiße Tolosa“ antwortete die Dirne sehr demüthig, „bin eines Damenschneiders von Toledo Tochter, halte mich meist in Sancho Bienayas Laden auf, und bin allezeit bereit, wo und wie es sey, Euer Gnaden unterthänig zu bedienen.“

„Nun so erweist mir die Gefälligkeit,“ erwiederte Don Quixote, „Euch ein „„von““ beizulegen, und nennt Euch künftig Fräulein von Tolosa.“ Sie versprach es ihm auch.

Die Andre legte ihm hierauf die Sporen an, und mit dieser hielt er dasselbe Gespräch, wie mit der Vorigen. Auf die Frage nach ihrem Namen, sagte sie, man heiße sie die Müllerin, weil ihr Vater ein ehrbarer Müller zu Antiquera sey. „Thut mir auch den Gefallen, sprach er, und nennet Euch nicht schlechthin so, sondern nehmet das „„von““ an; es klingt besser! Uebrigens danke ich Euch, und erbiete Euch meine Gegendienste.“

Nachdem nun diese noch nie ersehnen Cerimonien der Ritterung im Galoppe abgemacht waren, konnte Don Quixote nicht einmal den Tag erwarten, sich zu Pferde zu sehen, und Abenteuer aufzusuchen. Er sattelte auf der Stelle seinen Rozinante, schwang sich hinauf, umarmte den Wirth, und sagte ihm bei Gelegenheit seines Dankes für den Ritterschlag so viel närrisches Zeug, daß wir es nie würden

erzählen können, ſo gern wir auch wollten. Der Wirth, um ihn nur los zu werden, antwortete ihm mit nicht weniger Floskeln, doch etwas kürzer, und ließ ihn, ohne Zehrgeld zu fordern, in Gottes Namen ziehen.

Viertes Kapitel.

Was unserm Ritter begegnete, als er die Schenke verlassen.

ustig brach so eben der Morgen an, als Don Quixote aus der Schenke ritt, und zwar so zufrieden, so fröhlich, so entzückt, sich nun zum Ritter geschlagen zu sehen, daß ihm die Freude darüber beinahe den Sattelgurt zersprengt hätte. Da ihm aber der gute Rath seines Wirthes in Ansehung des Geldes und der weißen Wäsche einfiel, beschloß er vor der Hand wieder nach Hause zu reiten, und sich mit allem Nöthigen, besonders aber mit einem Schildknappen zu versehen. Diese Stelle dachte er mit seinem Nachbar im Dorfe zu besetzen, einem Bauer, der arm war und mit Kindern gesegnet, aber wie gemacht zum Schildknappendienst eines fahrenden Ritters. In diesen Gedanken lenkte er den Rozinante nach seinem Dorfe zu, welcher auch, als ahnete er die Absicht seines Herrn, so hurtig zu laufen anfing, daß er kaum die Erde mit den Füßen zu berühren schien. Don Quixote war noch nicht weit geritten, als er aus einem dicken Walde rechter Hand eine zarte klägliche Stimme zu hören glaubte. Kaum hatte er sie vernommen, so rief er: „Dank sey dem Himmel für die Gnade, daß

er mir ſo bald Gelegenheit gibt, die Pflichten meines Amtes zu erfüllen, und die Früchte meines löblichen Entſchluſſes zu ſammeln. Ohne Zweifel iſt dies die klagende Stimme eines oder einer Bedrängten, die meines Schutzes und Beiſtandes bedarf.“

Sogleich drehte er die Zügel und lenkte ſein Pferd nach dem Orte, woher ihm die Stimme zu kommen ſchien. Nur wenige Schritte war er ins Gebüſch geritten, ſo erblickte er an einer Eiche ein Pferd angebunden, und an einer andern einen Jungen von ungefähr fünfzehn Jahren, nackend bis auf den Hoſenbund, der jene Klagetöne von ſich gab, und zwar nicht ohne Grund, denn ein vierſchrötiger Bauer peitſchte ihn jämmerlich mit ſeinem Gürtel und begleitete jeden

Hieb mit einem Tadel und einem Rathe, indem er ſagte: „Maul zu, Augen auf!“

„Ach ums Blut Chriſti willen, ich wills nicht wieder thun, lieber Herr, ich wills nicht wieder thun; ich verſpreche Euchs, ich will künftig beſſer aufs Vieh Acht geben!“ ſchrie der Junge unaufhörlich.

Da Don Quixote ſah, was hier vorgieng, ergrimmte er und rief dem Bauer zu: „Ungezogner Ritter, iſts auch Manier, mit Jemanden anzubinden, der ſich nicht wehren kann? beſteiget Euer Roß und nehmet Eure Lanze — wofür er eine Stange anſah, die an der Eiche lehnte, an welche das Pferd gebunden war — und ich will Euch zeigen, daß dies nur eine feige Memme thut.“ Der Bauer, der über ſich die von Waffen ſtrotzende Geſtalt erblickte, die ihm noch dazu immer mit der Lanze unter dem Geſicht herumſpielte, war halb todt, und gab die beſten Worte. „Herr Ritter,“ ſprach er, „der Junge, den ich hier abſtrafe, iſt von mir gedungen, meine Schafe zu hüten. Er iſt aber ſo liederlich, daß mir täglich ein Schaf wegkommt; und wenn ich ihn über ſeine Nachläßigkeit und Bosheit beſtrafe, ſo ſpricht er noch obendrauf, ich thät' es nur darum, damit ich ihm ſeinen ſchuldigen Lohn nicht bezahlen dürfe; und mein' Seele, Herr Ritter! er lügt.“

„Lügen, ſagſt du?“ ſchrie Don Quixote; „und dies in meiner Gegenwart, grober Bauer? Bei der Sonne, die uns beſcheint, ſchon möcht ich dich mit meiner Lanze durch und durch rennen. Darum augenblicklich binde ihn los, und bezahle ihn ohne Widerrede; oder bei Gott, der über uns iſt, ich mache dir auf der Stelle den Garaus.“

Der Bauer ließ den Kopf hängen und band ohne Widerrede den Jungen los. Don Quixote fragte ihn, wie viel ihm ſein Herr ſchuldig ſey. „Drei Monate zu neun Realen,“ ſprach der Junge, „ſind ſieben und zwanzig Realen.“ Der Ritter, nachdem er gerechnet und gefunden hatte, daß die Schuld drei und ſechzig Realen betrug, befahl dem Bauer ſie ſogleich auszuzahlen, wenn ihm ſein Leben lieb ſey. Der erſchrockene Bauer verſicherte ihm dagegen, ſo gewiß er

daſtehe und geſchworen habe, ungeachtet er nicht geſchworen hatte — daß es nicht ſo viel betrage; denn es müßten noch drei Paar Schuhe abgerechnet werden, die er ihm gegeben, und ein Real für zweimal Aderlaſſen, da er krank geweſen ſey.

„Mag Alles ſeyn,“ verſetzte Don Quixote; „aber rechnet die Schuhe und das Aderlaſſen für die Schläge, die Ihr ihm unſchuldigerweiſe gabet. Zerriß er auch das Leder von Euern Schuhen, ſo habt Ihr ihm dafür ſein eignes Fell zergerbt; ließ ihm der Barbier für Euer Geld zur Ader, da er krank war, ſo habt Ihr ihm bei geſundem Leibe Blut abgezapft, und folglich iſt er Euch von dieſer Seite nichts ſchuldig.“

„Das Unglück aber iſt nur, Herr Ritter, daß ich kein Geld bei mir habe,“ ſagte der Bauer. „Andrees mag mit mir nach Hauſe gehen, da will ich ihn bei Heller und Pfennig bezahlen.“

„Ich mit ihm gehen?“ rief der Junge; „daß ich ein Narr wär'; in meinem Leben nicht, Herr. Nicht einmal in Gedanken; denn hätt' er mich allein, weiß Gott, er würde mich lebendig ſchinden, wie einen Sanct Barthelmees.“

„Das wird er nicht thun,“ ſagte Don Quixote; „genug, daß ich es ihm verbiete, und er gegen mich Reſpekt haben muß. Er ſoll mir es bei dem Ritterorden, den er empfangen hat, ſchwören, und dann will ich ihn frei laſſen und dir für die Bezahlung haften.“

„Geſtrenger Herr,“ ſprach der Junge, „bedenkt, was Ihr ſagt; mein Herr da iſt ja kein Ritter und hat in ſeinem Leben keinem Orden angehört. Er heißt Hans Wanſt der Reiche, und iſt bei Knauſersdorf zu Hauſe.“

„Dies macht nichts aus,“ antwortete Don Quixote; „die Wänſte können ſo gut Ritter ſeyn, als Andre, denn Jeder iſt Sohn ſeiner Thaten.“

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte Andrees; „aber welcher Thaten Sohn iſt denn mein Herr, wenn er mir mein Bischen Schweiß und Blut, meinen ſauer verdienten Lohn vorenthält?“

Kaum gewahrte sie Don Quixote von Ferne, so glaubte er, ein neues Abenteuer sey im Anzug; und, um seinen Ritterbüchern Schritt vor Schritt zu folgen, fiel ihm glücklicherweise ein ähnliches ein, nach welchem er das jetzige zu behandeln gedachte. Er setzte sich demnach mit eben so vieler Würde als Kühnheit in den Steigbügeln fester, legte die Lanze ein, zog seine Tartsche vor die Brust,

postirte sich mitten in den Weg, und erwartete diese fahrenden Ritter, wofür er sie unbedenklich ansah. Als sie sich nahe genug waren, um einander sehen und hören zu können, erhob Don Quixote die Stimme, und schrie ihnen trotzig zu: „Alle Welt halte, wenn nicht alle Welt bekennen will, daß in aller Welt kein schöneres Fräulein ist, als die Kaiserin von der Mancha, die unvergleichliche Dulcinea von Toboso."

Auf diese Worte hielten die Kaufleute still, die seltsame Gestalt zu beschauen, die ihnen solches zurief. Aus der Figur und Anrede aber sahen sie bald, wo es dem Herrn fehle. Jedoch, um näher zu erfahren, was er mit dem Bekenntniß bezwecken wollte, das er ihnen abforderte, antwortete ihm Einer von ihnen, ein loser Vogel und Spaßmacher: „Herr Ritter, wir Alle kennen die Dame nicht, von der Ihr uns da saget. Zeiget sie uns, und wenn sie wirklich so schön ist, wie Ihr sprechet, wohlan, so wollen wir ohne den geringsten Zwang die Wahrheit bekennen, die Ihr von uns hören wollt."

„Und wenn ich ſie Euch zeigte," verſetzte Don Quixote, „was hättet Ihr dann noch für ein Verdienſt, eine ſo weltkundige Wahrheit einzugeſtehen? Hier kommt es darauf an, daß Ihr, ohne ſie geſehen zu haben, es glaubet, bekennet, behauptet, beſchwöret und verfechtet; wo nicht, ſo ſey euch ſtolzem und ungezognem Volke hiemit die Fehde erklärt. Kommt her, Mann für Mann, wie es die Geſetze der Ritterſchaft fordern, oder Alle zuſammen, wie es gemeiner Brauch von Leuten Eures Gelichters iſt, hier erwarte ich Euch unerſchrocken, vertrauend auf die Gerechtigkeit meiner Sache."

„Herr Ritter," antwortete der Kaufmann, „ich bitte Euer Veſten im Namen aller hier gegenwärtigen Prinzen, daß Ihr uns nicht zwingen wollet, eine nie geſehne und nie gehörte Sache zu bekennen, die erſtlich unſer Gewiſſen beſchweren, und zweitens allen Kaiſerinnen und Königinnen von Alcarria [1] und Eſtremadura höchſt nachtheilig ſeyn würde. Zeiget uns nur ein Bildchen von Eurer Dame; wenn es auch nicht größer als ein Gerſtenkorn wäre, ſo iſt es uns ſchon genug; denn dem Faden nach findet man immer den Knäul. Wir würden Euch dann mit gutem Gewiſſen geſtehen können, was Ihr wollet, und Ihr würdet zufrieden ſeyn. Ich glaube ſogar, wir Alle ſind ſchon dergeſtalt zu ihren Gunſten eingenommen, daß, wenn ſie auch im Porträt mit einem Auge ſchielte und aus dem andern ihr Zinnober und Schwefel flöße, wir dennoch Euch zu Gefallen Alles, was Ihr wollet, zu ihrem Lobe geſtehen würden."

„Was Zinnober? was Schwefel? heilloſes Geſindel!" ſchrie Don Quixote wuthentbrannt. „Von ihr träuft nur Balſam und Ambra. Sie iſt weder krumm noch bucklich, ſondern gerader und ſchlanker als eine Spindel von Quadarrama; aber ihr Alle ſollt mir für eine ſo ungeheure Läſterung büßen, womit Ihr die hohe Schönheit meiner Dame zu beſchimpfen Euch erfrecht habt."

Hierauf rannte er mit gefällter Lanze ſo wüthend auf den Läſterer zu, daß es gewiß dem muthwilligen Kaufmann übel ergangen ſeyn würde, hätte ſein guter Stern nicht gewollt, daß Rozinante mitten im Lauf ſtolperte und niederſtürzte. Der Sturz war auch ſo gewaltig,

[1] Alcarria heißt im Spaniſchen auch ein Strich Landes, wo nichts als kleine Dörfer und elende Bauerhütten ſind.

daß unser Ritter eine gute Strecke über das Feld hinflog. Er suchte wieder aufzustehen, allein es gieng nicht, denn immer verhinderten ihn Lanze, Schild, Sporen, Helm und die Last seiner altväterischen Waffen. Indem er sich so mit dem Versuche aufzustehen zermarterte und

immer nicht konnte, schrie er: „Laufet nicht, ihr Memmen, ihr feiges Pack; stehet, wenn Ihr Herz habt; ich nicht, mein Pferd ist Schuld, daß ich hier liege.“ Ein Maulthierjunge vom Gefolge der Kaufleute aber, der eben keiner von den Gutmüthigsten war, konnte sich

nicht enthalten, die Antwort auf ſo ehrenrührige Reden dem armen abgeſattelten Ritter auf ſeine Rippen zu ſchreiben. Er gieng zu ihm hin, nahm ſeine Lanze, brach ſie in Stücke, und gab mit einem davon unſerm Don Quixote eine ſo gute Tracht Schläge, daß er ihn, trotz ſeiner Waffen und Rüſtung, faſt zu Brei drasch. Seine Herren ſchrien zwar, er ſollte aufhören und ihn gehen laſſen; der Maulthierjunge aber war im beſten Zuge und wollte ſein Spiel nicht eher aufgeben, bis er ſein Müthchen ganz gekühlt hätte. Er griff alſo nach den übrigen Stücken der Lanze, zerſchlug ſie alle nach einander an dem armen Ritter, der unter dem ganzen Hagelregen von Prügeln nicht einen Augenblick ſtille ſchwieg, ſondern unaufhörlich Himmel, Erde und dieſen Straßenräubern, wofür er ſie hielt, fluchte. Endlich ward der Junge ſelbſt müde; die Kaufleute zogen weiter und nahmen Stoff genug mit, ſich den ganzen Weg über von dem armen zerſchlagnen Ritter zu unterhalten.

Da ſich nun Don Quixote allein ſah, verſuchte er abermals aufzuſtehen; aber konnte er es nicht bei geſundem Leibe, ſo konnte er es noch weniger jetzt, da er ſo zerbläut und faſt gerädert war. Und doch hielt er ſich noch immer für glücklich genug, weil dies ein Zufall ſey, der nur irrenden Rittern begegnen könne, und die ganze Schuld nicht auf ihn, ſondern auf ſein Pferd falle. Indeſſen blieb er fortwährend mit ſeinem Troſte und zermalmten Leib auf dem Wahlplatze liegen.

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung desselben Abenteuers.

or Schmerz unfähig, nur ein Glied zu regen, nahm er seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Hilfsmittel, sich auf einen ähnlichen Fall in seinen Büchern zu besinnen. Seine Narrheit brachte ihm auch glücklich den Unfall Balduins und des Marquese von Mantua in die Gedanken, als nämlich Carlot jenen verwundet im Gebirge liegen ließ; eine Geschichte, die Alt und Jung weiß und glaubt, und welche ungefähr so wahr ist, als die Wunder Mahomeds. Dem sey, wie ihm wolle, unserm Ritter schien diese Begebenheit gerade für den Fall gemacht, in welchem er sich eben befand. Er fieng demnach an, sich mit Zeichen des äußersten Schmerzens auf der Erde herumzuwälzen, und mit schwacher Stimme eben so zu klagen, wie der verwundete Ritter des Waldes geklagt haben soll:

„O du meiner Augen Waide,
Weilest du im fernen Land?
Weißest du nicht, was ich leide?
Ward dein Herze mir entwandt?“

In diesem Tone deklamirte er die ganze Romanze her, bis er an die Worte kam:

„Mantuas hochgeborner Markgraf,
Wohlgewogner Herr und Ohm!“ [1]

Hier kam von ungefähr ein Bauer aus ſeinem Dorfe, der eben einen Sack Korn in die Mühle gebracht hatte. Da dieſer einen Menſchen hier auf der Erde geſtreckt liegen ſah, gieng er hin und fragte ihn, wer er ſey und was ihm fehle, daß er ſo jämmerlich wehklage? Don Quixote hielt ihn alsbald für den Marques von Mantua, ſeinen Oheim, der ihm zu Hilfe komme; fuhr alſo ununterbrochen fort, die Verſe von ſeinem Unglück und der Liebſchaft ſeiner Braut mit dem Kaiſersſohne abzuleiern.

Der Bauer ſtand ganz verblüfft da, wie er den Unſinn hörte, machte dem Ritter aber doch wundershalber das Viſier auf, welches ganz zerſchlagen war, und reinigte ihm das Geſicht vom Staube. Kaum

hatte er dies gethan, ſo erkannte er ihn: „Ei, Herr Quixada,“ ſchrie der Bauer, (ſo muß er folglich geheißen haben, als er noch

[1] Ein altes berühmtes Volkslied, deſſen Inhalt kurz folgender iſt: Carlot, Karls des Großen Sohn, verlockt den Grafen Balduin aus Eiferſucht in eine Einöde, um ihn dort zu tödten und dann ſeine Wittwe zu ehelichen. In der That ſtreckt er ihn meuchlings nieder und läßt ihn für todt auf der Erde liegen. Der Marquis von Mantua, Balduins Neffe, jagte zufälliger Weiſe in der Nähe und wurde durch die Seufzer des Sterbenden herbeigezogen. Er erkannte ſeinen Oheim, beſchloß ihn zu rächen und ſchickte deshalb eine Geſandtſchaft an Kaiſer Karl nach Paris, der auch wirklich ſeinen Sohn hinrichten ließ.

bei Verſtand war und den friedlichen Landjunker noch nicht mit dem fahrenden Ritter vertauſcht hatte), „wer hat denn Euer Geſtrengen ſo zugerichtet?“ Der Ritter aber fuhr beharrlich in ſeiner Romanze fort, was auch Jener fragen mochte. Da nun der gute Mann ſah, daß nichts mit dem Junker anzufangen war, ſo nahm er ihm beſtmöglichſt den Bruſt- und Rückenharniſch ab, zu ſehen, ob er verwundet ſey, fand aber weder Blut noch irgend eine Spur von Wunden. Er hob ihn dann von der Erde auf und brachte ihn mit vieler Mühe auf ſeinen Eſel, weil er dieſen für ein ſanfteres Transportmittel

hielt als den Rücken Rozinantes. Die Waffen las er bis auf die Splitter der Lanze zuſammen, packte ſie dem Rozinante auf, nahm letztern mit einer Hand beim Zaume und mit der andern ſeinen Eſel beim Halfter, wanderte immer ſeinem Dorfe zu in ſteigender Verwunderung über Don Quixotes närriſche Reden.

Weit übler gieng es dem armen Don Quixote, welcher zerſchlagen, wie er war, ſich kaum auf dem Eſel halten konnte, und von Zeit zu Zeit herzbrechende Seufzer gen Himmel ſchickte, daß der

Bauer von Neuem bewogen wurde, zu fragen, wo es ihm denn fehle? Es war aber, als brächte der Teufel unſerm Ritter alle die Geſchichten in den Kopf, die auf ſeine jetzigen Umſtände paßten; denn jetzt vergaß er ſeinen Herrn Balduin, dafür aber fiel ihm der Mohr Abindarraez ein, als ihn der Burgvogt von Antequerra, Rodrigo de Narvaez, gefangen nach ſeiner Burg führte. Da ihn nun der Bauer fragte, wie er ſich befinde, und wo es ihm weh thue? ſo antwortete er ihm buchſtäblich eben ſo, wie in der Diana des Jörg von Montemajor der gefangene Abindarraez dem Rodrigo de Narvaez, und zog Alles, was dort ſteht, ſo vollkommen auf ſich, daß der Bauer faſt des Teufels geworden wäre über das tolle Zeug, das er hören mußte. Zuletzt gieng ihm ein Licht auf, daß der Herr Nachbar ein Narr geworden ſey. Er eilte daher, ſo ſehr er immer konnte, mit ihm nach Hauſe, um ſich nur das langweilige Gerede vom Halſe zu ſchaffen. Doch ſo ſchnell gieng dies nicht, indem Don Quixote noch das Schlußwort beifügte: „Wiſſet, edler Herr Rodrigo de Narvaez, daß gedachte ſchöne Xarifa jetzt die liebreizende Dulcinea von Toboſo iſt, welcher zu lieb ich die größten Ritterthaten, die man nur je in der Welt geſehen hat, ſieht, und ſehen wird, thue, gethan habe, und thun werde.“

„Du lieber Herr!“ erwiederte der Bauer, „ſo ſehet doch mich armen Sünder recht an. Ich bin ja weder der Don Rodrigo de Narvaez noch der Marcheſe von Mantua; ſondern Peter Alonzo, Euer Nachbar, und Euer Gnaden iſt ja weder Balduin, noch Abindarraez, ſondern der geſtrenge Junker Quirada.“

„Ich weiß, wer ich bin,“ rief Don Quixote, „aber ich weiß auch, was ich ſeyn kann, nämlich nicht blos, was ich geſagt habe, ſondern noch mehr als die zwölf Pairs von Frankreich und die neun Helden [1] des Ruhmes dazu; denn Alles, was ſie einzeln und zuſammen gethan, kommt meinen Thaten noch lange nicht gleich.“

Unter derlei Zwiegeſprächen kamen ſie mit der Abenddämmerung an das Dorf; der Bauer aber wartete noch, bis es ein wenig dunkler wurde, damit die Leute den wohlzerbläuten Junker nicht ſo übel

[1] Joſua, David, Judas Maccabäus, Hektor, Alexander der Große, Julius Cäſar, Arthus, Karl der Große und Gottfried von Bouillon.

beritten ſehen möchten. Da es ihm nun finſter genug ſchien, hielt er ſeinen Einzug in das Dorf, und brachte den Ritter in ſein Haus, wo er Alles in der größten Verwirrung fand. Eben waren der Pfarrer und Dorfbarbier da, und die Haushälterin ließ ihre kreiſchende Stimme hören. „Was dünkt Euch, Herr Licentiat Peter Perez (ſo hieß der Pfarrer), von dem Unglücke meines Herrn? Sechs Tage ſind es ſchon, ſeit weder er, noch ſein Pferd, noch Schild, noch Lanze, noch Panzer da iſt. O Jammer und Elend! mir iſt vor, und gewiß iſts ſo, ſo wahr ich in Sünden geboren bin, die verfluchten Ritterbücher, in die er immer den Kopf hineinſteckte, haben ihn verrückt gemacht. Und jetzt fällt es mir ein, daß ich ihn oft zu ſich ſelbſt habe ſagen hören, er wolle ein fahrender Ritter werden, und in aller Welt Enden Abenteuer aufſuchen. Wären ſie doch bei'm Teufel und ſeiner Großmutter, die verdammten Bücher miteinander, die den feinſten Verſtand in der Mancha verwirrt haben."

Eben ſo und noch ausführlicher ließ ſich die Nichte vernehmen. „Wiſſet, Meiſter Niklas!" ſagte ſie zum Dorfbarbier, „daß mein Herr Onkel oft zwei geſchlagne Tage und Nächte lang in dieſen ſeelenverderblichen Unglücksbüchern las? Und am Ende warf er das Buch aus den Händen, griff zum Degen und hieb und ſtach auf die Wände los. Wenn er nun müde war, ſprach er, er hätte vier Rieſen, ſo groß wie unſer Kirchthurm, erlegt; und der Schweiß, den ihm die Anſtrengung auspreßte, der, ſagt' er, wäre Blut von den Wunden, die er im Kampfe bekommen hätte; darauf trank er einen großen Becher friſchen Waſſers, und war nun wie geheilt und ruhig, indem er ſagte, dies ſey ein koſtbarer Trank, den ihm der weiſe Eſquife [1], ein großer Zauberer, ſein Freund geſchickt habe. Bald möchte ich mir die Schuld von Allem dem beimeſſen, weil ich Euch nicht in Zeiten was von den Anfällen meines Herrn Onkels ſagte. Vielleicht hättet Ihr wohl noch Mittel finden können, eh' es ſo weit gekommen wäre. Wenigſtens alle die verdammten Bücher, ſo viel ihrer ſind, hättet Ihr verbrennen können; denn ſie verdienen das Feuer ſo gut als ein Ketzer."

[1] Die Nichte verſpricht ſich im Zorn, Sie ſollte eigentlich Alquife ſagen. So hieß nämlich der weiſe Verfaſſer des Amadis von Grácia.

„Das ſag' ich auch," verſetzte der Pfarrer, „und bei meinem Wort, die Sonne ſoll morgen nicht untergehen, ohne daß ich an ihnen ein Exempel ſtatuirt und ſie zum Feuer verdammt hätte, damit ſie nicht irgend noch einmal bei Jemand, der darüber kömmt und ſie lieſt, ſo ein Unglück anrichten, als ſie bei meinem guten Freunde angerichtet haben."

Dies Alles hörte der Bauer und Don Quixote mit an, und jener kam nun vollends über den Krankheitszuſtand ſeines Nachbars ins Reine. Er klopfte an, und ſchrie ziemlich laut: „Machet auf, ihr Herren! der Herr Balduin, der Herr Marcheſe von Mantua, ſchwer verwundet, und der Herr Mohr Abindarraez, den der mannhafte Rodrigo de Narvaez, Burgvoigt von Antequerra, gefangen bringt, iſt da." Auf dies Schreien liefen Alle herbei, und da ſie in ihm, die Einen ihren Freund, die Andern ihren Oheim und Herrn erkannten, eilten ſie, ihn zu umarmen, obgleich es nicht ausſah, als wollt' er vom Eſel ſteigen, wie er denn außer Stand war, es zu thun. „Laßt mich gehen," ſagte Don Quixote, „ich komme, aus Schuld meines Roſſes, ſehr verwundet zurück; bringt mich zu Bette und ruft mir wo möglich die weiſe Urganja, daß ſie meiner Wunden pflege und ſie heile."

„Da haben wir's," ſchrie die Haushälterin. „Sagte mirs nicht mein Herz, auf welchem Fuß Ihr hinket? Kommt nur in Gottes Namen herein, geſtrenger Herr, wir wollen Euch ſchon ohne die Hexe Urganja kuriren. Verflucht und noch hundertmal verflucht ſeyen doch die Ritterbücher, die Euer Geſtrengen ſo zugerichtet haben!"

Hiermit trugen ſie ihn auf das Bett, und unterſuchten ſeine Wunden; da ſie aber keine fanden, ſagte er: „'s iſt blos eine Verrenkung von wegen eines Sturzes, den ich mit meinem Pferde that, da ich mit zehn der ungeheuerſten und grimmigſten Rieſen, die ſich vielleicht auf der Welt befinden, kämpfte."

„Aha!" ſagte der Pfarrer; „ſind Rieſen mit im Spiele. Bei meiner Tonſur! ich verbrenne ſie alle morgen, eh' es Nacht wird."

Sie richteten noch viele Fragen an Don Quixote, allein auf alle antwortete er, ſie ſollten ihm zu eſſen geben, und ihn dann ſchlafen laſſen, als welches ihm jetzt das Nöthigſte ſey. Dies geſchah, und

indeſſen fragte der Pfarrer den Bauer umſtändlich, wie und wo er Don Quixote gefunden? Letzterer erzählte ihm auch Alles, ſogar bis auf die ſeltſamen Reden, die Don Quixote geführt habe, da er ihn fand und nach Hauſe ſchaffte.

Hiedurch wurde der Pfarrer noch mehr in ſeinem Vorhaben beſtärkt, folgenden Tags den Barbier zu rufen und ſich mit ihm in Don Quixotes Haus zu begeben.

Sechstes Kapitel.

Erzählung von dem ſtrengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weiſen Junkers Don Quixote gehalten.

Lange noch lag der Ritter in tiefem Schlaf, als ſie von der Nichte die Schlüſſel zu dem Gemach verlangten, wo die unſeligen Bücher ſtanden; ein Wunſch, dem gern entſprochen wurde. Sie giengen mit der Haushälterin hinein und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, ſehr ſchön eingebunden. Als die Haushälterin dieſen Vorrath erblickte, lief ſie eiligſt hinaus, und kam bald darauf mit einem Schüſſelchen Weihwaſſer und einem Büſchel Yſop zurück. „Da, da, Herr Licentiat,“ ſchrie ſie, „nehmt und beſprengt ja erſt die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeiſtern, die in dieſen Büchern ſtecken, kommt und uns behext, dafür, daß wir ſie aus der Welt ſchaffen wollen.“

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ ſich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beſchauen, weil ſich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, die ein beſſeres Schickſal verdienten.

„Nein, nein, Herr Licentiat,“ ſchrie die Nichte, „verſchonet kein einziges; ſie haben alle geſündigt. Am Beſten iſt's, mit allen zum Fenſter hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen daraus gemacht und verbrannt. Oder noch beſſer können wir den Stoß im

Hinterhof anzünden, daß der Rauch nicht ſo viel Aufſehens macht.“ Die Haushälterin ſtimmte mit Freuden bei, ſo eifrig verlangten ſie Beide nach dem Tode dieſer Unſchuldigen. Der Pfarrer aber gieng nicht darauf ein, ſondern blieb dabei, zuvor die Titel leſen zu wollen.

Der erſte Foliant, welchen ihm der Barbier reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien [1]. „Iſt es nicht ein wahres

[1] Man kennt weder das Vaterland noch den Verfaſſer dieſes älteſten aller Ritterbücher. Wahrſcheinlich dürfte es in Portugal von einem gewiſſen Vasco de Lobeira geſchrieben ſeyn. Fortſetzungen davon erſchienen in allen Ländern.

Wunder?" ſprach der Pfarrer, „da haben wir ja gleich das Ritterbuch, das, wie ich hörte, zuerſt in Spanien gedruckt wurde, und alle andern nach ſich gezogen hat. Ich denke alſo, daß wir dieſen Amadis als den Stifter einer ſo böſen Sekte ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen können."

„Mit Nichten, hochwürdiger Herr!" rief Meiſter Niklas. „Ich habe mir ſagen laſſen, es ſey das Beſte, was in dieſem Geſchmack geſchrieben worden; und alſo könnten wir es wohl als das einzige in ſeiner Art verſchonen."

„Ihr habt Recht," ſagte der Pfarrer, „und deßwegen ſoll ihm das Leben geſchenkt ſeyn. Laßt ſehen, was weiter folgt."

„Es ſind die Heldenthaten Eſplandians, eheleiblichen Sohnes des Amadis von Gallien [1]," antwortete der Barbier.

„Was helfen dem Sohne die Verdienſte des Vaters," ſagte der Pfarrer. „Nehmt ihn, Jungfer Haushälterin, macht das Fenſter auf, und werft ihn hinaus in den Hof, er mag die Grundlage zum Scheiterhaufen machen." Mit Freuden that ſie dies; der arme Eſplandian flog in den Hof und erwartete mit vieler Geduld ſeine Hinrichtung durchs Feuer.

„Weiter!" ſagte der Pfarrer.

„Der da," ſprach Meiſter Niklas, „iſt der Amadis aus Gräcia [2]; und alle auf dieſer Reihe, glaub' ich, ſind von des Amadis Sippſchafft."

„Fort, mit allen in den Hof," rief der Pfarrer; „denn um die Königin Pintiquinieſtra und den Schäfer Darinel, mit ſeinen Eclogen und ſeinem verteufelt wirren Geſchwätz aus der Welt zu ſchaffen, würde ich eher mit ihnen meinen leiblichen Vater verbrennen, wenn er mir in Geſtalt eines fahrenden Ritters unter die Hände käme."

„Recht ſo," ſagte der Barbier. „Vollkommen Recht," ſagte die Nichte. „Weils denn ſo iſt," ſprach die Haushälterin, „her mit, und alle in den Hof." Sie gaben ihr die ganze Sammlung, die

[1] Der Titel des Buchs iſt quinto libro de Amadis de Gaula, o las sergas del cavallero Esplandian hijo de Amadis de Gaula. Fol. Sevilla 1526. Der Verfaſſer iſt Garcia Ordonnez de Montalvo.

[2] Amadis de Grecia hijo de Don Liswarte etc. Fol. Burgos 1535.

nicht klein war, und ſie erſparte ſich die Mühe des Treppenſteigens und warf ſie zum Fenſter hinaus.

„Was kömmt denn da für ein Ungethüm?“ fragte der Pfarrer. — „Don Olivante von Laura“ [1], antwortete der Barbier. — „Hat mit dem Blumengarten einerlei Verfaſſer, und in Wahrheit, ich weiß nicht, welches von beiden Büchern mehr Wahrheit, oder, um es richtiger zu ſagen, weniger Lügen enthält. Nur ſo viel weiß ich, daß Olivante, als ein abgeſchmackter Bengel, in den Hof gehört.“

„Der Folgende iſt Florismarte von Hirkanien“ [2], ſagte der Barbier.

„Kommen wir ſo zuſammen, Herr Florismarte?“ verſetzte der Pfarrer. „Bei'm heiligen Glauben! der ſoll, trotz ſeiner ſeltſamen Geburt und ſchwärmeriſchen Abenteuer, augenblicklich hinunter in den Hof; denn ſein harter, trockener Styl verdient nichts Beſſeres. Hinunter mit ihm und den andern in den Hof, Jungfer Haushälterin.“

„Ja, von Herzen gerne, hochwürdiger Herr!“ antwortete dieſe, und vollzog eiligſt ſeine Befehle.

„Hier kommt der Ritter Platir“ [3], fuhr der Barbier fort. „Ein altes Buch!“ rief der Pfarrer: „ich finde aber darum nichts in ihm, das Schonung verdient. Es mag den andern Geſellſchaft leiſten.“ Und ſo geſchah es.

Man öffnete ein andres. Es führte den Titel: der Kreuzritter [4]. „Um ſeines heiligen Namens willen,“ ſagte der Pfarrer, „könnte man ihm wohl ſeine Dummheit verzeihen; aber hinter dem Kreuze ſteckt der Teufel, ſagt das Sprichwort. Fort mit ihm zum Feuer!“

„Der Ritterſpiegel“ [5], rief der Barbier, indem er ein andres Buch aufſchlug. „Ich kenne Seine Gnaden ſchon,“ ſagte der Pfarrer. „Hier werden wir den Herrn Rinaldo von Montalban mit ſeinen Freunden und Geſellen — größere Räuber als

[1] Don Olivante de Laura por Antonio de Torquemada.

[2] Historia del principe Felix Marte de Hircania. Der Verfaſſer heißt Don Melchior de Ortegna; gedruckt iſt das Buch zu Valladolid 1556.

[3] Historia del muy valiente y esforzado cavallero Platir hijo del imperador Primaleon. Valladolid 1537.

[4] Gehört zu den Romanen von der Tafelrunde.

[5] Espejo de cavallerias, en el qual se trata de los hechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36. 2 Bände Fol.

Cacus — nebſt den zwölf Pairs von Frankreich und dem wahrheitliebenden Geſchichtſchreiber Turpin antreffen. Meines Erachtens verdienen dieſe nicht mehr als eine ewige Landesverweiſung; denn ſie haben viele ihrer Geſchichten von dem berühmten Matheo Bojardo [1], von welchem auch der gottſelige Dichter Arioſt ſein Gewebe entlehnte. Daß mir aber der letztere, wenn er ſich hier findet, nur ſeine Mutterſprache rede, ſonſt habe ich nicht die geringſte Achtung für ihn. Spricht er aber dieſe, dann ziehe ich den Hut vor ihm ab."

„Ich habe ihn italieniſch," ſagte der Barbier, „aber ich verſtehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verſtündet," entgegnete der Pfarrer, „und wir würden es dem Herrn Kapitän gern vergeben, wenn er ihn nicht nach Spanien verpflanzt und zum Kaſtilianer [2] gemachte hätte, denn er hat ihm zu viel von ſeiner Naturkraft entzogen. Ein Fehler, den Alle begehen, welche gereimte Werke in eine andre Sprache überſetzen wollen; denn mit aller Mühe und Geſchicklichkeit, die ſie auch anwenden mögen, werden ſie doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Um aber auf unſern Ritterſpiegel zurückzukommen, ſo iſt meine Meinung, ihn und alle andern, die von den franzöſiſchen Händeln ſchrieben, in einen trocknen Bronnen zu verſtecken, bis man mit mehr Muße überlegt, was mit ihm anzufangen ſey; ausgenommen einen gewiſſen Bernardo del Carpio [3], der hier zu Lande ſich umtreibt und einen Andern, Namens Roncesvalles [4]; denn kommen dieſe Beide in meine Hände, ſo ſollen ſie gewiß aus den meinigen in die Hände der Jungfer Haushälterin, und aus dieſen ohne Barmherzigkeit ins Feuer wandern."

Zu dem Allen ſagte der Barbier Ja und Amen, weil er wußte, der hochwürdige Herr ſey ein ſo guter Chriſt und Freund der Wahrheit, daß er um Alles in der Welt nicht eine Lüge ſagen würde. Er öffnete ein andres Buch, es war der Palmerin vom Oelbaum [5];

[1] Verfaſſer des verliebten Roland.

[2] Der Hauptmann, welcher den Orlando furioso in das Spaniſche überſetzt herausgab, hieß Don Geronimo de Urrea.

[3] Geſchrieben von Aug. Alonzo. Toledo 1585.

[4] Der Verfaſſer heißt Don Francisco Garribo de Villera. Das Buch erſchien in Toledo 1585.

[5] Libro del famoso Cavallero Palmerin de Oliva. Toledo 1580.

daneben ſtand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [1] führte.

„Dieſen Oelbaum," rief der Pfarrer, „ſäget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Aſche übrig bleibe; dieſe Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, ſie verdient ein Käſtchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers beſtimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Reſpekt: erſtlich, weil es an ſich ſehr gut iſt, und fürs Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weiſen König von Portugal zum Verfaſſer hat. Alle die Abenteuer im Kaſtell Miraguarda ſind ſchön und kunſtreich angelegt; die Sprache iſt zierlich und klar, die Reden ſind mit vielem Verſtand dem Charakter der handelnden Perſonen angepaßt. Ich dächte alſo, mit Eurer Genehmhaltung, Meiſter Niklas, verſchonten wir dieſen [illegible] und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, ſchickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federleſens, zum Tode."

„Mit nichten, Herr Gevatter!" ſchrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis" [2].

„Der hätte," ſagte der Pfarrer, „zuſammt ſeiner vierbändigen Geſchichte eine Doſis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuſchneiden. Darum wollen wir ihm Galgenfriſt gewähren und, je nachdem er ſich beſſert oder nicht, nach Gnade oder ſtrengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indeſſen mit nach Hauſe, Herr Gevatter; laſſet ihn aber Niemand leſen."

„Das ſoll geſchehen, hochwürdiger Herr!" ſagte der Barbier, und ohne ſich weiter mit Aufſchlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden geſagt, und ſie hätte gewiß nicht das größte und feinſte Stück Leinwand um die

[1] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[2] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

Freude genommen, die armen Helden brennen zu ſehen. Sie raffte alſo ihrer acht zuſammen und warf ſie zum Fenſter hinaus. Da ſie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, ſo fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geſchichte des berühmten Ritters Tirante des Weiſen [1].

„Ums Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „iſt Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch' eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit ſeinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonſeca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Luſtig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geſchichte der Frau Kaiſerin, die ſich in ihren Stallmeiſter Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es iſt, was ſeinen Styl betrifft, das beſte Buch von der Welt. Hier eſſen und ſchlafen doch die Ritter, ſterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Teſtament, und thun tauſend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wiſſen. Deſſenungeachtet hätte der Verfaſſer auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung ſolcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte [2]. Nehmt es mit nach Hauſe und leſet; Ihr werdet ſehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" verſetzte der Barbier; „aber was ſoll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch da ſtehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, ſondern Gedichte ſeyn," ſprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor [3]. Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt vorausſetzte, ſo fuhr er fort: „Dieſe verdienen

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es iſt das ſeltenſte aller ſpaniſchen Ritterbücher und findet ſich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

[2] Hiemit ſpielt Cervantes auf ſeinen Don Quixote an, den er auch unſägliche Thorheiten begehen ließ, aber in der Abſicht, durch ſeine Satyren zu nützen.

[3] Ein Portugieſe, der jedoch in ſpaniſcher Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerſt von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Caſp. Gil Polo fortgeſetzt.

das Feuer nicht, wie jene; denn sie können und werden nie so viel Schaden anrichten, als die Ritterbücher schon gethan haben. Es sind vernünftige Bücher, welche die Rechte keines Dritten beeinträchtigen, sondern den Verstand des Lesers lassen, wie er ist."

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte die Nichte, „Ihr könnt sie eben so gut verbrennen als die andern. Denn wie bald wärs geschehen, daß dem Herrn Onkel, wenn er von der Ritterseuche genesen wäre, und die da läse, einfiele, ein Schäfer zu werden, im Wald, auf den Wiesen herumzuziehen und zu spielen; oder, was noch ärger wäre, ein Poet zu werden, denn das soll, wie man sagt, vollends ein unheilbares Uebel seyn, das an dem Menschen hängen bleibt, wie Pech."

„Das Mädchen hat Recht," sprach der Pfarrer, „und darum wirds nicht übel seyn, wenn wir unserem Freunde auch diesen Stein aus dem Wege räumen. Fangen wir also mit der Diana des Montemayor an. Hier bin ich der Meinung, daß wir sie nicht ganz, sondern daß wir nur die Stellen von der weisen Felicia und dem bezauberten Wasser, so wie fast alle die langen Verse verbrennen; lassen wir ihr dann ihre Prosa, sammt der Ehre, das erste Buch seines Gleichen zu seyn."

„Das folgende," sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salmantiners, und diese dritte da, gleiches Namens, hat Gil Polo zum Verfasser."

„Das Werk des Salmantiners," antwortete der Pfarrer, „soll die andern in den Hof und ins Feuer begleiten; aber Gil Polo's Diana werde aufbewahrt, als hätte Apollo selbst sie geschrieben. Vorwärts, Herr Gevatter, eilen wir, es wird schon spät!"

„Hier," sagte der Barbier, indem er ein andres aufschlug, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, die Antonio de Lofraso, ein sardinischer Dichter, geschrieben hat" [1].

„Bei der Weihe, die ich empfangen," versetzte der Pfarrer, „so lange Apollo Apollo ist, Musen Musen, und Dichter Dichter

[1] Das Buch erschien zu Barcelona 1573.

ſind, iſt kein luſtigeres und närriſcheres Buch geſchrieben worden als dies. Es iſt in ſeiner Art das beſte und einzige, das je unter der Sonne erſchien, und wers nicht geleſen hat, darf überzeugt ſeyn, daß er noch nie was Geſchmackvolles las. Gebt mirs her, Herr Gevatter; der Fund iſt mir lieber, als hätte mir Jemand einen Prieſterrock vom ſchönſten florentiner Zeuge geſchenkt." Er legte es mit großer Freude bei Seite, und der Barbier fuhr fort:

„Da kommen die Nymphen von Enares, der Schäfer von Iberien, und die Arznei der Eiferſucht" [1].

„Fort damit," ſagte der Pfarrer; „übergebt ſie dem weltlichen Arme der Haushälterin, und fragt mich nicht, warum? denn ſonſt würden wir nimmer fertig."

„Folgt nun der Schäfer von Filida," ſagte der Barbier.

„Der iſt kein Schäfer, ſondern ein feiner Hofmann" [2], antwortete der Pfarrer. „Hebt ihn auf, wie eine köſtliche Juwele."

„Der Foliant, welcher jetzt kommt, heißt Schatz von allerhand Reimen" [3].

„Wärens ihrer nicht ſo viel," ſagte der Pfarrer, „ſo wären ſie mehr werth. Man ſollte ihr Metall erſt von den anklebenden Schlacken ſäubern. Indeſſen hebt es nur auf; der Verfaſſer iſt mein Freund, und hat beſſere Werke geſchrieben, die einen höhern Flug nehmen."

„Die Lieder [4] des Lopez Maldonado!" rief der Barbier.

„Auch er iſt mein guter Freund," ſagte der Pfarrer. „Die Verſe aus ſeinem Mund wirken unwiderſtehlich, und wen er einmal nur in ſein Zaubernetz zieht, der weiß nicht mehr, wie ihm geſchieht. Ein wenig breit iſt er in ſeinen Eclogen; aber des Guten iſt nie zu viel. Gebt ihm ſeinen Platz bei den Auserwählten. Aber was ſteht denn dort für ein Buch neben ihm?"

[1] Die Werke dreier Dichterlinge; Bernardo de la Vega, Gonzalez de Bobadilla und Bart. Lopez de Enciſo.

[2] Wahrſcheinlich eine Anſpielung auf den Titel des Werks: El pastor de Filida, compuesto por Luis Galvez de Montalvo, Gentilhombre cortesano.

[3] Verfaßt von Padilla.

[4] Gedruckt zu Madrid 1586.

„Die Galatea von Miguel Cervantes," antwortetete der Barbier.

„Dieſer Cervantes iſt ſchon viele Jahre lang mein genauer Freund, und ich weiß wohl, daß er vertrauter mit Unglück iſt, als mit Verſemachen. Die Erfindung in ſeinem Buche hat Gutes; er legt wohl etwas an, führt aber nichts zu Ende. Doch warten wir erſt den zweiten Theil ab, den er verſprochen hat [1]. Vielleicht verdient er ſich noch durch Beſſerung die Gnade, welche ihm bis jetzt verſagt wird. Nehmt dieſen indeß mit nach Hauſe, Herr Gevatter, und hebt ihn auf."

„Ganz recht," ſagte der Barbier; „und hier kommen ihrer drei in einem Bande, die Araucana des Don Alonſo de Ercilla, die Auſtriade des Juan Rufo, Geſchwornen von Cordova, und der Monſerrate des Chriſtoval de Virues, eines valenziſchen Dichters" [2].

„Dieſe drei Bücher ſind die beſten Heldengedichte in caſtilianiſcher Sprache, und können ſich mit den gefeiertſten der Italiener meſſen. Wir wollen ſie als die koſtbarſten Perlen ſpaniſcher Poeſie aufheben."

Der Pfarrer war des weitern Bücherbeſchauens müde und wollte die übrigen vollends auf eine Ladung dem Feuer überliefern. Aber der Barbier hatte ſchon wieder eines aufgeſchlagen mit dem Titel: die Thränen der Angelica [3].

„Dieſe Thränen hätte ich ſelbſt geweint," ſagte der Pfarrer, „wäre ich an Verbrennung eines ſolchen Buches Schuld geworden.

[1] Siehe hierüber die Lebensbeſchreibung des Cervantes, die dieſem Werke vorangedruckt iſt.

[2] Drei der beſten ſpaniſchen Epopeen, wie auch hier der Pfarrer ſagt. Die Araucane beſingt die Wiedereroberung des kleinen Staates Arauco in Südamerika an der Grenze von Chili, welche Ercilla ſelbſt mit ausführen half. In der Auſtriade hat ſich der Dichter, der eigentlich Juan Rufo Gutierrez heißt, das berühmte Seetreffen, welches Don Juan de Auſtria den Türken lieferte, zum Gegenſtande gewählt; der Monſerrate beſingt die Entdeckung des wunderthätigen Mutter-Gottes-Bildes zu Monſerrate in Catalonien, die Erbauung der Kirche und die dabei vorgefallenen Wunder.

[3] Las Lagrimas de Angelica, de Luys Barahona de Soto. En Granada. 1586. 4. Eine vortreffliche Epopee, davon aber nur der erſte Theil in zwölf Geſängen erſchienen iſt.

Der Verfaſſer davon war einer der berühmteſten Dichter, nicht allein Spaniens, ſondern der Welt, und ſehr glücklich in der Uebertragung einiger Fabeln des Ovid.“

indeſſen fragte der Pfarrer den Bauer umſtändlich, wie und wo er Don Quixote gefunden? Letzterer erzählte ihm auch Alles, ſogar bis auf die ſeltſamen Reden, die Don Quixote geführt habe, da er ihn fand und nach Hauſe ſchaffte.

Hiedurch wurde der Pfarrer noch mehr in ſeinem Vorhaben beſtärkt, folgenden Tags den Barbier zu rufen und ſich mit ihm in Don Quixotes Haus zu begeben.

Sechstes Kapitel.

Erzählung von dem ſtrengen Gericht, das der Pfarrer und der Barbier über die Bücher des weiſen Junkers Don Quixote gehalten.

ange noch lag der Ritter in tiefem Schlaf, als ſie von der Nichte die Schlüſſel zu dem Gemach verlangten, wo die unſeligen Bücher ſtanden; ein Wunſch, dem gern entſprochen wurde. Sie giengen mit der Haushälterin hinein und fanden mehr als hundert Stück Folianten und viele in kleinerem Format, ſehr ſchön eingebunden. Als die Haushälterin dieſen Vorrath erblickte, lief ſie eiligſt hinaus, und kam bald darauf mit einem Schüſſelchen Weihwaſſer und einem Büſchel Yſop zurück. „Da, da, Herr Licentiat,“ ſchrie ſie, „nehmt und beſprengt ja erſt die ganze Kammer, damit keiner von den vielen Hexenmeiſtern, die in dieſen Büchern ſtecken, kommt und uns behext, dafür, daß wir ſie aus der Welt ſchaffen wollen.“

Der Licentiat lachte über die Einfalt der guten Frau, und ließ ſich von dem Barbier ein Buch nach dem andern reichen, ihren Inhalt zu beſchauen, weil ſich doch vielleicht einige noch darunter finden könnten, die ein beſſeres Schickſal verdienten.

„Nein, nein, Herr Licentiat,“ ſchrie die Nichte, „verſchonet kein einziges; ſie haben alle geſündigt. Am Beſten iſt's, mit allen zum Fenſter hinaus in den Hof, und da einen Scheiterhaufen daraus gemacht und verbrannt. Oder noch beſſer können wir den Stoß im

Hinterhof anzünden, daß der Rauch nicht so viel Aufsehens macht." Die Haushälterin stimmte mit Freuden bei, so eifrig verlangten sie Beide nach dem Tode dieser Unschuldigen. Der Pfarrer aber gieng nicht darauf ein, sondern blieb dabei, zuvor die Titel lesen zu wollen.

Der erste Foliant, welchen ihm der Barbier reichte, waren die vier Bücher des Amadis von Gallien [1]. „Ist es nicht ein wahres

[1] Man kennt weder das Vaterland noch den Verfasser dieses ältesten aller Ritterbücher. Wahrscheinlich dürfte es in Portugal von einem gewissen Vasco de Lobeira geschrieben seyn. Fortsetzungen davon erschienen in allen Ländern.

Wunder?“ ſprach der Pfarrer, „da haben wir ja gleich das Ritterbuch, das, wie ich hörte, zuerſt in Spanien gedruckt wurde, und alle andern nach ſich gezogen hat. Ich denke alſo, daß wir dieſen Amadis als den Stifter einer ſo böſen Sekte ohne weiteres Verhör zum Feuer verdammen können.“

„Mit Nichten, hochwürdiger Herr!“ rief Meiſter Niklas. „Ich habe mir ſagen laſſen, es ſey das Beſte, was in dieſem Geſchmack geſchrieben worden; und alſo könnten wir es wohl als das einzige in ſeiner Art verſchonen.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte der Pfarrer, „und deßwegen ſoll ihm das Leben geſchenkt ſeyn. Laßt ſehen, was weiter folgt.“

„Es ſind die Heldenthaten Eſplandians, eheleiblichen Sohnes des Amadis von Gallien [1],“ antwortete der Barbier.

„Was helfen dem Sohne die Verdienſte des Vaters,“ ſagte der Pfarrer. „Nehmt ihn, Jungfer Haushälterin, macht das Fenſter auf, und werft ihn hinaus in den Hof, er mag die Grundlage zum Scheiterhaufen machen.“ Mit Freuden that ſie dies; der arme Eſplandian flog in den Hof und erwartete mit vieler Geduld ſeine Hinrichtung durchs Feuer.

„Weiter!“ ſagte der Pfarrer.

„Der da,“ ſprach Meiſter Niklas, „iſt der Amadis aus Gräcia [2]; und alle auf dieſer Reihe, glaub' ich, ſind von des Amadis Sippſchafft.“

„Fort, mit allen in den Hof,“ rief der Pfarrer; „denn um die Königin Pintiquinieſtra und den Schäfer Darinel, mit ſeinen Eclogen und ſeinem verteufelt wirren Geſchwätz aus der Welt zu ſchaffen, würde ich eher mit ihnen meinen leiblichen Vater verbrennen, wenn er mir in Geſtalt eines fahrenden Ritters unter die Hände käme.“

„Recht ſo,“ ſagte der Barbier. „Vollkommen Recht,“ ſagte die Nichte. „Weils denn ſo iſt,“ ſprach die Haushälterin, „her mit, und alle in den Hof.“ Sie gaben ihr die ganze Sammlung, die

[1] Der Titel des Buchs iſt quinto libro de Amadis de Gaula, o las sergas del cavallero Esplandian hijo de Amadis de Gaula. Fol. Sevilla 1526. Der Verfaſſer iſt Garcia Ordonnez de Montalvo.

[2] Amadis de Grecia hijo de Don Liswarte etc. Fol. Burgos 1535.

nicht klein war, und ſie erſparte ſich die Mühe des Treppenſteigens und warf ſie zum Fenſter hinaus.

„Was kömmt denn da für ein Ungethüm?“ fragte der Pfarrer. — „Don Olivante von Laura“ [1], antwortete der Barbier. — „Hat mit dem Blumengarten einerlei Verfaſſer, und in Wahrheit, ich weiß nicht, welches von beiden Büchern mehr Wahrheit, oder, um es richtiger zu ſagen, weniger Lügen enthält. Nur ſo viel weiß ich, daß Olivante, als ein abgeſchmackter Bengel, in den Hof gehört.“

„Der Folgende iſt Florismarte von Hirkanien“ [2], ſagte der Barbier.

„Kommen wir ſo zuſammen, Herr Florismarte?“ verſetzte der Pfarrer. „Bei'm heiligen Glauben! der ſoll, trotz ſeiner ſeltſamen Geburt und ſchwärmeriſchen Abenteuer, augenblicklich hinunter in den Hof; denn ſein harter, trockener Styl verdient nichts Beſſeres. Hinunter mit ihm und den andern in den Hof, Jungfer Haushälterin.“

„Ja, von Herzen gerne, hochwürdiger Herr!“ antwortete dieſe, und vollzog eiligſt ſeine Befehle.

„Hier kommt der Ritter Platir“ [3], fuhr der Barbier fort. „Ein altes Buch!“ rief der Pfarrer: „ich finde aber darum nichts in ihm, das Schonung verdient. Es mag den andern Geſellſchaft leiſten.“ Und ſo geſchah es.

Man öffnete ein andres. Es führte den Titel: der Kreuzritter [4]. „Um ſeines heiligen Namens willen,“ ſagte der Pfarrer, „könnte man ihm wohl ſeine Dummheit verzeihen; aber hinter dem Kreuze ſteckt der Teufel, ſagt das Sprichwort. Fort mit ihm zum Feuer!“

„Der Ritterſpiegel“ [5], rief der Barbier, indem er ein andres Buch aufſchlug. „Ich kenne Seine Gnaden ſchon,“ ſagte der Pfarrer. „Hier werden wir den Herrn Rinaldo von Montalban mit ſeinen Freunden und Geſellen — größere Räuber als

[1] Don Olivante de Laura por Antonio de Torquemada.

[2] Historia del principe Felix Marte de Hircania. Der Verfaſſer heißt Don Melchior de Ortegna; gedruckt iſt das Buch zu Valladolid 1556.

[3] Historia del muy valiente y esforzado cavallero Platir hijo del imperador Primaleon. Valladolid 1537.

[4] Gehört zu den Romanen von der Tafelrunde.

[5] Espejo de cavallerias, en el qual se trata de los hechos del conde Don Roldan y de Don Reynaldos de Montalban. Sevilla 1533—36. 2 Bände Fol.

Cacus — nebſt den zwölf Pairs von Frankreich und dem wahrheitliebenden Geſchichtſchreiber Turpin antreffen. Meines Erachtens verdienen dieſe nicht mehr als eine ewige Landesverweiſung; denn ſie haben viele ihrer Geſchichten von dem berühmten Matheo Bojardo [1], von welchem auch der gottſelige Dichter Arioſt ſein Gewebe entlehnte. Daß mir aber der letztere, wenn er ſich hier findet, nur ſeine Mutterſprache rede, ſonſt habe ich nicht die geringſte Achtung für ihn. Spricht er aber dieſe, dann ziehe ich den Hut vor ihm ab."

„Ich habe ihn italieniſch," ſagte der Barbier, „aber ich verſtehe ihn nicht."

„Es wäre auch nicht gut, wenn Ihr ihn verſtündet," entgegnete der Pfarrer, „und wir würden es dem Herrn Kapitän gern vergeben, wenn er ihn nicht nach Spanien verpflanzt und zum Kaſtilianer [2] gemachte hätte, denn er hat ihm zu viel von ſeiner Naturkraft entzogen. Ein Fehler, den Alle begehen, welche gereimte Werke in eine andre Sprache überſetzen wollen; denn mit aller Mühe und Geſchicklichkeit, die ſie auch anwenden mögen, werden ſie doch nie die Vollendung des Originals erreichen. Um aber auf unſern Ritterſpiegel zurückzukommen, ſo iſt meine Meinung, ihn und alle andern, die von den franzöſiſchen Händeln ſchrieben, in einen trocknen Bronnen zu verſtecken, bis man mit mehr Muße überlegt, was mit ihm anzufangen ſey; ausgenommen einen gewiſſen Bernardo del Carpio [3], der hier zu Lande ſich umtreibt und einen Andern, Namens Roncesvalles [4]; denn kommen dieſe Beide in meine Hände, ſo ſollen ſie gewiß aus den meinigen in die Hände der Jungfer Haushälterin, und aus dieſen ohne Barmherzigkeit ins Feuer wandern."

Zu dem Allen ſagte der Barbier Ja und Amen, weil er wußte, der hochwürdige Herr ſey ein ſo guter Chriſt und Freund der Wahrheit, daß er um Alles in der Welt nicht eine Lüge ſagen würde. Er öffnete ein andres Buch, es war der Palmerin vom Oelbaum [5];

[1] Verfaſſer des verliebten Roland.

[2] Der Hauptmann, welcher den Orlando furioso in das Spaniſche überſetzt herausgab, hieß Don Geronimo de Urrea.

[3] Geſchrieben von Aug. Alonzo. Toledo 1585.

[4] Der Verfaſſer heißt Don Francisco Garribo de Villera. Das Buch erſchien in Toledo 1585.

[5] Libro del famoso Cavallero Palmerin de Oliva. Toledo 1580.

daneben ſtand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [1] führte.

„Dieſen Oelbaum," rief der Pfarrer, „ſäget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Aſche übrig bleibe; dieſe Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, ſie verdient ein Käſtchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers beſtimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Reſpekt: erſtlich, weil es an ſich ſehr gut iſt, und fürs Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weiſen König von Portugal zum Verfaſſer hat. Alle die Abenteuer im Kaſtell Miraguarda ſind ſchön und kunſtreich angelegt; die Sprache iſt zierlich und klar, die Reden ſind mit vielem Verſtand dem Charakter der handelnden Perſonen angepaßt. Ich dächte alſo, mit Eurer Genehmhaltung, Meiſter Niklas, verſchonten wir dieſen und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, ſchickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federleſens, zum Tode."

„Mit nichten, Herr Gevatter!" ſchrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis" [2].

„Der hätte," ſagte der Pfarrer, „zuſammt ſeiner vierbändigen Geſchichte eine Doſis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuſchneiden. Darum wollen wir ihm Galgenfriſt gewähren und, je nachdem er ſich beſſert oder nicht, nach Gnade oder ſtrengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indeſſen mit nach Hauſe, Herr Gevatter; laſſet ihn aber Niemand leſen."

„Das ſoll geſchehen, hochwürdiger Herr!" ſagte der Barbier, und ohne ſich weiter mit Aufſchlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden geſagt, und ſie hätte gewiß nicht das größte und feinſte Stück Leinwand um die

[1] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[2] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

Freude genommen, die armen Helden brennen zu ſehen. Sie raffte alſo ihrer acht zuſammen und warf ſie zum Fenſter hinaus. Da ſie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, ſo fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geſchichte des berühmten Ritters Tirante des Weiſen [1].

„Ums Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „iſt Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch' eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit ſeinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonſeca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Luſtig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geſchichte der Frau Kaiſerin, die ſich in ihren Stallmeiſter Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es iſt, was ſeinen Styl betrifft, das beſte Buch von der Welt. Hier eſſen und ſchlafen doch die Ritter, ſterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Teſtament, und thun tauſend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wiſſen. Deſſenungeachtet hätte der Verfaſſer auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung ſolcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte [2]. Nehmt es mit nach Hauſe und leſet; Ihr werdet ſehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" verſetzte der Barbier; „aber was ſoll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch da ſtehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, ſondern Gedichte ſeyn," ſprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor [3]. Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt vorausſetzte, ſo fuhr er fort: „Dieſe verdienen

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es iſt das ſeltenſte aller ſpaniſchen Ritterbücher und findet ſich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

[2] Hiemit ſpielt Cervantes auf ſeinen Don Quixote an, den er auch unſägliche Thorheiten begehen ließ, aber in der Abſicht, durch ſeine Satyren zu nützen.

[3] Ein Portugieſe, der jedoch in ſpaniſcher Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerſt von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Caſp. Gil Polo fortgeſetzt.

daneben ſtand ein zweites, das den Titel Palmerin von England [1] führte.

„Dieſen Oelbaum," rief der Pfarrer, „ſäget mir auf der Stelle kurz und klein und verbrennt ihn, daß auch nicht die Aſche übrig bleibe; dieſe Palme von England aber bewahrt als ein Kleinod auf, ſie verdient ein Käſtchen von noch größerem Werth, als dasjenige war, welches Alexander unter der Beute des Darius fand und das er zur Aufbewahrung der Gedichte Homers beſtimmte. Aus Gründen, Herr Gevatter! verdient das Buch Reſpekt: erſtlich, weil es an ſich ſehr gut iſt, und fürs Zweite, weil es, wie die Sage geht, einen weiſen König von Portugal zum Verfaſſer hat. Alle die Abenteuer im Kaſtell Miraguarda ſind ſchön und kunſtreich angelegt; die Sprache iſt zierlich und klar, die Reden ſind mit vielem Verſtand dem Charakter der handelnden Perſonen angepaßt. Ich dächte alſo, mit Eurer Genehmhaltung, Meiſter Niklas, verſchonten wir dieſen und den Amadis von Gallien mit dem Feuer, ſchickten hingegen alle die übrigen, ohne viel Federleſens, zum Tode."

„Mit nichten, Herr Gevatter!" ſchrie der Barbier; „ich habe den berufnen Don Belianis" [2].

„Der hätte," ſagte der Pfarrer, „zuſammt ſeiner vierbändigen Geſchichte eine Doſis Rhabarber vonnöthen, um ihm die überfließende Galle abzuführen. Auch wäre nöthig, das Schloß des Ruhms und andre noch größere Ungereimtheiten ganz wegzuſchneiden. Darum wollen wir ihm Galgenfriſt gewähren und, je nachdem er ſich beſſert oder nicht, nach Gnade oder ſtrengen Rechten mit ihm verfahren. Nehmt ihn indeſſen mit nach Hauſe, Herr Gevatter; laſſet ihn aber Niemand leſen."

„Das ſoll geſchehen, hochwürdiger Herr!" ſagte der Barbier, und ohne ſich weiter mit Aufſchlagen der Bücher zu bemühen, befahl er der Haushälterin, die Folianten nur alle zu nehmen und in den Hof zu werfen. Dies war keiner Tauben noch Blöden geſagt, und ſie hätte gewiß nicht das größte und feinſte Stück Leinwand um die

[1] Libro del famosissimo y muy valeroso Cavallero Palmerin de Inglaterra.

[2] Libro del valeroso principe Don Belianis de Grecia sacado del Griego, en qual fue escrito por el sabio Friston. Burgos 1579.

Freude genommen, die armen Helden brennen zu ſehen. Sie raffte alſo ihrer acht zuſammen und warf ſie zum Fenſter hinaus. Da ſie aber zu viele auf einen Schub erfaßt hatte, ſo fiel eines davon dem Barbier vor die Füße. Er hob es aus Neugier auf, und las: Geſchichte des berühmten Ritters Tirante des Weiſen [1].

„Ums Himmels willen," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „iſt Ritter Tirante hier? Mir her, Herr Gevatter, damit ich Euch zeige, was für einen Schatz von Vergnügen, welch' eine Goldgrube von Zeitvertreib wir darin entdeckt haben. Hier finden wir den tapfern Ritter Gotterbarm von Montalban mit ſeinem Bruder Thomas von Montalban; den Ritter Fonſeca und den Strauß des tapfern Detriante mit dem Bullenbeißer; die Schelmereien des Fräulein Luſtig; die Liebeshändel und Kniffe der Wittwe Wohlgelegen und die Geſchichte der Frau Kaiſerin, die ſich in ihren Stallmeiſter Hippolyt verliebte. Glaubt mir, Herr Gevatter, es iſt, was ſeinen Styl betrifft, das beſte Buch von der Welt. Hier eſſen und ſchlafen doch die Ritter, ſterben auf ihrem Bette, machen fein ordentlich vor dem Tode noch ihr Teſtament, und thun tauſend andre Dinge, davon Andre der Art kein Wort wiſſen. Deſſenungeachtet hätte der Verfaſſer auf Zeit Lebens die Galeere verdient, weil er bei der Schilderung ſolcher Thorheiten keinen vernünftigen Zweck vor Augen hatte [2]. Nehmt es mit nach Hauſe und leſet; Ihr werdet ſehen, daß ich Recht habe."

„Gut!" verſetzte der Barbier; „aber was ſoll's mit den übrigen kleinen Büchern werden, die noch da ſtehen?"

„Dies, denk' ich, werden keine Ritterbücher, ſondern Gedichte ſeyn," ſprach der Pfarrer. Er nahm eines heraus, und fand die Diana des Georg von Montemayor [3]. Da er bei allen übrigen einen gleichen Inhalt vorausſetzte, ſo fuhr er fort: „Dieſe verdienen

[1] Los cinco libros de Tirante el Blanco de Roca Salada. Fol. Valladolid 1511. Es iſt das ſeltenſte aller ſpaniſchen Ritterbücher und findet ſich weder in den Bibliotheken zu Paris noch zu Madrid.

[2] Hiemit ſpielt Cervantes auf ſeinen Don Quixote an, den er auch unſägliche Thorheiten begehen ließ, aber in der Abſicht, durch ſeine Satyren zu nützen.

[3] Ein Portugieſe, der jedoch in ſpaniſcher Sprache dichtete. Seine Diana wurde zuerſt von Alonzo Perez aus Salamanca, dann von Caſp. Gil Polo fortgeſetzt.

das Feuer nicht, wie jene; denn sie können und werden nie so viel Schaden anrichten, als die Ritterbücher schon gethan haben. Es sind vernünftige Bücher, welche die Rechte keines Dritten beeinträchtigen, sondern den Verstand des Lesers lassen, wie er ist."

„Ach, hochwürdiger Herr," sagte die Nichte, „Ihr könnt sie eben so gut verbrennen als die andern. Denn wie bald wärs geschehen, daß dem Herrn Onkel, wenn er von der Ritterseuche genesen wäre, und die da läse, einfiele, ein Schäfer zu werden, im Wald, auf den Wiesen herumzuziehen und zu spielen; oder, was noch ärger wäre, ein Poet zu werden, denn das soll, wie man sagt, vollends ein unheilbares Uebel seyn, das an dem Menschen hängen bleibt, wie Pech."

„Das Mädchen hat Recht," sprach der Pfarrer, „und darum wirds nicht übel seyn, wenn wir unserem Freunde auch diesen Stein aus dem Wege räumen. Fangen wir also mit der Diana des Montemayor an. Hier bin ich der Meinung, daß wir sie nicht ganz, sondern daß wir nur die Stellen von der weisen Felicia und dem bezauberten Wasser, so wie fast alle die langen Verse verbrennen; lassen wir ihr dann ihre Prosa, sammt der Ehre, das erste Buch seines Gleichen zu seyn."

„Das folgende," sagte der Barbier, „ist die sogenannte zweite Diana des Salmantiners, und diese dritte da, gleiches Namens, hat Gil Polo zum Verfasser."

„Das Werk des Salmantiners," antwortete der Pfarrer, „soll die andern in den Hof und ins Feuer begleiten; aber Gil Polo's Diana werde aufbewahrt, als hätte Apollo selbst sie geschrieben. Vorwärts, Herr Gevatter, eilen wir, es wird schon spät!"

„Hier," sagte der Barbier, indem er ein andres aufschlug, „sind die zehn Bücher vom Glück der Liebe, die Antonio de Lofraso, ein sardinischer Dichter, geschrieben hat" [1].

„Bei der Weihe, die ich empfangen," versetzte der Pfarrer, „so lange Apollo Apollo ist, Musen Musen, und Dichter Dichter

[1] Das Buch erschien zu Barcelona 1573.

ſind, iſt kein luſtigeres und närriſcheres Buch geſchrieben worden als dies. Es iſt in ſeiner Art das beſte und einzige, das je unter der Sonne erſchien, und wers nicht geleſen hat, darf überzeugt ſeyn, daß er noch nie was Geſchmackvolles las. Gebt mirs her, Herr Gevatter; der Fund iſt mir lieber, als hätte mir Jemand einen Prieſterrock vom ſchönſten florentiner Zeuge geſchenkt." Er legte es mit großer Freude bei Seite, und der Barbier fuhr fort:

„Da kommen die Nymphen von Enares, der Schäfer von Iberien, und die Arznei der Eiferſucht" [1].

„Fort damit," ſagte der Pfarrer; „übergebt ſie dem weltlichen Arme der Haushälterin, und fragt mich nicht, warum? denn ſonſt würden wir nimmer fertig."

„Folgt nun der Schäfer von Filida," ſagte der Barbier.

„Der iſt kein Schäfer, ſondern ein feiner Hofmann" [2], antwortete der Pfarrer. „Hebt ihn auf, wie eine köſtliche Juwele."

„Der Foliant, welcher jetzt kommt, heißt Schatz von allerhand Reimen" [3].

„Wärens ihrer nicht ſo viel," ſagte der Pfarrer, „ſo wären ſie mehr werth. Man ſollte ihr Metall erſt von den anklebenden Schlacken ſäubern. Indeſſen hebt es nur auf; der Verfaſſer iſt mein Freund, und hat beſſere Werke geſchrieben, die einen höhern Flug nehmen."

„Die Lieder [4] des Lopez Maldonado!" rief der Barbier.

„Auch er iſt mein guter Freund," ſagte der Pfarrer. „Die Verſe aus ſeinem Mund wirken unwiderſtehlich, und wen er einmal nur in ſein Zaubernetz zieht, der weiß nicht mehr, wie ihm geſchieht. Ein wenig breit iſt er in ſeinen Eclogen; aber des Guten iſt nie zu viel. Gebt ihm ſeinen Platz bei den Auserwählten. Aber was ſteht denn dort für ein Buch neben ihm?"

[1] Die Werke dreier Dichterlinge; Bernardo de la Vega, Gonzalez de Bobadilla und Bart. Lopez de Enciſo.

[2] Wahrſcheinlich eine Anſpielung auf den Titel des Werks: El pastor de Filida, compuesto por Luis Galvez de Montalvo, Gentilhombre cortesano.

[3] Verfaßt von Padilla.

[4] Gedruckt zu Madrid 1586.

„Die Galatea von Miguel Cervantes," antwortetete der Barbier.

„Dieſer Cervantes iſt ſchon viele Jahre lang mein genauer Freund, und ich weiß wohl, daß er vertrauter mit Unglück iſt, als mit Verſemachen. Die Erfindung in ſeinem Buche hat Gutes; er legt wohl etwas an, führt aber nichts zu Ende. Doch warten wir erſt den zweiten Theil ab, den er verſprochen hat [1]. Vielleicht verdient er ſich noch durch Beſſerung die Gnade, welche ihm bis jetzt verſagt wird. Nehmt dieſen indeß mit nach Hauſe, Herr Gevatter, und hebt ihn auf."

„Ganz recht," ſagte der Barbier; „und hier kommen ihrer drei in einem Bande, die Araucana des Don Alonſo de Ercilla, die Auſtriade des Juan Rufo, Geſchwornen von Cordova, und der Monſerrate des Chriſtoval de Virues, eines valenziſchen Dichters" [2].

„Dieſe drei Bücher ſind die beſten Heldengedichte in caſtilianiſcher Sprache, und können ſich mit den gefeiertſten der Italiener meſſen. Wir wollen ſie als die koſtbarſten Perlen ſpaniſcher Poeſie aufheben."

Der Pfarrer war des weitern Bücherbeſchauens müde und wollte die übrigen vollends auf eine Ladung dem Feuer überliefern. Aber der Barbier hatte ſchon wieder eines aufgeſchlagen mit dem Titel: die Thränen der Angelica [3].

„Dieſe Thränen hätte ich ſelbſt geweint," ſagte der Pfarrer, „wäre ich an Verbrennung eines ſolchen Buches Schuld geworden.

[1] Siehe hierüber die Lebensbeſchreibung des Cervantes, die dieſem Werke vorangedruckt iſt.

[2] Drei der beſten ſpaniſchen Epopeen, wie auch hier der Pfarrer ſagt. Die Araucane beſingt die Wiedereroberung des kleinen Staates Arauco in Südamerika an der Grenze von Chili, welche Ercilla ſelbſt mit ausführen half. In der Auſtriade hat ſich der Dichter, der eigentlich Juan Rufo Gutierrez heißt, das berühmte Seetreffen, welches Don Juan de Auſtria den Türken lieferte, zum Gegenſtande gewählt; der Monſerrate beſingt die Entdeckung des wunderthätigen Mutter-Gottes-Bildes zu Monſerrate in Catalonien, die Erbauung der Kirche und die dabei vorgefallenen Wunder.

[3] Las Lagrimas de Angelica, de Luys Barabona de Soto. En Granada. 1586. 4. Eine vortreffliche Epopee, davon aber nur der erſte Theil in zwölf Geſängen erſchienen iſt.

Der Verfaſſer davon war einer der berühmteſten Dichter, nicht allein Spaniens, ſondern der Welt, und ſehr glücklich in der Uebertragung einiger Fabeln des Ovid.“

„Verwundet nicht, aber geſchlagen und gebläut, denn da hat mich der Baſtard Don Roland mit einem Eichſtamme zerdroſchen, und das aus lauter Neid, weil ich der Einzige bin, der ihm den Preis der Tapferkeit ſtreitig macht. Aber ich will nicht Rainald von Montalban heißen, wenn er mirs trotz ſeiner Zauberei nicht entgelten ſoll, ſobald ich nur wieder von meinem Bett aufſtehe. Jetzt aber bringt mir einen Imbiß, denn dies iſt mir vor der Hand am nöthigſten; auf Rache will ich nachher ſchon bedacht ſeyn.“ Sie brachten ihm zu eſſen, wie er verlangte; er ſchlief darauf wieder ein, und ſie konnten ſich über ſeine Narrheit nicht genug verwundern. Während der Nacht verbrannte die Haushälterin Alles, was von Büchern im Hof und im Hauſe war. Sicherlich mußten manche mitbrennen, die wohl verdient hätten, in Archiven ewig aufbewahrt zu werden. Allein ſo wollte es einmal das Schickſal und die Faulheit des Richters, auf daß an ihnen erfüllt würde, was das Sprichwort ſagt: „Der Gerechte muß mit dem Ungerechten leiden.“

Ein Mittel, welches Pfarrer und Barbier vorläufig gegen das Uebel ihres Freundes erſannen, beſtand darin, die Thüre zur Bücherkammer zu vermauern, damit er ſie, wenn er aufſtünde, gar nicht wieder fände. Denn mit der Urſache, ſchloſſen ſie, werde auch die Wirkung aufgehoben ſeyn. Sie verabredeten ſich, daß ſie ihm ſagen wollten, ein Zauberer habe Kammer und Alles auf und davon geführt, und dies thaten ſie auch richtig.

Zwei Tage darauf ſtand Don Quixote wieder auf. Das Erſte, was er that, war nach ſeinen lieben Büchern zu ſehen. Da er nun die Kammer nicht finden konnte, ſuchte er im ganzen Hauſe umher. Endlich kam er an den Ort, wo ſonſt die Thüre war, taſtete mit den Händen, und kehrte die Augen auf und nieder, ohne ein Wort zu ſagen. Nach einer guten Weile fragte er endlich doch die Haushälterin, wo denn ſeine Bücherkammer ſey?

Die Haushälterin, die ihre Rolle gut inne hatte, antwortete: „Was für eine Kammer? Ach, ſuchen Euer Geſtrengen nur nicht weiter; es iſt weder Kammer noch Buch mehr im Hauſe, denn der leibhaftige Teufel hat Alles geholt.“

„Nicht der Teufel," sprach die Nichte, „ein Zauberer wars, der auf einer Wolke daherkam des Nachts, da Ihr den Tag zuvor abgereist waret. Er stieg von einem Drachen ab, worauf er rittlings

gesessen, und gieng in die Bücherkammer. Was er darin gemacht hat, ist mir unbewußt. Ich weiß nur, daß er ein kleines Weilchen darauf zum Dache hinausfuhr, und uns das ganze Haus voll Rauch zurück ließ; und da wir nun zuliefen und sehen wollten, was er gemacht hatte, sahen wir weder Buch noch Kammer mehr. Dies erinnern wir uns noch, die Frau Haushälterin und ich, daß der alte Bösewicht, gleich da er abzog, mit lauter Stimme sagte: er habe aus heimlicher Feindschaft, die er gegen den Herrn dieser Bücher und Kammer trüge, einen Schaden im Hause angerichtet, den man schon findenwerde. Er sagte auch noch, daß er der weise Munaton sey."

„Freston, muß er gesagt haben," sprach Don Quixote.

reisten dieſe Nacht durch ſo ſcharf, daß ſie ſchon bei anbrechendem Tage ſicher waren, von Niemand gefunden zu werden, wenn man ſie

auch ſuchen wollte. Sancho Panſa ritt auf ſeinem Eſel daher wie ein Patriarch, mit ſeinem Schnappſacke und mit ſeinem Schlauche, voll Verlangen, ſich bald als Statthalter der Inſel zu ſehen, die ſein Herr ihm verſprochen hatte. Es traf ſich, daß Don Quixote denſelben Weg über die Ebene Montiel einſchlug, den er auf ſeiner erſten Fahrt genommen hatte, und in der That reiste er jetzt mit weit mehr Bequemlichkeit, als das letztemal; denn es war Morgen und die Sonnenſtrahlen, die ihn nur ſchräg trafen, fielen ihm nicht ſo beſchwerlich.

Da hub Sancho Panſa an: „Geſtrenger Herr fahrender Ritter, ſeht ja wohl zu, daß Ihr das nicht vergeßt, was Ihr mir wegen der Inſel verſprochen habt. Sie mag ſo groß ſeyn als ſie will, regieren will ich ſie ſchon.“

„Du ſollſt wiſſen, Freund Sancho Panſa," antwortete Don Quixote, „daß es bei den alten fahrenden Rittern der allergewöhnlichſte Brauch war, ihre Schildknappen zu Statthaltern der Inſeln und Königreiche zu machen, die ſie eroberten, und ich bin feſt entſchloſſen, daß ein ſo löblicher Brauch durch mich nicht untergehen ſoll, im Gegentheil gedenke ich, es ihnen zuvor zu thun. Jene warteten zuweilen — und vielleicht meiſt — bis ihre Schildknappen alt und abgedient waren, und wenn ſie nun abgedient waren, und viel böſe Tage und noch ſchlimmere Nächte durchgemacht hatten, dann gaben ſie ihnen erſt einen Grafen- oder Marqueſen-Titel von irgend einem Thale oder einer Provinz, größer oder kleiner; aber wenn du lebſt, und auch ich lebe, ſo könnt es gar leicht kommen, daß, ehe ſechs Tage um wären, ich ein ſolches Königreich gewönne, das mehrere kleinere unter ſich hat, und dieſe kämen ſehr gelegen, um dich über eins davon zum Könige krönen zu laſſen. Und darüber ſtaune nur nicht! denn es begegnen dergleichen Rittern ſo außerordentliche Sachen und Fälle durch nie gedachte und nie erhörte Fügungen, daß ich dir vielleicht noch mehr werde geben können, als ich verſpreche."

„Ei," verſetzte Sancho, „wenn ich nun irgend durch ſo ein Wunder, wie Euer Geſtrengen da ſagt, König würde, da würde ja Marie Gutierrez, meine Hausehre, wenigſtens eine Königin und meine Jungen Prinzen? Nicht wahr?"

„Freilich," ſagte Don Quixote; „wer zweifelt daran?"

„Ich," ſagte Sancho; „denn ich denke ſo bei mir: wenn auch gleich der liebe Gott lauter Kronen auf die Erde regnen ließe, ſo paßte doch keine auf Marie Gutierrez ihren Kopf. Nein, geſtrenger Herr, ſie und eine Königin — zur Gräfin, möchts noch, und doch nur kaum, Gott helf ihr!"

„Befiehl du's Gott, Sancho!" ſprach Don Quixote; „der giebt Jedem, was ihm gebührt. Aber erniedrige dich nur nicht ſelbſt ſo ſehr, daß du mit etwas Minderem als einer Statthalterſchaft vorlieb nehmen wollteſt."

„Das will ich auch nicht thun," verſetzte Sancho, „und um ſo weniger, da ich an Euer Geſtrengen ſo einen trefflichen Herrn habe, der mir ſchon geben wird, was mir gut iſt, und ich tragen kann."

Achtes Kapitel.

Von dem glücklichen Ausgang des entsetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote bestand, zusammt anderem denkwürdigen Verlauf.

ben entdeckten sie dreißig bis vierzig Windmühlen auf dem Felde. Don Quixote erblickte sie kaum, so sprach er zu seinem Schildknappen: „Das Glück führt unser Thun besser, als wir verlangen konnten; denn sieh, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder mehr ungeschlachte Riesen, mit denen ich ein Treffen zu halten und ihnen sämmtlichen das Leben zu nehmen gedenke. Mit ihrer Beute wollen wir den Anfang machen, uns zu bereichern; denn solche Kriege sind gut, und es geschieht Gott zu Dienst und Ehren, wenn man solche böse Brut vom Angesicht der Erde vertilgt."

„Was denn für Riesen?" fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst," sagte sein Herr, „die mit den langen Armen, welche einige von ihnen bei zwo Meilen lang zu haben pflegen."

„Seht wohl zu, gestrenger Herr, was Ihr thut, denn das, was wir dort sehen, sind ja keine Riesen, sondern Windmühlen, und das, was Ihr für die Arme ansehet, sind die Flügel, die, wenn sie der Wind herumdreht, den Stein treiben."

„Da sieht mans," sprach Don Quixote, „wie schlecht du dich auf Abenteuer dieser Art verstehst. Und kommt dich etwa eine Furcht an, so hebe dich weg und bete ein Vater Unser, dieweil ich hingehe, einen kühnen aber ungleichen Kampf zu bestehen."

Mit diesen Worten gab er seinem Gaul Rozinante die Sporen, ohne weiter auf den Schildknappen Sancho zu hören, der ihm immer noch nachschrie, daß es gewiß Windmühlen und keine Riesen wären,

die er angreifen wollte. Allein, die Riesen saßen ihm schon so fest im Kopfe, daß er weder auf Sanchos Geschrei hörte, noch sich die Mühe gab, ihre wahre Beschaffenheit, so dicht er auch vor ihnen war, zu begreifen. Mit lautem Geschrei kam er auf sie los: „Flieht nicht, ihr feigen, ihr elenden Geschöpfe; ein einziger Rittersmann ists, der euch Fehde ankündigt.“ — Indessen erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel bewegte. Dies sah Don Quixote und schrie: „Ha! wenn ihr auch mehr Arme ausstrecktet, als Riese Briareus, sollt ihr mir doch die Zeche bezahlen.“ — Und hiemit empfahl er sich seinem Fräulein Dulcinea mit demüthigem Ersuchen, sie wolle ihm in diesem schweren Strauß zu Hülfe eilen, bedeckte sich mit der Tartsche, legte mit der Lanze ein und rannte in vollem Galopp mit seinem Rozinante auf die erste Mühle los. Indem er nun auf den einen Flügel einen Stoß führte, drehte der Wind denselben so wüthend herum, daß die Lanze plötzlich in Splitter gieng, und Gaul und Ritter übel zugerichtet auf das Feld hinausgeschleudert wurden.

Sancho eilte, was sein Esel nur immer laufen konnte, herbei, und fand, daß sein Herr sich kaum mehr rühren konnte; einen so

ſchweren Fall hatte er mit ſeinem Rozinante gethan. „Nun, Gott ſey für!“ ſprach Sancho; „hab ichs Euer Geſtrengen nicht geſagt, Ihr ſolltet wohl zuſehen, was Ihr thätet, und daß es nur Windmühlen wären? Meiner Treu! man mußte ſelber welche im Kopfe haben, wenn mans nicht ſehen wollte.“

„Schweig, Freund Sancho,“ ſagte Don Quixote; „Kriegsglück iſt veränderlicher denn alles andre. Und gewiß iſt es ſo, jener weiſe Zauberer Freſton, der mir Kammer und Bücher entführt, hat auch dieſe Rieſen in Windmühlen verwandelt, nur damit er mir nicht die Ehre, ſie beſiegt zu haben, ließe; ſo heftig iſt der Groll, den er wider mich trägt. Aber wenns zum Ende kommt, dann, ja dann ſollen ihn ſeine böſen Künſte wenig helfen wider mein gutes Schwert.“

„Ja, wenns Gottes Wille iſt!“ ſprach Sancho, hob ſeinen Herrn von der Erde auf und half ihm wieder auf den Rozinante, der nahezu kreuzlahm war. Sie zogen von dannen, beſprachen ſich über das gehabte Abenteuer, und nahmen ihren Weg gerade auf den Paß Lapice zu. „Denn da,“ ſagte Don Quixote, „iſt es unmöglich, daß wir nicht manches ſeltſame Abenteuer finden ſollten, weil es ein ſo gangbarer Ort iſt.“ Was ihn jedoch ſehr betrübte, war der Verluſt ſeiner Lanze, weßhalb er ſich alſo ſprechend an Sancho wendete: „Ich erinnre mich, geleſen zu haben, daß ein ſpaniſcher Ritter, genannt Diego Perez de Vargas[1], da ihm das Schwert im Kampfe zerſprungen war, einen Aſt von einem Eichſtamm herunterriß und damit ſelbigen Tages ſolche Thaten verrichtete und ſo viele Mohren matſchte, daß er davon den Zunamen Matſcher bekam, und er ſowohl als ſeine Nachkommen ſich, zum ewigen Gedächtniſſe hievon, Vargas und Matſcher nannten. Dies ſag ich dir, weil ich von der erſten Eiche, die mir aufſtößt, einen eben ſo ſtarken und ſchönen Aſt als jenen reißen, und damit eben ſolche Thaten thun will, daß du Gott danken und dich glücklich preiſen ſollſt, ſie nur ſehen und ein Zeuge von Dingen ſeyn zu können, die faſt Niemand glauben wird.“

„In Gottes Namen!“ ſprach Sancho; „ich glaubs ja Alles, wie's Euer Geſtrengen da erzählt! Aber ſetzt Euch doch ein wenig gerade;

[1] Dieſes Abenteuer ereignete ſich bei der Einnahme von Xerez unter dem heiligen Ferdinand. Vargas bekam den Beinamen el Machuca.

Während dieſes Geſprächs erſchienen auf der Landſtraße zwei Brüder Benedictiner, auf Maulthieren dahertrabend, die ſo groß wie Trampelthiere waren. Sie führten beide Staubbrillen und Sonnenſchirme. Hinter ihnen her kam eine Kutſche mit vier oder fünf Begleitern zu Pferd und zwei Maulthierjungen zu Fuße. In der Kutſche

befand ſich — wie ſich nachher ergab — eine biscaiſche Dame, die nach Sevilla zu ihrem Gemahl wollte, der in einer großen Bedienung nach Indien zu gehen im Begriffe war. Die beiden Mönche gehörten aber nicht zu ihrem Gefolge, ungeachtet ſie dieſelbe Straße zogen. Kaum hatte ſie Don Quixote entdeckt, ſo ſprach er zu ſeinem Schildknappen: „Entweder irre ich mich gewaltig, oder hier ſtößt mir das berühmteſte Abenteuer auf, das man je auf Erden ſah. Gewiß ſind jene zwei ſchwarze Geſtalten ein paar Zauberer, die irgend eine geraubte Prinzeſſin in jener Kutſche entführen; drum iſt nöthig, daß ich dieſem Ungebühr nach Kräften ſteure.“

„Das wird noch ſchlimmer gehen, als mit den Windmühlen,“ ſprach Sancho. „Sehet wohl zu, geſtrenger Herr! die Beiden ſind ja hochwürdige Brüder von Sanct Benedict, und in der Kutſche ſind irgend ſonſt andre Wandersleute. Ach! ſchaut doch ja wohl zu, ſag ich noch einmal, daß Euch der Böſe nicht verblende.“

„Ich habe dirs schon gesagt, Sancho," versetzte der Ritter, „daß du dich nicht auf Abenteuer verstehst; denn was ich dir sagte, ist wahr, und du wirst es zur Stunde erfahren." Hiermit rückte er einige Schritte voraus, stellte sich mitten in die Straße, wo die beiden Mönche herkamen, und da sie ihm so nahe waren, daß er von ihnen gehört zu werden glaubte, erhob er seine Stimme mächtig: „Verteufeltes, heilloses Volk! gebt augenblicklich frei und ledig die erlauchten Prinzessinnen, so ihr wider ihren Willen in dieser Kutsche entführet, oder macht Euch gefaßt, den Tod zu empfangen als gerechte Züchtigung für eure bösen Werke."

Die ehrwürdigen Herrn hielten ihre Maulthiere an, voll Staunens sowohl über die Gestalt, als die Anrede des Ritters. „Herr Ritter," antworteten sie, „wir sind weder verteufeltes noch heilloses Volk, sondern zwei Geistliche vom Orden Sanct Benedicts, ziehen unsre Straße, und wissen nicht, ob in jener Kutsche genothdrängte Prinzessinnen sind oder nicht."

„Bei mir kommt ihr mit glatten Worten nicht davon; ich kenne euch treuloses Gezüchte schon," schrie Don Quixote, gab, ohne weitere Gegenrede zu erwarten, dem Rozinante die Sporen, und rannte mit eingelegter Lanze so grimmig auf den einen Bruder los, daß, wenn dieser sich nicht augenblicklich selbst von seinem Maulthiere herabgeworfen hätte, er ihn ohne Barmherzigkeit schwer verwundet, wo nicht gar todt herabgestürzt haben würde. Der andre Ordensbruder, als er seinen Gefährten so übel mitspielen sah, setzte seinem wohlgenährten Esel die Fersen wider den Wanst, und jagte schneller als der Wind über das Feld weg. Als Sancho den Mönch auf der Erde liegen sah, stieg er hurtig von seinem Esel ab, lief herzu und fieng an, ihn auszuziehen. Indeß kamen die Maulthiertreiber der beiden Mönche herzu, und fragten Sancho, was er da mache?

„Ich nehme die Beute, die mir von Gott und Rechtswegen gehört, weil mein Herr Don Quixote das Treffen gewonnen hat;" sprach Sancho. Die Burschen aber, die weder Spaß, noch was von Beute und Treffen verstunden und Don Quixote schon ein Stück davon mit den Leuten bei der Kutsche im Gespräch begriffen sahen,

packten den guten Sancho, warfen ihn zu Boden, traten ihn mit Füßen, rauften ihm alle Haare aus dem Barte und ließen ihn sinn- und athemlos auf der Erde ausgestreckt liegen. Ohne einen Augenblick zu säumen, stieg der geistliche Herr voll Furcht und Zittern und ohne ein Färbchen im Gesichte vom Boden auf, und eilte, da er wieder beritten war, spornstreichs seinem Mitbruder nach, der in geziemender Entfernung auf der Lauer stand, um den Ausgang des Ueberfalls abzuwarten. Nun aber setzten sie, unbekümmert um den fernern Verlauf des Abenteuers, ihre Reise fort, und schlugen ein Kreuz über das andre, als wenn ihnen der Teufel schon hinten auf der Kutte säße.

Don Quixote unterhielt sich indeß, wie schon gesagt, folgendermaßen mit der Dame in der Kutsche: „Eure Schönheit, gnädige Frau, kann nun wieder über Dero Person verfügen, ganz nach eigenem Belieben, denn zu Boden gestreckt liegt durch diesen meinen tapfern Arm der Stolz Eurer Räuber; und damit Ihr nicht in peinlicher Ungewißheit schwebet über die Namen Eures Befreiers, so wisset, daß ich Don Quixote von der Mancha bin, ein fahrender und abenteuernder Ritter und Gefangener der unvergleichlich schönen Herrin Dulcinea von Toboso, und zum Dank für solche Wohlthat verlange ich nichts Anderes, als daß Ihr umwendet nach Toboso und Euch vor dieser Herrin stellt in meinem Namen, um ihr zu melden, was mein tapfrer Arm für Eure Befreiung gethan habe."

Diese Standrede unseres Redners hörte Einer aus dem berittenen Gefolge der Dame, ein Biscaier von Geburt. Als er sah, daß Don Quixote den Wagen nicht fortlassen wollte, sondern immer davon sprach, man müsse nach Toboso fahren, machte er sich an ihn, packte ihn bei der Lanze, und sagte in gebrochenem Castilianisch und noch schlechterem Biscaierwelsch zu ihm: „Pack dick, Ritter! oder gehts schlecht! bei Gott, der mir erschaffen, den Wagen gehn g'laßt, oder ick schlag dir maustodt, so wahr ick Biscaier sind." Don Quixote verstund ihn ganz wohl, und versetzte gelassen: „Wärest du Ritter, so wie du's nicht bist, ich wollte dich bald etwas Anderes lehren, du elender Tropf."

„Ick nit Ritter seyn?“ schrie der Biscaier; „ick schwören zu Gott, du lügen es wie ein Christenmensch. Wirf weg die Spieß und greif das Schwert, ick dir zeigen will, wie die Katz die Maus beißt. Biscaier auf die Erd, Edelmann auf das Meer, Edelmann vor die Teufel, und erlogen is, wenn du anders sprecken.“

„Ja, schauen sollst du es, rief einstens Agrages,“ sagte Don Quixote, warf die Lanze auf die Erde, zog das Schwert, faßte seine Tartsche und gieng auf den Biscaier los, fest entschlossen, ihm den Garaus zu machen. So gern der Biscaier, der ihn so gegen sich kommen sah, auch abgestiegen wäre, so konnte er doch, weil er nur einen Miethesel hatte, auf den sich nicht zu verlassen war, in der Eile nichts weiter thun, als seinen Degen ziehn. Zum Glück war er hart am Wagen, aus dem er ein Polster ergreifen konnte, das ihm zum Schild diente, und stracks waren sie über einander her, als wären sie zwei Todfeinde gewesen. Die andern suchten sie auseinander zu bringen, aber das war unmöglich; denn der zornige Biscaier schwor in seinem Kauderwelsch, wenn sie ihn nicht gehen und seinen Handel ausfechten ließen, so wollt er seine gnädige Frau und Alle, die sich ihm widersetzten, umbringen. Die gute Dame im Wagen, erstaunt und erschrocken über das, was vorgieng, ließ den Kutscher ein wenig bei Seite fahren, und sah von fern dem gewaltigen Kampfe zu. Ehe man sichs versah, versetzte der Biscaier dem Don Quixote einen so mächtigen Hieb über die eine Schulter zu oberst der Tartsche, daß er ihn, wenn diese ihn nicht bedeckte, bis auf den Hosenbund gespalten hätte.

Don Quixote, als er das Gewicht dieses Streichs fühlte, schrie laut auf: „O Gebieterin meiner Seele, Dulcinea, Blume der Schönheit, kommt Eurem Ritter zu Hilfe, der um Euretwillen sich in diesem schweren Strauße befindet.“ Dies sagen, das Schwert hoch schwingen, die Tartsche vorwerfen und auf den Biscaier losstürzen war eins; denn auf diesen einzigen Streich sollte Alles ankommen. Der Biscaier, der ihn so auf sich eindringen sah, merkte wohl, daß sein Feind Muth habe, und beschloß, ihn mit nicht minderem zu empfangen. Er bedeckte sich also bestmöglichst mit seinem

Polſter, ſeinen Mauleſel aber konnte er weder kehren noch wenden, weil er, theils vor Müdigkeit, theils ſolcher Kurzweil ungewohnt, keinen Schritt mehr gehen wollte.

So gieng nun, wie geſagt, unſer Ritter mit hochgeſchwungnem Schwerte auf den Biscaier los, feſt entſchloſſen, ihn mitten entzwei zu hauen; der Biscaier erwartete ihn mit nicht minder gehobnem

Schwerte und wohl gepolſtert, und alle Zuſchauer ſtanden in banger Erwartung da, wie Beide ſo gewaltige Streiche, die unſere Kämpfer ſich drohten, fallen würden. Die arme Dame in der Kutſche und ihre Zofe thaten allen Wunderbildern, Gotteshäuſern und Kapellen in Spanien tauſend Gelübde, daß der barmherzige Gott ſie und den guten Stallmeiſter aus der ſchrecklichen Gefahr retten möge.

Aber Jammer und Schade iſts, daß gerade hier der Verfaſſer dieſer Geſchichte abbricht, den unerhörten Kampf unvollendet ſchweben läßt und ſich damit entſchuldigt, er habe nichts weiter von den Thaten Don Quixotes aufgezeichnet gefunden, als was er bisher erzählt. Indeß konnte ſich der Herausgeber dieſes Werkleins nicht überreden, daß eine ſo merkwürdige Geſchichte in Vergeſſenheit begraben ſeyn, und ſich in den Schränken und Archiven wißbegieriger und gelehrter Männer aus der Mancha nicht noch einige Papiere finden ſollten, die von dieſem berühmten Ritter handelten. In dem Gedanken verzweifelte

er nicht, noch immer einmal das Ende dieser anmuthigen Geschichte zu finden. Es glückte ihm auch mit Gunst des Himmels den großen Fund zu thun. Wie? wird das Folgende sagen.

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel.

Beschluß des denkwürdigen Kampfes zwischen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha.

Nachdem wir gehört hatten, wie der muthige Biscaier und Don Quixote im Begriff waren, mit hochgeschwungnen Klingen zwei Streiche zu führen, die, wenn sie voll trafen, Beide von oben bis unten wie Granatäpfel würden gespalten haben, brach im entscheidenden Augenblick die Historie ab. So begierig ich den Anfang gelesen hatte, so schnell gieng mein Vergnügen in Mißvergnügen über, wenn ich an den weiten Weg dachte, den ich würde durchlaufen müssen, um den Rest jener Geschichte ausfindig zu machen. Es schien mir unmöglich, daß ein so wackrer Ritter nicht einen Weisen sollte gefunden haben, der seine nie gesehnen Thaten aufgezeichnet hätte; hat es doch keinem

der irrenden Ritter an einem oder ein paar Weiſen gemangelt, die ſogar ſeine geheimſten Gedanken und Kindereien ausmalten. Ich warf lieber die Schuld auf die Bosheit der Alles verſchlingenden Zeit, erwog jedoch andrerſeits, daß unter unſers Ritters Büchern ſo neue, als die Arznei der Eiferſucht, die Nymphen und Schäfer von Enares, ſich gefunden hatten, daß ſonach ſeine Geſchichte auch nicht ſo gar alt ſeyn me, ſondern, falls ſie aufgezeichnet wäre, noch im Andenken der ute des Dorfes und der Nachbarſchaft leben müſſe. Dieſer Gedanke achte mich begierig, un Leben rein und gründlich zu erfahren, zumal da er d er, in unſern ſo böſen und ten ligen Amte unterzog, um en zu helfen und Jung- frau hren Zeltern mit der Reit- peitſche in der ngferſchaft zur Seite von

Berg zu Berg, von Thal zu Thal zogen, und wenn nicht irgend ein Buſchklepper oder Bauerlümmel mit Streitart und Pickelhaube, oder ein ungeſchlachter Rieſe den Zwinger ihrer Jungfernſchaft im Sturmſchritt einnahm, vor Zeiten oft nach achtzig Jahren noch, in welchen ſie keine einzige Nacht unter einem Dache geſchlafen hatten, ſo rein und unbefleckt zu Grabe getragen wurden, als die Mütter, die ſie geboren. Dieſer und vieler andern Rückſichten wegen ſind ich unſern wackern Ritter eines ewigen und unvergeßlichen Lobes werth. Auch mein Fleiß und meine Mühe, ſo ich auf Entdeckung dieſer merkwürdigen Geſchichte wandte, iſt nicht minder Ehren und Dankes werth, ungeachtet ich wohl weiß, daß wenn Himmel, Glück und Zufall mir nicht beigeſtanden, die Welt dennoch das Vergnügen von einem paar Stunden und der andächtige Leſer manchen Zeitvertreib hätte entbehren müſſen. — Mit meinem Funde giengs folgendergeſtalt zu.

Ich war einmal auf der Alcana [1] zu Toledo; da kam ein Junge und brachte einem Seidenhändler verſchiedne alte Papiere zu verkaufen. Ich, der ich überaus gern Alles leſe, was mir unter die Augen kömmt, und ſollt ich ſogar ein zerriſſenes Papier auf der Gaſſe aufheben müſſen, nahm, vermöge meines natürlichen Hanges, ein Blatt von den alten Papieren des Jungen, und ſah, daß es arabiſche Handſchrift war, wie mirs ſchien. Die Schrift kannt ich nun zwar, ſie zu leſen aber war ich nicht im Stande. Ich ſah mich alſo auf dem Platze nach einem ſpaniſchen Mohren um, der mirs erklärte. Es wurde mir nicht ſchwer, einen ſolchen Dolmetſch zu finden, denn ich hätte wohl für eine beſſere und ältere Sprache hier welche angetroffen [2]. Kurz, das Glück führte mir einen zu, den ich drum bat, indem ich ihm das Buch gab. Er ſchlug es mitten auf, las ein wenig und fieng an zu lachen. „Was lacht Ihr?“ fragt ich ihn. „Ueber eine Anmerkung,“ ſagte er, „die ich da auf dem Rande geſchrieben finde.“ Ich bat ihn, er ſollte ſie mir mittheilen. Er that es, und las mir unter beſtändigem Lachen Folgendes: „Dieſe Dulcinea von Toboſo, deren zum öftern in dieſer Hiſtorie gedacht wird, ſoll die fertigſte Fauſt unter allen Weibern von der Mancha gehabt haben, um Schweinefleiſch einzuſalzen.“

[1] Der Krämerplatz der genannten Stadt.
[2] Das heißt einen Juden.

Der Name Dulcinea von Toboſo machte mich betroffen, und gleich kam mir der Gedanke, dieſes alte Manuſcript könnte wohl gar die Geſchichte Don Quixotes enthalten. In dieſer Meinung bat ich ihn, mir den Anfang zu leſen; er that es, überſetzte mir gleich das Arabiſche ins Spaniſche, und da hörte ich den Titel: Hiſtoria Don Quixotes von der Mancha, beſchrieben durch Cid-Hamet-Ben-Engeli [1], arabiſchen Geſchichtſchreiber. Ich hatte Mühe, die Freude zu verbergen, welche dieſer Titel mir verurſachte. Ich riß dem Seidenhändler alle dieſe Papiere wieder aus den Händen, und kaufte dem Jungen den ganze[illegible] einen halben Real ab, da er wohl ſechs von mir hätte b[illegible]nen, wenn er klug geweſen wäre und gemerkt hätte, wie viel [illegible]aran gelegen war. Drauf gieng ich eilends mit meinem Mohren [illegible] den Kreuzgang der Hauptkirche, und bat ihn dringend, er mö[illegible] mir alles, was in dieſen Papieren von Don Quixote handle, [illegible]e etwas davon oder dazu zu thun, ins Spaniſche überſetzen; für ſeine Arbeit woll ich ihm geben, was er verlange. Er verlangte einen[illegible]lben Centner Roſinen und zween Scheffel Weizen. Wir wurden [illegible]elo einig, und er verſprach mir gut, treu und pünktlich zu überſetzen; ich aber, um ihm das Werk zu erleichtern und meinen Schatz nicht aus den Händen zu laſſen, nahm ihn zu mir ins Haus, und in weniger als anderthalb Monaten überſetzte er Alles, ſo wie folgt:

Gleich auf dem erſten Blatte befand ſich ein ſehr treues Gemälde des harten Treffens zwiſchen Don Quixote und dem Biscaier. Beide ſtanden noch in der nämlichen Stellung, wie die Geſchichte oben ſagte, mit emporgehobenen Schwertern, der eine mit der Tartſche, der andere mit ſeinem Polſter bedeckt und der Mauleſel des Biscaiers war ſo trefflich nach dem Leben abconterfeiet, daß man ihn auf Büchſenſchußweite ſchon für einen Miethesel erkannte. Zu den Füßen des Biscaiers ſtand geſchrieben Don Sancho de Azpetia, was vermuthlich ſein Name war, und unter Rozinante ſtand Don Quixote. Rozinantes Conterfei war überaus kunſtreich; er war ſo lang, ſo

[1] Cervantes folgte dem Geſchmacke ſener Zeit, indem er ſeinen Don Quixote von einem Mohren verfaßt ſeyn läßt. Uebrigens verſteckte er unter dem Namen Ben-Engeli ſeinen eignen. Denn Engeli iſt ein arabiſches Beiwort, deſſen Wurzel Iggel Hirſch bedeutet, gerade wie Cervantes das Wort ciervo Hirſch zur Wurzel hat.

dünn, ſo welk, hatte einen ſo ſpitzigen Rückgrat und ſo ſchwindſüchtiges Ausſehen, daß man gleich auf den erſten Blick ſah, wie wohlbedächtig und wahr man ihn alſo genannt hatte. Ihm zur Seite ſtand Sancho Panſa [1], ſeinen Eſel bei dem Halfter haltend; zwiſchen den Beinen hatte er einen Zettel, worauf Sancho Sancas [2] ſtand, vermuthlich weil er, wie die Figur zeigte, einen derben Wanſt, kurzen Wuchs und ein plumpes Untergeſtell hatte. Beide Namen, Panſa und Sancas, müſſen ihm alſo mit Recht zuſtehen, wie denn auch in der

[1] Dickbauch.
[2] Latſchbein.

Folge dieſer Geſchichte unter beiden ſeiner etlichemal gedacht wird. Einige andre Kleinigkeiten könnt ich noch dabei anmerken, aber ſie ſind von keiner Erheblichkeit, und tragen zur Beſtätigung der Wahrheit dieſer Geſchichte gar nichts bei; denn allerdings iſt nichts ohne Bedeutung, wenn es dazu dient, die Wahrheit herauszuſtellen.

Wollte man gegen die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte irgend einen Zweifel erheben, ſo könnte es einzig aus dem Grund geſchehen, weil ſie einen Araber zum Verfaſſer hat, welcher Nation das Lügen wie angeboren iſt; wenn man aber wieder bedenkt, daß ſie unſre Feinde ſind, ſo ſieht man, daß er den Ruhm unſers Ritters eher vermindert als übertrieben haben würde. Und dies, glaub ich, hat er auch wirklich gethan; denn an manchen Stellen, die er mit recht vollſtrömendem Lob unſers guten Ritters hätte auszeichnen können und ſollen, ſcheint er gefliſſentlich zu ſchweigen: ein höchſt unbilliges Verfahren von einem Geſchichtſchreiber, der pünktlich, unpartheiiſch und ohne alle Leidenſchaft, ſich weder durch Eigennutz noch Furcht, weder durch Haß noch Gunſt, vom Wege der Wahrheit ableiten laſſen ſollte, deren Mutter die Geſchichte iſt, dieſe Nebenbuhlerin der Zeit, Aufbewahrerin aller Thaten, Zeugin der Vergangenheit, Lehrerin der Gegenwart, Prophetin der Zukunft.

Was gegenwärtige Geſchichte betrifft, ſo weiß ich gewiß, daß jeder ſo viel Angenehmes wird finden können, als ſich nur wünſchen läßt. Fehlt ihr etwas Gutes, ſo fällt die Schuld davon nicht auf den Gegenſtand, ſondern auf den Hund von Verfaſſer [1]. Kurz, das zweite Buch unſrer Geſchichte hebt nach der Ueberſetzung des Mohren folgendermaßen an:

So ſtanden nun mit grimmigen Geſichtern und emporgehobnen Schwertern beide tapfre und zornige Kämpfer gegen einander, und ſchienen mit ihren Streichen Himmel, Erde und Hölle zu drohen. Der erſte, der den ſeinigen führte, war der zornmüthige Biscaier, und zwar mit ſolcher Stärke und Wuth, daß, hätte ſich ihm nicht das Schwert im Schwunge gedreht, dieſer einzige Streich hinreichend geweſen wäre, dem hitzigen Kampf und allen Abenteuern unſers guten Ritters ein Ende zu machen. Allein das Glück, welches dieſen

[1] Die Spanier und die Mohren nannten ſich gegenſeitig „Hunde.“

zu noch größern Dingen aufbewahrte, drehte das Schwert des Gegners ſo, daß es, ungeachtet es ihm die linke Schulter traf, doch weiter keinen großen Schaden that, ſondern ihm nur dieſe ganze Seite entwaffnete, und unterwegs ein großes Stück Helm und das halbe Ohr wegnahm, welches alles zuſammen zu den Füßen des übel zugerichteten Ritters gar jämmerlich zur Erde fiel.

Hilf Himmel, wer kann die Wuth und das Toben beſchreiben, in welche der Held von der Mancha ausbrach, als er ſich dergeſtalt mißhandelt ſah! Ich kann nur ſo viel davon ſagen, daß er ſich aufs Neue in den Bügeln erhob, das Schwert in beide Fäuſte nahm, und dem Biscaier einen ſo grimmigen Hieb über Polſter und Kopf verſetzte, daß es, ohngeachtet er hier ganz gut bedeckt war, ihm nicht anders dünkte, als käme ein Bergſturz über ihn her. Das Blut ſchoß ihm aus Naſe, Maul und Ohren; er wankte, als wollt er vom Eſel herabfallen, und ſicher würde es auch geſchehen ſeyn, wenn er ihn nicht ſchleunig um den Hals gefaßt hätte; aber deſſenungeachtet verlor er die Bügel, die Arme giengen ihm los, das Thier wurde von dem ſchrecklichen Hiebe ſcheu, gieng durch und warf in wenigen Sprüngen ſeinen Herrn auf die Erde. Don Quixote ſchaute gelaſſen zu, da er aber ſeinen Feind fallen ſah, ſprang er von ſeinem Roſſe, lief eilends zu ihm, ſetzte ihm die Spitze ſeines Schwertes aufs Geſicht und ſchrie: „Ergieb dich, oder ich haue dir den Kopf ab!“

Der Biscaier lag ſo ganz ohne Sinnen da, daß er kein Wort ſprechen konnte; und gewiß würde es ihm ſchlimm ergangen ſeyn, — denn Don Quixote war blind vor Zorn, — wären nicht die Frauenzimmer aus der Kutſche, die bisher den Kampf mit Schrecken angeſehen hatten, auf ihn zugegangen, um ſich die beſondre Gunſt und Gnade von ihm zu erbitten, daß er ihrem Stallmeiſter das Leben ſchenken möchte. Don Quixote antwortete hierauf mit vieler Gravität: „Eure Bitten, ſchöne Damen, bin ich Euch zu gewähren bereit, jedoch mit dem einzigen Begehren, daß dieſer mir angelobe, nach dem Orte Toboſo zu gehen, und ſich von meinetwegen der unvergleichlichen Herrin Dulcinea zu ſtellen, damit ſolche mit ihm ihres eigenen Willens und Gefallens ſchalte.“ Die erſchrockne und troſtloſe Dame verſprach, ohne ſich auf Don Quixotes Forderung weiter einzulaſſen

und ohne zu fragen, wer dieſe Dulcinea ſey, Alles unbedenklich im Namen ihres Stallmeiſters. „Wohlan," ſprach Don Quixote, „auf dies Euer gegebnes Wort will ich ihm weiter kein Leid zufügen, ohngeachtet er es wohl um mich verdient hätte."

Zehntes Kapitel.

Ein Geſpräch zwiſchen Don Quixote und einem treuen Schildknappen Sancho Panſa.

Indeſſen hatte ſich der von den Maulthiertreibern der Mönche wohlzerdroſchne Sancho Panſa wieder aufgerafft, dem Treffen ſeines Herrn Don Quixote zugeſchaut und gebetet, Gott wolle doch ſeinem Herrn den Sieg verleihen und ihn dabei eine Inſel gewinnen laſſen, zu deren Statthalter ihn ſein Herr verſprochnermaßen machen würde. Als er merkte, daß der Handel abgethan war und ſein Herr wieder aufſteigen wollte, lief er eiligſt zu, ihm den Steigbügel zu halten, warf ſich aber, ehe er ihn noch aufſteigen ließ, vor ihm auf die Knie, küßte ihm die Hand und ſprach: „Geſtrenger Herr Don Quixote! möchten doch nun Euer Gnaden geruhen, mir das Regiment der in dieſem harten Kampf gewonnenen Inſel zu geben; denn ich fühle mich, ſie mag ſo groß ſeyn, als ſie will, fähig und ſtark, ſie ſo gut zu regieren, als ſonſt Einer, der irgend in der Welt Inſeln regiert.“

„Du ſollſt wiſſen, Freund Sancho,“ ſprach Don Quixote, „daß dies und dergleichen keine Inſel-Abenteuer ſind; dies ſind nur Straßengefechte, wo man nichts weiter als ein paar Löcher im Kopf und ein Ohr weniger davon bringt. Habe nur Geduld, es werden ſchon noch Abenteuer kommen, vermittelſt deren ich dich nicht allein zum Statthalter, ſondern vielleicht noch zu etwas Beſſerem werde

machen können.“ Sancho war hiemit höchlich zufrieden, küßte ihm nochmals die Hand und den Saum des Panzerhemds, half ihm wieder auf den Rozinante, und zog seinem Herrn nach, der, ohne sich weiter mit den Leuten von der Kutsche abzugeben, geradewegs in ein nächstliegendes Holz ritt. Sancho eilte ihm im schärfsten Eselstrabe nach, aber Rozinante war so gut im Zuge, daß er sich weit zurücksah und endlich seinem Herrn nachschreien mußte, er möchte ihn doch erwarten. Don Quixote zog seinem Rozinante den Zügel an und erwartete den müden Schildknappen.

„Gestrenger Herr,“ sprach dieser zu ihm, als er ihn wieder eingeholt hatte, „gestrenger Herr, ich dächte, wir thäten wohl, wenn wir in irgend eine Kirche flüchteten; denn der arme Teufel, mit dem Ihrs zu thun hattet, ist häßlich zugerichtet, und da könnts leicht kommen, daß sie's der heiligen Hermandad[1] anzeigten, und die uns beim Kopfe nähm. Und wenn sie uns einmal hat, müssen wir schon die besten Haare aus dem Pelz lassen, eh wir wieder loskommen.“

„Schweig!“ sprach Don Quixote. „Wo hast du jemals gehört oder gelesen, daß man einen fahrenden Ritter, wenn er auch noch so viele qualificirte Todtschläge begangen, vor Gericht gezogen hätte?“

„Canaillisirte? Meiner Treu, darauf hab ich mich in meinem Leben nicht eingelassen,“ sprach Sancho; „aber das weiß ich wohl, daß die heilige Hermandad sich mit denen zu schaffen macht, die auf freiem Felde raufen und balgen, ums Uebrige bekümmere ich mich nicht.“

„Ist auch nicht nöthig, Freund Sancho,“ sprach Don Quixote. „Ich wollte dich wohl aus den Klauen der Chaldäer reißen, geschweige denn aus der Gewalt der Hermandad. Aber sag mir auf dein Leben und dein Gewissen, hast du je in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, einen so tapfern Ritter gesehen, als mich? Hast du je in den Geschichten von einem Helden gelesen, der mehr Kühnheit im Angriff, bessern Athem im Aushalten, größere Geschicklichkeit im Fechten, größere Wuth im Absatteln des Feindes beweist oder bewiesen hätte, als ich?“

[1] La santa Hermandad, oder die heilige Brüderschaft, ist ein Corps berittener Polizeibedienten, deren Geschäft es ist, beständig das ganze Königreich zu durchstreifen, Land und Straßen vor Räubern und dergleichen Gesindel rein zu halten und anderem Unfug zu wehren.

„Die Wahrheit zu ſagen, geſtrenger Herr," antwortete Sancho, „ich habe mein Tage dergleichen Hiſtorien nicht geleſen, weil ich überhaupt weder leſen noch ſchreiben kann, aber das kann ich wohl beſchwören, daß ich Zeit meines Lebens keinem ſo verwegnen Herrn gedient habe, als Euer Geſtrengen. Gott gebe nur, daß Euchs nicht ſo bezahlt wird, wie ich ſagte. Aber, um was ich jetzt Euer Geſtrengen bitten wollte, iſt, daß Ihr Euch verbinden laßt; denn Euer Ohr blutet arg und ich habe Heftfaden und etwas Wundſalbe im Schnappſack."

„Alles dies hätten wir nicht nöthig," ſprach Don Quixote, „wenn mirs nur eingefallen wäre, eine Flaſche Balſam des Fierabras[1] zu machen. Mit einem einzigen Tropfen davon könnten wir jetzt Zeit und Arzneien erſparen." — „Ei!" fiel Sancho ein, „was iſt denn das für eine Flaſche und ein Balſam, geſtrenger Herr?" — „Es iſt ein Balſam, davon ich das Recept im Kopfe habe," antwortete Don Quixote; „ein Balſam, mit dem man ſich nicht vor dem Tode zu ſcheuen hat, noch befürchten darf, an einer Wunde zu ſterben. Ich werde ihn machen und dir in Verwahrung geben. Siehſt du nun, daß ich etwa in einem Kampfe mitten von einander gehauen werde (wie es denn oft zu geſchehen pflegt), ſo haſt du weiter nichts zu thun, als die eine Hälfte von mir, die herab zur Erde fällt, ſanft aufzuheben, und ſie, ehe das Blut gerinnt, fein ſäuberlich an die andre zu fügen, die noch im Sattel ſitzt, und ja wohl zuzuſehen, daß alles richtig an einander paſſet. Drauf giebſt du mir nur zween Schlücke von gedachtem Balſam, und gleich wirſt du mich wieder ſo friſch und ganz ſehen wie einen Apfel."

„Wenn das iſt," ſprach Sancho, „ſo entſag ich auf der Stelle der Statthalterſchaft und der verſprochnen Inſel, und verlange Nichts von Euer Geſtrengen zum Lohn meiner treuen Dienſte, als das Recept dieſes Wunderbalſams; denn ich denke ſo bei mir, daß die Unze davon allenthalben ihre zwölf Batzen werth ſeyn muß, und mehr brauch ich

[1] Fierabras war ein heidniſcher Rieſe — erzählt die Geſchichte Karls des Großen — König von Alexandrien und Sohn des weltberühmten Admirals Balan, des Eroberers von Rom und Jeruſalem. In arger Feindſchaft ſtand er mit Olivier, der ihm tödtliche Wunden beibrachte. Aber Fierabras ſtarb nicht daran, denn er trank von dem Wunderbalſam, den er in zwei kleinen Fäßchen mit ſich führte, welche er bei der Eroberung von Jeruſalem gewonnen hatte.

nicht, mein Leben ehrlich und ruhig zuzubringen. Aber, ſagt mir doch, koſtet er denn auch viel zu machen?“ — „Du kannſt für beiläufig achtzehn Batzen ein halb Ohm davon bereiten,“ antwortete Don Quixote. — „Daß dich alle Tauſend!“ verſetzte Sancho; „worauf wartet Ihr denn noch, geſtrenger Herr, daß ihr ihn nicht gleich machet und mirs auch weiſet?“ — „Stille nur, Freund,“ antwortete Don Quixote, „ich denke, dir noch größere Geheimniſſe mitzutheilen und noch größere Belohnungen dir angedeihen zu laſſen. Für jetzt wollen wir uns nur heilen, denn mein Ohr ſchmerzt mich mehr, als mir lieb iſt.“

Sancho holte Faden und Salbe aus dem Schnappſacke, Don

Quixote aber, als er den Schaden an ſeinem Helme ſah, wollte faſt von Sinnen kommen. Er legte die Hand ans Schwert, hob die Augen gen Himmel und ſprach: „Ich ſchwöre bei dem Schöpfer aller Dinge und bei den heiligen vier Evangeliſten, wo ſie mit der gröbſten Schrift gedruckt ſtehen, ſo lange ich mich nicht an dem, der mir dieſen Schimpf angethan, vollkommen gerächt habe, ein Leben zu führen wie

der Marqueſe von Mantua, als er ſchwur, den Tod ſeines Vetters Baldwin zu rächen, und nicht eher ſein Brod auf einem Tiſchtuche zu eſſen, noch ſich mit ſeiner Frau zu vergnügen, noch andre Dinge mehr zu thun, deren ich mich zwar jetzt nicht mehr erinnere, die ich aber in meinem Eide ausdrücklich mit begriffen wiſſen will."

Wie Sancho den Schwur hörte, ſprach er: „Geſtrenger Herr Don Quixote, bedenket doch, daß, wenn der Ritter Euern Befehl befolgt und ſich dem gnädigen Fräulein Dulcinea von Toboſo ſtellt, er ſeine Pflicht und Gebühr erfüllt hat, und weiter keine Strafe verdient, als bis er wieder aufs neue was verbricht."

„Wohl geſprochen," antwortete Don Quixote. „Ich widerrufe daher meinen Eid, was meine neue Rache anbelangt; beſtätige und wiederhole ihn aber, ein Leben, wie obgedacht, zu führen, ſo lange, bis ich einem Ritter einen andern Helm, von gleicher Güte, mit gewaffneter Hand abnehme. Und glaube nicht, Sancho, daß dies von mir nur ſo in den Wind geredet iſt: nein, ich weiß ſchon, wem ich hierin nachahmen ſoll; denn alles dies begab ſich buchſtäblich ſo mit Mambrins Helme, der dem Sacripante ſo theuer zu ſtehen kam [1]."

„Ei, zum Teufel mit ſolchen Eiden, geſtrenger Herr," verſetzte Sancho; „ſie ſchaden einem an der ewigen Seligkeit und beſchweren das Gewiſſen. Denn ſeht, was ſollen wir thun, wenn wir nun viele Tage lang keinen Menſchen mit einem Helme antreffen? Unſern Schwur halten, mit ſo viel Ungemach und Mühſeligkeiten, in Kleidern und unter keinem Dache ſchlafen, und tauſend andre Buße leiden, die in dem Eide des alten Narren von Mantua ſtehet, den Euer Geſtrengen wieder aufwärmen will? Bedenkt doch nur, daß auf allen den Straßen keine geharniſchten Männer, ſondern lauter Fuhrleute und Kärner ziehen, die nicht nur keine Helme tragen, ſondern auch vielleicht ihr Lebtage kein Wort davon gehört haben."

„Hierin irrſt du dich," ſprach Don Quixote; „denn wir werden nicht zwo Stunden auf dieſen Kreuzwegen ziehn, ſo werden wir mehr

[1] Arioſto, raſender Roland, Geſang XVIII. V. 161.

gewaffnete Leute antreffen, als ſich vor Albraca verſammelten, die ſchöne Angelica zu erobern [1]."

„Nu, meinethalben ſeys ſo," ſprach Sancho; „der liebe Gott gebe nur, daß es uns gut gehe, und daß die Zeit bald komme, da wir die Inſel gewinnen, um die ich ſo viel ausſtehen muß, und darnach will ich gerne ſterben."

„Ich habe dirs ſchon geſagt, Sancho," verſetzte Don Quixote, „du ſollſt dich nicht darum grämen, denn wenns auch mit der Inſel ſchief gienge, ſo iſt doch das Königreich Dänemark noch da, oder das von Sobradiſa [2], die dir ſo wohl anſtehen werden, als ein Ring der Braut, und dir um ſo viel lieber ſeyn müſſen, weil beide auf dem Feſtlande liegen. Jedoch überlaſſen wir dies der Zeit. Jetzt ſieh nur, ob du was zu eſſen für uns in deinem Schnappſacke haſt, damit wir hernach ein Kaſtell aufſuchen, wo wir unſer Nachtlager halten und den Balſam zubereiten können, von dem ich ſagte; denn, bei Gott, das Ohr ſchmerzt mich gewaltig."

„Da hab ich eine Zwiebel, ein Stückchen Käſe und etliche Brocken Brod, aber das iſt kein Eſſen für einen ſo tapfern Ritter, wie Euer Geſtrengen," ſprach Sancho.

„Das verſtehſt du ſchlecht, lieber Sancho," antwortete Don Quixote; „ich ſage dir, daß ſichs die fahrenden Ritter zum Ruhme achteten, oft in einem ganzen Monate nicht einen Biſſen zu eſſen; und aßen ſie ja etwas, ſo wars, was ihnen eben vor die Hand kam. Gewiß würdeſt du hieran nicht zweifeln, hätteſt du ſo viele Geſchichten geleſen als ich; denn ſo viele deren es ſind, hab ich doch in keiner einzigen gefunden, daß fahrende Ritter je anders gegeſſen hätten, als wie's etwa der Zufall gab, oder dann und wann auch ein prächtiges Gaſtmahl, das ihnen zu Ehren veranſtaltet ward. Die andern Tage brachten ſie mit ſüßen Gedanken zu. Und, ungeachtet ſich leicht begreifen läßt, daß ſie nicht ganz ohne Eſſen und andre natürliche Bedürfniſſe beſtehen konnten, ſo berechtigt doch hinwiederum ihre Lebensart,

[1] In Bojardos verliebtem Roland belagert Agrican, König der Tartaren, die Stadt Albraca mit einem Heere von zwei Millionen Soldaten, welche einen Raum von vier Meilen bedeckten.

[2] Ein Königreich, das zwar auf keiner Karte, wohl aber im Amadis von Gallia vorkommt.

da ſie beſtändig durch Feld und Wald und ohne Koch zogen, zu dem Schluſſe, daß Bauernkoſt, wie du mir da anbieteſt, ihre gewöhnliche Speiſe war. Kümmere dich alſo nicht, Freund Sancho, über meinen Geſchmack, noch wolle du die Welt umkehren und die fahrende Ritterſchaft aus ihren Angeln heben."

„Haltet mirs nicht für ungut, geſtrenger Herr!" ſprach Sancho; „da ich weder ſchreiben noch leſen kann, wie geſagt, ſo hab ich mich auch nicht um Ritterſchaftsregeln bekümmern können. Aber wenns das iſt, ſo will ich meinen Schnappſack für Euer Geſtrengen, als einen Ritter, von nun an mit trockenem Obſt, für mich aber, der ichs nicht bin, mit andern Kleinigkeiten ſtopfen, die recht ins Gewicht fallen."

„Ich ſage darum nicht," verſetzte Don Quixote, „daß die fahrenden Ritter gezwungen waren, nichts als trockene Früchte zu eſſen, ſondern nur, daß ſie ſich gewöhnlich davon nährten, wie auch von einigen Feldkräutern, die ſie kannten und die ich auch weiß."

„Ei, es iſt gar fein, ſolche Kräuter zu kennen," ſprach Sancho; „und ich denke immer, wir werden auch wohl einmal die Kunſt brauchen können." Damit holte er heraus, was er bei ſich hatte, und Beide aßen in gutem Frieden und Verſtändniß. In Hoffnung, noch eine Herberge zu finden, endigten ſie ſehr bald ihr kleines trockenes Mahl, ſaßen wieder auf, und eilten, wo möglich noch vor

Nacht in ein Dorf zu kommen. Allein die Sonne gieng ihnen unter, und mit ihr die Hoffnung, ihr Verlangen erfüllt zu ſehen. Sie waren eben bei einigen Hütten, die Ziegenhirten gehörten, und beſchloſſen, die Nacht hier zuzubringen. So unmuthig auch Sancho war, daß ſie kein Dorf erreicht hatten, ſo vergnügt war hingegen ſein Herr, unter freiem Himmel zu ruhen; denn jede ſo zugebrachte Nacht dünkte ihm ein neues Bekräftigungsſiegel ſeiner Rittersmatrikel.

Elftes Kapitel.

Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete.

Nach einem sehr freundlichen Empfang von Seiten der Ziegenhirten, beschickte Sancho den Rozinante und auch sein Thierlein so gut es eben gieng, und zog dem Geruche von einigen Stücken Ziegenfleisch nach, die in einem Kessel am Feuer kochten. Er war schon im Begriff zu untersuchen, ob sie wohl gar genug seyn möchten, um sich aus dem Kessel in seinen Bauch versetzen zu lassen, aber er wurde gestört, denn die Ziegenhirten hoben den Kessel vom Feuer, breiteten einige Schaffelle auf die Erde, machten ihre ländliche Tafel in großer Eile zurecht und baten ihre beiden Gäste mit herzlichem Gutmeinen, mit dem, was da sey, vorlieb zu nehmen. Sie lagerten sich, sechs an der Zahl, alle zu dieser Heerde gehörig, rings um die Schaffelle her, nachdem sie zuvor Don Quixote mit bäurischer Höflichkeit ersucht hatten, sich auf einen umgestürzten Trog niederzulassen. Der Ritter setzte sich, Sancho aber blieb stehen, seinem Herrn den hörnernen Becher vollzuschenken.

Da ihn nun Don Quixote ſtehen ſah, ſprach er zu ihm: „Damit du ſiehſt, Sancho, wie viel Gutes die fahrende Ritterſchaft in ſich ſchließe, und wie jeder in ihrem Dienſt Befliſſne ſo nahe daran iſt, vor der Welt zu Ehren und Anſehen zu kommen, ſo will ich, daß du dich her an meine Seite ſetzeſt, in Geſellſchaft dieſer guten Leute, und unerachtet ich dein Herr und Gebieter bin, mir vollkommen gleich ſeyeſt, mit mir aus einer Schüſſel eſſeſt und aus einem Becher trinkeſt; denn von der fahrenden Ritterſchaft kann man eben wie von der Liebe ſagen: ſie macht Alles gleich.“

„Großen Dank, geſtrenger Herr!“ ſprach Sancho. „Aber Ihr müßt wiſſen, daß, wenn ich nur ſonſt was Gutes zu eſſen habe, mirs auf meinen beiden Beinen und für mich ganz allein eben ſo gut und beſſer ſchmeckt, als wenn ich neben einem Kaiſer ſäße. Ja, wenn ich Euch die Wahrheit ſagen ſoll, ſo ſchmeckt mir eine Zwiebel und ein Stück Brod in einem Winkel, und ohne viel Kratzfüße und Reverenz, zehnmal beſſer, als ein Truthahn an großen Tafeln, wo ich fein langſam kauen, nur ein Fingerhütchen voll trinken und mich fein oft wiſchen muß, nicht huſten, nicht nießen, wenn mirs ankömmt, noch andre Sachen thun darf, die mir meine Freiheit und mein Winkel erlaubt. Ich wollte alſo wohl, daß Euer Geſtrengen die Ehre, die Ihr mir als einem Diener und Mitgenoſſen der fahrenden Ritterſchaft, wie ich denn als Euer Schildknappe wirklich bin, anzuthun gedenkt, in etwas Andres verwandelten, ſo mir erſprießlicher und einträglicher wäre; denn was die Ehre anbelangt, ſo nehme ich ſie für empfangen an, verzichte aber darauf von nun an bis in Ewigkeit.“

„Nichtsdeſtoweniger ſollſt du dich hieher ſetzen; denn wer ſich ſelbſt erniedrigt, den erhöhet Gott,“ ſprach Don Quixote, und zugleich nahm er ihn beim Arme und zog ihn neben ſich nieder. Die Ziegenhirten verſtanden natürlich das Kauderwelſch von Schildknappen und fahrenden Rittern nicht, ſondern aßen, ſchwiegen und ſahen mit Verwunderung zu, wie ihre Gäſte gar zierlich und emſig fauſtgroße Biſſen hinunterſchoben. Das Fleiſch war verzehrt, und nun ſchütteten ſie einen Haufen trockene Eicheln [1] auf die Felle, und ſetzten dazu

[1] Cervantes meinte die Frucht der Speiseiche, die einen den Kaſtanien ähnlichen Geſchmack hat.

einen halben Käſelaib auf, der hart wie ein Stein war. Indeſſen feierte auch der Hornbecher nicht; denn er gieng bald voll, bald leer, wie die Eimer an einem Schöpfbrunnen, ſo fleißig herum, daß bald einer von den zwei vorräthigen Schläuchen geleert war. Don Quixote aber, nachdem er ſich ſatt gegeſſen, nahm eine Hand voll Eicheln, betrachtete ſie aufmerkſam, und begann folgende Rede:

„O ſelige Zeit! glückliches Weltalter! du, von den Alten golden genannt, nicht weil man das in unſrer eiſernen Zeit ſo begehrte, ſo geliebte Gold in dir ohne Mühe erwarb, ſondern weil die Menſchen, die damals lebten, jene zwei Worte, mein und dein, nicht kannten. Alles war in jenen heiligen Jahrhunderten gemein. Niemand bedurfte zu ſeiner gewöhnlichen Nahrung mehr Arbeit, als die

Hand auszuſtrecken und ſeine Speiſe von den ſtarken Eichen zu brechen, die Jedermann freigebig mit ihrer ſüßen Frucht zum Mahl einluden. Klare Quellen und hüpfende Bäche boten dem Durſtigen wohlſchmeckendes kryſtallhelles Waſſer in reichſter Menge dar. In Felſenriſſen und hohlen Bäumen bauten die ſorgſamen und weiſen Bienen ihren Staat und theilten uneigennützig mit Jedermann den reichen Ertrag ihrer ſüßen Arbeit. Die ſtarken Korkbäume gaben gutwillig ihre breiten, leichten Rinden her, womit man die erſten auf unbehauenem Pfahlwerk ruhenden Hütten bedeckte, deren einziger Zweck war, den Bewohner vor Ungewitter zu ſchützen. Alles war damals Friede, Alles Freundſchaft, Alles Eintracht! Noch hatte das ſchneidende Eiſen des gekrümmten Pfluges nicht gewagt, die Eingeweide der gütigen Mutter vor uns Allen zu öffnen. Ihr weiter fruchtbarer Schoos gebar damals noch Alles freiwillig, was ihre Söhne ſättigen, erhalten und ergötzen konnte. Damals giengen die ſchönen, unſchuldigen Töchter der Natur unbeſorgt von Thal zu Thal, von Hügel zu Hügel, mit fliegendem Haar und nicht weiter bekleidet als nöthig war, dasjenige

anſtändig zu bedecken, deſſen Verhüllung die Ehrbarkeit von jeher geboten hat. Ihr Schmuck war nicht, wie heutzutage, tyriſcher Purpur und tauſendfältig zermarterte Seide. Blumenkränze, mit Epheu durchwebt, ſchmückten ſie, und vielleicht ſo ſchön und prächtig, als unſre Hofdamen ihre fremden Zeuge und ſeltſamen Erfindungen, welche die müßige Mode erſann. Damals ließ die unſchuldsvolle Seele ihre Liebesgefühle rein, lauter und aufrichtig, wie ſie in ihr quollen, hervorſtrömen, und borgte nicht von der Kunſt gedrehte Wendungen und Worte, ſie zu verſchönern. Argliſt, Betrug und Bosheit miſchte ſich noch nicht unter Wahrheit und Einfalt; die Gerechtigkeit thronte ſicher in ihrem Reiche, und weder Gunſt noch Eigennutz, die jetzt ſie beugen, drängen und verfolgen, nahte ſich damals ihren Grenzen. Willkühr des Richters war den Menſchen etwas Unbekanntes, denn es gab weder Rechtshändel noch Parteien. Jungfräuliche Tugend und Ehrbarkeit wandelten damals, wie ich geſagt habe, frei und ungeſtört, wohin es ihnen beliebte, ohne Gefahr vor fremder Gewalt und unkeuſchem Muthwillen; ihr Verluſt war die Sünde eigner Neigung. In unſern abſcheulichen Zeiten aber iſt keine weibliche Tugend mehr ſicher, und verſchlöße ſie auch ein neues Labyrinth, wie jenes in Kreta, den Augen der Welt, denn auch hier bringt Liebespeſt und verruchte Verführungskunſt durch einen Ritz oder mit der Luft hinein, und bringt ſie trotz aller Einſamkeit zu Falle. Zu deren Sicherheit wurde nun, da die Zeiten ſich verſchlimmerten und die Bosheit überhand nahm, der Orden der fahrenden Ritterſchaft geſtiftet, um Jungfrauen zu vertheidigen, Wittwen und Waiſen zu beſchützen und Nothleidenden beizuſtehen; dieſes Ordens bin auch ich, ihr Hirten, lieben Brüder, denen ich hiermit für die freundliche Aufnahme und gute Bewirthung, ſo ihr mir und meinem Schildknappen erwieſet, freundlichſt danke. Denn obgleich nach dem Naturgeſetz jeder lebende Menſch verbunden iſt, den fahrenden Rittern gut zu begegnen, ſo wußtet ihr doch dieſe Verbindlichkeit nicht, nahmet mich blos aus gutem Willen auf, und folglich iſts billig, daß ich euch auch mit möglichſt gutem Willen für den Eurigen danke.“

Zu dieſer ganzen langen Standrede, die füglich hätte unterbleiben mögen, gaben unſerm Ritter die Eicheln Anlaß, weil ſie ihn an das

Denk nur, was Thereſe ſagte,
Als ich jüngſt Dich hoch geprieſen:
„O, da ſchwatzen ſie von Engeln
„Und zuletzt iſts nur ein Aeffchen,

„Das, mit Flitterſtaat behangen,
„Aufgeputzt mit falſchen Locken,
„Gleißend in erborgten Reizen,
„Pfeile ſtielt aus Amors Köcher."

„Lügnerin" ſchrie ich; ſie grollte;
Händel gabs mit ihrem Vetter,
Drauf ſo etwas wie 'nen Zweikampf —
Nun, Du weißt ja, wie's gegangen.

Nicht aus ſträflichen Gelüſten,
Nicht, als wollt ich Dich verführen,
Sondern treu in reiner Abſicht
Hab ich um Dein Herz geworben.

Zart aus Seidenſtoff gewunden,
Iſt des Ehſtands Doppelſchlinge:
Schmiegſt Du ſachte Dich in dieſe,
Schlüpf ich hurtig in die andre.

Doch wenn nicht, ſo ſeys geſchworen
Bei dem Heiligſten der Heil'gen:
Eilends geh ich von den Bergen,
Fort ins Kapuzinerkloſter.

Hiemit war das Lied des Ziegenhirten zu Ende, und während Don Quixote ihn bat, noch etwas mehr zu ſingen, war Sancho ganz andrer Meinung, weil er lieber ſchlafen, als ſolches Geleier anhören wollte. „Geſtrenger Herr," ſprach er zu ihm, „Ihr könntet Euch nun wohl nach Eurem Nachtlager umſehen; denn bei der Arbeit, welche die guten Leute den langen Tag über haben, können ſie nicht die Nächte durch ſingen." — „Ich verſtehe dich, Sancho," antwortete ſein Herr, „und merke wohl, daß dir die öftern Beſuche bei deinem Schlauche mehr Luſt zum Schlaf als zur Muſik machen." — „Es hat uns, Gott ſey Dank! Allen wohl geſchmeckt, denk ich," verſetzte Sancho. — „Das läugne ich auch nicht," ſprach Don Quixote; „aber leg du dich hin, wohin du willſt; für Leute von meinem Stande ſchickt ſich Wachen beſſer als Schlaf. Doch wäre es

immer gut, wenn du mir zuvor noch einmal nach dem Ohr ſäheſt, denn es ſchmerzt mich mehr, als es gut iſt.“ Sancho that es; einer von den Ziegenhirten aber, der die Wunde ſah, ſprach, er ſolle ſich nicht leid ſeyn laſſen, denn er wiſſe ein Mittel, das ihn gar bald heilen ſolle. Darauf nahm er etliche Rosmarinblätter, die daſelbſt in Menge wuchſen, kaute ſie, vermiſchte ſie mit Salz, legte es ihm aufs Ohr, verband ihm dies feſt und verſicherte ihn, daß er nun keiner andern Arznei bedürfe, und ſo verhielt ſichs auch in der That.

Zwölftes Kapitel.

Was einer von den Ziegenhirten der Geſellſchaft erzählte.

Sofort kam ein junger Burſche, einer von denen, welche Lebensmittel aus dem Dorf zu holen pflegten, und ſprach: „Wißt Ihr auch, Kameraden, was ſich im Dorfe zugetragen hat?“ — „Wie ſollten wirs wiſſen?“ — „Nun, ſo muß ich Euch ſagen,“ verſetzte der Burſche, „daß heute früh der berühmte Schäfer Chryſoſtomus geſtorben iſt, wißt Ihr, der Student, und wie ſie ſprechen, vor lauter Liebe zu dem Teufelsmädchen Marcella, des reichen Wilhelms Tochter, die immer in Schäferkleidern auf der Weide umherzieht.“ — „Was? vor Liebe zu Marcella?“ ſprach Einer. — „Wie ich euch ſage,“ verſetzte der Andere, „und was noch ärger iſt, ſo hat er in ſeinem Teſtament befohlen, daß ſie ihn wie einen ungetauften Mohren aufs freie Feld begraben ſollen, am Fuße der Felſen, wo die Quelle bei den Korkbäumen hervorſpringt, weil er, wie die Leute ſprachen und wie er auch geſagt haben ſoll, ſie da zum erſtenmal geſehen hat; auch ordnete er noch andere Sachen der Art an, was die Ortsgeiſtlichkeit nicht zulaſſen will, weil es heidniſcher Unfug wäre. Sein guter Freund aber, Ambroſius, der Student, der ſich auch in einen Schäfer verkleidet hat, ſoll geſagt haben, Alles müſſe geſchehen, genau ſo, wie es Chryſoſtomus in ſeinem Teſtament befohlen. Das ganze Dorf iſt darüber im Aufruhr; aber wie es heißt, ſo wird am Ende doch geſchehen müſſen, was Ambroſius und die andern Schäfer, ſeine guten Freunde, wollen; und morgen ſoll die Leiche recht ſtattlich, wo ich ſagte, begraben werden. Ich denke, da wirds was Rechts zu ſehen geben, und will hingehen, ſollt ich auch morgen den ganzen Tag nicht heimkommen.“

„Wir wollen Alle hin," ſagten die Hirten; „vorher aber müſſen wir looſen, wer von uns bei den Ziegen bleiben ſoll." — „Du haſt Recht, Peter," ſagte ein Andrer, „aber zu looſen braucht ihr nicht; ich will für euch Alle da bleiben, nicht euch zu Gefallen, oder daß ich nicht neugierig wäre, ſondern weil ich mir letzthin einen Dorn in den Fuß getreten habe." — „Nun, mags ſeyn wie es will, du ſollſt großen Dank haben," ſagte Peter.

Don Quixote bat den Peter, ihm doch genauer zu ſagen, was es mit dem Verſtorbnen und der Schäferin für eine Bewandtniß habe. „Was ich von der Sache weiß," ſagte Peter, „iſt, daß der Verſtorbne ein reicher Junker aus unſrer Nachbarſchaft im Gebirge war, viele Jahre in Salamanca ſtudirt hatte, und am Ende gar hochgelehrt wieder heim kam. Sonderlich auf die Sterne, ſprechen ſie, ſoll er ſich recht verſtanden, und Alles gewußt haben, was im Himmel, in der Sonne und im Monde vorgieng. Denn er ſagte uns alle Kalypſen an Sonne und Mond auf ein Jahr voraus." — „Nicht Kalypſen," fiel Don Quixote ein, „ſondern Eklipſen nennt man die Verfinſterungen der beiden großen Himmelslichter."

Peter, der ſich wenig um ſolche Schulmeiſtereien bekümmerte, fuhr fort: „So wußt ers auch zum Voraus, ob die Ernte gerathen oder mankeniren würde."

„Manquiren, wollt Ihr ſagen," rief Don Quixote. „Mankaniren oder manquiren wird ein Ding ſeyn," ſagte Peter. „Seine Eltern und Freunde hatten ihren Glauben daran und folgten ſeinem Rath und wurden reich dabei; denn bald ſagte er ihnen: heuer ſäet Gerſte und keinen Waizen; ein andermal: heuer ſäet Erbſen und keine Gerſte. Einmal ſagte er: heuer giebts ein gutes Oeljahr, in den folgenden drei giebts keinen Tropfen."

„Dieſe Wiſſenſchaft heißt die Aſtrologie," ſagte Don Quixote.

„Wie ſie heißt, weiß ich nicht," verſetzte Peter, „aber das weiß ich, daß er das Alles wußte, und noch viel mehr. Kurz und gut, er war kaum etliche Monate von Salamanca wieder heim, ſo kam er einmal wie ein Schäfer gekleidet, mit Schippe und Wamms, daher, und hatte den ſchönen langen Rock, den er als Scholar trug, ausgezogen. Eben ſo kleidete ſich ſein Freund Ambroſius, der mit ihm gelernt hatte auf der Univerſität. Aber da hab ich vergeſſen,

Euch zu ſagen, was für ein Ausbund-Versmacher der Chryſoſtomus ſelig war; denn er machte alle die Chriſtnachtslieder und die Komödien, die unſre Jungen im Dorfe auf den Frohnleichnamstag ſpielten, und alle Leute ſagten, daß nichts darüber gehe. Da nun die Nachbarn im Dorf die beiden ſtudirten Herren ſo auf einmal in Schäfer verkleidet ſahen, wunderten ſie ſich mächtig, und konnten nicht herausgrübeln, warum ſie's nur gethan hätten. Eben dazumal ſtarb auch dem Chryſoſtomus ſein Vater und hinterließ ihm ein großes Gut, an Hausrath, liegenden Gründen und gar viel baar Geld, was nun diſſolut in die Hand des jungen Herrn kam. Und wahr iſts, daß ers auch verdiente; denn es war ein gar lieber Mann, mitleidig gegen die Armen, ein Freund aller Rechtſchaffnen, und hatte ein Geſichtchen wie die Mutter Gottes. Auf die Letzte kams 'raus, daß er ſich ſo verkleidet hatte, blos um der Schäferin Marcella,

von der unser Bursche vorhin erzählte und in die er sich sterblich verliebt hatte, auf unsrer Heide nachzuziehen. Und nun muß ich Euch doch auch sagen, denn wissen müßt Ihrs, wer dieses hoffärthige Ding ist; vielleicht, ja nicht vielleicht, gewiß werdet Ihr so eine Geschichte nicht wieder hören, und wenn Ihr so alt würdet als Jerusalem."

„Methusalem heißts," schrie Don Quixote, der unmöglich die Namen so radebrechen hören konnte.

„Nun, Jerusalem oder Methusalem, das ist all eins; denn wenn Ihrs so anfangen und mir jedes Wort aufmutzen wollt, da werden wir in einem Jahr nicht fertig," versetzte Peter.

„Vergebt mirs, guter Freund," sagte Don Quixote; „ich wollt Euch nur den Unterschied zwischen Jerusalem und Methusalem zeigen; aber man versteht Euch schon, was Ihr sagen wollt, darum nur weiter in Eurer Geschichte; ich will Euch nicht wieder unterbrechen."

„Wohlan, gestrenger Herr, so vernehmt," antwortete Peter. „Es war Euch in unserm Dorfe ein Bauer, der war noch reicher als des Chrysostomo sein Vater, und hieß Wilhelm; dem hatte der liebe Gott noch außer seinem Geld und Gut eine Tochter gegeben. Sie kostete ihrer Mutter bei der Geburt das Leben. Gott hab sie selig! Es war eine rechte Frau, und Jedermann hatte sie im ganzen Lande lieb und werth. Es ist mir nicht anders, als ständ sie noch vor mir mit ihrem Gesichte und mit ihren paar Augen wie Sonne und Mond. Sie war eine Hauswirthin, wie sichs gehört, und that den Armen so viel Gutes, und darum glaub ich gewiß, daß sie jetzt ein Engel im Himmel ist. Wilhelm grämte sich auch über den Verlust einer so guten Frau zu Tode, und hinterließ nun seine Tochter Marcella, jung und reich, unter der Aufsicht ihres Vetters, der Pfarrer und Pfründner in unserm Dorfe ist. Das Mädchen wuchs Euch und wurde so schön, daß sie uns oft an ihre Mutter selig erinnerte, die es auch war; denn da sie nur vierzehn oder fünfzehn Jahre alt war, konnte Niemand sie ansehn, ohne Gott dafür zu segnen, daß er solch eine Kreatur geschaffen. Die Meisten aber wurden sterblich in sie verliebt. Ihr Vetter hielt sie sehr eingezogen, aber

was halfs? Es war einmal bekannt, daß ſie ſo ſchön und reich war, und die Freier liefen, viele Meilen in der Runde, ihrem Vetter bald das Haus ein. Ihr Vetter — ein gar frommer Chriſt — hätte ſie nun gern verheirathet, wie ſie das Alter hatte, aber er wollt es doch nicht wider ihren Willen thun; und das nicht etwa, als hätte er ein Auge auf ihr Geld gehabt, das länger unter ſeinen Händen blieb, wenn es ſich mit ihrer Heirath hinauszog. Weiß Gott, deßwegen nicht, das Lob giebt die ganze Gemeinde unſerm Herrn Pfarrer, und es wird ihm nichts als lauter Liebs und Guts nachgeſagt, wenn wir ſo beiſammen ſind. Denn Ihr müßt wiſſen, fahrender Herr! man ſchwatzt und munkelt an ſolchen geringen Orten von Allem, was vorgeht; und das glaubt mir nur (behaltets aber für Euch, wie ichs für mich behalte): ein Pfarrer muß ein Uebriges thun, wenn er will, daß ſeine Beichtkinder gut von ihm reden ſollen, zumal auf dem Dorfe."

„So iſts auch," ſagte Don Quixote. „Nur weiter, die Geſchichte iſt gut, und Ihr habt eine gute Gabe, ſie zu erzählen."

„Alle gute Gabe kommt von Gott, und die Furcht des Herrn iſt der Wahrheit Anfang," verſetzte Peter. „Höret, wie's weiter gieng. Der Vetter that Alles, was er nur konnte; er ſtellte ſeinem Bäslein die guten Eigenſchaften von jedem ihrer Freier vor, und bat ſie, nach ihrem Belieben Einen zu nehmen; aber es half nichts; immer ſagte ſie: „Ich bin noch zu jung, und kann die ſchwere Laſt der Ehe nicht tragen." Wider dieſe Entſchuldigung konnte ihr Vetter nichts vorbringen; er dachte, kommt Zeit, kommt Rath, und ſie werde ſchon zugreifen, wenn ſie älter ſey. „Denn," ſagte er, und darin hatte er Recht, „Eltern müſſen ihre Kinder nicht zum Heirathen zwingen." Was geſchah? Eines Tages fiel es einmal der ſchönen Marcella ein, Schäferin zu werden; und das that ſie auch, ihres Vetters und andrer Leute im Dorfe Zureden ungeachtet, zog mit andren Schäferinnen aufs Feld und hütete ihre Heerde ſelbſt. Nun giengs erſt recht los; denn ſie ließ ſich nicht ſo bald erblicken, und man ſah wie ſchön ſie war, da kamen, ach! wer weiß wie viel, Junker und junge reiche Bauern, verkleideten ſich wie Chryſoſtomo, in Schäfer, und zogen ihr auf der Heide nach. Einer davon

war, wie geſagt, unſer ſeliger Chryſoſtomo, der ſie, wie man ſpricht, nicht geliebt, ſondern angebetet hat. Ihr dürft aber nicht denken, daß irgend Marcella, bei ihrer ſo freien und ungezwungnen Lebensart, nur den mindeſten Schein gegen ihre Tugend und Ehrbarkeit gegeben hätte. Nein, das muß man ihr laſſen, daß ſie fleißig über ihrer Ehre gewacht hat, und ſich keiner von ihren Freiern nur einer einzigen kleinen Gunſt oder gemachten Hoffnung rühmen konnte. Sie flieht aber darum die Geſellſchaft der andren Schäfer nicht. Nein, ſie geht mit Allen freundlich und höflich um, bis es Einer verſieht, und ihr ſeine Liebe entdeckt; dann aber, und wäre ſeine Abſicht noch ſo rein und ehrlich, ſchleudert ſie ihn von ſich. Auf dieſe Art thut ſie mehr Schaden im Lande als die Peſtilenz; denn durch ihre Freundlichkeit und Schönheit ſtiehlt ſie Aller Herzen, die mit ihr umgehen, und zwingt ſie zur Liebe, aber ihre Sprödigkeit und ihr Stolz bringt die Armen zur Verzweiflung. Und was können ſie weiter thun? Nichts, als über ſie klagen und winſeln, ſie eine Grauſame, Undankbare, und was dergleichen mehr iſt, nennen, wie

ſie's denn auch verdient. Ihr dürftet nur etliche Tage hier ſeyn, geſtrenger Herr, ſo würdet Ihr Euer Wunder hören, wie Berge und Thäler von den Klagen dieſer Verachteten, die ihr doch immer nachziehen, wiedertönen. Nicht weit von hier ſtehen ungefähr ein Paar Dutzend hohe Buchen, und da findet Ihr an allen nichts als Marcella in die Rinde geſchnitten, und über mancher noch dazu Kronen eingegraben, als wollte der Liebhaber ſagen, ſie allein verdiene unter allen Weibsleuten die Krone der Schönheit. Da ſeufzt ein Schäfer, dort winſelt ein andrer; da hört man Liebeslieder, dort jammern ſie wie Verzweifelte. Der Eine bringt die ganze Nacht unter einer Eiche oder einem Felſen zu, und, ohne vor Weinen ein Auge zugethan zu haben, findet ihn noch die Morgenſonne in ſein Leid verſenkt; ein Dritter wirft, ohn Ende ſeiner Marter, ſich mitten im heißeſten Sommer hin auf den brennenden Sand und ſchickt ſeine Seufzer gen Himmel. Und über dieſe und jene und jene und dieſe triumphirt die ſchöne Marcella in größter Ruhe. Wir Alle, die wir ſie kennen, ſind voll Erwartens, wo's mit ihrem Hochmuth noch hinaus will und wer der Glückliche ſeyn wird, der ihren Stolz bändigen und ihrer Schönheit genießen darf. Da nun Alles, was ich Euch da erzählt habe, die lautere Wahrheit iſt, ſo glaube ichs auch wohl, was unſer Kamerad von dem Tode des Chryſoſtomo geſagt hat, und raths Euch, geſtrenger Herr, daß Ihr mir morgen ja zu ſeinem Begräbniß mit gehet. Es wird viel da zu ſehen ſeyn; denn der Chryſoſtomo ſelig hatte viele gute Freunde, und zudem iſts nur eine halbe Meile bis an den Ort, wo er beſtattet wird."

„Ich werde es gewiß thun," ſagte Don Quixote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir durch Eure artige Erzählung machtet."

„O," rief der Ziegenhirt, „ich weiß kaum die Hälfte von dem, was ihren Liebhabern allen begegnet iſt; aber vielleicht finden wir morgen unterwegs noch einen Schäfer, der Euch das Uebrige vollends erzählt. Jetzt aber wärs wohl gut, wenn Ihr Euch unter einem Dach ſchlafen legtet, denn die freie Luft könnte Eurer Wunde doch ſchaden, ob Ihr gleich bei dem, was ich Euch drauf gelegt habe, weiter nichts zu fürchten habt."

Sancho Panſa, der ſchon längſt den Hirten mit ſeinem langen Geſchwätz zum Teufel gewünſcht hatte, bat nicht minder ſeinen Herrn, ſich in Peters Hütte niederzulegen. Er that dies, und brachte nach dem Beiſpiele von Marcellens Anbetern die ganze Nacht mit Liebesgedanken an Donna Dulcinea zu. Sancho machte ſich ein Plätzchen zurecht zwiſchen dem Rozinante und ſeinem Eſel, und ſchlief, nicht wie ein unglücklicher Liebhaber, ſondern wie ein wohlzerdroſchner Schildknapp.

Dreizehntes Kapitel.

Die Geſchichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, ſammt andern Begebenheiten.

Mit Tagesanbruch ſtiegen fünf von den ſechs Ziegenhirten auf, weckten Don Quixote und fragten ihn, ob er noch mit zu dem ſeltſamen Begräbniß des Chryſoſtomo wolle, ſo wollten ſie ihn begleiten. Don Quixote, deſſen einziger Wunſch dies war, erhub ſich und befahl dem Sancho, augenblicklich Roß und Eſel zu ſatteln; er that es ungeſäumt, und ſo machten ſie ſich alsbald auf den Weg. Sie waren noch keine Viertelmeile weit, ſo begegneten ſie auf einem Kreuzwege ſechs Schäfern in ſchwarzen Pelzen, mit Kränzen von Cypreſſen und Lorbeerroſen auf den Köpfen und großen Dornſtäben in den Händen. Hinter dieſen kamen zwei Edelleute zu Pferde, in feinen Reiſekleidern, begleitet von drei Dienern zu Fuß. Da ſie zuſammentrafen, grüßten ſie einander ſehr höflich und fragten ſich, wo ſie hin wollten? Es fand ſich, daß Alle einerlei Vorſatz hatten, der Beerdigung beizuwohnen, und ſo reisten ſie zuſammen fort.

„Mich däucht, Herr Vivaldo,“ ſagte einer von den Reitern zu ſeinem Gefährten, „wir werden den kleinen Aufenthalt nicht

bereuen, den wir machen, dies merkwürdige Leichenbegängniß zu ſehen; denn etwas Außerordentliches muß es ſeyn, nach allem, was uns die Schäfer von dem Verſtorbnen erzählt haben und von der Schäferin, welche die Urſache ſeines Todes iſt." — „Ich bin der Meinung auch," antwortete Vivaldo; „denn ſehen hätte ichs müſſen, und ſollt es mich auch vier Tage ſtatt einen gekoſtet haben."

Don Quixote fragte ſie, was ſie denn von Marcella und Chryſoſtomo gehört hätten? Der Reiſende ſagte, ſie ſeyen dieſen Morgen mit den Schäfern zuſammengetroffen und hätten gefragt, warum ſie in Trauer giengen; dieſe hätten ihnen darauf Vieles von einer ſchönen Schäferin, Marcella, und ihren vielen Liebhabern, und dem Tode des Chryſoſtomo erzählt, zu deſſen Beerdigung ſie eben giengen. Kurz, es war Peters bereits bekannte Erzählung. Sie kamen bald von dieſem Geſpräche ab und auf ein andres. Vivaldo fragte unſern Ritter, was ihn bewege, in einem ſo friedlichen Lande ſo gerüſtet einherzuziehen? — „Mein Amt und Stand erlauben es mir nicht anders," antwortete Don Quixote. „Gute Tage, ein leckerer Tiſch und Ruhe gehören nur für verweichtlichte Hofſchranzen, aber Arbeit, Unruhe und Waffen ziemen einzig und allein für diejenigen, ſo die Welt fahrende Ritter nennt, und von deren Orden ich Unwürdiger das geringſte Mitglied bin."

So bald ſie dies hörten, merkten Alle, daß er ein Narr ſey. Um aber der Sache noch mehr auf den Grund zu kommen und ausfindig zu machen, zu welcher Sorte Narren er gehöre, fragte ihn Vivaldo weiter, was denn fahrende Ritter eigentlich für Leute wären?

„Habt Ihr denn nie die Annalen und Geſchichten von England geleſen, wo ſo Vieles von den weltberühmten Thaten des Königs Arturus — den wir in gemeinem Spaniſch nur immer König Artus nennen — vorkommt? Wißt Ihr auch nicht, daß von ihm die alte, im ganzen Königreich Britannien verbreitete Sage geht, er ſey nicht geſtorben, ſondern durch Zauberei verwandelt in einen Raben und werde im Laufe der Zeiten wieder kommen, um Reich und Scepter wiederum in Beſitz zu nehmen? Daher man auch nicht erhören wird, daß von jener Zeit an ein Engländer bis jetzt einen Raben getödtet

habe. Unter dieſem edeln König wurde nun der berühmte Ritter-Orden von der Tafelrunde geſtiftet; damals fielen auch buchſtäblich nach der Geſchichte die Liebeshändel zwiſchen Don Lanzarote vom See und der Königin Ginebra vor, wobei die ehr- und tugendbelobte Dame Quintannona hilfreiche Mittlerin war, woher denn auch die bekannte und in unſerm Spanien ſo oft geſungne Romanze kommt:

Nimmer, nimmer ward ein Ritter
Wohl von Damen bas bedient,
Denn der edle Lanzarote,
Als er von Bretagna kam,[1]

und worin ſofort ſeine Liebes- und Heldenthaten wunderſam angenehm und ſüß beſchrieben werden. Von der Zeit an hat ſich nun dieſer Ritterorden immer weiter und nach und nach über verſchiedne Theile der Welt ausgebreitet. Unter andern waren darin wegen ihrer Thaten berühmt der tapfre Amadis von Gallien nebſt Söhnen und Enkeln bis ins fünfte Glied, der mannhafte Ritter Felixmarte aus Hyrcania, der nie genug nach Würden geprieſne Tirante der Weiſe und der unüberwindlich ſtreitbare Ritter Don Belianis aus Grăcia, der faſt noch zu unſern Zeiten gelebt, und von deſſen Heldenthaten wir ſo viel reden gehört haben. Dies, meine Herren, heißt fahrender Ritter ſeyn; dies iſt der Orden, in den auch ich armer Sünder mich habe aufnehmen laſſen, und gehorche derſelben Regel, wie die eben benannten Ritter. Daher ziehe ich auch durch dieſe Einöden und Wüſteneien umher und ſuche Abenteuer auf, feſt entſchloſſen, meinen Arm und mich ſelbſt, zu Hilf und Dienſt der Nothleidenden, an die größten Gefahren zu wagen, die das Schickſal mir anweiſt."

Hieraus erſahen die Reiſenden vollends, daß es bei Don Quixote nicht richtig ſey und an welcher Art von Narrheit er leide. Sie wunderten ſich auch nicht minder darob als jeder Andre, der dieſe Entdeckung bei ihm machte. Vivaldo, ein aufgeweckter Kopf, beſchloß ſich den Weg zum Begräbnißplatze dadurch zu verkürzen, daß er ihm Gelegenheit gab, immer weiter mit ſeinen Thorheiten herauszurücken. „Wenn mich recht bedünkt, Herr fahrender Ritter," ſprach

[1] Dieſe ganze Romanze ſteht im ſpaniſchen Cancionero, Antwerpener Ausgabe.

er zu Don Quixote, „so hat sich Euer Vesten einen der strengsten Orden auf der Welt gewählt, und fast glaub ich, daß der Carthäuser-Orden nicht so hart seyn könne, als der Eurige.“

„So strenge vielleicht,“ versetzte Don Quixote, „ob aber so nothwendig fürs Gesammtwohl, das ist eine andre Frage; denn die Wahrheit zu sagen, der Soldat thut, indem er die Befehle seines Hauptmanns vollzieht, nicht weniger als der Hauptmann selbst, der sie ihm giebt. Ich will sagen, die Geistlichen und Mönche bitten Gott um Frieden und Ruhe, um Gutes für die Welt; wir Soldaten und Ritter aber setzen das ins Werk, warum jene bitten, führen es aus durch die Tapferkeit unsers Armes und durch die Schneide unsers Schwerts, unter keinem Dache, sondern unter freiem Himmel,

ſie's denn auch verdient. Ihr dürftet nur etliche Tage hier ſeyn, geſtrenger Herr, ſo würdet Ihr Euer Wunder hören, wie Berge und Thäler von den Klagen dieſer Verachteten, die ihr doch immer nachziehen, wiedertönen. Nicht weit von hier ſtehen ungefähr ein Paar Dutzend hohe Buchen, und da findet Ihr an allen nichts als Marcella in die Rinde geſchnitten, und über mancher noch dazu Kronen eingegraben, als wollte der Liebhaber ſagen, ſie allein verdiene unter allen Weibsleuten die Krone der Schönheit. Da ſeufzt ein Schäfer, dort winſelt ein andrer; da hört man Liebeslieder, dort jammern ſie wie Verzweifelte. Der Eine bringt die ganze Nacht unter einer Eiche oder einem Felſen zu, und, ohne vor Weinen ein Auge zugethan zu haben, findet ihn noch die Morgenſonne in ſein Leid verſenkt; ein Dritter wirft, ohn Ende ſeiner Marter, ſich mitten im heißeſten Sommer hin auf den brennenden Sand und ſchickt ſeine Seufzer gen Himmel. Und über dieſe und jene und jene und dieſe triumphirt die ſchöne Marcella in größter Ruhe. Wir Alle, die wir ſie kennen, ſind voll Erwartens, wo's mit ihrem Hochmuth noch hinaus will und wer der Glückliche ſeyn wird, der ihren Stolz bändigen und ihrer Schönheit genießen darf. Da nun Alles, was ich Euch da erzählt habe, die lautere Wahrheit iſt, ſo glaube ichs auch wohl, was unſer Kamerad von dem Tode des Chryſoſtomo geſagt hat, und raths Euch, geſtrenger Herr, daß Ihr mir morgen ja zu ſeinem Begräbniß mit gehet. Es wird viel da zu ſehen ſeyn; denn der Chryſoſtomo ſelig hatte viele gute Freunde, und zudem iſts nur eine halbe Meile bis an den Ort, wo er beſtattet wird."

„Ich werde es gewiß thun," ſagte Don Quixote, „und ich danke Euch für das Vergnügen, das Ihr mir durch Eure artige Erzählung machtet."

„O," rief der Ziegenhirt, „ich weiß kaum die Hälfte von dem, was ihren Liebhabern allen begegnet iſt; aber vielleicht finden wir morgen unterwegs noch einen Schäfer, der Euch das Uebrige vollends erzählt. Jetzt aber wärs wohl gut, wenn Ihr Euch unter einem Dach ſchlafen legtet, denn die freie Luft könnte Eurer Wunde doch ſchaden, ob Ihr gleich bei dem, was ich Euch drauf gelegt habe, weiter nichts zu fürchten habt."

aus dem, was ich selbst dabei leide, folgern, daß er weit mühseliger, geschlagener, hungriger, durstiger, lumpiger und ärmlicher sey; denn dies ist gewiß und wahr, daß all meine Vorfahren in diesem Stand viel Mühe und Unglück Zeit ihres Lebens gehabt haben; und waren auch einige darunter, die sich durch Tapferkeit ihres Arms auf einen Kaiserthron [1] schwangen, so kostete es ihnen, bei Gott! auch Schweiß und Blutvergießung. Und wär ihnen nicht die Hilfe von Zauberern und andern Weisen zu gut gekommen, so hätten sie gleichwohl ihren Zweck nimmer erreicht und wären in ihren Hoffnungen schmählich getäuscht worden."

„Das meine ich auch," sagte der Reisende; „aber Herr Ritter, Eins nur gefällt mir unter vielem Andern nicht an den fahrenden Rittern, nämlich, daß, wenn es nun an dem ist, ein großes Abenteuer zu bestehen, wobei sie offenbare Lebensgefahr vor Augen sehen, sie sich nie in den Schutz Gottes, wie jeder gute Christ bei solchen Gelegenheiten thut, sondern ihren Damen mit so vieler Innbrust und Andacht empfehlen, als wären diese ihr Gott — ein Ding, das meines Erachtens ein wenig nach Heidenthum schmeckt [2]."

„Herr!" antwortete Don Quixote, „dies kann nun schlechterdings nicht anders seyn, und der fahrende Ritter, der anders thun wollte, würde einen großen Fehler begehen. Es ist einmal bei unserm Orden so Brauch, daß der fahrende Ritter, wenn ihm ein großer Strauß aufstößt, sich seine Dame lebhaft vergegenwärtige und seine Blicke voll Zärtlichkeit auf sie richte, als wollt er mit solcher Augensprache sie bitten, ihm doch in diesem gefährlichen Kampfe hilfreich zu erscheinen. Und ob ihn gleich Niemand hört, so ist er dennoch verbunden, einige Worte zu lispeln, womit er sich ihr von ganzem Herzen empfiehlt, und hievon stellt die Geschichte unzählige Beispiele auf. Daraus folgt aber nicht, daß sie sich Gott nicht befehlen dürften, denn hiezu bleibt ihnen im Verlaufe des Kampfs immer noch Muße und Gelegenheit."

[1] So wurde Raynald von Montalban Kaiser von Trebisonde, Bernard del Carpio König von Irland, Palmerin vom Oelbaum Kaiser von Constantinopel u. s. w.

[2] Tirant der Weise rief nie irgend einen Heiligen an, sondern blos den Namen seiner Carmesina, und wenn man ihn fragte, warum er nie einen Heiligen anrufe, pflegte er zu sagen: „Wer zwei Herren dienet, dienet gar nicht." Auszug aus dem Roman.

Dreizehntes Kapitel.

Die Geſchichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, ſammt andern Begebenheiten.

Mit Tagesanbruch ſtiegen fünf von den ſechs Ziegenhirten auf, weckten Don Quixote und fragten ihn, ob er noch mit zu dem ſeltſamen Begräbniß des Chryſoſtomo wolle, ſo wollten ſie ihn begleiten. Don Quixote, deſſen einziger Wunſch dies war, erhub ſich und befahl dem Sancho, augenblicklich Roß und Eſel zu ſatteln; er that es ungeſäumt, und ſo machten ſie ſich alsbald auf den Weg. Sie waren noch keine Viertelmeile weit, ſo begegneten ſie auf einem Kreuzwege ſechs Schäfern in ſchwarzen Pelzen, mit Kränzen von Cypreſſen und Lorbeerroſen auf den Köpfen und großen Dornſtäben in den Händen. Hinter dieſen kamen zwei Edelleute zu Pferde, in feinen Reiſekleidern, begleitet von drei Dienern zu Fuß. Da ſie zuſammentrafen, grüßten ſie einander ſehr höflich und fragten ſich, wo ſie hin wollten? Es fand ſich, daß Alle einerlei Vorſatz hatten, der Beerdigung beizuwohnen, und ſo reisten ſie zuſammen fort.

„Mich däucht, Herr Vivaldo,“ ſagte einer von den Reitern zu ſeinem Gefährten, „wir werden den kleinen Aufenthalt nicht

bekannt und ausgemacht genug, daß er nur eine Einzige zur Dame ſeiner Gedanken gemacht, für die er insgeheim ſchmachtete und der er oft ſich empfahl, weil er einen Werth darauf legte, ein geheimniß-voller Ritter zu ſeyn [1]."

„Wenn denn ſchlechterdings ein fahrender Ritter verliebt ſeyn muß," ſprach Vivaldo, „ſo kann man zum Voraus annehmen, daß Euer Geſtrengen gleichfalls verliebt iſt, denn Ihr gehört ja zum Orden. Im Fall Ihr nun nicht ſo verſchwiegen ſeyn wollt, wie Don Galaor, ſo erſuche ich Euch in meinem und der ganzen Geſellſchaft Namen, daß Ihr uns Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame entdecket; da ſie ſich glücklich ſchätzen muß, wenn alle Welt erfährt, daß ein ſo edler Ritter, als Euer Veſten ſind, Liebe zu ihr trage und ihr diene."

Hier holte Don Quixote einen tiefen Seufzer und ſprach: „Ich weiß zwar nicht, ob meine ſüße Feindin es der Welt wiſſen laſſen will, daß ich in ihrem Dienſte ſey; aber doch zur Antwort auf Eure höfliche Frage muß ich Euch ſagen, daß ſie Dulcinea heißt. Ihr Geburtsort iſt Toboſo in der Mancha; ihrem Stande nach iſt ſie zum wenigſten eine Prinzeſſin, denn ſie iſt meine Königin und Gebieterin, und ihre Schönheit iſt übermenſchlich; denn zu einer Wahrheit werden in ihr all die unmöglichen, nur von Dichtern erträumten Reize der Schönheit. Ihre Haare ſind Gold, Elyſiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Brauen, ihre Augen Sonnen, Roſen ihre Wangen, Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaſter ihr Hals, Marmor ihre Bruſt, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie friſchgefallner Schnee, ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit unſern Blicken verbirgt, glaub ich gewiß, ſind ſo beſchaffen, daß man ſie ſich durch eine lebhafte Phantaſie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit etwas vergleichen kann."

„Aber ihr Geſchlecht, Sippſchaft und Ahnenfolge möchten wir auch gern wiſſen," ſagte Vivaldo.

„Sie ſtammt zwar nicht," verſetzte Don Quixote, „von den alten römiſchen Curtiern, Gracchen und Scipionen, noch aus

[1] Don Quixote ſpielt hier auf die Prinzeſſin Briolange an, welche Amadis für ſeinen Bruder Galaor zur Geliebten erkohren.

„Bei dem allen," antwortete Vivaldo, „kann ich mich eines Skrupels nicht entschlagen. Ich habe nämlich vielmal gelesen, daß oft zwei fahrende Ritter mit einander in Wortwechsel gerathen und in Unfrieden über eine Sache kommen; was geschieht? sie werfen schleunig ihre Rosse herum, jagen ein gutes Stück ins Feld, wenden und rennen dann in vollem Lauf, während dessen sie sich ihren Damen empfehlen, mir nichts, dir nichts, aufeinander los. Der Erfolg davon ist gewöhnlich, daß der Eine, von seines Gegners Speer durch und durch gerannt, hinter seinem Pferde abstürzt, und der Andre nicht minder aus dem Sattel gehoben wird, wenn er sich nicht etwa noch an den Mähnen anhält. Nun weiß ich nicht, wo der Todte, bei so schnellem Verlauf der Sachen, Muße finden soll, sich Gott zu befehlen? Besser wärs, er hätte die während des Rennens an seine Dame verschwendeten Worte angewandt, um zu thun, was sich für einen Christen geziemt. Ueberdies, glaub ich, haben nicht einmal alle fahrenden Ritter Damen, denen sie sich empfehlen könnten, weil nicht Alle verliebt sind."

„Unmöglich," rief Don Quixote, „ja unmöglich ists, sage ich, daß ein fahrender Ritter ohne Dame sey; und verliebt seyn ist ihnen so wesentlich eigen, als dem Himmel Sterne zu haben. Ich kann sicher behaupten, daß sich in keiner einzigen Geschichte ein irrender Ritter ohne Buhlschaft finde; und fände sich einer dergleichen, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern ein Bastard, und er ist nicht durch das Thor in die Burg des Ritterthums eingezogen, sondern über die Mauer gestiegen, wie ein Räuber und Dieb."

„Demungeachtet," sagte Vivaldo, „entsinne ich mich gelesen zu haben, daß Don Galaor, des tapfern Amadis von Gallien Bruder, niemals eine bestimmte Dame gehabt hat, der er sich hätte empfehlen können, und ward doch drum nicht minder hochgeschätzt, hat stets als ein tapfrer und berühmter Ritter gegolten."

„Herr! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer," antwortete Don Quixote. „Ueberdies weiß ich aus guter Hand, daß dieser Ritter insgeheim nicht wenig verliebt war, ungeachtet seine Natur, die er nicht ablegen konnte, es so mit sich brachte, daß er allen hübschen Mädchen hold seyn mußte. Im Grunde aber ist es doch

bekannt und ausgemacht genug, daß er nur eine Einzige zur Dame seiner Gedanken gemacht, für die er insgeheim schmachtete und der er oft sich empfahl, weil er einen Werth darauf legte, ein geheimnißvoller Ritter zu seyn [1]."

„Wenn denn schlechterdings ein fahrender Ritter verliebt seyn muß," sprach Vivaldo, „so kann man zum Voraus annehmen, daß Euer Gestrengen gleichfalls verliebt ist, denn Ihr gehört ja zum Orden. Im Fall Ihr nun nicht so verschwiegen seyn wollt, wie Don Galaor, so ersuche ich Euch in meinem und der ganzen Gesellschaft Namen, daß Ihr uns Namen, Vaterland, Stand und Schönheit Eurer Dame entdecket; da sie sich glücklich schätzen muß, wenn alle Welt erfährt, daß ein so edler Ritter, als Euer Vesten sind, Liebe zu ihr trage und ihr diene."

Hier holte Don Quixote einen tiefen Seufzer und sprach: „Ich weiß zwar nicht, ob meine süße Feindin es der Welt wissen lassen will, daß ich in ihrem Dienste sey; aber doch zur Antwort auf Eure höfliche Frage muß ich Euch sagen, daß sie Dulcinea heißt. Ihr Geburtsort ist Toboso in der Mancha; ihrem Stande nach ist sie zum wenigsten eine Prinzessin, denn sie ist meine Königin und Gebieterin, und ihre Schönheit ist übermenschlich; denn zu einer Wahrheit werden in ihr all die unmöglichen, nur von Dichtern erträumten Reize der Schönheit. Ihre Haare sind Gold, Elysiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen ihre Brauen, ihre Augen Sonnen, Rosen ihre Wangen, Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, Alabaster ihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie frischgefallner Schnee, ihre übrigen Reize aber, welche Ehrbarkeit unsern Blicken verbirgt, glaub ich gewiß, sind so beschaffen, daß man sie sich durch eine lebhafte Phantasie in ihrer Vollkommenheit zwar denken, nimmer aber mit etwas vergleichen kann."

„Aber ihr Geschlecht, Sippschaft und Ahnenfolge möchten wir auch gern wissen," sagte Vivaldo.

„Sie stammt zwar nicht," versetzte Don Quixote, „von den alten römischen Curtiern, Gracchen und Scipionen, noch aus

[1] Don Quixote spielt hier auf die Prinzessin Briolange an, welche Amadis für seinen Bruder Galaor zur Geliebten erkohren.

den neuern Familien der Colonna, Orſini, noch von Cataloniens Moncadas und Requeſens, noch von den Rebellas und Villanovas aus Valencia her; zählt auch nicht die Palafore, Nuſas, Rocabertis, Corellas, Lunas, Alagones, Urreas, Fozes und Gurreas von Arragon, noch die Cordas, Manrinquez, Mendozas und Gußmanen von Caſtilien, noch die Alencaſtros, Pallas und Meneſes von Portugal unter ihren Ahnen, ſondern ſie iſt eine geborne von Toboſo von der Mancha. Ihr Geſchlecht, obgleich neu, kann der edelſte Stamm zu den durchlauchtigſten Familien folgender Jahrhunderte werden. Und dieſe Wahrheit taſte mir Niemand an, oder er höre von mir dieſelbe Drohung, die Zerbin unter die Trophäen ſetzte, die er aus Rolands Waffen errichtete:

Wer taſtet dieſe Waffen an,
Muß Rolanden im Streit beſtahn[1].“

„Ich ſtamme zwar auch von den Cachopinen[2] aus Laredo ab,“ ſagte Vivaldo, „aber auf dieſe Art getraue ich mir doch nicht mein Geſchlecht mit der Familie Toboſo von der Mancha in Vergleichung zu ſetzen; obgleich, die Wahrheit zu geſtehen, es das erſte mal in meinem Leben iſt, daß ich ſie nennen höre.“ — „Wie, davon wäre Euch nichts zu Ohren gekommen?“ ſagte Don Quixote.

Mit großer Andacht hörten die andern Begleiter dem Zwiegeſpräche zu, und Alle, ſogar die Ziegenhirten und Schäfer, erkannten das große Deficit in unſers Ritters Hirn. Nur Sancho Panſa ſah alles, was ſein Herr und Meiſter ſagte, für baare Wahrheit an; denn er kannte ihn ja von Jugend auf, und wußte, wer er war. Nur Eines wollte ihm nicht recht in den Kopf, nämlich das liebreizende Fräulein Dulcinea von Toboſo, denn er hatte ſein Lebtage nicht von einer Prinzeſſin dieſes Namens reden hören, ungeachtet er ſo nahe bei Toboſo zu Hauſe war.

Unter dieſen Geſprächen bemerkten ſie zwanzig Schäfer, die aus einer Schlucht zwiſchen zwei hohen Bergen herabkamen, und mit

[1] Arioſtos raſender Roland, Geſang XXIV. V. 57.

[2] Cachopin nannte man damals die armen Schlucker, welche aus Verzweiflung oder Hunger nach der neuen Welt auswanderten.

Wämſern von ſchwarzer Wolle bekleidet und an den Häuptern theils mit Cypreſſen-, theils mit Eibenkränzen geſchmückt waren. Sechs von ihnen trugen eine Bahre, mit vielerlei Blumen und Zweigen bedeckt. „Da kommen ſie," rief einer von den Ziegenhirten, „die den Leichnam des Chryſoſtomo zu Grabe tragen, und unten am Berge hat er begraben ſeyn wollen." Sie eilten daher, ſo ſehr ſie konnten, und kamen eben an, als die Träger die Bahre niederſetzten, während Andre beſchäf-

tigt waren, das Grab in den Felſen zu hauen. Nachdem ſie ſich von beiden Seiten höflich gegrüßt, traten Don Quixote und ſeine Gefährten zur Bahre und erblickten einen Todten in Schäfertracht [1], mit Blumen beſtreut. Er ſchien ungefähr dreißig Jahre alt, und

[1] Weil Chryſoſtomus in Verzweiflung, das heißt durch Selbſtmord, geſtorben war, wird ſein Leichenbegängniß ohne alle kirchliche Gebräuche vorgenommen. Die Leiche trägt auch keine Kutte, welche ſonſt ſpaniſchen Chriſten im Tode angezogen wird, ſondern ein Schäferwamms.

man konnte es noch an der Leiche ſehen, daß er im Leben mußte ſchön und munter geweſen ſeyn. Rund um ihn her auf der Bahre lagen einige Bücher, theils offen, theils zuſammengerollt. Alle, die Zuſchauer, wie die mit Zubereitung des Grabes Beſchäftigten, verharrten in feierlichem Stillſchweigen, bis endlich einer von den Trägern zum andern ſprach: „Ambroſius! iſt denn das auch der rechte Ort, den ſich Chryſoſtomo erwählt hat, weil du doch ſeinen letzten Willen ſo pünktlich erfüllt wiſſen willſt?“ — „Er iſts,“ antwortete Ambroſius. „Wie oft hat mir mein armer unglücklicher Freund hier die Geſchichte ſeiner Leiden erzählt! Hier, ſagte er mir, ſah er zum erſtenmal jene Todfeindin des menſchlichen Geſchlechts; hier entdeckte er ihr zum erſtenmal ſeine reine, tugendhafte Liebe; hier verſchmähte zum letztenmal Marcella ſein Herz, und brachte ihn aus Verzweiflung zu dem Entſchluſſe, ſein elendes Leben zu enden, und hier wollte er auch, zum Andenken ſeines Unglücks, zur ewigen Ruhe gebracht ſeyn. Dieſer Körper, meine Herren — fuhr er fort, indem er ſich zu Don Quixote und ſeinen Gefährten wandte — den Ihr jetzt mit mitleidsvollen Blicken betrachtet, umſchloß eine Seele, die der Himmel mit ſeinen reichſten Gaben geſchmückt hatte. Es war mein Freund Chryſoſtomo, einzig an Geiſt, ohne Gleichen an feinen Sitten, ein Muſter der Geſelligkeit, ein Phönix in der Freundſchaft, freigebig ohne Prahlerei, ernſthaft ohne Stolz, fröhlich ohne Ausgelaſſenheit, kurz, der vollkommenſte Mann in allem Guten, aber auch der einzige, der Alles leiden mußte, was Unglück heißt. Er liebte und wurde verabſcheut; er betete an und wurde verachtet; er flehte eine Tiegerin um Mitleid, er ſuchte Mitgefühl bei einem Marmorfelſen, ſeelenloſe Luft wollte er umarmen, und erwartete Wiederklang aus der lautloſen Wüſte; ſeine Dienſte widmete er der Undankbarkeit, die ſeine Huldigungen mit dem Tod belohnte in der Blüthe des Alters. Ihn hat eine Schäferin geopfert, die er verewigen wollte im Andenken der Völker, wie ich aus dieſen Papieren beweiſen könnte, hätte er nicht befohlen, ſie dem Feuer zu übergeben, ſobald ſein Leichnam in die Erde geſenkt ſey.“

„Da würdet ihr ſtrenger gegen ſie ſeyn, als ihr voriger Beſitzer ſelbſt,“ ſagte Vivaldo. „Denn man iſt nicht ſchuldig, Jemands

Willen zu vollziehen, wenn er der gesunden Vernunft zuwiderläuft. Hätte zum Beispiel Augustus recht gethan, wenn er Virgils letzten Willen hätte pünktlich vollziehen lassen? Wenn Ihr auch den Leichnam Eures Freundes, Herr Ambrosio, in die Erde senkt, so sollt Ihr doch nicht seine Schriften der Vergessenheit übergeben, denn es ist nicht gut, unüberlegt zu befolgen, was er im Unmuth befohlen hat. Aufbewahren solltet Ihr diese Papiere, damit Marcellas Grausamkeit den Menschen im Gedächtniß bleibe und der Nachkommenschaft zum abschreckenden Beispiel diene. Wir, ich und mein Begleiter, kennen schon die Liebesgeschichte Eures unglücklichen Freundes. Wir haben von Eurer Freundschaft gehört, von der Ursache seines Todes und seinem letzten Willen. Aus dieser jammervollen Geschichte läßt sich das Maß der Grausamkeit Marcellas, der Liebe des Chrysostomo und der Treue Eurer Freundschaft, so wie auch das Ende derer abnehmen, die mit verhängtem Zügel auf Irrwegen sinnloser Liebe dahinrennen. Als wir gestern Abend von dem Tode des Chrysostomo und seinem Begräbnisse hörten, verließen wir die Straße, und kamen theils aus Neugier, theils aus Mitleid hieher, um Augenzeugen von dem zu seyn, was uns schon beim bloßen Hören gerührt hatte. Bei dem Mitleid, das Euch unsre Herzen gezollt haben, bei dem uneigennützigen Wunsche, den wir, wäre Hülfe noch möglich gewesen, sie zu leisten gehegt hätten, laßt ab von dem Vorhaben, diese Papiere zu verbrennen, laßt einige davon wenigstens mich retten." Und ohne auf Antwort zu warten, gieng er zur Bahre, und nahm die ihm zunächst liegenden.

„Aus Höflichkeit will ich Euch diese überlassen," sprach Ambrosius; „aber die übrigen muß und will ich verbrennen." Vivaldo, der auf den Inhalt dieser Papiere äußerst begierig war, schlug eins davon auf, und las den Titel: Verzweiflungs-Ode.

„Dies ist das letzte Blatt, das der Unglückliche geschrieben hat," sprach Ambrosius. „Und damit Ihr sehet, wie weit ihn sein Unglück gebracht hat, so lest es nur laut, indeß das Grab hier gemacht wird."

„Recht gern," sagte Vivaldo, und da alle Umstehenden das gleiche Verlangen bezeigten, so bildeten sie einen Kreis um ihn, und Vivaldo las mit vernehmlicher Stimme folgendes Gedicht ab:

Vierzehntes Kapitel.

Die hoffnungslosen Verse des verstorbnen Schäfers, sammt andern unverhofften Vorkommnissen.

Lied des Chrysostomo.

einvoll erkenn ichs nun!
daß alle Welt
Von Deines Herzens Härtigkeit erfahre,
Das ist Dein Wunsch, das willst Du, Undankbare!
Nun, so geschehe denn, wie Dir gefällt.
Mit Wuth will ich der Liebe Schmerz vertauschen,
Wie Donner soll mirs von der Leier rauschen.

Vor Schrecken stumm wirst dem Gesang Du lauschen,
Der Dir erzählt, wie Du gefrevelt hast;
Mir aber leichtert auf dem Busen sich die Last,
Indem ich in die stürmisch wilden Klänge
Das Blut aus dem zerrißnen Herzen menge.

Ja, höre nur! das tönt nicht wie Schalmei,
Das iſt ein grell verzweiflungsvoller Schrei,
Ein Wiederhall der quälendſten Gefühle,
Ein Hohngelächter, wie der Wahnwitz lacht,
Ein Wimmern, das durch Mark und Bein Dir wühle.

Des Leu'n Gebrüll, wenn er nach Blute lechzt,
Des wilden Wolfes heißeres Geheule,
Der mitternächtge Laut der ſcheuen Eule,
Des Raben Stimme, der von Unheil krächzt,
Der dichtbeſchuppten Schlange giftges Ziſchen,
Das Sturmgetös, vor dem die Meere giſchen,

Des Kampfſtiers Röcheln, der nach mörderiſchen
Gefechten blind und taumelnd niederdröhnt,
Ein Ach, wie's die verlaßne Taube ſtöhnt,
Ein Angſtruf, wie er in der Geiſterſtunde
Herüberſchallt aus der Verdammten Munde, —

Dies alles, Grimm, Entſetzen, Trauer, Hohn,
Soll in des Liedes fürchterlichem Ton,
Den ich erfinde, durcheinanderſchwirren,
Gleich meinen Qualen grauenvoll und neu,
Daß jedes Hörers Sinne ſich verwirren.

Drum töne nicht, Du klagender Geſang,
Wo Vater Tagus gelben Sand beſchäumet,
Wo Bätis zwiſchen Oelbaumhainen ſäumet:
Hier ſchalle, hier, die Felſenkluft entlang,
Hier, wo es dunkelt um des Mittags Weile
Und Echo brandet an der Bergwand Steile.

Mein krankes Herz ſprüht giftge Feuerpfeile,
Im Thal, wohin kein Licht der Sonne glitt,
Durch Wüſten, die kein Glücklicher betritt,
Durch Oeden, die kein Morgenthau geſegnet,
Wo nur der Molch dem Skorpion begegnet.

Verlaſſen bin ich, einſam überall,
Hab keinen Boten als den Wiederhall;
Doch wird die Luft, in die mein Lied gegriffen,
Das freie Element, das nirgends weilt,
Mit Deiner Schande durch den Weltraum ſchiffen.

Manch hohler, eingebildeter Verdacht
Hat treue Herzen ſchon zu Grund gerichtet;
Verachtung tödtet, Eiferſucht vernichtet,
Der Trennung Schmerz hat Viele krank gemacht,
Und kein Beweis, den Liebe Dir gegeben,
Kann zweifleriſcher Qual Dich überheben.

Ein jedes dieſer Leiden zehrt am Leben,
Und doch, o nie erhörtes Wunder, doch,
Trotz aller dieſer Leiden, leb ich noch,
Ich, dem das Herz in Eiferſucht verſchmachtet,
Ich, den Marcella von ſich ſtößt, verachtet.

Und dieſe bange, namenloſe Pein
Dämpft auch kein ferner, bleicher Hoffnungsſchein:
Die Luſt ſogar zur Hoffnung iſt verloren;
Daß grenzenlos mein Leiden ſey, hab ich,
Ich ſelbſt, dem Wiederſehen abgeſchworen.

Kann Furcht und Hoffnung jemals ſich umfahn?
Und darf in meiner Bruſt die Hoffnung ſiegen,
Wenn Gründe der Beſorgniß überwiegen?
Seh das Geſpenſt der Eiferſucht ich nahn
Und ſeine hämiſchen Blicke auf mich ſchießen,
Vermag ich ruhig dann mein Aug zu ſchließen?

Wer ſollte nicht in Schmerz und Gram zerfließen,
Wenn ſeine Hand die bittre Niete zieht,
Sein Aug die traurigſte Verwandlung ſieht,
Daß finſtrer Argwohn übergeht in Klarheit,
Zur Lüge ſich verkehrt das Licht der Wahrheit?

Gieb mir, Deſpotin in der Liebe Land,
Gieb, Eiferſucht, ein Schwert in meine Hand,
Leih mir, Verzweiflung, deine Todesſtricke! —
Doch wehe, wenn ich enden will, erſcheint
Mit Zaubermacht ihr Bild vor meinem Blicke!

Ich ſterbe; doch getreu dem alten Wahn
(Obgleich mir dann auch, wenn ich leben bliebe,
Nicht eine Ausſicht blieb auf Gegenliebe)
Sprech ich noch jetzt: wer liebt, hat wohlgethan,
Und wer der Männerwürde will genügen,
Der muß ſich Amors Willkührherrſchaft fügen.

Ja, höre nur! das tönt nicht wie Schalmei,
Das iſt ein grell verzweiflungsvoller Schrei,
Ein Wiederhall der quälendſten Gefühle,
Ein Hohngelächter, wie der Wahnwitz lacht,
Ein Wimmern, das durch Mark und Bein Dir wühle.

Des Leu'n Gebrüll, wenn er nach Blute lechzt,
Des wilden Wolfes heißeres Geheule,
Der mitternächtge Laut der ſcheuen Eule,
Des Raben Stimme, der von Unheil krächzt,
Der dichtbeſchuppten Schlange giftges Ziſchen,
Das Sturmgetös, vor dem die Meere giſchen,

Des Kampfſtiers Röcheln, der nach mörderiſchen
Gefechten blind und taumelnd niederdröhnt,
Ein Ach, wie's die verlaßne Taube ſtöhnt,
Ein Angſtruf, wie er in der Geiſterſtunde
Herüberſchallt aus der Verdammten Munde, —

Dies alles, Grimm, Entſetzen, Trauer, Hohn,
Soll in des Liedes fürchterlichem Ton,
Den ich erfinde, durcheinanderſchwirren,
Gleich meinen Qualen grauenvoll und neu,
Daß jedes Hörers Sinne ſich verwirren.

Drum töne nicht, Du klagender Geſang,
Wo Vater Tagus gelben Sand beſchäumet,
Wo Bätis zwiſchen Oelbaumhainen ſäumet:
Hier ſchalle, hier, die Felſenkluft entlang,
Hier, wo es dunkelt um des Mittags Weile
Und Echo brandet an der Bergwand Steile.

Mein krankes Herz ſprüht giftge Feuerpfeile,
Im Thal, wohin kein Licht der Sonne glitt,
Durch Wüſten, die kein Glücklicher betritt,
Durch Oeden, die kein Morgenthau geſegnet,
Wo nur der Molch dem Skorpion begegnet.

Verlaſſen bin ich, einſam überall,
Hab keinen Boten als den Wiederhall;
Doch wird die Luft, in die mein Lied gegriffen,
Das freie Element, das nirgends weilt,
Mit Deiner Schande durch den Weltraum ſchiffen.

Du aber, ſchwarzer, grimmger Höllenhund,
O brülle du aus dreifach offnem Schlund
Den Grundton zum Geheul der Geiſterlarven!
Denn wo die Liebe ſo zu Schanden gieng,
Taugt nicht der Klang von Cymbeln und von Harfen.

Zu Ende biſt, mein Schwanenlied, auch du.
So fahre wohl, kling weiter ohne Ruh,
Bis an der Feindin Ohr; doch ſpar das Weinen!
Damit ihr höhniſcher Triumph nicht ſteigt,
So mußt am Grabe noch du heiter ſcheinen.

Den Zuhörern gefiel die Ode des Chryſoſtomo ſehr wohl, nur meinte der Vorleſer, ſie wolle nicht recht zu dem ſittſamen und tugendhaften Charakter paſſen, welchen man von der Marcella rühmte; denn Chryſoſtomo ſprach ja in jenen Verſen Klagen der Eiferſucht aus, welche ihm die Trennung von der Geliebten abgepreßt hätte. Ambroſio, welcher mit den geheimſten Gedanken ſeines Freundes vertraut war, gab ihm zur Antwort: „Um Euch Euern Zweifel zu benehmen, mein Herr, muß ich Euch ſagen, daß der Unglückliche, als er dieſes Lied ſchrieb, wirklich von Marcella abweſend war, und ſich freiwillig von ihr entfernt hatte, um zu verſuchen, ob die Abweſenheit ihre gewohnte Wirkung auch an ihm haben würde. Weil es aber nichts giebt, das einen Verliebten nicht ängſtigen, und keine Furcht, die ſeiner nicht ſich bemächtigen könnte, ſo quälte ihn Eiferſucht, die nur in ſeiner Einbildung, und Argwohn, der nur in ſeiner Furcht einen Grund hatte. Es bleibt demnach Alles wahr, was der öffentliche Ruf von Marcellas Tugend rühmt; zwar grauſam iſt ſie, ein wenig ſtolz, und noch viel mehr ſpröde; ſonſt aber kann ihr der Neid ſelbſt nichts Ungebührliches nachſagen.“

„Das iſt wahr,“ verſetzte Vivaldo, und war eben im Begriff, noch ein andres der geretteten Papiere vorzuleſen, als ſich unerwartet den Augen eine Wundererſcheinung darbot. Denn auf dem Gipfel des Felſen, an deſſen Fuße das Grab bereitet war, zeigte ſich Marcella

Auch jetzt bekenn ich: in Marcellas Zügen
Verkörperte der Himmel seine Huld,
Und wenn sie mich verschmäht, ist mein die Schuld;
Und hat mir Amor nichts als Qual beschieden,
Er herrsche dennoch ewig fort im Frieden.

So denn beende du, mitleidger Strang,
Des unerbittlichen Geschickes Drang;
Gieb meine Seele hin der Luft, den Winden.
Verschmäht und ruhmlos sink ich in das Grab,
Ohn alle Hoffnung, künftig Heil zu finden.

Marcella, die Du mit so wenig Grund
So unabweislich durch dein kaltes Hassen
Mich zwingst, dies öde Daseyn zu verlassen;
O Du, der einst noch mein geschloßner Mund
Bezeugen mag, wie freudig ich das Leben
Zum Opfer Deiner Grausamkeit gegeben, —

Begreifst Du je einmal mit leisem Beben,
Ich hätt es doch vielleicht verdient, daß sich
Der Himmel Deines Auges trüb um mich,
So bändge schnell Dein Herz: Du sollst nicht weinen
Ob den für Dich verschmachteten Gebeinen;

Im Gegentheil, gieb lachend zu verstehn,
Daß Du mit Jubel meinen Tod gesehn. —
Doch wie? hab ich mich noch einmal betrogen?
Vergaß ich ganz, daß Du Dich rühmen wirst,
Wie schnell Du mir das Leben ausgesogen?

Ihr Schatten, es ist Zeit, erscheint! wohlan,
O Tantalus, mit der zerlechzten Lunge,
O Sisyphus, in deines Felsens Schwunge,
Mit deinem Geier, Tithyus; heran,
Ixion, den des Rades Ring umschließet,
Ihr Schwestern, die ihr zwecklos Wasser gießet!

Schafft einen Schmerz, in dem zusammenfließet,
Was ihr vereinzelt tragt, und achtet ihr
Mich dessen werth, so singt das Grablied mir,
Stimmt heulend an, dem armen Leib zu Ehren,
Dem Menschen auch des Sarges Zierde wehren!

wie einſt Nero, auf das brennende Rom höhniſch herunterzuſchauen? oder um voll Uebermuth deinen Fuß auf dieſen Leichnam zu ſetzen, wie einſt des Tullius Tochter auf den ihres Vaters? Sage ſchnell, warum du gekommen und was dein Begehr iſt? Denn da ich weiß, daß alle Gedanken meines Freundes, ſo lang er lebte, dir zu Dienſten waren, ſo will ich Sorge tragen, daß auch nach ſeinem Tode Alle dir zu Willen ſeyen, die ſich ſeine Freunde nannten."

„Um keiner dieſer Urſachen willen," ſprach Marcella, „ſondern zu meiner Rechtfertigung bin ich hieher gekommen. Zeigen möcht ich euch Allen, wie ſehr man Unrecht hat, die Leiden und den Tod des Chryſoſtomo mir zur Laſt zu legen. Und deßwegen bitte ich euch insgeſammt, mir Gehör zu ſchenken; denn ohne viel Aufwand von Zeit und Worten ſoll jedem Vernünftigen alsbald die Wahrheit einleuchtend werden.

„Der Himmel hat mich, ſagt ihr, ſo ſchön erſchaffen, daß es eine Unmöglichkeit ſey, mich zu ſehen und nicht zu lieben; und für die Liebe, die ihr mir bezeugt, fordert ihr meine Gegenliebe. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, erkennt das Schöne als liebenswürdig an; allein ich begreife nicht, warum die wegen Schönheit Geliebte den Liebenden nothwendig wieder lieben muß; denn es könnte ſich treffen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche nur des Abſcheus würdig iſt, ſo würde es ſeltſam klingen, wenn Einer ſagen wollte: Ich liebe dich, weil du ſchön biſt, und du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Allein, geſetzt auch, Schönheit träfe immer nur mit Schönheit zuſammen, ſo folgt noch nicht, daß auch die Neigungen ſich begegnen, denn nicht jede Schönheit reift zur Liebe; manche gefällt nur dem Auge, läßt das Herz aber kalt. Würde hingegen jede Schönheit zur Liebe reifen, ſo würden unſre Neigungen in ſtetem Strudel umherſchweifen, und nirgends zur Ruhe kommen; denn weil die ſchönen Gegenſtände unzählig ſind, ſo wäre auch der Neigungen keine Zahl zu finden; und gleichwohl hat man mir geſagt, wahre Liebe müſſe eben ſo gut untheilbar als freiwillig ſeyn. Wenn dieſes, wie ich glaube, ſeine Richtigkeit hat, wie könnt ihr dann verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun ſoll, bloß deßwegen, weil ihr ſaget, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit ſtatt Schönheit beſchieden

selbſt, ſchön und noch ſchöner, als das Gerücht ſie geſchildert hatte. Wer ſie zum erſtenmale ſah, ſtaunte ſie mit ſtummer Bewunderung an; aber auch die Andern, die ſchon an ihren Anblick gewöhnt waren, fühlten gleiches Entzücken. Nicht ſo Ambroſio. Denn kaum hatte er ſie erblickt, ſo rief er in tiefſter Entrüſtung: „Du greuliche Schlange dieſes Gebirgs, kommſt du vielleicht um zu ſehen, ob die Wunden des Geopferten aufs Neue ihr Blut über deinem Anblicke ſtrömen laſſen, oder kommſt du, um über den ſchrecklichen Erfolg deines Kaltſinns zu triumphiren? Oder um von deiner Höhe,

wie einſt Nero, auf das brennende Rom höhniſch herunterzuſchauen? oder um voll Uebermuth deinen Fuß auf dieſen Leichnam zu ſetzen, wie einſt des Tullius Tochter auf den ihres Vaters? Sage ſchnell, warum du gekommen und was dein Begehr iſt? Denn da ich weiß, daß alle Gedanken meines Freundes, ſo lang er lebte, dir zu Dienſten waren, ſo will ich Sorge tragen, daß auch nach ſeinem Tode Alle dir zu Willen ſeyen, die ſich ſeine Freunde nannten."

„Um keiner dieſer Urſachen willen," ſprach Marcella, „ſondern zu meiner Rechtfertigung bin ich hieher gekommen. Zeigen möcht ich euch Allen, wie ſehr man Unrecht hat, die Leiden und den Tod des Chryſoſtomo mir zur Laſt zu legen. Und deßwegen bitte ich euch insgeſammt, mir Gehör zu ſchenken; denn ohne viel Aufwand von Zeit und Worten ſoll jedem Vernünftigen alsbald die Wahrheit einleuchtend werden.

„Der Himmel hat mich, ſagt ihr, ſo ſchön erſchaffen, daß es eine Unmöglichkeit ſey, mich zu ſehen und nicht zu lieben; und für die Liebe, die ihr mir bezeugt, fordert ihr meine Gegenliebe. Die Vernunft, die mir Gott gegeben hat, erkennt das Schöne als liebenswürdig an; allein ich begreife nicht, warum die wegen Schönheit Geliebte den Liebenden nothwendig wieder lieben muß; denn es könnte ſich treffen, daß der Liebhaber des Schönen häßlich wäre, und da das Häßliche nur des Abſcheus würdig iſt, ſo würde es ſeltſam klingen, wenn Einer ſagen wollte: Ich liebe dich, weil du ſchön biſt, und du mußt mich lieben, obgleich ich häßlich bin. Allein, geſetzt auch, Schönheit träfe immer nur mit Schönheit zuſammen, ſo folgt noch nicht, daß auch die Neigungen ſich begegnen, denn nicht jede Schönheit reift zur Liebe; manche gefällt nur dem Auge, läßt das Herz aber kalt. Würde hingegen jede Schönheit zur Liebe reifen, ſo würden unſre Neigungen in ſtetem Strudel umherſchweifen, und nirgends zur Ruhe kommen; denn weil die ſchönen Gegenſtände unzählig ſind, ſo wäre auch der Neigungen keine Zahl zu finden; und gleichwohl hat man mir geſagt, wahre Liebe müſſe eben ſo gut untheilbar als freiwillig ſeyn. Wenn dieſes, wie ich glaube, ſeine Richtigkeit hat, wie könnt ihr dann verlangen, daß ich meiner Neigung Gewalt anthun ſoll, bloß deßwegen, weil ihr ſaget, daß ihr mich liebt? Sagt mir vielmehr, wenn mir der Himmel Häßlichkeit ſtatt Schönheit beſchieden

hätte, würde ich mich dann wohl mit Recht über euch beklagen können, wenn ihr mich nicht liebtet? Ueberdies ſolltet ihr bedenken, daß ich mir meine Schönheit nicht ſelbſt gegeben, ſondern daß ich ſie, ſo wie ſie iſt, aus der Hand des Himmels empfangen habe, ohne darum zu bitten, oder ſie mir zu wünſchen. So wie man demnach der Natter den Stachel, mit welchem ſie tödtet, nicht zum Vorwurf machen kann, weil ihn die Natur ihr gegeben hat, ſo könnt ihr auch mir um meiner Schönheit willen nichts zur Laſt legen. Die Schönheit einer züchtigen Jungfrau iſt wie ein wohlverwahrtes Feuer, und wie ein blankes Schwert; jenes verſengt, und dieſes ſchneidet nur die, ſo ihm zu nahe kommen. Zucht und Tugend ſind ein Schmuck der Seele, ohne welchen der Leib, wenn er auch ſchön iſt, nicht liebenswürdig genannt werden kann. Wenn demnach ein züchtiges Weſen eine von den Tugenden iſt, welche Leib und Seele am meiſten zieren, warum ſoll diejenige, die man ihrer Schönheit wegen liebt, ihre Tugend demjenigen aufopfern, welcher, um ſeinen Begierden zu fröhnen, ſich alle Mühe giebt, ſie ihr zu rauben? Ich bin frei geboren, und um frei zu leben, wählte ich mir die Einſamkeit und dieſen ländlichen Aufenthalt. Die Bäume dieſer Bergwälder ſind meine Geſellſchaft, und das Waſſer dieſer Bäche iſt mein Spiegel; jenen ſage ich meine Gedanken, dieſem theile ich meine Schönheit mit. Ich bin ein verſchloßnes Feuer und ein wohlverwahrtes Schwert. Wenn ſich jemand von meiner Schönheit hat verblenden laſſen, ſo haben meine Reden ihm die Augen geöffnet, und werden die Wünſche nur durch Hoffnung genährt, ſo bin ich nicht am Verderben des Chryſoſtomo Schuld; denn weder ihm noch den Andern hab ich Hoffnung gemacht, und wohl darf man ſagen, daß ſein Eigenſinn und nicht meine Grauſamkeit ihn getödtet habe. Und macht man die Redlichkeit ſeiner Abſichten mir zum Vorwurf, und meint man, ich hätte deßhalb ihm Gehör ſchenken ſollen, ſo antworte ich: Als er mir hier an dieſer Stelle wo man jetzt ſein Grab bereitet, die Reinheit ſeiner Abſichten entdeckte, gab ich ihm die Erklärung, daß ich entſchloſſen ſey, beſtändig in eheloſem Stande zu leben, und daß nur die Erde dereinſt das Kleinod meiner Schönheit und die Blume meiner Keuſchheit genießen ſolle. Wenn er nun, trotz dieſer Enttäuſchung, Hoffnungen

hegte, wo nichts mehr zu hoffen war, und vermeſſen genug war, wider den Strom ſchwimmen zu wollen, — wer darf ſich wundern, daß er endlich an ſeinem Wahnſinne Schiffbruch litt? Hätte ich ihn hingehalten, ſo wäre ich falſch geweſen; hätte ich ſeiner Neigung nachgegeben, ſo hätte ich gegen meine beſſere Ueberzeugung gehandelt. Er beharrte in ſeinem Wahne, obgleich er enttäuſcht war; er verzweifelte, obgleich ich ihn nicht haßte. Beklage ſich, wer betrogen wird; verzweifle, wer ſeine Hoffnung getäuſcht ſieht; der trete gegen mich auf, den ich angelockt, der verhöhne mich, den ich begünſtigt, aber Niemand nenne mich grauſam oder eine Mörderin, dem ich nichts verſprochen, den ich nicht betrogen, den ich nicht angelockt und nicht begünſtigt habe; bisher hat es dem Himmel nicht gefallen, mich der Liebe zu unterwerfen, und daß ich freiwillig ihr huldigen werde, möge Niemand erwarten.

„Dieſe allgemeine Zurechtweiſung merke ſich jeder meiner Liebhaber zu ſeinem eignen Frommen, und man nehme es in Zukunft als ausgemacht an, daß, wenn aufs neue Jemand um meinetwillen ſtirbt, Niemand ſage, Eiferſucht und Grauſamkeit habe ihn ums Leben gebracht; denn wer Keinen liebt, über den kann Niemand eiferſüchtig werden, und wenn ich Einem die Wahrheit ſage, ſo iſt dies keine Verſchmähung. Wer mich eine Tiegerin und eine Schlange nennt, der meide mich als etwas Böſes und Gefährliches; wer mich für undankbar hält, der biete mir ſeine Dienſte nicht an; wem ich unempfindlich ſcheine, der ſuche nicht meine Geſellſchaft, und wer mich grauſam nennt, der gehe mir nicht nach. Dieſe Tiegerin, dieſe Schlange, dieſe Undankbare, dieſe Grauſame, dieſe Unempfindliche wird ihn weder aufſuchen noch an ſich locken, weder mit ihm umgehen, noch ihm nachlaufen. Wenn Ungeduld und ungezügelte Leidenſchaft den Chryſoſtomo ums Leben gebracht haben, warum will man meine Sittſamkeit deßhalb anklagen? Wenn ich in der Geſellſchaft der Bäume meine Unſchuld bewahre, warum verlangt man von mir, daß ich ſie in der Geſellſchaft der Männer in Gefahr ſetzen ſoll? Ihr wißt, ich bin reich genug, um fremde Güter nicht zu begehren; ich liebe die Freiheit und wünſche mir kein Joch; ich liebe Niemand und haſſe Niemand; ich bin nicht

gewohnt, den Einen zu betrügen und dem Andern zu ſchmeicheln, mit Dieſem zu ſcherzen und mit Jenem zu koſen. Der harmloſe Umgang mit den Mädchen vom Dorfe und die Sorge für meine Heerden beſchäftigen mich hinlänglich; dieſe Berge umſchließen das Gebiet meiner Wünſche, und wenn ſie je ſich höher erheben, ſo geſchieht es nur, um die Schönheit des Himmels zu betrachten, deſſen Anblick meine Seele in ihre Heimath zurückführt."

Nach dieſer Standrede kehrte Marcella um, ohne eine Antwort abzuwarten, und verlor ſich in eine Schlucht des nahen Gebirgs. Alle Zuhörer waren von ihrem Verſtand und ihrer Schönheit entzückt. Unter der Verſammlung befanden ſich einige ihrer Liebhaber, welche, trotz der harten Erklärung, daß ſie nie Gegenliebe gewähren würde, Miene machten, ihr nachzufolgen. Als Don Quixote ſahe, was ſie thun wollten, dünkte ihm dies eine Gelegenheit, ſeine Ritterpflichten, in Beſchützung einer Jungfrau, die man zur Liebe zwingen wollte, auszuüben. Er legte daher Hand an den Degen,

und rief mit lauter Stimme: „Keiner, weß Standes und Würden er auch ſey, erkühne ſich der ſchönen Marcella zu folgen, bei Strafe meines höchſten Zorns. Sie hat deutlich und hinreichend gezeigt, daß ſie an dem Tode des Chryſoſtomo gar keine oder nur ſehr wenig Schuld habe, und wie weit ſie entfernt ſey, jemals in das Verlangen eines ihrer Liebhaber zu willigen. Derohalben iſt es billig und Recht, anſtatt ſie zu beunruhigen und zu verfolgen, ſie vielmehr hochzuſchätzen, weil ſie vielleicht die Einzige in der Welt iſt, die einen ſo tugendhaften Vorſatz hat.“

Entweder unſers Ritters Drohungen, oder des Ambroſio Bitten, ſeinem Freunde die letzte Liebespflicht zu erweiſen, machten, daß keiner von den Schäfern ſich regte, noch entfernte, bis ſie das Grab gehauen, die Papiere verbrannt, und unter vielen Thränen der

Umſtehenden den Leichnam beſtattet hatten. Sie verſchloßen das Grab einſtweilen mit einem Felsblock bis ein Leichenſtein fertig ſeyn würde, worauf Ambroſio folgende Inſchrift zu ſetzen gedachte:

Sieh, dieſer kalte Leichenſtein,
Die heißeſte Liebe ſchließt er ein:
Ein Schäfer, krank an Liebeswunden,
Hat hier ſein frühes Grab gefunden;
Ihn bracht um ſeine beſten Jahre
Eine ſchöne, ſtolze Undankbare.
Nicht nur Tyrannen lüſtets, auf Erden
Durch Grauſamkeit berühmt zu werden.

Sie beſtreuten das Grab mit Blumen und Zweigen, und nachdem ein Jeder dem Ambroſio ſein herzliches Beileid bezeigt hatte, nahmen die Schäfer Abſchied von ihnen. Vivaldo und ſein Gefährte thaten deßgleichen, und Don Quixote beurlaubte ſich von ſeinen Wirthen und den beiden Reiſenden. Dieſe wollten ihn bereden, mit ihnen nach Sevilla zu ziehen, weil es da auf allen Straßen und an allen Ecken mehr Abenteuer gebe, als irgendwo. Don Quixote dankte ihnen ſehr für die Nachricht und ihren guten Willen, ſagte ihnen aber, daß er für jetzt noch nicht nach Sevilla ziehen könne und dürfe, bis er dies Gebirge gänzlich von Räubern geſäubert hätte, als deren es voll ſey. Da ſie nun ſeinen guten Vorſatz ſahen, wollten ſie nicht ferner in ihn dringen, ſondern nahmen nochmals Abſchied, und zogen ihres Weges, auf welchem ihnen ſowohl die Geſchichte der Marcella und des Chryſoſtomo, als Don Quixotes Narrheit genugſamen Stoff zur Unterhaltung gewährte. Don Quixote hatte ſich feſt vorgenommen, die Schäferin Marcella aufzuſuchen und ihr ſeine Dienſte anzubieten. Wie er aber an der Ausführung dieſes löblichen Vorhabens gehindert wurde, wird das folgende Buch dieſer wahrhaften Geſchichte zeigen.

dem neuen Herrn ſo ergeben ſind, daß nicht ein Aufruhr zu befürchten ſtünde, um die Dinge wieder in den alten Stand zurückzuführen und eine ſogenannte Reſtauration zu bewerkſtelligen. Der neue Beſitzer muß alſo Verſtand genug haben, um ſich zu benehmen, und Kraft genug, um ſich zu vertheidigen, je nachdem die Ereigniſſe es erfordern."

„In dem Ereigniß, ſo uns eben erſt betroffen hat, möcht ich wohl ſo viel Verſtand und Stärke gehabt haben, als Ew. Geſtrengen da ſagt," verſetzte Sancho. „Aber ich ſchwör es Euch bei dem Wort eines geſchlagnen Mannes, daß mir jetzt ein Pflaſter beſſer zu Statten käme, als Eure Reden da. Seht doch einmal zu, geſtrenger Herr, ob ihr nicht aufſitzen könnet, damit wir dem Rozinante nur wieder auf die Beine helfen, ob ers gleich nicht verdient, denn er iſt eigentlich an der ganzen Prügelſuppe Schuld. Meine Tage hätt ich ſo was nicht von dem Rozinante gedacht; denn ich hielt ihn immer für einen ſo keuſchen und friedliebenden Burſchen wie mich ſelbſt. Aber da ſieht mans, daß gar lange Zeit dazu gehört, eh man die Leute recht kennen lernt, und daß man, wie's heißt, in der Welt auf nichts rechnen kann. Wem wärs auch eingefallen, daß auf die koſtbare Beſcherung, die Ihr dem unglücklichen fahrenden Ritter angehängt habt, der hinkende Bote ſo ſchnell hinter uns drein in Geſtalt eines ſolchen Donnerwetters von Prügeln uns auf den Buckel kommen würde."

„Der deinige, Sancho," ſprach Don Quixote, „iſt an ſolches Unwetter ſchon gewöhnt; aber dem meinigen, der von jeher in Seide und Muſſelin eingewickelt war, thut ſolche Mißhandlung doppelt weh: das iſt ſonnenklar. Und würde ich nicht glauben — was, glauben? wüßt ich nicht vollkommen gewiß, daß alle dieſe Beſchwerlichkeiten mit dem Waffenhandwerk unzertrennlich verbunden ſind, ſo ſtürb ich hier vor lauter Verdruß."

„Geſtrenger Herr!" ſagte Sancho; „wenn ſolch Unglück zu den laufenden Einkünften der fahrenden Ritterſchaft gehört, ſo ſagt mir doch, obs oft und häufig ſo kömmt, oder obs ſeine gewiſſen Termine hält; denn noch ein paar ſolche Einnahmen, denk ich, und dann würden wir für die dritte nicht viel mehr nütze ſeyn, wenn uns Gott, vermöge ſeiner unendlichen Barmherzigkeit, nicht beſonders beiſteht."

„Wiſſe, Freund Sancho,“ antwortete Don Quixote, „daß zwar das Leben der fahrenden Ritter tauſend Zufällen und Gefährlichkeiten ausgeſetzt iſt, daß ſie aber auch ebenſo nah dem Glücke ſind, Kaiſer und Könige zu werden. Hiefür zeugt die Erfahrung vieler und zerſchiedener Ritter, von deren Geſchichte ich genaue Wiſſenſchaft habe. Ich könnte dir auch, wenns nur mein Schmerz zuließe, gleich jetzt die Geſchichte von einigen erzählen, die blos durch Tapferkeit ihres Arms zu ſo hohen Ehren gelangten, und dennoch ſowohl vor- als nachher ſich in mancherlei Unglück und Noth befanden. So gerieth der mannhafte Amadis von Gallien dem Zauberer Arcalaus, ſeinem Todfeind, in die Hände, welcher ihn, wie man beſtimmt verſichert, im Hof an eine Säule band, und ihm mehr als zweihundert Hiebe mit ſeines Pferdes Zaume gab. Imgleichen berichten uns die geheimen Papiere eines nicht wenig Glauben verdienenden Schriftſtellers von dem Sonnenritter, daß er in einem gewiſſen Kaſtell durch eine gewiſſe Fallthüre in ein tiefes Loch unter der Erde gefallen ſey; daſelbſt habe man ihm Hände und Füße gefeſſelt und ihm, ſo zu ſagen, ein Klyſtier von Schneewaſſer und Sand gegeben, wovon er beinahe drauf gegangen ſey; und wär ihm nicht ein andrer Weiſer, ſein guter Freund, in dieſer Noth beigeſprungen, ſo würde es dem armen Ritter übel ergangen ſeyn. Alſo kann ich mich noch immer mit dieſen wackern Leuten tröſten, die weit größere Unglücksfälle und Beſchimpfungen ausgeſtanden haben, als wir. Und überhaupt mußt du wiſſen, Sancho, daß Wunden und Schläge, beigebracht durch Inſtrumente, die einem Anderen von ungefähr in die Hände kommen, gar nicht ſchimpflich ſind; denn in den Duellgeſetzen ſteht mit klaren Worten geſchrieben: „Wenn ein Schuſter Einen mit einem Leiſten ſchlägt, den er eben in der Hand hat, ohngeachtet der Leiſten auch von Holz iſt, ſo ſoll man dennoch nicht ſagen, daß der Andre dadurch geſchlagen worden ſey.“ Dies ſag ich dir zum Troſte, daß du nicht etwan glaubeſt, daß wir durch die empfangnen Prügel beſchimpft wären, denn ſo viel ich mich erinnre, waren die Waffen der Leute, die uns ſo zugerichtet haben, nichts als Knüttel und Pfähle, und kein einziger davon hatte Degen, Schwert oder Dolch.“

„Ich hatte nicht Zeit," ſprach Sancho, „um ſo genau nachzuſehen; denn kaum hatte ich mein Hackmeſſer erwiſcht, da ſchlugen ſie mit ihren Prügeln das Kreuz ſo kräftig über meinen Buckel, daß mir Hören, Sehen und Laufen vergieng, und ich dahinpurzelte, wo ich auch noch liege, und es mich den Henker kümmert, ob mir ihre Pfahlprügel eine Schande ſind, oder nicht, aber das weiß ich, daß die Prügel mir weh thun, weßhalb ſie auch in mein Gedächtniß geſchrieben ſind, wie auf meine Schultern."

„Demungeachtet Bruder Sancho," verſetzte Don Quixote, „giebt es keine ſo bittre Erinnerung, welche die Zeit nicht milderte, und keinen Schmerz, den der Tod nicht verwiſchte."

„So?" ſprach Sancho; „giebts denn wohl was Schlimmeres als ein Unglück, das die Zeit erſt lindern, oder der Tod aufheben muß? Wär unſers mit einem paar Pflaſtern abgethan, da möchts noch hingehen; aber uns möchten wohl kaum die Pflaſter eines ganzen Spitals heilen."

„Laß das jetzt," ſprach Don Quixote, „und raffe dich auf! Ich wills auch thun, und dann laſſe uns ſehen, wie's um den Rozinante ſteht; denn dem armen Thier, glaub ich, iſt nicht eben der kleinſte Theil von dieſem Unglück zugefallen."

„Das iſt kein Wunder," ſagte Sancho, „denn iſt er nicht fahrender Ritter ſo gut als wir? Das aber wundert mich, daß mein Eſel mit ganzen Rippen davongekommen, da wir faſt keine halbe mehr im Leib haben."

„Immer läßt das Glück in allem Ungemach noch eine Hinterthür offen," verſetzte Don Quixote. „Ich ſage dies, weil jetzt dein Thierlein Rozinantes Stelle verſehen ſoll, um mich in irgend ein Kaſtell zu bringen, wo ich meiner Wunden geneſen könne. Und wird mir ſolche Ritterſchaft nicht im mindeſten zur Schande gereichen, denn ich erinnere mich geleſen zu haben, daß der gute alte Silen, Hofmeiſter und Lehrer des Gottes der Freude, als er ſeinen Einzug in das hundertthorige Thebä hielt, vergnüglich auf einem Eſel daherritt."

„Wenn man nur noch reiten kann," ſprach Sancho, „da mags dem wohl ſo ſeyn, wie Ew. Geſtrengen ſagt; aber es iſt doch ein

mächtiger Unterſchied zwiſchen Reiten, und ſo queer über dem Eſel hängen wie ein Sack voll Dreck."

„Wunden, die man in der Schlacht empfängt," entgegnete Don Quixote, „bringen mehr Ehre als Schande. Sag mir alſo nichts mehr dawider, Freund Sancho, ſondern erheb dich, ſo gut du kannſt, wie ich dir befohlen, und hilf mir, ſo gut es gehen will, auf deinen Eſel, damit wir von dannen kommen und uns die Nacht in dieſer Einöde nicht überfalle." — „Hab ich doch von Ew. Geſtrengen gehört, daß es bei fahrenden Rittern gar ſehr der Brauch ſey, die meiſte Zeit des Jahres in Wüſten und Einöden zu ſchlafen, als ob dies ihr Beruf ſo mit ſich brächte," warf Sancho ein. — „Dies thun ſie nur," ſprach Don Quixote, „wenn ſie nicht anders können, oder verliebt ſind. So gab es z. B. einen Ritter, der zwei ganze Jahre, Tag und Nacht, auf einem Felſen zubrachte, und allem Ungemach der Witterung Trotz bot, ohne daß ſeine Dame etwas davon wußte. Einer dergleichen war auch Amadis, als er ſich den Dunkelhübſch nannte, und den Armuths-Felſen acht Jahre oder acht Monate — ich erinnre mich im Augenblicke nicht ſo genau — bewohnte, und ich weiß nicht, um welches Unrecht trauerte, das ihm von dem Fräulein Oriana widerfahren war. Aber laſſen wir dies jetzt, Sancho, und mach, daß du fertig wirſt, ehe dem Eſel auch ein Unglück begegnet, wie dem Rozinante."

„Da müßte vollends der Teufel los ſeyn!" ſprach Sancho, und kroch, nachdem er dreißigmal gezächzt, ſechzigmal geſeufzt, und hundertundzwanzigmal den verdammt und verwünſcht hatte, der ihn hieher gebracht, in die Höhe, blieb aber halbwegs krumm wie ein türkiſcher Bogen ſtehen; denn ganz konnte er ſich nicht aufrichten. Trotzdem machte er den Eſel zurecht, der die gute Gelegenheit benützt hatte, ſich ein wenig in der Gegend zu ergehen. Drauf half er dem Rozinante auf die Beine, der, wenn er nur eine Zunge zum Wehklagen gehabt hätte, weder dem Sancho noch ſeinem Herrn hierin etwas nachgegeben haben würde. Endlich packte er auch Don Quixote auf den Eſel, band den Rozinante hinten an den Schwanz, nahm den Eſel bei der Halfter, und ſchlich ſachte immer nach der Gegend zu, wo nach ſeinem Dafürhalten die Landſtraße ſeyn mußte.

Ein Glück kommt nie allein; kaum waren ſie eine halbe Meile ſo gezogen, da zeigte ſich ihnen die Landſtraße, und auf derſelben eine Schenke, die einmal, zu des armen Sancho größtem Verdruß und unſers Ritters größter Freude, ein Kaſtell ſeyn mußte.“ Sancho ſchwur hoch und theuer: „Es iſt eine Schenke!“ — „Nein, es iſt ein Kaſtell!“ rief ſein Herr, und ſo dauerte der Streit fort, bis ſie davor kamen, und Sancho rückte, ohne ſich weiter zu vereifern, mit ſeinem ganzen Zuge hinein.

Sechzehntes Kapitel.

Was unſerm weiſen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kaſtell hielt.

lag demnach Don Quixote queer über dem Eſel; weßhalb der Wirth den Sancho fragte, was ihm fehle? „Es iſt weiter nichts," ſprach Sancho, „als daß er von einem Felſen herabgefallen iſt, und ſich die Seiten ein wenig gequetſcht hat." Der Wirth hatte eine Frau, die wider Gewohnheit ſolches Volks gar mitleidig war, und ſich das Unglück ihres Nächſten zu Herzen gehen ließ. Sie nahm ſich alſo gleich des armen Ritters an, befahl auch ihrer Tochter, einem hübſchen jungen Mädchen, ihr den Gaſt verbinden zu helfen. Nun diente in eben der Schenke eine aſturiſche Dirne, mit breitem Geſicht, flachem Hinterkopfe und Stumpfnaſe, die auf einem Auge ſchielte und mit dem andern auch nicht recht ſah. Indeß, die Reize ihrer Perſon erſetzten dieſen Mangel. Denn ſie maß von der Ferſe bis zum Scheitel kaum etwas über vier Fuß und dabei machte ein kleines Uebergewicht hinter der Schulter, daß ſie mehr zur Erde ſehen mußte, als ihr lieb war. Dieſe zarte Magd half der Tochter des Wirths für Don Quixote ein elendes Bett in einer ſchlechten Kammer zurecht machen, der man es anſah, daß ſeit Jahren dort nichts als Stroh aufgehoben worden war. In eben dieſem Stalle befand ſich auch ein Eſelstreiber, der ſein Lager einen Fleck weiter von unſers Ritters ſeinem aufgeſchlagen hatte; welches, ungeachtet es nur aus Decken und Polſtern ſeiner Eſel beſtand, doch vortheilhaft von der Ruheſtätte Don Quixotes abſtach;

denn dieſe beſtand aus vier höckerichten Bretern auf zwei ungleichen Böcken, aus einer Matratze, die nicht dicker als eine Ueberdecke, dem Gefühle nach aber voll von Knollen wie Kieſelſteine war, hätte man nicht durch einige Löcher bemerkt, daß ſie mit Wolle geſtopft ſey; ferner aus zwei Leilachen, ſo hart wie Schildleder, und einer leinenen Decke, deren Fäden man alle, ohne um einen zu irren, hätte zählen können. In dies verwünſchte Bett legte ſich Don Quixote, und

nun bepflaſterten ihn die Wirthin und ihre Tochter von oben bis unten, wozu ihnen Maritornes (ſo hieß die Aſturierin) leuchtete.

Als nun die Wirthin unter dem Bepflastern gewahr wurde, daß Don Quixote allenthalben voll Striemen war, sagte sie, dies sähe ja eher Schlägen als einem Falle ähnlich. „Mit nichten," sprach Sancho, „es sind keine Schläge, sondern der Fels hatte viel scharfe Spitzen und Ecken, deren jede ihr Mahl gemacht hat. Und noch eins! Frau Wirthin, seyd so gut und lasset wo möglich einige Fetzen Pflaster übrig, denn es ist Einer da, der es brauchen kann; denn auch mich schmerzt es ein wenig da im Kreuze." — „Seyd ihr denn auch gefallen?" fragte die Wirthin. — „Das zwar nicht," sprach Sancho; „aber der Schrecken, da ich meinen Herrn fallen sah, ist mir so in den Leib gefahren, daß es mir nicht anders ist, als hätt ich tausend Prügel bekommen." — „Das ist gar wohl möglich," sprach die Tochter, „denn wie oft ist mirs nicht im Traume so gewesen, als fiel ich von einem hohen Thurm und käme nicht auf den Boden, und

wenn ich vom Traum erwacht, war ich ſo müde und zerſchlagen, als ob ich wirklich gefallen wäre." — „Da trifft's die Jungfer auf ein Haar," ſagte Sancho; „nur daß ich nicht träumte, ſondern ſo munter war wie jetzt, und habe doch vom bloßen Schrecken faſt eben ſo viel blaue Flecken gekriegt, als mein Herr."

„Wie heißt denn der Herr Ritter?" fragte Maritornes. — „Don Quixote von der Mancha," antwortete Sancho Panſa; „ein fahrender Ritter iſt er, und zwar einer der beſten und mannhafteſten, die ſeit langer Zeit auf Erden geſehen worden ſind." — „Was iſt denn das, ein fahrender Ritter?" verſetzte die Dirne. — „Seyd Ihr denn ſo jung in der Welt, daß Ihr das nicht wiſſet?" antwortete Sancho. „Höre, Schweſter, ich will dirs ſagen; ein fahrender Ritter iſt, mit zwei Worten, ein Ding, das bald geprügelt wird, bald Kaiſer iſt. Heute iſt er das elendeſte und ärmſte Geſchöpf unter der Sonne, und morgen hat er zwei oder drei Königskronen, die er ſeinem Schildknappen ſchenken kann." — „Wie kömmts denn aber, da Ihr doch einem ſo guten Herrn dienet, daß Ihr, wie's ſcheinet, nicht wenigſtens eine Grafſchaft habt?" fragte die Wirthin. — „Damit hats noch Zeit," ſprach Sancho, „denn es iſt ohnedies erſt kaum einen Monat her, daß wir Abenteuer ſuchen, und bis jetzt haben wir noch keines gefunden, das viel werth war. Aber da ſucht man oft eine Sache und findet eine andre; doch das iſt ausgemacht, kömmt mein Herr Don Quixote nur von ſeinen Schlägen — von ſeinem Fall, wollt ich ſagen, wieder auf, ſo vertauſche ich gewiß meine Hoffnung mit dem beſten Titel von Spanien nicht."

Dem tollen Geſchwätz hörte Don Quixote ſehr aufmerkſam zu, ſetzte ſich im Bette ſo gut er konnte in die Höhe, ergriff die Hand der Wirthin und ſprach: „Glaubt mir, ſchönſte Frau, daß Ihr Euch glücklich ſchätzen könnt, eine Perſon, wie ich bin, in Eurem Kaſtell aufgenommen zu haben. Denn wenn ich mich nicht ſelbſt lobe, ſo geſchieht es einzig deßhalb, weil Eigenlob keinen guten Geruch verbreitet; aber mein treuer Schildknappe wirds Euch erzählen, wer ich bin. Nur dies erlaubt mir noch zu ſagen, daß der Dienſt, ſo Ihr mir geleiſtet, ewig in meinem Gedächtniſſe wird geſchrieben ſtehen und ich Zeitlebens Euch zu Dank werde verpflichtet

bleiben. Und hätte der Himmel es nicht so gefügt, daß die Liebe mich in ihren Banden halten, und ich unterthan seyn sollte ihren Gesetzen und den Augen jener undankbaren Schönheit, so sollten, im Vertrauen sey es gesagt, die Augen dieses schönen Fräuleins Gebieterin meiner Freiheit seyn."

Die Wirthin, ihre Tochter und die gute Maritornes staunten ob diesen Reden unsers fahrenden Ritters nicht wenig, weil sie so wenig davon verstanden, als wär es Griechisch. Indessen nahmen sie doch so viel daraus ab, daß es schöne Sachen seyn sollten, die er ihnen da sagte. Da sie aber dergleichen Sprache nicht gewohnt waren, wunderten sie sich über ihn als einen Menschen von anderm Schlage als dem gewohnten, bedankten sich auf ihre Art gar schön bei ihm und ließen ihn allein. Maritornes sorgte indeß für Sancho, der es nicht minder nöthig hatte, als sein Herr.

Nun hatte der Eſelstreiber mit ihr für dieſe Nacht eine verliebte Zuſammenkunft verabredet, und ſie ihm auch ihr Ehrenwort darauf gegeben, ſobald die Gäſte und ihre Herrſchaft ſchlafen würden, ihm einen Beſuch zu machen und, ſo weit er es verlangte, zu Willen zu ſeyn. Man ſagt überhaupt von dieſer ehrlichen Dirne, daß ſie ihr Wort in dergleichen Fällen nie gebrochen, hätte ſie es auch auf freiem Felde und ohne Beiſeyn eines Zeugen gegeben; denn ſie hielt ſehr viel auf ihren Adel, und achtete es ſich für keine Schande, als Magd in der Schenke zu dienen, weil nur Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, wie ſie ſagte, ſie zu dieſem Stande herabgeſetzt hatten.

Don Quirotes hartes, enges, gebrechliches und lumpiges Bett ſtand gleich vorne an und mitten in dieſer alten Rumpelkammer. Gleich daneben hatte ſich Sancho ſein Neſt von einer Binſenmatte und Decke gemacht, die eher von Segeltuch als Wolle ſchien. Nach dieſen beiden folgte des Eſeltreibers Lager, welches, wie ſchon geſagt, von den Decken und dem Geſchirr ſeiner zwei beſten Mauleſel aufgebaut war, deren er zwölf hatte, alle ſtark, fett und glänzend wie die Spiegel, denn es war einer der reichſten Treiber von Arevalo [1]. So verſichert wenigſtens unſer Autor, der dieſes Treibers beſonders erwähnt, weil er ihn ſehr genau kannte, und, wie's verlauten will, wohl gar ein wenig mit ihm verwandt war [2]. Wenigſtens erhellt daraus, daß Cid-Hamet-Ben-Engeli ein ſehr treuer und genauer Geſchichtſchreiber war, weil er auch die kleinſten und unerheblichſten Umſtände nicht mit Stillſchweigen übergeht. Möchten doch unſre neuern ernſthaften Geſchichtſchreiber ein Beiſpiel dran nehmen, die, wenn ſie Begebenheiten erzählen, Alles ſo kurz zuſammenfaſſen, daß mans kaum mit den Lippen koſten kann, und dabei immer aus Fahrläßigkeit, Bosheit oder Unwiſſenheit gerade das Weſentliche im Tintenfaſſe ſtecken laſſen. Heil dafür, tauſendmal Heil

[1] Eine Stadt in Alt-Caſtilien.

[2] Vor ihrer Vertreibung aus Spanien gaben ſich die Moriskos gerne mit Fuhrwerk ab. Das abenteuerliche Leben eines Maulthiertreibers behagte ihnen, entzog ſie überdies der ſtrengen Aufſicht der Inquiſition, und befreite ſie vom verhaßten Beſuche der Kirchen.

dem Geſchichtſchreiber des Tablante de Ricamonte und dem Erzähler der Thaten des Grafen Tomillas! Dies ſind doch Leute, die Alles pünktlich beſchreiben.

Nachdem nun der Eſelstreiber ſeine Thiere beſchickt und ihnen das zweite Futter gegeben hatte, ſo ſtreckte er ſich auf ſeine Decken und erwartete mit heißem Liebesverlangen ſeine pünktliche Maritornes. Sancho lag ſchon völlig eingepflaſtert auf dem Ohr, wollte gern ſchlafen, konnte aber vor Kreuzweh nicht; eben ſo lag Don Quixote vor Schmerz mit offnen Augen da, wie ein Haſe. Schweigen lag rings auf der Schenke, nirgends mehr war Licht; nur eine Lampe brannte noch, die über dem Thorwege aufgehängt war. Dieſe merkwürdige Stille und die unruhigen Gedanken unſers Ritters, welche unaufhörlich in den Ritterbüchern, jener Quelle ſeines Unglücks, ſchwärmten, zauberten ihm eine der ſeltſamſten Thorheiten vor. Er bildete ſich nämlich ein, daß er in einem berühmten Kaſtell ſich befände (denn jede Schenke, in der er einkehrte, war ihm, wie obgedacht, ein Kaſtell), daß die Wirthstochter, als Fräulein des Herrn dieſes Kaſtells, von ſeiner Anmuth überwunden, in ihn verliebt ſey und ihm verſprochen habe, dieſe Nacht ohne Vorwiſſen ihrer Eltern zu kommen und eine gute Weile bei ihm zu liegen. Dieſe Grille, welche er ſteif und feſt für wahr hielt, ſetzte ihm gewaltig zu, und er fieng an ſich ſehr über die Gefahr zu ängſtigen, in welche dabei ſeine Treue und Keuſchheit gerathen könne. Doch beſchloß er in ſeinem Herzen, an ſeiner Dame Dulcinea von Toboſo durchaus keine Untreue zu begehen, ſollte auch die Königin Ginebra mit ihrer Dame Quintannona in eigner Perſon vor ihm erſcheinen.

Indem er ſo da lag und es in ſeinem Kopf gewaltig ſpuckte, nahte ſich die für ihn unglückſelige Stunde der Ankunft Maritornes. Sie erſchien im Hemde, trat baarfuß, die Haare unter eine Nachtmütze von Barchent geſteckt, mit leiſen furchtſamen Schritten in die Kammer, wo alle drei lagen, ihren Eſelstreiber zu ſuchen. Aber kaum war ſie zur Thüre herein, ſo merkte ſie Don Quixote, ſetzte

ſich, ſo gut es ihm Pflaſter und Lendenweh erlaubten, im Bette aufrecht, und ſtreckte ſeine Arme aus, ſein ſchönes aſturiſches Fräulein zu empfangen, die ſtill und gebückt mit den Händen vorantappte, ihren Geliebten zu finden. Sie traf gerade auf Don Quixotes Arme, der ſie ſogleich bei einer Fauſt ergriff, ſie nach ſich zog, und, ohne daß ſie ſich traute ein Wörtchen zu ſagen, auf ſein Bette ſetzte. Er bekam ſogleich ihr Hemde in die Hand, das, obgleich es von Hanf war, ihm doch der feinſte und weichſte Muſſelin ſchien. Die Glaskorallen, die ſie um den Arm hatte, leuchteten ihm wie die ſchönſten orientaliſchen Perlen. Ihre Haare, die Pferdemähnen wenig nachgaben, waren ihm Fäden des feinſten arabiſchen Goldes, deren Glanz die Sonne verdunkelte, und ihr Athem, der nach altem übernächtigem Salate roch, hauchte ihm Gewürzduft und Wohlgerüche in die Naſe. Kurz, ſeine Phantaſie malte ſie ihm gerade ſo, wie jene Prinzeſſin in ſeinen Büchern, die von Liebe überwältigt in dieſem ganzen Aufzuge, ihren verwundeten Ritter zu beſuchen kam. Die Blindheit des armen Junkers gieng ſo weit, daß ihn weder Gefühl noch Geruch, noch andre Dinge, die das gute Mädchen an ſich hatte, und die gewiß jeden Andern, der kein Eſelstreiber war, zum Speien brachten, ſeinen Irrthum benehmen konnten. In ſeinen Gedanken hatte er die Schönheitsgöttin ſelbſt in den Armen.

Da er ſie ſo feſt umſchloſſen hielt, hob er mit leiſer, zärtlicher Stimme an: „Möcht ich mich doch, ſchönes und hochgebornes Fräulein, im Stande befinden, Euer Lieb eine ſo große Gnade, als Ihr mir durch Darſtellung Eurer hohen Schönheit erzeiget, zu vergelten; aber das Schickſal (welches nie aufhört, die Guten zu verfolgen) hat mich in dies Bett geworfen, wo ich dermaßen zermalmt und gerädert liege, daß es mir unmöglich wäre, Euer Lieb Willen ein Genüge zu leiſten, wenn ich auch wollte. In dieſer Unmöglichkeit kommt aber noch eine größere, nämlich meine der Dulcinea von Toboſo, der einzigen Dame meiner geheimſten Gedanken, verſprochne und gelobte Treue. Wäre dies nicht, ſo würde ich ja kein ſo thörichter Ritter ſeyn, die ſchöne Gelegenheit, die Euer Gnaden mir darbietet, ungenützt aus den Händen zu laſſen.“

Maritornes war in Höllennöthen. Sie ſchwitzte vor Angſt, da ſie ſich von Don Quixote ſo feſt gehalten fühlte, und war bemüht, ganz in der Stille von ihm loszukommen. Der gute Eſelstreiber, den ſeine böſe Luſt nicht ſchlafen ließ, hatte das Weibsbild gleich beim Eintritte bemerkt, und lauſchte ſehr aufmerkſam auf alles, was Don Quixote vorbrachte. Er wurde eiferſüchtig, daß ihm die Aſturierin, um eines Andern willen nicht Wort hielt, ſchlich ſich näher zu unſers Ritters Bette, und horchte, wo denn dies Gerede, das er freilich nicht ganz verſtand, endlich hinaus wolle. Als er aber gewahr wurde, daß ſein Liebchen ſich gern losarbeiten wollte, und Don Quixote ſie mit allen Kräften zurückhielt, nahm er den Spaß übel, holte weit aus und gab dem verliebten Ritter mit voller Fauſt eine ſo ſchreckliche Ohrfeige auf den dürren Backen, daß ihm gleich das ganze Geſicht im Blute ſchwamm. Nicht zufrieden damit, ſprang er ihm auf den Leib, und trabte von oben an bis unten jämmerlich auf ihm herum. Das Bett, welches an ſich ſchon gebrechlich war, und auf ſchwachen Füßen ſtand, konnte die neue Laſt des Eſelstreibers nicht tragen, und brach mit lautem Krachen zuſammen. Das Gepolter davon weckte den Wirth auf, der es gleich für eins von Maritornes feinen Stücken hielt, weil ſie ihm auf ſein Rufen nicht antwortete. Mit dieſem Verdachte ſtand er auf, zündete ein Licht an, und gieng dem Lärmen nach. Die Dirne, welche ihren

Herrn, und zwar mit keinem freundlichen Geſichte, kommen ſah, kroch vor Angſt und Schrecken zu Sancho ins Bett, der noch ſchlief, und drückte ſich da zuſammen wie ein Knäul.

„Wo biſt du, Hure?“ ſchrie der Wirth beim Eintritt. „Sicher haſt du wieder einmal einen Streich gemacht!“ Indem wurde Sancho halbwach, und fühlte den Klumpen beinahe auf ſich liegen. Er dachte nicht anders als der Alp drücke ihn ſo ſchrecklich, und fieng daher an mit beiden Fäuſten um ſich zu ſchlagen. Die meiſtenmale traf er Maritornes, die vom Schmerz übermannt, alle Ehre und Schaam bei Seite ſetzte, und ihm das Empfangne ſo kräftig wieder heimgab, daß er nothwendig ganz davon erwachen mußte. Sancho, der ſich ſo ungebührlich mißhandelt ſah, ohne zu wiſſen, von wem? erhob ſich ſo gut er konnte, umfaßte Maritornes, und nun begann zwiſchen Beiden die hitzigſte und anmuthigſte Balgerei von der Welt. Der Eſelstreiber, als er beim Schein des Lichtes ſah, wie ſchlimm es ſeinem Liebchen gieng, ließ Don Quixote fahren, und eilte ihr zu Hülfe. Der Wirth mengte ſich auch ins Spiel, aber in der Abſicht, das Menſch zu züchtigen, als welche er für die unfehlbare Urheberin des ganzen Lärmens hielt. So giengs nun hier nach dem Sprüchwort: Prügel auf den Hund, Hund auf den Michel, Michel auf den Baum; denn der Eſelstreiber ſchlug auf Sancho, Sancho auf die Magd, die Magd auf ihn, der Wirth auf die Magd, und ſie zerwalkten ſich untereinander mit ſolchem Eifer, daß ſie nicht einen Augenblick ausruhten. Das Schönſte war, daß dem Wirthe das Licht ausgieng. Denn nun ſchlugen ſie ſo blindlings und toll auf einander los, daß, wo eine Fauſt auffiel, gewiß kein geſunder Fleck blieb.

Von ungefähr war in derſelben Nacht ein Gerichtsdiener der ſogenannten alten heiligen Hermandad von Toledo in der Schenke eingekehrt. Als dieſer das dumpfe Schlachtgetümmel hörte, ergriff er ſeinen Gerichtsſtab und die blecherne Büchſe worin ſein Beglaubigungs-Patent ſtack, gieng finſterlings in die Kammer und rief: „Friede, im Namen der Gerechtigkeit! Friede im Namen der heiligen Hermandad!“ Der Erſte, auf den er traf, war der zermalmte Don Quixote, der unter den Trümmern ſeines eingebrochnen Bettes, den Mund in die Höhe reckend, ohne Sinn und Empfindung dalag. Er befühlte ihn,

bekam den Bart in die Hand, und rief unaufhörlich: „Gehorsam im Namen der Obrigkeit!“ Da er aber sah, daß der, den er gepackt hatte, sich nicht regte und bewegte, hielt er ihn für todt, und die andern Kämpfer für seine Mörder. Aus diesem Grunde schrie er noch lauter: „man schließe eilends die Thüren des Hauses, und lasse ja Niemanden entwischen, denn hier ist ein Mensch erschlagen.“ Dies Wort fuhr Allen durch die Glieder, und augenblicklich ließen sie den Streit, wie er lag. Der Wirth schlich in seine Kammer, der Eselstreiber auf seine Satteldecken, und Maritornes in ihren Winkel, nur die beiden Unglückskameraden Don Quixote und Sancho konnten sich nicht von der Stelle bewegen.

Unterdeß ließ der Gerichtsdiener Don Quixotes Bart fahren, gieng hinaus und suchte Licht, die Thäter gefangen zu nehmen, fand aber keins, denn der Wirth hatte mit Fleiß die Lampe ausgelöscht, als er sich in seine Kammer zurückzog. Er mußte also im Kamine nachsuchen; wo er denn auch, nach vieler Zeit und Mühe, ein andres Licht ansteckte.

Siebenzehntes Kapitel.

Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, so der mannhafte Ritter Don Quixote nebst seinem guten Schildknappen Sancho Pansa in der Schenke auszustehen hatte, die jener zu seinem Unglück für ein Kastell ansah.

Der Ritter hatte sich indessen wieder von seiner Ohnmacht erholt, und rief mit dem nämlichen Tone wie Tags zuvor, da er im Prügelthale ausgestreckt lag, seinem Schildknappen zu: „Freund Sancho, schläfst du? schläfst du, Freund Sancho?“ — „Ja, es hat sich da was zu schlafen,“ antwortete Sancho voll Verdruß und Galle; „ists doch nicht anders, als wenn alle Teufel diese Nacht sich über mich hergemacht hätten.“ — „Und das darfst du auch nur glauben, Sancho,“ sprach Don Quixote; „denn ich verstehe entweder gar nichts von dergleichen Sachen, oder dies Kastell ist bezaubert. Wisse also — aber nein, du mußt mir erst

ſchwören, das, was ich dir jetzt eröffnen will, bis nach meinem Tode bei dir zu behalten." — „Ja, ich ſchwörs Euch," ſprach Sancho. — „Ich verlange es nur darum," fuhr Don Quixote fort, „weil ich nicht gern will, daß Jemand an ſeiner Ehre leide." — „Ich ſag, ich ſchwörs Euch, geſtrenger Herr, daß ichs bis nach Eurem Tode verſchweigen will," verſetzte Sancho; „aber, wollte Gott, daß ichs morgen ſchon weiter erzählen dürfte." — „Thue ich dir denn ſo viel Leids an, Sancho, daß du mich ſo bald todt wünſcheſt?" fragte Don Quixote. — „Es iſt nicht darum," ſprach Sancho, „ſondern weil ich die Sachen nicht gern lang bei mir behalte, damit ſie nicht vor langem Liegen verfaulen."

„Seys, warum es wolle," ſprach Don Quixote; „ich verlaſſe mich ſchon auf deine Lieb und Treue. Wiſſe alſo, daß mir dieſe Nacht eins der ſeltſamſten Abenteuer begegnet iſt, deſſen ich mich werde rühmen können. Mit einem Worte, vor wenigen Minuten kam die Tochter des Herrn dieſes Kaſtells, eins der ſchönſten und liebreizendſten Fräulein weit und breit in der Welt, zu mir. Was ſoll ich dir von den Reizen ihrer Perſon ſagen? was von ihrem aufgeweckten Verſtande? was von andern verborgnen Dingen, die ich in ſchuldiger Treue gegen mein Fräulein Dulcinea von Toboſo lieber unbeſchrieben und unberührt laſſen will. Nur ſo viel ſollſt du wiſſen, daß entweder das Schickſal neidiſch auf mich iſt, daß ein ſolcher Schatz mir durchs Ungefähr in die Hände gerieth, oder (was mir wahrſcheinlicher dünkt), daß dies Schloß bezaubert iſt, wie ich dir ſchon ſagte; denn eben da ich mich mit ihr in dem ſüßeſten und holdſeligſten Geſpräch befand, kam unverſehens eine Hand — Gott weiß woher? aber gewiß mußte ſie zum Arme eines ungeheuern Rieſen gehören — und gab mir einen ſolchen Fauſtſchlag auf den Kinnbacken, daß gleich Blut darnach floß; und darauf hat es mich dergeſtalt zermalmt, daß ich jetzt ſchlimmer daran bin, als geſtern, da uns die Stutentreiber um der Gelüſte meines Rozinante willen ſo übel mitſpielten. Hieraus ſchließe ich nun, daß der Schönheitsſchatz dieſes Fräuleins irgend einem verzauberten Mohren zur Huth und Wache anvertraut, und für mich nicht gemacht ſeyn müſſe."

„Für mich, mein Seel, auch nicht," sprach Sancho; „denn mich haben wohl mehr als vierhundert Mohren so hölliſch abgedroſchen, daß die geſtrigen Pfahlpüffe noch lauter Marcipan und Zuckerbrod dagegen ſind. Aber ſagt mir nur, geſtrenger Herr, wie Ihr nun das für ein ſo gutes und rares Abenteuer halten könnt, da Ihr doch ſeht, wie es abgelaufen iſt. Für Euch zwar etwas beſſer als für mich, da Ihr ein ſo unvergleichlich ſchönes Wunderbild in den Armen hieltet, wie Ihr ſprecht. Aber ich, was hab ich denn davon, als die heilloſeſten Püffe und Prügel, die ich mein Lebtage bekommen kann. Wehe mir und wehe der Mutter, die mich gebar! Ich bin weder fahrender Ritter, noch will ichs in meinem Leben werden, und doch muß ich von allen Prügelſuppen das Fett oben weg kriegen."

„Wie?" ſagte Don Quixote; „du haſt alſo auch Schläge bekommen, Sancho?" — „Ei, zum Teufel, was hab ich denn anders geſagt?" verſetzte Sancho. — „Nun, gieb dich nur zufrieden, Freund Sancho," ſprach Don Quixote; „denn ich will jetzt den bewußten köſtlichen Balſam machen, der uns in einem Augenblicke heilen wird."

Immittelſt hatte der Gerichtsdiener Licht bekommen, und trat hinein, den vermeinten Todten zu beſichtigen. Da ihn nun Sancho im Hemde, das Licht in der Hand, mit einem Tuche um den Kopf und einem ziemlichen Eiſenfreſſersgeſichte hinein kommen ſah, fragte er ſeinen Herrn: „Iſt denn das etwa der verzauberte Mohr, der uns noch einmal abzuſchmieren kömmt, wenn ihm ja noch was im Tintenfaſſe geblieben wäre."

„Nein," ſprach Don Quixote, „das kann der Mohr nicht ſeyn, denn die Verzauberten laſſen ſich von Niemand ſehen." — „Nun, laſſen ſie ſich auch nicht ſehen, ſo laſſen ſie ſich doch fühlen," ſagte Sancho; „fragt nur meine Schultern, die könnens Euch erzählen." — „Die meinigen nicht minder," verſetzte Don Quixote; „aber das iſt kein hinreichender Grund zu glauben, dies, was wir da ſehen, ſey der verzauberte Mohr."

Der Gerichtsdiener trat näher und ſtutzte, da er Beide ruhig mit einander reden hörte. Don Quixote lag zwar immer noch mit dem Mund in die Höhe, weil er ſich theils der Schläge, theils ſeiner

Pflaſter wegen, weder regen noch wenden konnte. Der Gerichtsdiener gieng zu ihm hin und fragte ihn: „Wie ſtehts, guter Freund?“ — „Wär ich wie ihr,“ ſprach Don Quixote, „ich redete die Leute ein wenig höflicher an. Spricht man hier zu Lande ſo mit fahrenden Rittern, grober Flegel?“ Dem Gerichtsdiener, der einen ſo ſchlecht ausſehenden Menſchen in ſolchem Tone mit ſich reden hörte, lief die Galle über, und vor Zorn ſchlug er dem armen Ritter die Lampe an den Kopf. Dann gieng er, da es nun ſtockfinſter war, eilends hinaus. „Meiner Treu, geſtrenger Herr!“ ſagte Sancho, „das iſt Euch der verzauberte Mohr, der für Andre den Schatz und für uns Fauſt- und Lanzenſtöße aufgehoben hat.“ — „So iſts,“ antwortete Don Quixote. „Aber man muß ſich nur aus ſolchen Zaubereien nicht viel machen, oder ſich ſehr darüber erzürnen; denn rächen kann man ſich doch nicht dafür, ſo gern man auch wollte, weil ſie unſichtbar und phantaſtiſcher Natur ſind. Steh lieber auf, wenn du kannſt, rufe den Burgvogt dieſer Veſte und laß dir ein wenig Oel, Wein, Salz und Rosmarin geben, damit ich den heilſamen Balſam mache, den ich jetzt höchſt nöthig zu haben glaube, denn die Wunde blutet gewaltig, die mir das Geſpenſt geſchlagen hat.“

Sancho erhob ſich mit großen Schmerzen ſeiner Knochen und tappte im Dunkeln nach der Kammer des Wirths. Als er noch von ungefähr den Gerichtsdiener fand, welcher ſtand und horchte, wie es mit ſeinem Feinde ablaufe, ſo redete er ihn an: „Wer Ihr auch ſeyd, lieber Herr, thut uns doch die Liebe und gebt uns ein wenig Rosmarin, Oel, Salz und Wein, einen der beſten fahrenden Ritter auf Gottes Erdboden zu heilen, der hier im Bette liegt, ſchwer verwundet durch den verzauberten Mohren, der in dieſer Schenke umgeht.“ Der Gerichtsdiener, der ihn ſo reden hörte, hielt ihn für einen Wahnſinnigen. Da es nun ſchon zu tagen anfieng, machte er die Thüre der Schenke auf, rief den Wirth und ſagte ihm, was der gute Menſch wollte. Der Wirth gab ihm das Begehrte, und Sancho bracht es ſeinem Herrn, welcher da lag, den Kopf in den Händen hielt, und ſehr über den Schmerz klagte, den ihm die Oellampe verurſachte, die ihm doch weiter nichts als ein paar ziemlich große Beulen am Kopfe gemacht hatte. Was er für Blut hielt, war nichts

als Schweiß, den ihm seine Leiden ausgepreßt hatten. Dann nahm er diese Spezies, mischte und that sie zusammen, und kochte sie eine ziemliche Weile, bis er glaubte, daß es gar geworden sey. Nun forderte er eine gläserne Phiole, den Trank hineinzugießen; da sich aber in der ganzen Schenke dergleichen nicht fand, so that er ihn in eine alte blecherne Oelflasche, betete wohl achtzig Paternoster und eben so viele Ave Maria, Salve und Credo, und begleitete jedes Wort mit dem Kreuzsegen. Bei dieser ganzen Cerimonie waren Sancho,

der Wirth und der Gerichtsdiener zugegen; denn der Eselstreiber war bereits in aller Stille davon gegangen, um seine Thiere zu füttern.

Als Don Quixote fertig war, wollte er ſogleich die Probe mit ſeinem vermeintlichen Wunderbalſam machen, und trank daher von dem, was nicht in die Flaſche gegangen war, beiläufig eine halbe Maß. Kaum hatte ers hinunter, ſo fieng er ſich dermaßen zu erbrechen an, daß ihm nicht das Geringſte im Magen blieb. Die Angſt und das Würgen des Erbrechens trieb ihm einen gewaltigen Schweiß aus, weßhalb er befahl, man ſollte ihn warm zudecken und allein laſſen. Dies thaten ſie, und er ſchlief länger als drei Stunden. Als er wieder erwachte, befand er ſich ſo leicht, und ſeine Quetſchungen ſchmerzten ihn ſo wenig, daß er ſich für geſund hielt. Das Gewiſſeſte, was er glaubte, war, er habe den wahren Balſam des Fierabras gefunden, mit Hilfe deſſen er alle Abenteuer beſtehen, und ſich in die gefährlichſten Händel, Schlägereien und Treffen wagen könne.

Sancho, der ebenſowohl die Beſſerung ſeines Herrn für ein Wunderwerk hielt, bat ihn um das Uebriggebliebne im Topfe, deſſen nicht wenig war. Don Quixote geſtand es ihm zu, und er faßte den Topf mit beiden Fäuſten und trank, in guter Zuverſicht und mit noch beſſrem Appetite, Alles aus. Der arme Sancho mußte vielleicht keinen ſo reizbaren Magen gehabt haben als ſein Herr; denn eh es bei ihm zum Durchbruche kam, machte ihm der Trank ſo viel Angſt, Uebelkeiten, Schweiß und Schwächen, daß er in allem Ernſte glaubte, ſein Stündlein ſey gekommen. In dieſer Qual verfluchte er den Balſam und den Spitzbuben, der ihn ihm gegeben hätte.

„Sancho!“ ſprach Don Quixote, als er ihn ſo im Zuge ſah, „ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn es dir nicht lediglich deßwegen ſo ſchlimm gienge, weil du nicht zum Ritter geſchlagen biſt; denn dieſer Trank hilft eigentlich nur Rittern.“ — „Zum Teufel! wenn Ihr das wußtet,“ ſprach Sancho, „was that ich und meine arme Sippſchaft Euch denn, daß Ihr mich davon ſaufen ließet.“ In dieſem Augenblicke wirkte das Wundergebräu, und der arme Schildknapp begann ſich aus beiden Kanälen ſeines Leibs mit ſolchem Ungeſtüm zu entladen, daß ſeine Binſenmatte und grobe Decke ſchlechterdings

nicht mehr zu brauchen war. Dabei ſchwitzte und troſ er unter ſo heftigen Verzuckungen, daß nicht allein er, ſondern auch die Umſtehenden dies für ſein Letztes hielten. Dieſe Staupe dauerte ungefähr zwei Stunden, nach welchen er aber nicht ſo munter als ſein Herr, ſondern ſo matt und entkräftet war, daß er ſich kaum auf den Beinen hielt.

Don Quixote hingegen, der ſich wohl befand, bekam ſchon wieder Luſt auszuziehen und Abenteuer zu ſuchen; denn jede Minute, die er hier noch zögerte, glaubte er der Welt und den Elenden, die ſeiner Hilfe bedürften, zu rauben. In dieſer Zuverſicht beſtärkte ihn auch der Wunderbalſam, den er bei ſich führte, ſo daß er ſelbſt den Rozinante und ſeines Schildknappen Eſel ſattelte, dem Sancho auch in die Kleider und auf ſein Thier half. Drauf ſetzte er ſich zu Pferd, und ergriff eine Stange, die in einem Winkel lehnte, um ſie als Lanze zu gebrauchen. Alle, die in der Schenke waren, ungefähr zwanzig Perſonen, ſahen zu, was daraus werden ſollte. Unter den Zuſchauern war auch die Wirthstochter. Don Quixote verwandte

kein Auge von ihr, und ließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer laut werden, der aus der Tiefe ſeiner Seele zu kommen ſchien. Die Umſtehenden ſchrieben es jedoch ſeinem Leidenwehe zu, wenigſtens diejenigen, die am Abende zuvor geſehen hatten, wie er eingepflaſtert wurde.

Als Beide beritten waren, faßte Don Quixote Poſto unter dem Thore, rief dem Wirth und ſprach mit Ernſt und Bedeutung: „Viel und groß ſind die Wohlthaten, Herr Burgvogt, die ich in Eurem Kaſtell empfangen habe, und wofür ich Euch Zeit meines Lebens zu Dank verbunden ſeyn werde. Kann ich Euch damit vergelten, daß ich an einem Uebermüthigen Euch räche, von dem Ihr Unbill erlitten, ſo wiſſet, daß es meines Amtes iſt, denen zu helfen, ſo unvermögend ſind, die zu rächen, denen Ungebühr widerfährt und Verrätherein zu züchtigen. Strenget Euer Gedächtniß an, und findet Ihr der Art etwas darin, das Ihr mir auftragen könnt, ſo braucht Ihr es nur auszuſprechen. Denn bei dem Ritterorden, den ich empfangen, ſey es gelobt, Euch ſoll Genugthuung werden.“

In eben ſo bedächtigem Tone antwortete der Wirth: „Ich habe nicht von Nöthen, daß Euer Geſtrengen mir Rache ſchaffe für irgend erlittne Unbill, denn ich bin ſelber der Mann, mir Recht zu verſchaffen, ſo mich Jemand beleidigt. Nur das wollt ich gebeten haben, daß Ihr mir jetzt die Zeche bezahlt für Stroh und Futter, das den Thieren gereicht wurde, ſo wie für das, was Ihr ſelbſt genoſſen.“ — „So iſts denn eine Schenke, wo ich bin?“ fragte Don Quixote. — „Und das eine der beſten im Lande,“ verſetzte der Wirth. — „So hab ich mich alſo getäuſcht,“ ſagte der Ritter, „ich hielt es bis jetzt für ein Kaſtell und zwar für kein ſchlechtes. Da dem aber nicht ſo iſt, ſo könnt Ihr für jetzt nichts Beſſeres thun, als daß Ihr auf die Bezahlung verzichtet, denn ich darf die Ordensgeſetze der fahrenden Ritterſchaft nicht übertreten. Ich weiß gewiß (und habe nirgends das Gegentheil geleſen), daß nie Einer ſeine Herberge oder ſonſt etwas im Wirthshauſe bezahlt habe. Man iſt ihnen ohnedies von Gott und Rechts wegen allenthalben freie und gute Aufnahme ſchuldig, zu Belohnung der unausſprechlichen Mühe und Noth, ſo ſie haben, dieweil ſie Abenteuer ſuchen bei Tag und Nacht, im

Winter und Sommer, zu Pferd und zu Fuß, unter Hunger und Durst, in Hitze und Frost und ausgesetzt sind allen Widerwärtigkeiten des Himmels und allen Drangsalen der Erde."

„Was geht mich das an?" versetzte der Wirth. „Bezahlt mir, was Ihr schuldig seyd und behaltet Euer Rittergeschwätz für Euch. Was schierts mich; ich muß dafür sorgen, das Meinige zu bekommen." — „Ihr seyd ein Tölpel und schlechter Kerl!" sprach Don Quixote, gab seinem Rozinante die Sporen, senkte seine Stange, sprengte zur Schenke hinaus, ohne daß ihn Jemand aufhielt, und entfernte sich eine große Strecke, ohne zu sehen, ob ihm auch sein Schildknappe folgte oder nicht.

Der Wirth, der ihn so mit unbezahlter Rechnung abziehen sah, machte sich nun an Sancho und verlangte Zahlung. „Ei was!" sprach Sancho, „hat mein Herr nicht bezahlt, bezahl ich auch nicht. Ich bin eines fahrenden Ritters Schildknappe und es ist wahr, also gilt mir wie ihm das gleiche Gesetz, anbelangend das Zahlen in Wirthshäusern und Schenken." Der Wirth ward endlich böse und drohte ihm, wenn er nicht bezahle, so wolle er sich selbst auf eine Art an ihm bezahlt machen, daß es ihn gereuen solle. „Ich darf ja nach den Rittergesetzen meines Herrn keinen Heller bezahlen und wenn Ihr mir die Haut abziehen wolltet," schrie Sancho, „und Euretwegen werde ich nicht den alten löblichen Brauch der fahrenden Ritter brechen; auch soll mirs kein künftiger Schildknappe nachsagen, daß ich ihm sein Recht vergeben hätte."

Nun mußten sich zum Unglück für den armen Sancho unter den Gästen in der Schenke eben vier Tuchscherer von Segovia, drei Nadler vom Potro zu Cordova [1] und zwei Nachbarn vom Markte zu Sevilla, alles junge, rüstige, lustige und schadenfrohe Bursche, befinden. Diese alle, wie von einem Geiste getrieben, machten sich über Sancho her und zogen ihn vom Esel. Indeß gieng einer hinein, um das Leintuch vom Bette des Wirths zu holen. Auf

[1] Der Potro zu Cordova ist ein öffentlicher Platz zu Cordova, auf welchem ein Brunnen ist, wo ein Pferd Wasser ausspeit. Davon heißt er eigentlich el Potro (das Füllen). Da aber auf dem nämlichen Platze auch der Pranger steht, wo Diebe gebrandmarkt, und Beutelschneidern die Ohren abgeschnitten werden, so ist es kein Ehrentitel, wenn man Jemanden auf dem Potro von Cordova zu thun giebt.

dieſes warfen ſie ihn und wollten eben das Werk beginnen, als ſie bemerkten, daß die Decke des Thorwegs zu niedrig ſey. Daher beſchloßen ſie, in den Hof zu gehen, der nur den Himmel zur Decke hatte. Sancho ward in die Mitte des Betttuchs gelegt: dann fiengen ſie an, ihn in die Höhe zu ſchwingen wie einen Hund in

der Faſtnacht. Der arme Geprellte ſchrie entſetzlich, daß es ſein Herr in der Ferne hörte. Er hielt ſtill, horchte aufmerkſam, und glaubte ſchon, es ſey ihm ein neues Abenteuer beſchieden. Als er aber deutlicher hörte, daß es ſein Schildknappe ſey, der ſo ſchrie, kehrte er im vollen Gallopp nach der Schenke um, fand ſie aber zu. Als er nun herum ritt, einen Eingang zu finden, kam er an die Hofwand, die nicht allzu hoch war, und ſah, wie ſie mit ſeinem armen Schildknappen böſes Spiel trieben. Wär er nicht gar grimmig geweſen, ſo hätte er nothwendig lachen müſſen, als er ihn ſo geſchwind und mit ſo gutem Anſtand in die Luft auf und nieder fliegen

sah. Er versuchte es, vom Pferde auf den Rand der Mauer zu steigen, allein er war noch so schwach und zerschlagen, daß es ihm auch nicht gelang, einen Fuß auf die Erde zu setzen. Er übergoß also vom Pferde herab die Preller seines Sancho mit einer solchen Fluth von Schimpf- und Schmähworten, daß es nicht möglich ist, es ihm alles nachzuschreiben. Aber deßhalb hörten jene nicht auf zu prellen und sich halb todt zu lachen, und der arme, zum Vogel gewordne Sancho wehklagte, drohte und bat immer wechselseitig. Doch es half Alles nichts; sie ließen nicht eher von ihm ab, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten. Drauf brachten sie ihm seinen Esel, halfen ihm hinauf und wickelten ihn in den Mantel.

Da ihn die weichherzige Maritornes so abgemattet sah, kam sie ihm mit einem Kruge Wasser zu Hilfe, das sie erst für ihn aus dem Brunnen geholt hatte, damit es desto frischer wäre. Sancho nahm es und setzte es an den Mund, aber er setzte wieder ab, da sein Herr ihm zurief: „Sohn Sancho! trinke kein Wasser, trinke kein Wasser, es kostet dirs Leben, mein Sohn! Sieh, hier hab ich den gebenedeiten Balsam" — er hielt ihm die blecherne Flasche voll Trank hin — „mit zwei Tropfen davon bist du ohne Zweifel geheilt." Sancho sah ihn über die Achsel an und rief noch lauter als sein Herr: „Habt Ihrs vielleicht schon vergessen, daß ich kein Ritter bin? Oder wollt Ihr gern, daß ich das Bischen Gedärm, welches mir heute Nacht noch übrig blieb, vollends ausspeien soll? Behaltet Euer Gesöff mit allen Teufeln für Euch, und laßt mich ungeschoren." Dies sagen und den Krug ansetzen, war Eins; da er aber beim ersten Schlucke merkte, daß es Wasser war, setzte er ab und bat Maritornes, sie möchte ihm Wein bringen. Sie that es auch willig, und bezahlte den Wein von ihrem eignen Gelde; denn das muß man ihr lassen, daß sie, ungeachtet sie in dem Stande lebte, doch noch ein wenig Christenthum im Leibe hatte.

Als nun Sancho getrunken hatte, und man ihm beide Thorflügel öffnete, nahm er seinen Esel zwischen die Haken und ritt sehr zufrieden davon, daß er doch seinen Willen gehabt und nicht bezahlt hätte, unerachtet es auf Kosten seiner gewöhnlichen Bürgen, seiner Schultern, geschehen war. Zwar behielt der Wirth seinen Schnappsack

als Pfand zurück; allein Sancho bemerkte es nicht, ſo verwirrt zog er aus. Als er fort war, wollte der Wirth das Thor verriegeln, aber Sanchos Preller wolltens nicht zugeben, denn das war Volk, das ſich keinen Pfifferling aus Herrn Don Quixote machte, wär er auch ein Ritter von der Tafelrunde geweſen.

Achtzehntes Kapitel.

Gespräch zwischen Sancho Pansa und seinem Herrn, und andre denkwürdige Abenteuer.

ancho war so matt und entkräftet, daß er fast seinen Esel nicht mehr forttreiben konnte. Als ihn Don Quixote in diesem Zustande sah, sprach er: „Nun glaub ichs erst, lieber Sancho, daß jenes Kastell oder jene Schenke verzaubert ist; denn was konnten jene, die dir so grausam mitspielten, wohl anders seyn, als Gespenster und Wesen nicht aus dieser Welt? Und was mich noch mehr in meiner Meinung bestätigt, ist, als ich an der Hofwand hielt und die Auftritte deiner Tragödie sah, konnt ich weder hinübersteigen, so viel Mühe ich mir auch gab, noch vom Rozinante herabkommen, weil sie mich auch bezaubert haben mußten. Denn geschworen sey dirs bei meinem Ritterworte, hätt ich nur hinüber oder herab gekonnt, ich hätte dich dergestalt an diesen Schelmen und Straßenräubern rächen wollen, daß sie ewig hätten dran denken sollen, ob ich gleich dabei hätte die Gesetze des Ritterordens brechen müssen, als welche, wie ich schon oft gesagt, nicht gestatten, daß ein Ritter, äußer zu Vertheidigung seines eignen Lebens und im Falle dringender Noth, an einen Andern, der nicht Ritter ist, Hand lege.“

„Ich [illegible] gesehen," sagte Sancho, „ich habe mehr [illegible] gesehen, welche Ritter oder wahre Ritter genannt [illegible] Ritter ist [illegible] nicht. Ich meine gleich nicht in den Kopf, daß es Zauberer, die mich so verblenden, Gespenster oder vergaukelte Leute gewesen sein sollen, wie Euer Gnaden meint. Ich weiß nämlich, es waren eben so gut Menschen wie Fleisch und Bein, wie wir, einer sie hatten so gut Namen, wie ich weiß Gott, [illegible] Hausknecht war, der andere Pedro Martinez, der andere Nachbar Hernandez aus der Mark Johanna Panzawelle der Kuhhirtin. Daß Ihr aber weder über die Hindernisse noch über Pferde hinaus kommet, gnädiger Herr, kann wohl eben so gut vom andern kommen, als von der Verzauberung herkommen. Was ich nun sagte, ist nur so viel: unser Wamstuchfuchen wird mit an Tuch, und wenn wir mit zu Hause, noch so tief ins Unglück kommen, daß wir nicht mehr wissen, wo unser rechtes Bein ist. Ich sehe so in meinem einfältigen Verstande, es wäre gescheidter und schöner, wir gingen wieder heim, weil eben noch Erntezeit ist, und sorgten für unsre Wirthschaft, als daß wir so von Tuch nach Mecca[1] umherziehen, um immer mit dem Regen in die Traufe kommen, wie man spricht."

„Wie kannst nur nachsehen so hoch in Ritterschaftssachen bist, Sancho," antwortete Don Quixote. „Schweig und hab Geduld; der Tag wird schon kommen, wo du mit leiblichen Augen wirst sehen können, wie gut uns ehrsam es ist, fahrender Ritter zu sein. Denn sag mir doch, giebt es wohl eine grössere Freude, ein entzückenderes Vergnügen in der Welt, als ein Treffen gewinnen und seinen Feind besiegen? Sicher keins."

„Das mag wohl sein," antwortete Sancho, „ob ich gleich nichts davon verstehe. Aber das weiß ich wohl, daß, seit wir fahrende Ritter sind, oder seit es Euer Gnaden ist — denn ich hab es nicht Verdacht, mich unter viele Ehrenzunft zu rechnen — wir noch kein Treffen gewonnen haben, außer das mit dem Biscaier, aus dem

[1] Wie sprichwörtlich Sprichwort: Mecca ist vor alters eine große Moschee, welche die Mauren zu Granada in Spanien hatten, wo sie sehr hoch wallfahrteten. Von Tuch nach Mecca gehen, heißt also so viel, als von Krankheiten machen

Euer Geſtrengen doch immer nur mit einem halben Ohr und der halben Blechhaube davon kam. Denn ſeitdem hats immer nichts geſetzt, als Prügel und noch mehr Prügel, Fauſtſchläge und noch mehr Fauſtſchläge, und für mich noch obendrein eine Prelle; und da dieſe mir von Geſpenſtern und Kobolden widerfuhr, die ich nicht anpacken kann, ſo kann ich auch nicht einmal wiſſen, wie das Vergnügen, einen Feind zu beſiegen, ſchmeckt, das Euer Geſtrengen ſo lobt."

„Das iſts eben, was mich ſo ſehr kränkt als dich, Sancho," ſagte Don Quixote. „Aber ſtille nur! Ich will von nun an dafür ſorgen, ein Schwert von ſo geheimer Kraft zu bekommen, daß, wer es führt, auf keinerlei Art bezaubert werden kann. Vielleicht führt mir gar das Glück jenes berühmte des Amadis zu, von welchem er ſich den Ritter vom brennenden Schwerte nannte. Dies war eins der beſten Schwerter, die je ein Ritter in der Welt hatte; denn außer obgedachter geheimer Kraft hatte es eine Schneide wie ein Scheermeſſer, und keine Waffen, ſo ſtark und ſo bezaubert ſie auch immer ſeyn mochten, konnten ihm widerſtehen.

„Mir hilfts doch nichts," ſagte Sancho, „denn wenn Euer Geſtrengen auch ſo ein Schwert kriegt, ſo wirds nur Rittern helfen, wie Euer Balſam; die armen Schildknappen müſſen ihren Jammer hinunterſchlucken."

„Das fürchte nicht, Sancho," ſagte Don Quixote; „der Himmel wirds beſſer mit dir machen."

Als beide unter dieſem Geſpräch ſo hinzogen, ſah Don Quixote auf dem Wege, wo ſie waren, eine große dicke Staubwolke entſtehen, und auf ſie zukommen. Kaum ward ers gewahr, ſo kehrte er ſich zu ſeinem Schildknappen und ſprach: „O Sancho, dies iſt der Tag, da du ſehen wirſt, welch ein Glück mir mein Schickſal beſchieden hat. Dies iſt der Tag, ſag ich, an welchem ſich die Stärke meines Arms ſo ſehr als jemals zeigen wird, und an welchem ich Thaten thun will, die aufgezeichnet werden ſollen im Buche des Ruhms für alle kommenden Jahrhunderte. Siehſt du jene Staubwolke, Sancho, die ſich dort erhebt? Ein zahlreiches Kriegsheer wirbelt ſie empor, welches aus verſchiednen und faſt unzähligen Völkerſchaften beſteht und da einherzieht." — „Das müßten alſo zwei Heere ſeyn," ſprach Sancho; „denn dort auf der andern Seite

erhebt ſich eben ſo eine Staubwolke?“ Don Quixote ſah hin, und da er es ſo befand, freute er ſich ganz außerordentlich; denn er glaubte zuverſichtlich, daß es zwei Heere wären, die ſich hier begegnen und in dieſer weiten Ebne eine Schlacht liefern wollten, weil ſein Kopf beſtändig voll Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern, Liebesgeſchichten und Ausforderungen ſeiner Ritterbücher war, und was er nur dachte, that und ſprach, da hinauslief.

Eigentlich wurden dieſe Staubwolken, die er ſah, von zwei großen Schafheerden erregt, die von verſchiednen Seiten her dieſen Weg kamen und vor dem dicken Staube nicht eher geſehen werden konnten, bis ſie ganz nahe waren. Don Quixote aber verſicherte ſo hitzig, es wären Kriegsheere, daß es endlich Sancho ſelbſt glaubte und fragte: „Aber, geſtrenger Herr, was ſollen wir denn nun thun?“ — „Was thun?“ verſetzte Don Quixote: „den Hilfsbedürftigen und Unterliegenden beiſtehen. Siehe Sancho, das Heer, das uns da entgegen kommt, führt und kommandirt der große Kaiſer Alifanfaron, Herrſcher der großen Inſel Trapobana; das andre aber,

das seitwärts herkommt, gehört seinem Feinde, dem Könige von Garamantes, Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme, der so heißt, weil er immer mit entblößtem rechtem Arme in die Schlacht zieht."

„Warum sind denn die beiden Herren so erboßt über einander?" fragte Sancho. — „Darum," sprach Don Quixote, „weil dieser Alifanfaron ein wüthender Heide ist, und sich in die Tochter des Pentapolin, die ein wunderschönes und liebreizendes Fräulein und überdies auch noch eine Christin ist, verliebt hat; die aber ihr Vater dem Heidenkönige nicht eher geben will, bis er sich des Glaubens seines Lügenpropheten Mohameds abthue und zum Christenglauben übergehe." — „Bei meinem Barte!" sprach Sancho, „da thut der König Pentapolin ganz recht dran, und ich will ihm helfen, so viel ich kann." — „Daran thust du deine Pflicht, Sancho," sprach Don Quixote; „denn zu solchen Schlachten braucht man eben nicht den Ritterschlag zu haben." — „Nun, das trifft sich gleich recht," versetzte Sancho; „aber wo thun wir der Weile den Esel hin, daß wir ihn wieder finden, wenn der Strauß vorüber ist. Denn auf einem Esel in die Schlacht zu ziehen, ist, glaub ich, doch nicht Brauch?" — „Du hast Recht," sprach Don Quixote. „Indeß weißt du, was du mit ihm machen kannst, Sancho? Laß ihn aufs Geradewohl hinlaufen, mag er sich verlieren oder nicht; denn es wird so viel Pferde geben, die uns in der Beute zufallen, daß es noch drauf ankommt, ob ich nicht selbst meinen guten Rozinante mit einem andern Gaul vertausche. Aber jetzt höre mir zu und schau auf, ich will dir die vornehmsten Ritter in beiden Heeren namhaft machen, und damit du Alles besser sehest und dir merkest, wollen wir uns da zur Seite auf die Anhöhe ziehen, von welcher man beide Heere muß übersehen können." Sie thaten es, und stellten sich auf einen Hügel, von welchem man die beiden Heerden, die unserm Ritter Heere waren, gar wohl hätte sehen können, wenn Einem der Staub den sie machten, nicht die Aussicht benommen hätte. Aber was that das zur Sache? Don Quixote sah in der Einbildung Alles, was weder zu sehen, noch da war, und hub also mit erhabner Stimme an:

„Jener Ritter, den du dort in gelber Rüſtung mit einem gekrönten Löwen zu Füßen einer Jungfrau im Schilde ſiehſt, iſt der tapfre Laurcalco, Herr der ſilbernen Brücke. Der andre dort mit dem goldbeblumten Waffenrock, der drei ſilberne Kronen in blauem Felde im Schild führt, iſt der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quiracia. Jener mit Rieſengliedern, der ihm zur Rechten ſteht, iſt der unverzagte Brandabarbaran von Boliche, Herr der drei Arabien; er zieht einher gehüllt in eine Schlangenhaut, und als Schild führt er ein Thor, wie die Sage meldet, von dem Tempel, den Simſon einwarf, als er ſich durch ſeinen Tod an ſeinen Feinden rächte. Aber hieher ſieh auch auf die andre Seite; bemerkſt du nicht an der Spitze des andern Heeres den immer ſiegreichen und nie überwundnen Timonel von Carcajona, Fürſten von Neubiscaia? Vierfarbige Waffen führt er, blau, grün, weiß und gelb, und im Schild eine goldne Katze in dunkelbraunem Felde mit dem Worte Miau, denn ſo fängt ſich der Name ſeiner Buhlſchaft an, welches die unvergleichliche Miaulina, Tochter des Herzogs Alfenniquen von Algarve, ſeyn ſoll. Der Andre dort, welcher das mächtige Streitroß reitet, mit weißer Rüſtung und weißem Schilde ohne Sinnbild, iſt ein Neulingsritter, von Geburt ein Franzoſe, Namens Pierre Papin, Herr der Baronien von Utrique. Jener, der ſeinem ſchön geſtreiften, leichten Zebra die beſtählten Ferſen in den Bug ſtößt, und himmelblaue Rüſtung hat, iſt der gewaltige Herzog aus Narbia, Eſpartafilardo vom Buſche genannt; im Schilde führt er eine Spargel, mit dem Wahlſpruche: mein Glück wächſet noch.“

So nannte er noch viel andre Ritter beider Heere, die nur in ſeinem Kopfe lebten, und allen verlieh er ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Wahlſprüche, wie ſein unerhörter Wahnſinn ſie ihm aus dem Stegreiſe eingab. „Hier in dieſem vorderſten Geſchwader,“ fuhr er, ohne inne zu halten, fort, „ſind Leute aus allen Nationen; hier die, welche die ſüßen Waſſer des berühmten Xanthus trinken, dort Bergbewohner, welche die Ebne Maſſilias durchſtreifen; dort Goldſammler des glücklichen Arabiens; dort die aus dem klaren Strome Thermodon ſchöpfen, dort die, ſo den goldreichen Paktolus auf mancherlei Weiſe

ANDREW BEST. LELAIR.

erhebt ſich eben ſo eine Staubwolke?“ Don Quixote ſah hin, und da er es ſo befand, freute er ſich ganz außerordentlich; denn er glaubte zuverſichtlich, daß es zwei Heere wären, die ſich hier begegnen und in dieſer weiten Ebne eine Schlacht liefern wollten, weil ſein Kopf beſtändig voll Schlachten, Verzauberungen, Abenteuern, Liebesgeſchichten und Ausforderungen ſeiner Ritterbücher war, und was er nur dachte, that und ſprach, da hinauslief.

Eigentlich wurden dieſe Staubwolken, die er ſah, von zwei großen Schafheerden erregt, die von verſchiednen Seiten her dieſen Weg kamen und vor dem dicken Staube nicht eher geſehen werden konnten, bis ſie ganz nahe waren. Don Quixote aber verſicherte ſo hitzig, es wären Kriegsheere, daß es endlich Sancho ſelbſt glaubte und fragte: „Aber, geſtrenger Herr, was ſollen wir denn nun thun?“ — „Was thun?“ verſetzte Don Quixote: „den Hilfsbedürftigen und Unterliegenden beiſtehen. Siehe Sancho, das Heer, das uns da entgegen kommt, führt und kommandirt der große Kaiſer Alifanfaron, Herrſcher der großen Inſel Trapobana; das andre aber,

das seitwärts herkommt, gehört seinem Feinde, dem Könige von Garamantes, Pentapolin mit dem aufgestreiften Arme, der so heißt, weil er immer mit entblößtem rechtem Arme in die Schlacht zieht."

„Warum sind denn die beiden Herren so erboßt über einander?" fragte Sancho. — „Darum," sprach Don Quixote, „weil dieser Alifanfaron ein wüthender Heide ist, und sich in die Tochter des Pentapolin, die ein wunderschönes und liebreizendes Fräulein und überdies auch noch eine Christin ist, verliebt hat; die aber ihr Vater dem Heidenkönige nicht eher geben will, bis er sich des Glaubens seines Lügenpropheten Mohameds abthue und zum Christenglauben übergehe." — „Bei meinem Barte!" sprach Sancho, „da thut der König Pentapolin ganz recht dran, und ich will ihm helfen, so viel ich kann." — „Daran thust du deine Pflicht, Sancho," sprach Don Quixote; „denn zu solchen Schlachten braucht man eben nicht den Ritterschlag zu haben." — „Nun, das trifft sich gleich recht," versetzte Sancho; „aber wo thun wir der Weile den Esel hin, daß wir ihn wieder finden, wenn der Strauß vorüber ist. Denn auf einem Esel in die Schlacht zu ziehen, ist, glaub ich, doch nicht Brauch?" — „Du hast Recht," sprach Don Quixote. „Indeß weißt du, was du mit ihm machen kannst, Sancho? Laß ihn aufs Geradewohl hinlaufen, mag er sich verlieren oder nicht; denn es wird so viel Pferde geben, die uns in der Beute zufallen, daß es noch drauf ankommt, ob ich nicht selbst meinen guten Rozinante mit einem andern Gaul vertausche. Aber jetzt höre mir zu und schau auf, ich will dir die vornehmsten Ritter in beiden Heeren namhaft machen, und damit du Alles besser sehest und dir merkest, wollen wir uns da zur Seite auf die Anhöhe ziehen, von welcher man beide Heere muß übersehen können." Sie thaten es, und stellten sich auf einen Hügel, von welchem man die beiden Heerden, die unserm Ritter Heere waren, gar wohl hätte sehen können, wenn Einem der Staub den sie machten, nicht die Aussicht benommen hätte. Aber was that das zur Sache? Don Quixote sah in der Einbildung Alles, was weder zu sehen, noch da war, und hub also mit erhabner Stimme an:

„Jener Ritter, den du dort in gelber Rüſtung mit einem gekrönten Löwen zu Füßen einer Jungfrau im Schilde ſiehſt, iſt der tapfre Laurcalco, Herr der ſilbernen Brücke. Der andre dort mit dem goldbeblumten Waffenrock, der drei ſilberne Kronen in blauem Felde im Schild führt, iſt der furchtbare Micocolembo, Großherzog von Quiracia. Jener mit Rieſengliedern, der ihm zur Rechten ſteht, iſt der unverzagte Brandabarbaran von Boliche, Herr der drei Arabien; er zieht einher gehüllt in eine Schlangenhaut, und als Schild führt er ein Thor, wie die Sage meldet, von dem Tempel, den Simſon einwarf, als er ſich durch ſeinen Tod an ſeinen Feinden rächte. Aber hieher ſieh auch auf die andre Seite; bemerkſt du nicht an der Spitze des andern Heeres den immer ſiegreichen und nie überwundnen Timonel von Carcajona, Fürſten von Neubiscaia? Vierfarbige Waffen führt er, blau, grün, weiß und gelb, und im Schild eine goldne Katze in dunkelbraunem Felde mit dem Worte Miau, denn ſo fängt ſich der Name ſeiner Buhlſchaft an, welches die unvergleichliche Miaulina, Tochter des Herzogs Alfenniquen von Algarve, ſeyn ſoll. Der Andre dort, welcher das mächtige Streitroß reitet, mit weißer Rüſtung und weißem Schilde ohne Sinnbild, iſt ein Neulingsritter, von Geburt ein Franzoſe, Namens Pierre Papin, Herr der Baronien von Utrique. Jener, der ſeinem ſchön geſtreiften, leichten Zebra die beſtählten Ferſen in den Bug ſtößt, und himmelblaue Rüſtung hat, iſt der gewaltige Herzog aus Narbia, Eſpartafilardo vom Buſche genannt; im Schilde führt er eine Spargel, mit dem Wahlſpruche: mein Glück wächſet noch.“

So nannte er noch viel andre Ritter beider Heere, die nur in ſeinem Kopfe lebten, und allen verlieh er ihre Waffen, Farben, Sinnbilder und Wahlſprüche, wie ſein unerhörter Wahnſinn ſie ihm aus dem Stegreife eingab. „Hier in dieſem vorderſten Geſchwader,“ fuhr er, ohne inne zu halten, fort, „ſind Leute aus allen Nationen; hier die, welche die ſüßen Waſſer des berühmten Xanthus trinken, dort Bergbewohner, welche die Ebne Maſſilias durchſtreifen; dort Goldſammler des glücklichen Arabiens; dort die aus dem klaren Strome Thermodon ſchöpfen, dort die, ſo den goldreichen Paktolus auf mancherlei Weiſe

ANDREW BESE. LELAIR

ausbeuten; dort listige Numidier, dort in Pfeil und Bogen berühmte Perser, Parther und Meder, die fliehend fechten, Araber mit wandernden Gezelten, Scythen, welche so grausam sind als weise, die Aethiopier mit durchstochnen Lippen und unzählige andre Völkerschaften, deren Gesichter ich schaue und kenne, deren Namen mir aber unbekannt sind. In dem andern Geschwader kommen, welche die Krystallwellen des ölbekränzten Bätis trinken; die, welche mit dem Naß des ewigreichen goldhaltigen Tago das Gesicht sich abspülen; die, welche die heilsamen Fluthen des gelblichen Genil genießen; die so die weidereichen Gefilde von Tarteſſus betreten; die sich in den elysischen Auen von Xeres erfreuen; ferner die reichen, mit goldnen Aehren gekrönten Manchaner; dort eiserne Männer, Abkömmlinge alten gothischen Gebiets; die, welche sich im sanftwallenden Piſuerge baden; sodann die, welche ihre Heerden auf den weiten Triften des schlängelnden Guadiana weiden, der um seines verborgnen Laufs willen so berühmt ist; die, welche auf den waldreichen Pyrenäen oder auf den blanken Kuppen des himmelhohen Apennins vor Kälte starren; kurz, alle Völkerschaften, die Europa in sich faßt und begreift."

Hilf Himmel! was für eine Menge Länder und Nationen nannte er nicht, indem er jede mit dem ihr eigenthümlichen Merkmale bezeichnete, genau bis ins Unglaubliche und ganz versunken in die erlognen Bücher seiner Ritterwelt. Sancho stand da, verblüfft durch Don Quixotes Reden und ohne eine Sylbe zu antworten. Zuweilen sah er sich um, ob er nicht die Ritter und Riesen erblicke, die Don Quixote hernannte; da er aber nichts sah, rief er endlich: „Herr, hol sie der Teufel alle zusammen, die Leute, Riesen und Ritter, die Ihr da nennt; ich wenigstens sehe keinen davon. Vielleicht ists einmal wieder so eine Teufelei, wie mit den Gespenstern voriger Nacht." — „Wie kannst du so etwas sagen, Sancho?" sprach Don Quixote. „Hörst du denn nicht das Wiehern der Pferde, das Schmettern der Trompeten, und den Schall der Heerpaucken?" — „Ei, ich höre nichts als Blöcken von Schafen und Hämmeln," sprach Sancho. Und so verhielt sichs auch in der That; denn die beiden Heerden waren ihnen nun ziemlich nahe. „Die Furcht machts bei dir," sagte Don Quixote, „daß du weder recht siehst noch hörst, Sancho; denn dies ist eben

eine Wirkung derſelben, daß ſie die Sinne betäubt und uns die Dinge nie ſo erſcheinen läßt, wie ſie wirklich ſind. Aber wenn es ſo um dich ſteht, ſo mach dich nur auf die Seite, und laß mich allein, denn ich allein bin Mann genug, den Sieg auf diejenige Partei zu bringen, der ich zu Hilfe komme.“ Und indem er dies ſagte, gab er dem Rozinante die Sporen, legte die Lanze ein und ſchoß den Hügel hinab wie ein Blitzſtrahl.

„Daß Gott tauſendmal erbarm, geſtrenger Herr!“ ſchrie ihm Sancho aus vollem Halſe nach. „Ach! kehrt doch nur um; meine Seele, es ſind ja nur Hämmel und Schafe. Kehrt doch um! Nun, ſo wollt ich auch, daß — was das nun wieder für eine Narrheit iſt! Thut doch nur die Augen auf, Herr! Es ſind weder Rieſen noch Ritter, noch Katzen, noch Waffen, noch halbe, noch ganze, blaue oder grüne Felder, noch der Teufel und ſeine Großmutter da! Daß Gott tauſendmal erbarm, was er nun da wieder macht?“

Wer auf alles dies nicht hörte, war unſer Ritter. „Friſch auf, tapfre Ritter, die ihr unter dem Banner des großen Kaiſers Pentapolin mit dem aufgeſtreiften Arme ſtreitet, friſch auf! folgt mir alle nach, und ihr ſollt ſehen, wie leicht ich ihn an ſeinem Feinde Alifanfaron von Trapobana rächen will,“ ſchrie er, ſprengte mitten ins Geſchwader der Schafe, und fieng an, ſie ſo wüthend niederzuſtoßen, als wären es ſeine Todfeinde. Die Hirten und Schafknechte ſchrien ihm zu, er ſolle doch das Ding bleiben laſſen; da ſie aber ſahen, daß all ihr Schreien nichts half, nahmen ſie ihre Schleudern zur Hand, und begrüßten ihm die Ohren mit fauſtgroßen Steinen. Don Quixote machte ſich nichts daraus, ſondern rannte nur da und dort hin und ſchrie: „Wo biſt du, übermüthiger Alifanfaron? komm heran! ich bin ein einziger Ritter, der dir Fehde ankündigt! ich allein will dich Mann für Mann beſtehen, und dir dein Leben rauben, zur Strafe der Ungebühr, die du dem tapfern Pentapolin Garamanta erweiſeſt.“ Indem kam ein derber Kieſelſtein geflogen, traf ihn in die Seite und ſchlug ihm zwei Rippen in den Leib hinein. Als er ſich ſo übel zugerichtet ſah, hielt er ſich entweder gar für todt, oder doch wenigſtens für ſchwer verwundet. Zum Glück fiel ihm noch ſein Wundertrank ein. Sogleich nahm er die Flaſche heraus, ſetzte ſie an und ſchluckte; ehe er aber noch das Gehörige zu ſich genommen, kam noch ein ſolcher Mandelkern und traf ihn ſo voll auf die Fauſt und Flaſche, daß er dieſe gleich zu Trümmern ſchlug, unterwegs noch beiläufig drei bis vier Zähne mitnahm, und ihm zwei Finger jämmerlich zerquetſchte. Die zwei Würfe zuſammen wirkten ſo entſcheidend, daß der arme Ritter nothgedrungen vom Pferde fiel. Die Hirten liefen zu, und da ſie nicht anders dachten, als ſie hätten

ihn todt geworfen, trieben ſie eiligſt ihre Heerde zuſammen, luden ihre Todten auf, deren über ſieben waren, und machten ſich auf und davon.

Sancho ſtand indeſſen mauerfeſt auf ſeinem Hügel, ſah die Narrheiten ſeines Herrn mit an, zerraufte ſich den Bart, und verfluchte Tag und Stunde, wo das Unglück ihn mit ſeinem Herrn zuſammengeführt hatte. Da er ihn nun auf der Erde liegen ſah, und merkte, daß die Hirten das Feld geräumt hätten, begab er ſich herab, gieng zu ihm hin, und fand ihn in ſehr ſchlimmen Umſtänden, obgleich noch bei Sinnen. „Sagt ichs nicht, geſtrenger Herr, Ihr ſolltet umkehren?“ ſprach er. „Sagt ichs nicht, es ſind Schöpſe und keine Soldaten?“ — „So verwandelt mir nun der Erzſchelm von Zauberer, mein Feind, alles unter den Händen,“ verſetzte Don Quixote. „O, lieber Sancho! ſolchem Volke iſts leicht, uns alles vorzugaukeln was ihnen einfällt, und ſicher hat mir dieſer Schurke, der mich verfolgt, und mir den Ruhm beneidet, den ich in dieſer Schlacht davon getragen hätte, die Geſchwader Feinde in Heerden Schafe verwandelt. Ums Himmelswillen, Sancho, thue mir — damit du nur ſiehſt, daß ich recht habe — thue mir nur den einzigen Gefallen, und nimm deinen Eſel, reite ihnen ſachte nach, und ſiehe zu, ob ſie nicht eine kleine Strecke von hier ihre vorige Geſtalt wieder annehmen, und ſich aus Schöpſen wieder in wahre ordentliche Menſchen verwandeln, wie ich ſie anfangs beſchrieb. Doch nein, warte nur ein wenig; jetzt hab ich deiner nöthig. Komm her, und ſieh einmal zu, wie viel mir Backen- und Vorderzähne fehlen. Ich glaub, ich hab keinen einzigen mehr im Munde.“

Sancho trat ſo nahe hin, daß er ihm beinahe die Augen in den Mund ſteckte. Unglücklicherweiſe war es gerade der Augenblick, wo der Balſam zu wirken anfieng, und Don Quixote ſpie ſchneller und gewaltſamer, als ein Flintenſchuß, Alles, was er im Leibe hatte, ſeinem mitleidigen Schildknappen in den Bart. „Heilige Maria, Mutter Gottes!“ ſchrie Sancho; „was iſt das? Der arme Mann iſt gewiß tödtlich verwundet, denn das helle Blut ſchießt ihm ja zum Halſe raus.“ Da ers aber ein Bischen genauer unterſuchte, merkte er gleich an Farbe, Geſchmack und Geruch, daß es kein Blut,

ſondern Balſam aus der Oelflaſche ſey, wovon er ihn hatte trinken ſehen, und bekam auf einmal davon ſo gewaltigen Ekel, daß ſich ihm der Magen umkehrte und er Alles, was darin war, über ſeinen Herrn ergoß, alſo, daß Beide glänzten wie Perlen. Sancho lief eilig zu ſeinem Eſel, um Etwas aus dem Schnappſacke zu holen, womit er ſich reinigen und ſeinen Herrn verbinden könnte. Aber der Schnappſack war weg, und Sancho wollte darüber faſt von Sinnen kommen. Er verwünſchte ſich aufs Neue, und ſchwor es in ſeinem Herzen, ſeinen Herrn zu verlaſſen und heimzuziehen, wenn er auch ſeinen Dienſtlohn und die gehoffte Statthalterſchaft der verſprochnen Inſel im Stiche laſſen ſollte.

Don Quixote richtete ſich indeſſen wieder auf, ſteckte die linke Hand in den Mund, daß die übrigen Zähne nicht herausfielen, und faßte mit der andern den Zügel ſeines Rozinante, der nicht einen Schritt von ſeinem Herrn gewichen, ein ſo treues und wohlgezogenes Thier war es. So näherte er ſich ſeinem Schildknappen, den er aber halb mit der Bruſt über den Eſel gelehnt, die Hand unter den Kopf geſtemmt, in der nachdenklichſten Stellung fand. „Nun, wo fehlts, Sancho?“ ſprach der Ritter, der ihn ſo in Leid verſunken ſah. „Wiſſe, kein Menſch iſt mehr als ein andrer, wenn er nicht mehr thut, als ein andrer. Alle die Stürme, ſo jetzt uns nach einander getroffen haben, ſind Zeichen, daß der Himmel ſich aufklären und unſer Schickſal bald beſſer werden wird; denn es iſt nicht möglich, daß Glück und Unglück lange dauern, und daraus folgt, daß, weil das Unglück uns lange verfolgt hat, das Glück jetzt vor der Schwelle ſey. Gräme dich nicht ſo ſehr über die Widerwärtigkeiten, die mich betroffen haben, denn du haſt ſie doch nicht mit fühlen müſſen.“

„Ich nicht?“ verſetzte Sancho. „Wars denn irgend nicht meines Vaters einziger Sohn, den ſie prellten? Und war denn der Schnappſack, der jetzt mit meinem Bischen Hab und Gut zum Teufel iſt, auch nicht mein?“ — „Was? Iſt der Schnappſack weg, Sancho?“ fragte Don Quixote. — „Ih, was denn ſonſt?“ ſprach Sancho. — „So haben wir ja heute nichts zu eſſen?“

ſagte Don Quixote. — „Freilich,“ verſetzte Sancho, „wenns auf dieſen Wieſen keine Kräuter und Wurzeln giebt, die Ihr kennt, wie Ihr ſprecht, und womit ſich die fahrenden Unglücksritter, wie Euer Geſtrengen einer iſt, helfen, wenn ſie den Schnappſack verloren haben.“ — „Bei dem Allen,“ ſagte Don Quixote, „möchte ich doch jetzt ein Stück weißes oder ſchwarzes Brod und etliche Heringe lieber haben, als alle Kräuter, die im Dioskorides zuſammt dem Commentar des Doktors Laguna[1] ſtehen. Aber unterdeſſen ſteig nur auf und folge mir nach, guter Sancho; Gott, der für Alles in der Welt ſorgt, wird uns auch nicht verlaſſen, da wir jetzt in ſeinem Dienſte und unſerm Berufe wandeln. Speiſt er doch die Mücken in der Luft, die Würmer auf der Erde und die Fröſche im Waſſer, und läßt aus Barmherzigkeit ſeine Sonne aufgehen über Gute und Böſe, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“

„Meiner Treu!“ ſprach Sancho, „Ihr ſchicket Euch beſſer zu einem Pfarrer, als zu einem fahrenden Ritter, geſtrenger Herr!“ — „Von Allem müſſen fahrende Ritter Etwas verſtehen, Sancho,“ verſetzte Don Quixote; „denn in vorigen Zeiten gab es welche, die auf freier öffentlicher Landſtraße eine Rede oder Predigt ſo gut halten konnten, als hätten ſie auf der hohen Schule zu Paris den Gradum bekommen, und daraus folgt, daß die Lanze der Feder und die Feder der Lanze keinen Eintrag thut.“ — „Nun, meinethalben mags ſo ſeyn, wie Euer Geſtrengen ſagt,“ ſprach Sancho; „aber jetzt macht nur, daß wir fortkommen und Nachtquartier finden; Gott gebs uns nur da, wo kein Prellen und keine Preller, keine Geſpenſter und verzauberte Mohren ſind; denn, meiner Treu! geſtrenger Herr, wenns uns wieder ſo geht, ſo wünſch ich vollends Sack und Pack zum Teufel.“ — „Um das bitte du Gott, lieber Sohn,“ ſprach Don Quixote, „und führe mich, wohin du willſt, denn die Wahl unſrer Herberge will ich jetzt dir überlaſſen. Aber gieb doch deine Hand her, fühle mit dem Finger und ſieh einmal zu, wie viel mir Backzähne in der rechten obern Kinnlade fehlen, denn ich fühle da Schmerzen.“

[1] So hieß der Leibarzt Carls V., der den Dioskorides überſetzte und erläuterte.

Sancho steckte die Finger hinein, fühlte und fragte ihn sehr bedenklich: „wie viel Zähne pflegten denn Euer Gestrengen auf dieser Seite zu haben?“ — „Viere,“ sprach Don Quixote, „außer dem Weisheitszahne, und alle frisch und gesund.“ — „Viere?“ versetzte Sancho. „Hm! besinnt Euch doch einmal recht, was Ihr saget.“ — „Was ich dir sage: viere oder gar fünfe,“ wiederholte Don Quixote, „denn in meinem Leben ist mir keiner ausgefallen, ausgebrochen worden, oder von Zahnfäule und Scharbock angegangen.“ — „Nun,

da unten habt Ihr nicht mehr als dritthalb Backzähne, und oben weder einen halben noch einen ganzen, denn da iſt alles ſo glatt wie meine Hand," ſprach Sancho. — „Weh mir!" ſagte der Ritter, da er dieſe traurige Nachricht hörte, „wollt ich doch lieber, daß ſie mir einen Arm vom Leibe gehauen hätten, nur den nicht, womit ich den Degen führe; denn das mußt du wiſſen, Sancho! ein Mund ohne Zähne iſt eine Mühle ohne Stein, und ein guter Zahn ſteht mehr als Diamanten an. Aber ſolchen Fährlichkeiten ſind wir nun einmal bei dem ſtrengen Gelübde der Ritterſchaft unterworfen. Steig auf, Freund, und reite voran, ich will dir folgen, wohin du willſt."

Dies that Sancho, und hielt ſich nach der Gegend zu, wo er eine Herberge hoffte, wich aber dabei nicht aus der Landſtraße, auf welcher ziemlich lebhafter Verkehr war. Da ſie nun ſo allmählig hinzogen, — denn den Ritter ſchmerzte ſein Backen heftig, und ließ ihn nicht ſcharf reiten — ſuchte ihn Sancho durch ein Geſpräch zu zerſtreuen und zu unterhalten. Etwas davon wird im folgenden Kapitel vorkommen.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem weiſen Geſpräch, das Sancho mit ſeinem Herrn führte, von dem Abenteuer mit der Leiche, und von andern großen Ereigniſſen.

ch glaube, mein Herr!" ſprach Sancho; „alles das Unglück, was uns dieſe Tage herzugeſtoßen, iſt, glaub ich, die verdiente Strafe Eurer Sünden, weil Ihr die Rittergeſetze übertreten und Euern ſchweren Eid gebrochen habt, auf keinem Tiſchtuche zu eſſen, nicht mit der Königin zu kurzweilen, und was dem ſonſt noch war, bis Ihr dem Malandrie, oder wie der Mohr heißen mag, den Helm genommen hättet."

„Du haſt wohl Recht, Sancho," ſprach Don Quixote; „aber dir die Wahrheit zu geſtehen, ich hatte es ganz vergeſſen; und nun kannſt du auch ſicher glauben, daß du zur Strafe, weil du mich nicht in Zeiten daran erinnerteſt, biſt geprellt worden. Aber den Schaden will ich ſchon wieder erſetzen, denn in dem Ritterorden kann man ſich auf allerlei Art helfen." — „Was Henker, hatt ich denn auch geſchworen?" ſprach Sancho. — „Geſchworen oder nicht," verſetzte Don Quixote, „das iſt einerlei, genug, daß ich der Meinung bin, du ſeyſt nicht ganz frei von Mitwiſſenſchaft. Aber ſey es, oder ſey es nicht, ſo wirds nicht ſchaden, wenn wir auf Mittel denken, das Ding wieder gut zu machen." — „Wenns ſo geht," ſprach Sancho, „ſo vergeßt doch ja das nicht auch, wie Euern Eid, geſtrenger Herr; denn die Geſpenſter möchten ſonſt wieder Luſt bekommen, noch einmal mit mir zu kurzweilen und wer weiß, ob nicht auch mit Euch, wenn ſie Euch ſo oft meineidig finden."

Unter dieſem Geſpräch überfiel ſie mitten auf der Straße die Nacht, ohne daß ſie wußten, wo ſie Herberge finden würden. Das Schlimmſte bei der Sache war, ſie ſtarben faſt vor Hunger; denn mit Sanchos Schnappſack war ihr ganzes Reiſemagazin verloren. Ihr Unglück aber zu vollenden, begegnete ihnen noch dazu ein Abenteuer, das alles Anſehn eines wahren hatte. Die Nacht wurde immer finſterer, aber ſie reisten doch fort, denn Sancho glaubte, weil ſie auf der Heerſtraße wären, in einer oder höchſtens zwei guten Stunden Weges noch eine Schenke zu finden. Wie ſie denn ſo weiter giengen in finſterer Nacht, Sancho voll Hungers, ſein Herr voll Verlangens zu eſſen, ſahen ſie ſich von fern eine Menge Lichter entgegen kommen, die wie Irrlichter ausſahen. Sancho fiel faſt in Ohnmacht, da er ſie erblickte, und dem Ritter ſchien es auch nicht recht geheuer. Jener zog dem Eſel die Halfter, dieſer dem Roß die Zügel an. So hielten ſie und ſchauten lautlos vor ſich hin, und ſiehe, die Lichter kamen immer näher und wurden immer größer. Sancho zitterte am ganzen Leibe wie Eſpenlaub, und Don Quixoten fiengen die Haare an ſich zu ſträuben; der Ritter aber erholte ſich ein wenig, und ſprach: „Sancho, dies iſt unſtreitig das größte und gefährlichſte Abenteuer, wo ich meine ganze Kraft und Tapferkeit werde zeigen müſſen.“

„Ach, daß Gott erbarm!“ ſprach Sancho; „wenn das wieder Geſpenſter ſind, wie's faſt ſcheint, wo werd ich Rippen hernehmen, ſie auszuhalten?“ — „Wären es auch noch ſo viele Geſpenſter, ich werde nicht zugeben, daß man dir ein Haar krümme,“ ſprach Don Quixote. „Letztens konnten ſie dir wohl übel mitſpielen, weil ich nicht im Stande war, über die Hofmauer zu ſteigen; aber jetzt ſind wir in freiem Felde, wo ich mein Schwert brauchen kann, wie ich will.“ — „Aber wenn ſie Euer Geſtrengen wieder bezaubern, wie ſie neulich gethan haben, was hilfts uns dann, ob Ihr in freiem Felde ſeyd oder nicht? — „Demungeachtet ſey guten Muths, Sancho,“ ſprach Don Quixote, „du ſollſt aus Erfahrung ſehen, wie muthig ich ſelbſt bin.“ — „Nu helfe der liebe Gott, ich wills wohl ſehn;“ antwortete Sancho, und beide ſtellten ſich zur Seite des Wegs, und lauſchten aufmerkſam, was aus den wandelnden Lichtern werden wolle. Kurz darauf entdeckten ſie eine Menge Leute in weißen langen

Hemden. Der fürchterliche Anblick löschte das letzte Fünkchen Muth in Sanchos Bruſt, und er fieng an mit den Zähnen zu klappern, als hätte er das viertägige Fieber. Je deutlicher ihnen Alles wurde, deſto mehr nahm Sanchos Zähneklappern zu; denn nun ſahen ſie bei zwanzig verſchleierten Leuten, ſämmtlich zu Roß mit brennenden

Fackeln in der Hand. Hinter dieſen kam eine Sänfte, mit Trauer behangen, und dieſer folgten ſechs andre Reiter, gleichfalls in Trauer bis zu den Füßen ihrer Maulthiere; denn daß es keine Pferde waren, merkte man wohl an dem leiſen bedächtlichen Gange. Die weißverſchleierten Leute murmelten in dumpfer kläglicher Stimme vor ſich hin.

Eine ſo ſeltſame Erſcheinung zu ſolcher Stunde und an dieſer Stätte konnte ſelbſt den mannhaften Don Quixote in Schrecken ſetzen; denn dem armen Sancho war ohnehin das Herz gänzlich entfallen. Zum Glücke für des Ritters Muth ſpielte ihm ſeine Phantaſie den Streich, aus jener Erſcheinung ein Abenteuer zu machen, wie dergleichen in den Ritterbüchern ſtanden. Er machte ſich nämlich gleich die Sänfte zu einer Bahre, auf welcher man einen ſchwer verwundeten oder gar todten Ritter führe, deſſen Rache ihm allein aufbehalten ſey. Ohne weiteres Nachſinnen legte er die Lanze ein, ſetzte ſich feſt im Sattel, und ſtellte ſich mit einer wahren Heldenmiene mitten in die Straße, wo der Zug herkam. Als er ihm nahe genug war, erhob er die Stimme: „Haltet, ihr Ritter, wer ihr auch ſeyd! und gebt mir Rechenſchaft, wer ihr ſeyd? woher ihr kommt? wohin ihr wollt? und was ihr auf jener Bahre führet? Allem Anſehen nach habt ihr entweder Jemanden, oder hat euch Jemand Ungebühr zugefügt, und dies muß ich wiſſen, damit ich entweder euch wegen begangner Uebelthat züchtigen, oder euch wegen erlittnen Unrechts rächen kann!“ — „Wir haben Eile, die Herberge iſt noch weit;“ ſprach einer von den Verſchleierten, „es iſt nicht Zeit, Euch eine lange Erzählung zu machen, wie Ihr ſie verlangt,“ und damit ſtach er ſein Maulthier an, und wollte vorbei. „Halt!“ ſprach Don Quixote, der dieſe Antwort ziemlich übel nahm, und dem Reiter in den Zügel griff — „halt! ſeyd ein Bischen höflicher, und gebt mir Beſcheid über das, was ich euch fragte, oder ſetzt euch Alle mit mir in Fehde.“ Das Maulthier ward ſcheu; als ihm nun Don Quixote in den Zügel fiel, bäumte es ſich dergeſtalt in die Höhe, daß es ſich mit ſeinem Herrn rückwärts überſchlug. Ein Maulthiertreiber-Junge der nebenher gieng und ihn fallen ſah, fieng an auf Don Quixote loszuziehen. Dieſer, ohnedies ſchon zornig genug, legte ohne weitern Verzug mit ſeiner Stange ein, rannte auf einen Leidtragenden los, ſattelte ihn übel zugerichtet ab, und warf ſich ſchnell wieder herum, den Andern es auch ſo zu machen. Eine Luſt war es zu ſehen, wie geſchwind und fertig er ſie angriff und auseinander ſprengte. Es war nicht anders, als wären dem Rozinante Flügel gewachſen, ſo leicht und ſtolz flog er daher. Alle Vermummten waren furchtſame und unbewaffnete Leute,

und folglich nahmen sie augenblicks die Flucht und rannten mit den Fackeln über das Feld hin, so daß sie nicht anders aussahen wie Masken, die in der Fastnacht umherschwärmen. Die Leidtragenden, die sich in ihren Trauermänteln und langen Talaren verwickelten, konnten sich auch nicht regen, und also war es unserm Ritter leicht, sie nach Herzenslust abzuprügeln und sie aus dem Felde zu schlagen; denn die armen Leute dachten, es wäre kein Mensch, sondern der leibhafte Teufel aus der Hölle, der käme und ihnen den Leichnam in der Sänfte abnehmen wollte.

Alles dies sah Sancho mit an, voll Verwunderung über den Muth seines Herrn und sprach in seinem Herzen: „Mein Herr ist doch wirklich ein so tapfrer und kühner Held, wie er spricht.“ Nicht weit von dem Erstern, mit dem sich das Maulthier überschlagen hatte, lag eine Fackel, bei deren Schein ihn Don Quixote sah. Er ritt zu ihm hin, setzte ihm die Spitze seiner Stange ins Gesicht,

Eurem Vornehmen ablaſſen wollet, ſo verſchiebts doch wenigſtens bis auf den Morgen. Es kann nicht länger als drei Stunden bis dahin ſeyn, ſo viel ich davon weiß und gelernt habe, da ich noch Schafknecht war; denn, ſeht ihrs, geſtrenger Herr? die Schnauze am kleinen Bären ſteht über dem Kreuze, und zeigt Mitternacht an, weil er links in gerader Linie über uns ſteht [1]."

„Sancho, Freund Sancho!" ſprach Don Quixote, „was ſchwatzeſt du da von Linie, Schnauze und dem kleinen Bären, da es ſo ſtockfinſter iſt, daß am ganzen Himmel nirgends ein Stern ſich zeigt?" — „Das iſt zwar wahr," verſetzte Sancho, „dunkel iſts, aber Furcht hat tauſend Augen; und kann man ſehen, was unter der Erde [2] iſt, warum nicht auch was im Himmel iſt? Und man kanns auch durch Nachdenken finden, daß es nicht weit mehr vom Tage ſeyn muß." — „Mag er nah oder noch ferne ſeyn," ſprach Don Quixote, „das iſt mir einerlei; von mir ſoll man weder jetzt, noch in Zukunft ſagen, daß ich mich durch Bitten und Thränen von meiner Ritterpflicht habe abwendig machen laſſen; und alſo bitt ich dich, Sancho, ſchweige! denn Gott, der mirs in Sinn und Herz gegeben hat, dies ſchwere und gefährliche Abenteuer zu beſtehen, wird ſich meiner ſchon gnädig annehmen und auch dich in deiner Trauer tröſten. Alles was du jetzt noch zu thun haſt, iſt, gürte mir den Rozinante feſter, und erwarte mich hier; denn ich komme bald wieder, lebendig oder todt."

Da nun Sancho ſah, wie feſt ſein Herr entſchloſſen war, wie wenig ſein Rath, ſeine Bitten und Thränen helfen wollten, beſchloß er Liſt zu brauchen, und dadurch ſeinen Herrn dennoch zu nöthigen, daß er den Tag erwarte. Er ſchnürte alſo dem Pferde, als er es feſter gürtete, unvermerkt mit dem Strickhalfter ſeines Eſels die Beine dergeſtalt zuſammen, daß es, als Don Quixote fort wollte, unfähig war, eine andre Bewegung zu machen, als mit geſchloßnen

[1] Anſpielung auf die Art, wie die ſpaniſchen Bauern nach dem kleinen Bären die Stunden der Nacht meſſen.

[2] Dies bezieht ſich auf den Glauben des gemeinen Volks in Spanien, daß gewiſſen Leuten die Gabe angeboren ſey, in der Erde vergrabne oder andre verborgne Dinge zu ſehen, in ſo fern ſie nur mit keinem blauen Tuche bedeckt wären. Die mit dieſer Wunderkraft Begabten heißen Zaboris.

Füßen einen Sprung in die Höhe. „Seht Ihrs, gestrenger Herr," sprach Sancho, da er merkte, daß ihm seine List gelang; „seht Ihrs, daß sich der Himmel meiner Bitten und Thränen erbarmt, und macht, daß Rozinante nicht fort kann? Und wenn Ihrs dennoch erzwingen wollt, und ihm die Sporen noch so sehr gebt, so wirds Euch doch nichts helfen, als daß Ihr Gott versucht, und wider den Stachel lecket, wie man spricht." Don Quixote hätte rasend werden mögen; je mehr er dem Gaul die Sporen gab, desto weniger konnt er ihn vom Flecke bringen. Daß dem Rozinante die Beine gebunden seyen, daran dachte er keineswegs, sondern beschloß es ruhig abzuwarten, bis entweder der Tag anbräche, oder Rozinante sich rühren könnte. Er meinte nämlich, es müsse etwas ganz Andres dahinter stecken, als eine List Sanchos. „Sancho!" sprach er, „weil ich denn merke, daß Rozinante sich schlechterdings nicht regen kann, so will ich nur den Morgen hier erwarten; ungeachtet ich sehr beklage, daß es noch so lange damit werden wird." — „Ei, hat sich was zu klagen," versetzte Sancho; „die Zeit soll Euch nicht lang werden, gestrenger Herr; ich will Euch Märchen genug bis an den hellen Tag erzählen,

hatten, auch nicht einmal einen Tropfen Waſſer, nur die Zunge zu netzen. Von dieſer Leibesnoth gepreßt, bemerkte Sancho, daß die Wieſe, wo ſie waren, voll friſchen Graſes ſtund; dies machte ihm wiederum Hoffnung, und im folgenden Kapitel wird er dem Ritter ſeine Gedanken darüber mittheilen.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie gesehnes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr bestund, als je ein Ritter in der Welt.

„Ich wollte wetten, gestrenger Herr,“ sprach Sancho, „daß irgend eine Quelle oder ein Bach in der Nähe ist, denn das Gras hier ist so frisch und feucht. Ich meine, wir gehen ein Bischen weiter; vielleicht finden wir was, womit wir den schrecklichen Durst löschen können, der gewiß tausendmal ärger ist als der Hunger.“

Dieser Rath gefiel unserm Ritter nicht übel; er nahm also den Rozinante beim Zügel, und Sancho, nachdem er die Ueberbleibsel des Abendbrods wieder aufgepackt hatte, seinen Esel bei dem Halfter, und so tappten sie ganz bedächtig über die Wiese hin, weil es so finster war, daß sie nichts sehen konnten. Kaum waren sie zweihundert Schritte gegangen, so hörten sie ein großes Geräusch von Wasser, als wenn es sich über hohe Felsen herabstürzte. Dies Brausen erfreute sie sehr. Da sie aber genau darauf horchten, hörten sie noch ein andres Getöse, welches ihnen die Freude über das erstere wieder vergällte; sonderlich dem armen Sancho, der von Natur furchtsam und kleinmüthig war. Es waren starke Schläge nach einem gewissen Takt, nebst einem Geklirre von Eisen und Ketten, die, verbunden mit dem

wüthenden Waſſerbrauſen, jedem Andern als einem Don Quixote große Furcht eingejagt haben würden. Stockfinſter war, wie geſagt, die Nacht, und ſie befanden ſich eben unter einigen hohen Bäumen, deren Blätter von einem ſanften Winde bewegt, ein ſchauriges Säuſeln verurſachten, ſo daß Einſamkeit, Dunkelheit, Brauſen des Waſſers und Säuſeln der Blätter ſich vereinigten, um den Eindruck des Grauſens hervorzubringen, zumal da die Schläge nicht aufhörten, der Wind ſich nicht legte, der Morgen nicht anbrechen wollte, und ſie überdies nicht wußten, wo ſie ſich befänden.

Endlich ſchwang ſich Don Quixote, von dem auch in dieſer Stunde ſein Heldenmuth nicht wich, auf den Rozinante, ergriff die Tartſche, erhob die Lanze und ſprach: „Wiſſe, Freund Sancho, daß mich der Schluß des Himmels geboren werden ließ, in unſerm eiſernen Zeitalter das Gold der alten Zeit, oder daß ich es recht ſage, das goldne Zeitalter wieder herzuſtellen. Ich bin es, für den Gefahren, Großthaten oder erhabne Unternehmungen aufbehalten ſind. Ich bin es, ſag ich noch einmal, der die Ritter von der Tafelrunde, die Zwölfe von Frankreich, und die neun Männer des Ruhms wieder erwecken, und alle Platirs, Tablanten, Olivanten, Tiranten, Sonnenritter, Belianiſſe und die ganze Schaar berühmter fahrender Ritter der alten Zeit in Vergeſſenheit bringen wird, indem ich zu unſern Zeiten ſolche unerhörte große Thaten und Waffenwunder thun werde, daß ſie die berühmteſten von jenen verdunkeln ſollen. Du bemerkſt, getreuer und redlicher Schildknapp, die Finſterniſſe dieſer Nacht, ihr ſeltſames Schweigen, das dumpfe und räthſelhafte Säuſeln der Blätter, das gräßliche Brauſen des Waſſers, dem wir nachgiengen, und welches nicht anders klingt, als ſtürze es von den hohen Mondbergen [1] herab; du hörſt die unaufhörlichen Schläge, welche unſre Ohren betäuben. Alles dies zuſammen, ja ſchon jedes für ſich wäre hinreichend, dem Kriegsgotte ſelbſt Schrecken einzujagen, geſchweige denn einem Andern, der ſolche Vorfälle und Abenteuer nicht gewohnt iſt. Für meinen Muth iſt es aber nur ein neuer Sporn, ſo daß mir das Herz im Leibe vor Begier ſpringen möchte, dies Abenteuer zu beſtehen,

[1] Wie der Nil.

so gefährlich es auch seyn mag. Gürte mir derohalben den Rozinante etwas fester, und sey Gott befohlen. Erwarte mich hier drei Tage; komme ich in diesen nicht zurück, so kannst du in unser Dorf zurückkehren. Und willst du mir dann noch einen Gefallen und Liebesdienst erweisen, so gehe nach Toboso, und sage meinem unvergleichlichen Fräulein Dulcinea, daß ihr ganz ergebner Ritter todt und in Unternehmungen geblieben sey, die ihn würdig machen sollten, sich den Ihrigen zu nennen."

Sancho fieng an bitterlich zu weinen, als er dies von seinem Herrn hörte. „Ach, gestrenger Herr," sprach er, „ich weiß gar nicht, warum Ihr Euch nur an das erschreckliche Abenteuer machen wollt. Jetzt ists ja Nacht, und kein Mensch sieht uns; könnten wir nicht umkehren und der Gefahr ausweichen, sollten wir auch gleich in drei Tagen keinen Tropfen zu trinken haben? Und wenn uns kein Mensch sieht, kann uns ja auch kein Mensch Memmen schimpfen. Ich hab so oft von unserm Herrn Pfarrer, den Euer Gestrengen wohl kennen, auf der Kanzel gehört: wer Gefahr sucht, der kommt drin um, und man dürfe den lieben Gott nicht durch ein Wagestück versuchen, wo man nur durch ein Wunderwerk davon kommen könne. Es ist ja genug, daß Euch der Himmel die Gnade gethan hat, Euch vor der Prellerei zu bewahren, die mir widerfahren ist, und daß Ihr frisch und gesund die Feinde überwunden habt, die bei der Leiche waren. Und bewegt das Alles Euer hartes Felsenherz nicht, so habt doch nur die Barmherzigkeit, und bedenkt, daß ich sicher, so bald Ihr nur von mir weg seyd, vor lauter Furcht meinen Geist an den Ersten Besten aufgeben werde, der ihn holen will. Bedenkts doch nur, daß ich aus meiner Heimath gieng, Frau und Kinder verließ und mit Euch zog, Euch zu dienen; denn ich glaubte mich zu verbessern, nicht aber zu verschlimmern. Aber ich habs meine Tage gehört, zu viel zerreißt den Sack. So sind auch meine Hoffnungen zu Boden gefallen: Je gewisser ich dachte, noch einmal die verwünschte, vermaledeite Insel zu kriegen, die Ihr mir so oft versprachet, desto unglücklicher geht mirs, denn nun wollt Ihr mich dafür mitten in der Wüstenei sitzen lassen. Ach! ich bitt Euch ums alleinigen Gottes Willen, gnädiger Herr! macht mich nicht so unglücklich; und wenn Ihr ja nicht von

Eurem Vornehmen ablaſſen wollet, ſo verſchiebts doch wenigſtens bis auf den Morgen. Es kann nicht länger als drei Stunden bis dahin ſeyn, ſo viel ich davon weiß und gelernt habe, da ich noch Schafknecht war; denn, ſeht ihrs, geſtrenger Herr? die Schnauze am kleinen Bären ſteht über dem Kreutze, und zeigt Mitternacht an, weil er links in gerader Linie über uns ſteht [1]."

„Sancho, Freund Sancho!" ſprach Don Quixote, „was ſchwatzeſt du da von Linie, Schnauze und dem kleinen Bären, da es ſo ſtockfinſter iſt, daß am ganzen Himmel nirgends ein Stern ſich zeigt?" — „Das iſt zwar wahr," verſetzte Sancho, „dunkel iſts, aber Furcht hat tauſend Augen; und kann man ſehen, was unter der Erde [2] iſt, warum nicht auch was im Himmel iſt? Und man kanns auch durch Nachdenken finden, daß es nicht weit mehr vom Tage ſeyn muß." — „Mag er nah oder noch ferne ſeyn," ſprach Don Quixote, „das iſt mir einerlei; von mir ſoll man weder jetzt, noch in Zukunft ſagen, daß ich mich durch Bitten und Thränen von meiner Ritterpflicht habe abwendig machen laſſen; und alſo bitt ich dich, Sancho, ſchweige! denn Gott, der mirs in Sinn und Herz gegeben hat, dies ſchwere und gefährliche Abenteuer zu beſtehen, wird ſich meiner ſchon gnädig annehmen und auch dich in deiner Trauer tröſten. Alles was du jetzt noch zu thun haſt, iſt, gürte mir den Rozinante feſter, und erwarte mich hier; denn ich komme bald wieder, lebendig oder todt."

Da nun Sancho ſah, wie feſt ſein Herr entſchloſſen war, wie wenig ſein Rath, ſeine Bitten und Thränen helfen wollten, beſchloß er Liſt zu brauchen, und dadurch ſeinen Herrn dennoch zu nöthigen, daß er den Tag erwarte. Er ſchnürte alſo dem Pferde, als er es feſter gürtete, unvermerkt mit dem Strickhalfter ſeines Eſels die Beine dergeſtalt zuſammen, daß es, als Don Quixote fort wollte, unfähig war, eine andre Bewegung zu machen, als mit geſchloßnen

[1] Anſpielung auf die Art, wie die ſpaniſchen Bauern nach dem kleinen Bären die Stunden der Nacht meſſen.

[2] Dies bezieht ſich auf den Glauben des gemeinen Volks in Spanien, daß gewiſſen Leuten die Gabe angeboren ſey, in der Erde vergrabne oder andre verborgne Dinge zu ſehen, in ſo fern ſie nur mit keinem blauen Tuche bedeckt wären. Die mit dieſer Wunderkraft Begabten heißen Zahoris.

Füßen einen Sprung in die Höhe. „Seht Ihrs, geſtrenger Herr,“ ſprach Sancho, da er merkte, daß ihm ſeine Liſt gelang; „ſeht Ihrs, daß ſich der Himmel meiner Bitten und Thränen erbarmt, und macht, daß Rozinante nicht fort kann? Und wenn Ihrs dennoch erzwingen wollt, und ihm die Sporen noch ſo ſehr gebt, ſo wirds Euch doch nichts helfen, als daß Ihr Gott verſucht, und wider den Stachel lecket, wie man ſpricht.“ Don Quixote hätte raſend werden mögen; je mehr er dem Gaul die Sporen gab, deſto weniger konnt er ihn vom Flecke bringen. Daß dem Rozinante die Beine gebunden ſeyen, daran dachte er keineswegs, ſondern beſchloß es ruhig abzuwarten, bis entweder der Tag anbräche, oder Rozinante ſich rühren könnte. Er meinte nämlich, es müſſe etwas ganz Andres dahinter ſtecken, als eine Liſt Sanchos. „Sancho!“ ſprach er, „weil ich denn merke, daß Rozinante ſich ſchlechterdings nicht regen kann, ſo will ich nur den Morgen hier erwarten; ungeachtet ich ſehr beklage, daß es noch ſo lange damit werden wird.“ — „Ei, hat ſich was zu klagen,“ verſetzte Sancho; „die Zeit ſoll Euch nicht lang werden, geſtrenger Herr; ich will Euch Märchen genug bis an den hellen Tag erzählen,

wenn Ihr auch nicht abſteigen und Euch, nach fahrenden Ritters Brauch ein wenig hier ins Gras ſchlafen legen wollt, damit Ihr zu dem ſchrecklichen Abenteuer, das Euch erwartet, neue Kräfte ſammlet." — „Was ſprichſt du von Abſteigen und Schlafen?" antwortete Don Quixote. „Bin ich irgend einer von den Rittern, die der Ruhe pflegen, wenn Gefahr vorhanden iſt? Schlafe du, der du zum Schlafen geboren biſt, oder mache was du willſt; ich weiß ſchon was ich zu thun habe, und was meines Amtes iſt." — „Nun, werdet nur nicht gleich böſe drüber, geſtrenger Herr; ich habs ja nicht ſo ſchlimm gemeint;" ſprach Sancho, trat hiemit näher zu ſeinem Herrn, faßte mit der einen Hand den vordern, mit der andern den hintern Sattelbogen, und drängte ſich aus Furcht ſo feſt an Don Quixotes linken Schenkel an, daß er nicht einen Finger breit weichen wollte, weil er ſich gewaltig vor den Schlägen fürchtete, die ſich noch immer taktmäßig hören ließen. „Erzähl mir doch nun zum Zeitvertreib ein Märchen, Sancho, wie du verſprochen haſt," ſprach Don Quixote. — „Das wollt ich wohl," verſetzte Sancho, „wenn ich mich nur nicht ſo gräulich vor dem Lärmen fürchtete, den ich höre. Indeß, ich will Euch doch eins erzählen, und das ſolls beſte ſeyn, das Ihr in Eurem Leben gehört, ſo ich es anders zu Stande bringe, und mir nichts dazwiſchen kommt. Hört zu, jetzt fang ich an:

„Es war einmal, da es war. Das Gute, das kömmt für Alle, das Böſe für den, ders ſucht [1]! — Merkts wohl, geſtrenger Herr, die Alten fiengen ihre Mährchen nicht ſo an, wie wir irgend; nein, es war immer ein Denkſpruch von einem gewiſſen Cato Zimberlinus den ſie voranſchickten, der hieß: das Böſe für den ders ſucht, und das paßt gerade, wie ein Ring an den Finger, darauf daß ihr fein hier bleibet und nirgends Unglück mit Fleiß ſuchet, oder daß wir lieber gar durch einen andern Weg wieder umkehren; denn wer zwingt uns denn zu dieſem, wo uns lauter Höllenſchrecken erwarten?"

„Erzähle du dein Märchen fort," ſprach Don Quixote, „und den Weg zu wählen, überlaß mir."

[1] Eine Anſpielung auf das ſpaniſche Sprichwort: das Gute für alle Welt, das Schlimme für die Köchin des Pfarrers.

Sancho fuhr fort: „Es war einmal, sag ich, in Estremadura ein Dorf, und in dem Dorfe war ein Ziegenhirte; ich meine einer, der Ziegen hütete. Dieser Hirte oder Ziegenhüter hieß Lope Ruyz, hab ich gesagt, sag ich; und dieser Lope Ruyz hatte sich in eine Schäferin verliebt, die hieß Torralva; und diese Schäferin, die Torralva hieß, war die Tochter eines reichen Hirten, und dieser Hirte war reich."

„Wenn du dein Märchen so erzählst, mein lieber Sancho, und Alles wiederholst, was du schon zweimal gesagt hast, da wirst du in zwei Tagen nicht fertig," sprach Don Quixote. „Sag es nacheinander her, wie sichs gehört, und erzähle wie ein vernünftiger Mensch; wo nicht, so schweige lieber still!"

„Bei mir daheim erzählt man die Mährchen alle so wie ich," versetzte Sancho. „Ich kanns meiner Treu nicht anders, und Euer Gestrengen wird doch nicht verlangen, daß ich eine Neuerung machen soll?" — „Nun, so erzähle wie du willst; denn da es das Schicksal einmal will, muß ich dir doch zuhören. Nur weiter, Sancho," sprach der Ritter.

„Nun, wie gesagt, herzliebster Herr," fuhr Sancho fort, „der Hirte Lope Ruyz war in die Schäferin Torralva verliebt. Die Torralva war ein junges, kugelrundes, rasches Mensch; ein ordentlicher halber Kerl, denn ein paar Schnurren hatte sie schon überm Maule; es ist mir, als wenn ich sie da vor meinen Augen sähe." — „Hast du sie denn gekannt?" fragte Don Quixote. — „Meiner Lebtage nicht," antwortete Sancho; „aber der mir das Märchen erzählte, sagte mir, es wäre so gewiß und wahrhaftig wahr, daß ich, wenn ichs wieder Einem erzählte, reden und drauf schwören könnte, als hätte ich Alles selbst gesehen. Was geschah? Indem so ein Tag immer nach dem andern kam und vergieng, wußte es der Teufel, der ohnehin nimmer schläft und bei Allem seine Finger im Spiel hat, so zu drehen, daß die Liebe des Hirten sich in Haß und Abscheu gegen sie verkehrte; und das kam daher, weil sie ihm, wie böse Leute sprechen, eine Menge Ursachen zur Eifersucht gab; und es mag wohl seyn, daß sie etlichemal aus den Strängen schlug. Kurz, sie ward ihm so völlig zuwider, daß er sie nicht mehr vor Augen sehen konnte, und beschloß aus dem Lande zu gehen und an einen Ort zu ziehen,

wo ſeine Augen ſie nicht mehr ſehen würden. Torralva aber, die ſich ſo von Lope verachtet ſah, kriegte ihn jetzt erſt lieber, als ſie ihn jemals gehabt hatte."

„So machens die Weiber überhaupt," fiel Don Quixote ein; „verachten den, der ſie liebt, und lieben den, der ſie verachtet. Weiter, Sancho!"

„Nun kams, daß der Hirte ſein Vorhaben ins Werk richtete. Er nahm ſeine Ziegen, trieb ſie vor ſich her, und wanderte immer damit fort über die Felder, von Eſtremadura nach dem Königreiche Portugal zu. Torralva, die das Ding merkte, machte ſich hinter ihm her, und gieng ihm barfuß von ferne nach, mit einem Stocke in der Hand, und einem Schnappſacke am Halſe, worin ſie, wie's heißt,

ein Stückchen Spiegel, ein Stückchen Kamm, und ein Büchschen, weiß der Henker, mit was für Schminke hatte. Aber mag sie drinnen gehabt

haben was sie will, was schierts mich? Endlich, wie's heißt, kam der Hirte mit seiner Heerde Ziegen an den Guadianastrom, der eben so sehr angelaufen war, daß er austrat. An dem Fleck, wo der Hirte hinkam, war weder Fähre, noch Schiff, noch ein Mensch, der ihn und seine Heerde hätte übersetzen können. Darob war dem Hirten gewaltig angst, denn er sah, daß ihm die Torralva auf den Haken war, und dachte wohl, daß sie ihm viel Verdruß machen würde mit ihren bittern Thränen. Er suchte, er suchte, und fand endlich noch einen Fischer, der aber einen so kleinen Kahn hatte, daß nicht mehr als ein Mensch und eine Ziege hineingieng. Demungeachtet redete er mit ihm, und dung ihn, daß er ihn und seine dreihundert Ziegen übersetzen sollte. Der Fischer trat in den Kahn, und brachte eine

Ziege hinüber; er kam wieder, und holte noch eine; er kam noch einmal und brachte noch eine hinüber. Nun, geſtrenger Herr, gebt wohl Acht, und zählt, wie viel Ziegen der Fiſcher überſetzt; denn, das ſage ich Euch, wenn Ihr nur eine einzige vergeßt, ſo iſt mein Märchen auf einmal aus, und ich kann kein Wort mehr davon erzählen. Nun weiter im Texte! Die Anfahrt auf der andern Seite war gar ſchlammig und ſchlüpfrig, und das machte, daß der Fiſcher viel Zeit zum Hin- und Herfahren brauchte. Demungeachtet kam er doch wieder und holte noch eine Ziege, und noch eine, und noch eine."

„Stelle dir vor, Sancho, daß er ſie nun alle hinüber hat," ſprach Don Quixote; „denn wenn du mit einer jeden überfahren und wieder kommen willſt, ſo bringſt du ſie in einem ganzen Jahr nicht hinüber."

„Wie viele hat er denn jetzt drüben, geſtrenger Herr?" fragte Sancho. — „Zum Teufel, was weiß ich?" verſetzte Don Quixote. — „Da haben wirs, was ich ſagte, daß Ihr fein nachzählen ſolltet; denn bei Gott, jetzt iſt das Märchen aus, und ich kann nicht weiter damit kommen." — „Wie das?" fragte Don Quixote. „Iſt es denn ſo weſentlich zu deiner Geſchichte nöthig, daß man alle übergeſetzte Ziegen einzeln wiſſen muß, und daß, wenn man ſich nur um eine verzählt, du nicht weiter kannſt?" — „Schlechterdings," antwortete Sancho; „denn da ich Euer Geſtrengen fragte, wie viel ſind nun Ziegen hinüber? und Ihr mir zur Antwort gabt, zum Teufel, was weiß ichs? den Augenblick fiel mir alles, was ich noch zu erzählen hatte, aus; und, meiner Treu, es waren Euch noch feine Sachen drunter." — „Wie? deine Erzählung wäre wirklich zu Ende?" fragte Don Quixote. — „Zu Ende iſts mit ihr, wie mit meiner Mutter ſeelig," antwortete Sancho. — „Nun, das muß ich bekennen, Freund Sancho," ſprach der Ritter, „du haſt eins der ſeltſamſten und neueſten Märchen, die man nur in der Welt erdenken konnte [1], erzählt; und ſelbſt deine Art zu erzählen und abzubrechen, muß nie Einer in ſeinem Leben gehört haben; obgleich ich von deinem Witze nichts Anders erwarten konnte. Aber ich wundere mich nicht darüber;

[1] Die Geſchichte von der Schäferin Torralva und ihren Ziegen iſt übrigens alt, man findet ſie in Sanſovino's hundert alten Novellen.

denn das unaufhörliche Getöse muß dir das Gehirn verwirrt haben." — „Das ist alles möglich," versetzte Sancho, „aber das weiß ich, was mein Märchen betrifft, daß es gleich aus ist, wenn Einer im Zählen der übergesetzten Ziegen sich stößt." — „Es mag sich in Gottes Namen enden wo es will," sprach Don Quixote, „sehen wir jetzt, ob sich Rozinante wieder regen kann." Er gab ihm die Sporen, der Gaul fuhr in die Höhe, und blieb wieder stehen, so fest war er gebunden.

Entweder machte es die Kälte des Morgens, oder hatte Sancho einige abführende Sachen zu Nacht gespeist, oder war es so die Ordnung seiner Natur, was die annehmlichste Erklärung seyn möchte, — kurz, er empfand Drang und Bedürfniß, ein Geschäft zu verrichten, welches kein Andrer für ihn übernehmen konnte. Die Furcht, welche sein Herz erfüllte, war so groß, daß er sich nicht traute, einen Nagel breit von seinem Herrn zu weichen; andrerseits war ihm der Gedanke, sich seiner Last nicht entledigen zu können, nicht minder schrecklich. Um nun zwischen beiden Uebeln die rechte Mitte zu treffen, ließ er die eine Hand, womit er den hintern Sattelbogen gefaßt hatte, los, band mit derselben den Nestel auf, welcher seine Hosen in die Höhe hielt, diese rollten nun wie zwei Fußschellen zu seinen Fersen hinunter. Drauf hob er das Hemde auf, so gut er konnte, und streckte den ganzen H—rn, der gewiß nicht klein war, hinaus in die Luft. Schon glaubte er, das Wichtigste für seinen Zweck gethan zu haben, als ihm ein andrer Punkt einfiel, der noch kitzlicher abzumachen war. Er besann sich nämlich, daß es bei seinem vorhabenden Geschäfte nicht ohne Geräusch abgehen werde. Er biß also die Zähne zusammen, zog die Schultern ein und hielt den Athem an sich, so sehr er konnte; aber trotz dieser Vorsicht, war er so unglücklich, ein Getöse zu erregen, das sich merklich von jenem unterschied, wovor er bisher gezittert hatte. — „Was ist das, Sancho?" fragte Don Quixote, als er es hörte. — „Ich weiß nicht, gestrenger Herr!" antwortete Sancho; „gewiß ists wieder etwas Neues, denn Abenteuer und Unglücksfälle kommen immer hageldicht."

Er versuchte zum zweitenmal sein Glück, und diesmals gerieths ihm so gut, daß er ohne fernern Laut und Geräusch sich seiner schweren Bürde ganz entäußerte. Da aber Don Quixote eine eben so dünne

Nase als leises Gehör hatte, und Sancho so nahe bei ihm stand, so mußten nothwendig einige Dünste, die in gerader Linie in die Höhe stiegen, auch bei seiner Nase anlangen. Kaum bemerkte er sie, so drückte er die Nase fest mit den Fingern zu, und sprach in etwas

näselndem Tone: „Sancho, deine Furcht muß jetzt gewaltig groß seyn?“ — „Ja wohl,“ versetzte Sancho, „aber woran merkts denn Euer Gestrengen jetzt mehr als zuvor?“ — „Weil du jetzt stärker

riechst, als jemals, und zwar nicht nach Ambra," sprach Don Quixote. — „Das ist leicht möglich," versetzte Sancho, „aber ich bin nicht Schuld daran, gestrenger Herr; ihr seyds selbst, weil Ihr mich so zur Unzeit und an solchen abgelegnen Orten herumschleppt." — „Tritt drei oder vier Schritte bei Seite, guter Freund," sprach Don Quixote (mit der Nase noch immer zwischen den Fingern) „und nimm künftig deine Person besser in Acht, und den Respekt, den du mir schuldig bist, denn ich sehe wohl, meine Herablassung hat gemacht, daß du ihn außer Augen setztest." — „Ich wollte wetten, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „Ihr denkt, ich habe was Ungebührliches vorgenommen?" — „Still," sagte Don Quixote; „noch schlimmer ists daran zu rühren."

Mit solchen und andern Gesprächen brachten Ritter und Schildknapp die Nacht zu. Sancho aber, welcher merkte, daß nach und nach der Morgen anbrach, nahm ganz leise dem Rozinante die Halfter ab, und band sich die Hosen wieder hinauf. Als Rozinante sich frei fühlte, schien er darüber so froh, daß er, ungeachtet ihn sonst der Muth nicht plagte, jetzt einige krumme Bocksprünge zu machen anfieng; denn Courbetten waren, mit seiner Erlaubniß zu sagen, ihm ganz unbekannt. Don Quixote, da er sah, daß sich Rozinante wieder regen konnte, hielt es für ein gutes Zeichen, daß er nunmehro dies gefährliche Abenteuer bestehen könne.

Indem brach die Morgenröthe an, und machte, daß man die Dinge unterscheiden konnte. Der Ritter sah, daß er sich unter einigen hohen Kastanienbäumen befand, die ohnedies einen finstern Schatten machen. Er merkte, daß das Getös der Schläge noch nicht aufhörte, ungeachtet er nicht entdecken konnte, woher es kam. Nun war kein Aufenthalt mehr. Er gab daher dem Rozinante die Sporen, wandte sich zu Sancho, nahm nochmals Abschied, und befahl ihm, wie zuvor, ihn hier aufs längste drei Tage zu erwarten. „Komm ich in dieser Zeit nicht wieder," sprach er, „so kannst du sicher glauben, daß es Gott in seiner Weisheit gefallen hat, meine Tage in diesem schrecklichen Abenteuer zu enden. Meinem Fräulein Dulcinea wirst du treulich von meinetwegen die Botschaft bringen, die ich dir schon aufgetragen habe; und für den Lohn deiner treuen Dienste trag keine Sorge; ich hab zu Hause, ehe ich auszog, mein Testament hinterlassen,

worin du zu Ersatz deines Lohnes für die Zeit, da du mir gedient hast, wohl bedacht bist. Bringt mich aber Gott aus diesem gefährlichen Handel frisch und gesund und ohne Gefährde wieder zurück, so kannst du dir auf die versprochne Insel sichre Rechnung machen."

Von Neuem fieng Sancho an, über den traurigen Abschied seines guten Herrn zu weinen, und beschloß, bei ihm bis auf den letzten Athemzug in der Gefahr auszuhalten. Aus diesen Thränen und seinem edlem Entschlusse folgert unser Geschichtschreiber, daß Sancho von guter Geburt, und wenigstens ein Altchrist [1] gewesen seyn müsse. In der That machte auch dies seinen Herrn weichherzig, doch nicht so, daß er einigen Kleinmuth hätte merken lassen. Er verbarg es vielmehr, so gut er konnte, und trat nunmehr seine Fahrt nach der Gegend an, woher ihm das Brausen des Wassers und das Getöse der Schläge zu kommen schien. Sancho folgte ihm zu Fuße nach, und führte, wie gewöhnlich, seinen Esel, den treuen Mitgenossen aller seiner Leiden und Freuden an der Halfter hinter sich her. Als sie eine gute Strecke unter den Kastanien- und andern düstern Bäumen fortgewandelt waren, kamen sie auf eine kleine Wiese am Fuße einiger hohen Felsen, von welchen ein ziemlich starker Wasserfall herabstürzte.

[1] So nennt man in Spanien diejenigen, welche keine Mohren und Juden unter ihren Ahnen zählen.

Unten an denſelben lagen einige elende Hütten, welche Trümmern von Gebäuden ähnlicher ſahen, als Häuſern, und aus denſelben kam das Getös der Schläge, wie ſie bemerkten. Rozinante wurde über das Brauſen des Waſſers und über das Geklapper ſcheu. Don Quixote aber ſtreichelte und beruhigte ihn, näherte ſich den Häuſern immer mehr, und empfahl ſich von ganzem Herzen ſeiner Dame, ihm bei dieſer gefährlichen Tagfahrt und grauſenden Unternehmung hülflich zu ſeyn. Nebenher empfahl er ſich dem lieben Gott, daß er ihn nicht vergäße. Sancho wich ihm nicht von der Seite, machte den Hals ſo lang er konnte und ſchielte Rozinante immer durch die Beine, ob er nicht bald das Ding zu ſehen bekäme, das ihn ſo lang in Furcht und Schrecken gehalten hatte. — Sie waren kaum um hundert Schritte weiter, und um eine Ecke herum, als ihnen plötzlich die ganze Urſache des Lärms, vor dem ſie die Nacht über kaum zu Athem gekommen waren, ſo klar vor Augen lag, daß kein Zweifel mehr möglich war. Lieber Leſer, werde mir nicht böſe, wenn ich dir ſage — daß es weiter nichts war als ſechs Stämpfel einer Walkmühle, die durch ihr beſtändiges Auf- und Niedergehen dies Getöſe machten. Als Don Quixote das Ding ſah, war er auf einmal verſtummt und wie erſtarrt vom Scheitel bis zur Zehe. Sancho ſah ſeinen Herrn an, der den Kopf beſchämt auf die Bruſt ſinken ließ. Eben ſo ſah dieſer den Sancho an, und bemerkte, daß ihm beide Backen vor Lachen bauſchen, und daß er im Begriff ſey, damit herauszuplatzen. So verdrießlich er ſelbſt war, konnte er ſich doch bei Sancho's Anblick des Lachens nicht enthalten, und da Sancho ſah, daß ſein Herr angefangen hatte, brach er dergeſtalt los, daß er ſich die Fäuſte in die Seite ſtemmen mußte, um

nicht vor Lachen zu berſten. Viermal ſetzte er ab, holte Athem und hub eben ſo heftig wieder an als zuvor. Don Quixote verlor endlich die Geduld, und fieng an alle Teufel zu fluchen, zumal da Sancho hintrat und ihm nachſpottend ſagte: „Wiſſe, Freund Sancho, daß der Himmel mich geboren werden ließ, in unſrer eiſernen Zeit das goldne Weltalter wieder zu erwecken. Für mich ſind Gefahren, Großthaten und erhabne Unternehmungen aufbehalten;“ und ſo wiederholte er faſt all die ſchönen Redensarten, die Don Quixote vorgebracht hatte, als ſie zuerſt das fürchterliche Getöſe hörten. Don Quixote, da er ſah, daß Sancho Spott mit ihm trieb, ward ſo grimmig, daß er ſeine Lanze erhob, und ihm zwei ſolche Schläge damit über die Schultern verſetzte, daß, wenn ſie Sancho über den Kopf empfangen hätte, er ihm keinen Lohn mehr würde zu bezahlen gehabt haben, wenn ihn ſeine Erben nicht gefordert hätten. Als Sancho merkte, daß ſein Scherz ſo übel ablief, begann er zu fürchten, ſein Herr möchte noch weiter gehen, daher ſagte er ganz demüthig zu

ihm: „Gebt Euch doch zufrieden, geſtrenger Herr, ich habe ja nur geſpaßt.“ — „Eben weil du ſpaßeſt, ſpaß ich nicht,“ ſagte Don Quixote. „Komm doch her, du kluger Menſch! Wären dieſe Walkſtämpfel ein wirklich gefährliches Abenteuer geweſen, zeigte ich nicht Muth genug, es zu unternehmen und zu beſtehen? Bin ich denn als Ritter verbunden, jeden Schall zu kennen, und von ferne zu wiſſen, was Walkmühlen ſind, oder nicht; zumal da ich vielleicht in meinem

Leben keine gesehen habe, und du, als ein Bauerflegel, der du darin erzogen und geboren bist, sie besser kennen mußt? Aber verwandle mir einmal diese sechs Walkstämpfel gleich in sechs Riesen, und bringe mir sie her, einen nach dem andern, oder alle zusammen, und wenn ich sie nicht alle zu Gottes Boden werfe, daß sie die Beine in die Höhe recken, dann lache über mich, so viel du willst."

„Laßt es gut seyn, gestrenger Herr," versetzte Sancho; „ich bekenne Euchs ja, daß ich wie ein Narr gelacht habe. Aber sagt mir doch, da wir nun wieder eins sind, — denn Gott gebe, daß Ihr aus allen Abenteuern so frisch und gesund davon kommt, als aus diesem, — mußte man nicht drüber lachen? Und gäbs nicht ein feines Märchen, wenn mans Jemanden erzählte, wie wir uns fürchteten, oder wenigstens ich? Denn was Euch betrifft, gestrenger Herr, so weiß ich wohl, daß Ihr weder Furcht noch Schrecken kennt."

„Ich will zwar nicht in Abrede seyn, daß der Streich, der uns begegnete, lächerlich war; aber zum Erzählen taugt er nicht, denn nicht alle Leute sind gescheidt genug, die Sache beim rechten Fleck zu nehmen." — „Ihr freilich, gestrenger Herr, wußtet den rechten Fleck zu treffen," versetzte Sancho. „Denn an Euch lags nicht, daß Ihr mir nicht den Kopf mit Eurer Lanze so gut als die Schultern trafet. Aber Gott sey Dank, daß ich mich noch so geschickt drehte. Doch in der Wäsche geht alles raus, und ich habs mein Lebtage gehört, wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Und überdies, große Herren schenken ja immer ihrem Diener ein paar Strümpfe, wenn sie ihn ausgescholten haben. Was werden sie ihm nicht geben, wenn er gar Prügel bekommen hat? Vielleicht schenken fahrende Ritter, nach ausgetheilten Schlägen, etwa gar Inseln oder Königreiche auf festem Lande."

„Es könnte sich leicht fügen, daß alles das einträfe, was du hier sagst," sprach Don Quixote, „verzeih mir das Geschehne, denn du weißt wohl, daß man in der ersten Hitze nicht Herr über sich ist. Aber merke dir es von nun an zur Lehre, daß du inskünftige nicht wieder so ungeschliffen mit mir sprichst. Denn in allen Ritterbüchern, die ich je gelesen habe, und deren Zahl groß ist, hab ich nie gefunden, daß ein Schildknapp so mit seinem Herrn geredet

hätte, wie du mit dem Deinigen. Wahr iſts, daß ich ſo viel dran Schuld bin als du; du, weil du mich nicht in ſonderlichen Ehren hältſt und ich, weil ich mich bei dir nicht genug in Anſehn ſetzte. Gandalin, des Amadis von Gallien Schildknapp, war Graf der feſten Inſel, und doch lieſt man von ihm, daß er immer mit ſeinem Herrn, mit der Mütze in der Hand, mit gebeugtem Kopf und Leibe, wie ein Türke, geſprochen habe. Ja, was noch mehr iſt, Gaſabal, Don Galaors Schildknapp, war ſo beſcheiden und ſtill, daß zum Zeichen ſeines bewundernswürdigen Schweigens, in dieſer ganzen großen und wahren Geſchichte ſein Name nur ein einzigesmal genannt wird. Aus allem dem, was ich da geſagt habe, kannſt du ſchließen, Sancho, daß ein Unterſchied zwiſchen Herrn und Diener, Junker und Knecht, Ritter und Schildknappen ſey, und daß wir uns von nun an mit mehr Reſpekt begegnen, und einander nicht mehr ſchrauben müſſen; denn wenn ich mich noch einmal ſo über dich erzürnen ſollte, möchte ich vielleicht dem Faſſe den Boden gar ausſtoßen. Die Geſchenke und Belohnungen, die ich dir verſprach, werden zu ihrer Zeit ſchon kommen, und kommen ſie nicht, ſo bleibt dir doch wenigſtens, wie geſagt, dein Lohn gewiß."

„Das iſt ja alles recht und gut, was Euer Geſtrengen da ſagt," ſprach Sancho; „aber ich möchte doch wiſſen, wenn nun irgend der Teufel ſein Spiel mit den Belohnungen und Geſchenken hätte, und man ſich an den bloſen Lohn halten müßte, möcht ich doch wohl wiſſen, ſag ich, wie viel damals die Ritter ihren Schildknappen Lohn gaben? und ob man ſie auf Monate oder Tage miethete, wie bei uns Taglöhner und Handlanger?"

„Ich glaube nicht," ſprach Don Quixote, „daß die Schildknappen je um gewiſſen Lohn gedient haben, ſondern blos auf Gnade ihrer Herrn; und wenn ich dir in meinem Teſtamente, das verſiegelt zu Hauſe liegt, einen gewiſſen Lohn beſtimmt habe, ſo geſchah es darum, weil ich nicht gewiß weiß, wie ſich in unſern drangſaligen Zeiten die Ritterſchaft halten wird, und weil ich nicht will, daß meine Seele für eine ſolche Kleinigkeit in der Ewigkeit Pein leide. Denn das muß ich dir ſagen, Sancho, daß in dieſer Welt kein gefährlicherer Stand als der Stand der Abenteurer iſt."

„Das ist wohl wahr," sprach Sancho; „weil schon das Getös von Walkstämpfeln das Herz eines so tapfern Abenteurers, als Euer Gestrengen ist, in Unruh setzen, und aufbringen kann. Aber seyd versichert, daß ich von nun an nicht wieder mein Maul aufthun will, über Sachen von Euer Gestrengen zu spaßen; sondern nur Euch immer als meinen Herrn und Meister zu ehren."

„Und so wird dirs wohlgehen, und du wirst lange leben auf Erden," versetzte Don Quixote; „denn nächst Vater und Mutter muß man die Herrschaft wie seine leiblichen Eltern in Ehren halten."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrin-Helms zuſammt andern Dingen, die unſerm unüberwindlichen Ritter begegneten.

Es fieng indeſſen an zu regnen, und Sancho wollte gern in der Walkmühle einkehren. Don Quixote aber hatte durch den vorgefallnen Spaß einen ſolchen Abſcheu davor bekommen, daß er ſchlechterdings nicht hinein wollte. Sie ſchlugen ſich alſo rechter Hand und kamen auf einen andern Weg, als ſie Tags zuvor gemacht hatten. Sie waren noch nicht weit, ſo entdeckte Don Quixote einen Reiter mit einem Ding auf dem Kopfe, das wie Gold glänzte. Kaum hatte er ihn erblickt, ſo wandte er ſich zu Sancho, und ſprach: „Ich glaube, Sancho, es lügt kein einziges Sprüchwort in der Welt, denn es ſind lauter aus der Erfahrung, der Mutter aller Wiſſenſchaften, fließende Sätze. Für eins der wahrſten aber halte ich dies, wo eine Thüre ſich ſchließt, da geht die andre auf. Dies ſag ich deßwegen, weil, wenn Glück die Thüre, die wir ſuchten, dieſe Nacht verſchloß und uns mit Walkmühlen betrog, es uns jetzt dafür eine andre zu einem größern und gewiſſern Abenteuer öffnet. Wenn ich nicht zu

dieſer eingehen wollte, ſo wär es meine eigne Schuld. Hier gilt weder Unkenntniß der Walkmühlen, noch Finſterniß der Nacht als Vorwand. Siehe hin, Sancho, warum ich dirs ſage. Denn ich müßte mich gewaltig irren, oder dort kommt Einer, der Mambrins Helm trägt, über den ich, wie du weißt, den großen Eid gethan habe."

„Seht wohl zu, geſtrenger Herr, was Ihr da ſagt, und noch mehr, was Ihr thun wollt," ſprach Sancho. „Denn ich wollte nicht, daß es wieder Walkſtämpfel wären, die uns unſer Bischen Verſtand vollends zerwalkten und zerſtampften." — „Hol dich der Teufel, Dummkopf!" fiel ihm Don Quixote in die Rede; „was für Aehnlichkeit hat jener Helm dort mit Walkſtämpfeln?" — „Was weiß ichs?" verſetzte Sancho; „aber dürft ich nur reden wie ſonſt, ich wollts Euer Geſtrengen ſchon beweiſen, daß Ihr Euch in dem betrügt, was Ihr da ſagt." — „Was iſt da ſich zu betrügen, unglaubiger Schurke," fuhr ihn Don Quixote an. „Sag mir, ſiehſt du denn nicht jenen Ritter auf dem Apfelſchimmel mit einem goldnen Helme auf dem Kopfe auf uns zukommen?" — „Alles, was ich ſehen und in der Ferne erkennen kann," ſprach Sancho, „iſt ein Mann auf einem grauen Eſel, wie meiner, er hat auf dem Kopf ein Ding,

das glänzt." — „Nun das iſt eben Mambrins Helm," ſagte Don Quixote; „mach dich ein wenig auf die Seite, und laß mich mit ihm allein, du ſollſt ſehen, wie ich, ohne viel Zeit und Worte zu verlieren, dies Abenteuer abthun und den längſtgewünſchten Helm in meiner Gewalt haben will." — „Auf die Seite gehen? das laß ich mir ſchon gefallen," ſprach Sancho. „Wollte Gott, daß es was Gutes iſt und nicht wieder Walkſtämpfel." — „Guter Freund, ich hab dirs ſchon geſagt, du ſollſt mir nie mehr von den Walkſtämpfeln ſchwatzen, nicht einmal dran denken," verſetzte Don Quixote, „oder ich ſchwöre dirs, ich will dir Leib und Seele zuſammenwalken." Sancho ſchwieg, damit ſein Herr nicht Luſt bekommen möchte, den Schwur zu erfüllen, den er ihm ſo rund in den Bart geworfen hatte. Die Sache mit dem Helme, dem Pferde und Ritter, welche Don Quixote ſah, verhielt ſich folgendergeſtalt. Es lagen in dieſer Gegend zwei Dörfer, wovon eins ſo klein war, daß es weder Apotheke noch

Barbier halten konnte, das andre benachbarte aber hatte beides. Der Barbier des größern Dorfes beſorgte alſo das kleine auch mit. Nun wollte eben ein Kranker daſelbſt ſich die Ader ſchlagen laſſen, und ein Andrer ſeines Bartes los ſeyn. Deßwegen hatte der Barbier, der eben dahin wollte, ein meſſingnes Barbierbecken bei ſich. Es fieng an zu regnen, da er unterwegs war, und weil er ſeinen, vielleicht neuen Hut nicht verderben wollte, ſo hatte er das Bartbecken auf den Kopf geſtürzt,

welches fein geſcheuert war, und daher wohl ein halbes Stündchen weit glänzte. Er ritt auf einem grauen Eſel, wie Sancho geſagt hatte, und dies war Urſache, daß ihn Don Quixote für einen Ritter auf einem Apfelſchimmel mit goldnem Helme hielt. Denn er ſah mit der größten Leichtigkeit alle Dinge nur nach Form und Geſtalt ſeiner Ritterbücher und bunten Einfälle.

Als nun dieſer arme Ritter etwas näher kam, legte Don Quixote die Lanze ein, und rannte, ohne ſich mit ihm in Wortwechſel einzulaſſen, in vollſtem Gallopp des Rozinante auf ihn los, mit dem ernſten Vorſatz, ihn durch und durch zu rennen. Er war nicht mehr weit von ihm, ſo ſchrie er ihm, noch immer galloppirend, zu: „Vertheidige dich, nichtswürdiges Geſchöpf, oder liefre mir gutwillig das aus, was mir mit ſo vielem Rechte gebührt.“ Der Barbier, der ſo unvermuthet dies Geſpenſt auf ſich herkommen ſah, fand kein andres Mittel, ſich vor dem Lanzenſtoße zu retten, als rückwärts vom Eſel zu fallen. Kaum war er herab, ſo ſprang er leichter als eine Gemſe wieder auf, und floh ſo ſchnell über das Feld, daß ihn kein

Wind eingeholt hätte. Sein Bartbecken ließ er im Stiche, worüber Don Quixote ſehr zufrieden war. „Der Heide iſt geſcheidt,“ ſprach er, „er hats gemacht wie der Biber, der, wenn er ſich von den

Jägern verfolgt ſieht, dasjenige ſelbſt abbeißt, weßwegen ſie ihm nachſtellen. Hier, hebe mir dieſen Helm auf, Freund Sancho."

„Mein Seel!" ſagte Sancho, als er es in die Hand nahm, „das iſt ein treffliches Bartbecken, und einen Gulden unter Brüdern werth." Er gabs ſeinem Herrn, der es ſogleich auf den Kopf ſetzte, es immer herumdrehte, das Viſir ſuchte, und keines fand. „Hm!" ſprach er, „der Heide, für den dieſer berühmte Helm geſchmiedet wurde, muß einen ſchrecklich großen Kopf gehabt haben! Das Schlimmſte iſt, es fehlt die andre Hälfte." Als Sancho das Bartbecken einen Helm nennen hörte, konnte er das Lachen nicht laſſen, aber der Zorn ſeines Herrn fiel ihm wieder ein, und mitten im Losbrechen hielt er inne. „Was lachſt du, Sancho," fragte ſein Herr. — „Ich lache über den großen Kopf des Heiden, der den Helm zuerſt hatte, welcher einem Bartbecken ſo ähnlich ſieht, wie ein Tropfen Waſſer dem andern."

„Weißt du, was ich denke, Sancho?" fuhr der Ritter fort. „Ich glaube, dieſer koſtbare und berühmte Zauberhelm iſt vielleicht durch einen ſeltſamen Zufall Einem in die Hände gerathen, der ihn weder kannte, noch ſeinen Werth zu ſchätzen wußte, und da er ſah, daß er vom feinſten Gold war, die eine Hälfte davon einſchmelzte, ohne zu wiſſen, was er that, und von der andern dies Ding machte, das, wie du ſprichſt, einem Bartbecken ſo gleich ſieht. Aber dem ſey wie ihm wolle, ich kenne ſeinen Werth, und mache mir aus dieſer Verwandlung nichts. In dem erſten Orte, wo ich eine Schmiede finde, will ich ihn ſchon ſo zurecht machen laſſen, daß ihm ſelbſt der Helm, den Vulkan für den Gott der Schlachten ſchmiedete, nicht von ferne gleichen ſoll. Indeſſen will ich ihn führen, ſo gut ich kann. Denn, beſſer Etwas als Nichts, und um ſo viel mehr, da er mir doch wenigſtens dient, mich gegen einen Steinregen zu bedecken."

„Das mag wohl ſeyn," ſagte Sancho, „wenn es nur keine Schleuderſteine ſind, wie die, welche letzt in der Schlacht zwiſchen den beiden Kriegsheeren geflogen kamen, die Euer Geſtrengen die Zähne in den Hals ſchlugen, und die Flaſche in der Hand zertrümmerten, worin jenes gebenedeite Geſöff war, davon ich beinah meine Eingeweide aus dem Leib geſpieen habe." — „Ich gräme mich nicht ſehr über dieſen Verluſt," ſagte Don Quixote, „denn du weißt ja,

Sancho, daß ich das Rezept davon im Kopfe habe." — „Ich habs auch," verſetzte Sancho, „aber wenn ich in meinem Leben wieder einen Tropfen davon nehme, oder ihn mache, ſo ſoll dies mein letztes Stündlein ſeyn; um ſo viel mehr, da ich mich nie einer Gelegenheit auszuſetzen gedenke, wo ich ihn nöthig hätte. Denn ich will mich ſchon mit allen meinen fünf Sinnen in Acht nehmen, weder verwundet zu werden, noch Jemanden ſelbſt zu verwunden. Noch einmal geprellt zu werden, davon ſag ich nichts; denn ſo ein Unglück kann man nicht verhindern, und kommt es, ſo kann man weiter nichts thun, als die Schultern einziehn, den Athem an ſich halten, die Augen zudrücken und es gehen laſſen, wohin das Schickſal und die Prelle will."

„Du biſt ein böſer Chriſt, Sancho," ſprach Don Quixote, da er das hörte, „denn du kannſt erlittnes Unrecht nie vergeſſen. Wiſſe, daß edle und großmüthige Herzen aus ſolchen Kindereien Nichts machen. Welches Bein haſt du gebrochen? welche Rippe iſt dir entzwei? und wie viel Löcher haſt du im Kopfe, daß du dieſe Kleinigkeit nicht vergeſſen kannſt, die, wenns um und um kommt, doch nicht mehr als eine Kurzweil war? Denn nähm ich ſie nicht ſelbſt dafür, ich wäre längſt wieder umgekehrt, und hätte, dich zu rächen, mehr Schaden angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena; welche, wenn ſie zu unſern Zeiten gelebt hätte, oder meine Dulcinea zu der ihrigen, mit nichten wegen ihrer Schönheit ſo berühmt ſeyn würde." Und hier ſchickte er einen ſchweren Seufzer empor zu den Wolken.

„Immerhin," ſprach Sancho, „mags eine Kurzweil geweſen ſeyn, weil mans doch nicht rächen kann. Aber ich weiß am beſten, wie ernſtlich gemeint der Spaß war, und weiß auch, daß ich es eben ſo gut im Gedächtniß als auf den Schultern behalten werde. Aber laſſen wir das. Jetzt ſagt mir, geſtrenger Herr, was wir mit dem Apfelſchimmel machen, der auf und ab wie ein Eſel ausſieht? Wie Ihr ſeht, ſo hat der Kerl, den Ihr abgeſetzt habt, ihn uns hinterlaſſen, und ſo wie er davon lief, glaub ich ſchwerlich, daß er wieder kommen wird, ihn zu holen? Und, bei meinem Barte, das Grauchen iſt nicht übel!" — „Ich bin nie gewohnt, die Ueberwundnen zu plündern," verſetzte Don Quixote. „Es iſt auch nicht Ritters

Brauch, ihnen die Pferde zu nehmen und ſie zu Fuß davon laufen zu laſſen; der Sieger müßte denn im Kampfe ſein eigen Pferd eingebüßt haben; denn in ſolchem Fall iſt es ihm erlaubt, des Ueberwundnen Gaul als eine rechtmäßige Beute zu nehmen. Laß alſo nur dies Pferd, oder dieſen Eſel, oder wofür du es ſonſt hältſt, Sancho. Denn wenn ſein Beſitzer ſieht, daß wir fort ſind, wird er ſchon kommen und es holen." — „Gott weiß, wie gern ich ihn mitnähme," ſprach Sancho, „oder wie gern ich ihn wenigſtens mit meinem vertauſchte, der mir nicht halb ſo gut ſcheint. Meiner Treu, die Rittergeſetze ſind doch ſehr ſtreng, daß ſie einem nicht einmal erlauben, einen Eſel mit dem andern zu vertauſchen! Aber darf ich denn nicht wenigſtens Sattel und Zeug umſetzen." — „Ich weiß es nicht gewiß," antwortete Don Quixote. „Indeß, ſo lange bis ich mich genauer unterrichtet habe, glaube ich, du kannſt es thun, wenn du es äußerſt vonnöthen haſt." — „Und wenn ichs für meinen eignen Leib brauchte, könnt ichs nicht nöthiger haben," verſetzte Sancho.

Kaum war es ihm erlaubt worden, ſo nahm er den Kappenwechſel [1] vor, und putzte ſeinen Eſel mit jenem Zeuge ſo heraus, daß er dreimal beſſer ausſah, als zuvor. Dies gethan, frühſtückten ſie die noch übrigen Brocken von der Beute des Küchenеſels, und tranken dazu aus dem Bache der Walkmühle, doch ohne ſich ein einzigesmal nach ihr umzuſehen, ſo viel Abſcheu hatten ſie davor, wegen der Furcht, die ſie ihnen eingejagt hatte. Da nun Zorn und Mißmuth bei dem Ritter gänzlich vorüber war, ſtiegen ſie wieder auf und zogen fort, ohne einen beſtimmten Weg zu wählen. Denn es war fahrender Ritter Brauch, keinen gewiſſen zu nehmen. Rozinante war Wegweiſer; was der wollte, wollte ſein Herr, und auch Sanchos Eſel, der ihm, wohin er ihn führte, in treuer Lieb und Freundſchaft folgte. Mit dem allen kamen ſie doch auf die Landſtraße, und zogen ihr auf gut Glück ohne beſtimmte Abſicht nach.

[1] Mutatio caparum, eine Spotterei auf die Geiſtlichkeit, die in Spanien während der hohen Feſte die gewöhnlichen Meßgewänder mit purpurfarbnen vertauſcht.

Indem ſie ſo dahin ritten, ſprach Sancho zu Don Quixote: „Geſtrenger Herr, ich wollt mir wohl Erlaubniß ausgebeten haben, ein Bischen mit Euch zu koſen; denn ſeit Ihr mir den ſtrengen Befehl gegeben habt, das Maul zu halten, ſind mir ſchon mehr als vier Sachen im Magen verfault; die aber, ſo ich jetzt auf der Zunge habe, kann ich nicht hinunterſchlucken, und möchte doch auch nicht, daß es ſchlimm für mich abliefe.“ — „So ſag ſie heraus,“ ſprach Don Quixote, „nur ſey kurz in deinem Vorbringen; denn langes Gewäſche gefällt nie.“ — „Ich wollt Euch nur das ſagen, geſtrenger Herr,“ verſetzte Sancho, „ich habs ſo die Tage her bei mir überlegt, wie wenig wir davon haben, daß wir ſo in den Wüſteneien und auf den Kreuzwegen nach Abenteuern umherziehen. Trifft man auch das größte und gefährlichſte, und überwindet es, ſo hörts und ſiehts niemand; es kräht weiter kein Hahn darnach, und alles bleibt zu Euer Geſtrengen Nachtheil in ewiger Vergeſſenheit begraben. Nun dächt ich, wärs beſſer (doch ohne Euer Geſtrengen vorzuſchreiben), wenn wir bei einem Kaiſer, oder irgend andern großen Herrn, der eben Krieg hat, in Dienſte giengen, wo Euer Geſtrengen Ihre Tapferkeit, Ihre große Stärke und noch größern Verſtand zeigen könnte. Denn wenn das der Herr, dem wir dienten, einſähe, müßte er uns doch nothwendig, und zwar jeden nach Verdienſt und Würden, belohnen; und, meiner Treu! da wirds auch nicht an Leuten fehlen, die Euer Geſtrengen hohe Thaten zu ewigem Andenken aufſchrieben. Von meinen ſag ich nichts; denn die werden ſich doch nicht weit über die Schildknappſchaft erheben, wiewohl, wenns bei der Ritterſchaft Brauch wäre, die Thaten der Schildknappen zu beſchreiben, meine auch nicht im Tintenfaß bleiben würden, ſo viel weiß ich.“

„Du ſprichſt nicht übel, Sancho,“ verſetzte Don Quixote, „aber eh es dahin kommt, muß man erſt die Welt durchziehn, und zur Probe Abenteuer aufſuchen; denn hat man einige glücklich beſtanden, ſo erlangt man einen ſolchen Ruhm und Namen, daß man ſchon als ein durch ſeine Thaten berühmter Ritter an den Hof eines großen Monarchen kommen kann, und daß, wenn man kaum zu den Stadtthoren hinein iſt, die Jungen auf den Straßen Einen ſchon kennen, umringen, nachlaufen und ſchreien: Das iſt der Sonnenritter, der

Ritter von der Schlange, oder der von irgend einem Schildzeichen, unter welchem er ſo große Thaten gethan hat! Das iſt der, der den großen allmächtigen Rieſen Brocabruno im Zweikampfe überwunden hat! Das iſt der, der den großen Mamelucken von Perſien, welcher an die neunhundert Jahre verwünſcht und verzaubert war, erlöst hat!

Der Ruf ſeiner großen Thaten geht von Mund zu Mund; der Lärm der Buben und des Volks macht den König aufmerkſam, er tritt an ein Fenſter ſeiner königlichen Burg, erblickt den Ritter, erkennt ihn ſogleich an ſeinen Waffen, oder am Sinnbilde ſeines Schildes, und befiehlt alsbald allen Rittern, die an ſeinem Hofe ſind: Auf! und empfangt mir dieſe Blume der Ritterſchaft, die hier kommt! Auf dies Wort ziehn ſie Alle aus, ihm entgegen, und der König kommt ſelbſt, bis zur Mitte der Burgtreppe, empfängt den Ritter, grüßt ihn, umarmt ihn herzlich, küßt ihn auf die Stirne, und führt ihn an der Hand ins Gemach der Frau Königin. Da findet ſie der Ritter mit ihrer Infantin Tochter, welche eine der ſchönſten und vollkommenſten

Damen in der bisher entdeckten Welt ist. Sie wirft sogleich ihre Augen auf den Ritter, und der Ritter die seinigen auf sie, und jedes scheint dem andern mehr ein Götterwesen als ein Mensch zu seyn. Beide werden, ohne zu wissen wie? in dem unentwirrbaren Netz der Liebe gefangen. Nun leiden sie Beide große Pein, weil sie nicht wissen, wie sie einander ihr Herzeleid und ihre Schmerzen entdecken sollen.

„Von da führt man den Ritter in ein schönes und reichgeschmücktes Gemach der königlichen Burg, nimmt ihm die Waffen ab, und bringt

ihm einen köſtlichen Mantel von Scharlach, den er anlegt; und war er erſt ſchön in der Rüſtung, ſo muß ers noch mehr im Feierkleide ſeyn. Zu Nacht ſpeist er mit dem Könige, der Königin und der Infantin, von welcher letztern er kein Auge verwendet, und ſie immer unvermerkt lieblich anblickt. Ein Gleiches thut ſie, jedoch mit eben der Vorſicht, weil ſie, wie geſagt, eine ſehr kluge Jungfrau iſt. Nach aufgehobner Tafel tritt in den Saal ein kleiner ungeſtalter Zwerg, hinter ihm eine ſchöne Dame zwiſchen zwei Rieſen. Dies iſt ein

gewiſſes Abenteuer, welches einer der älteſten Weiſen angelegt hat, mit dem Beding, daß, wer es beſtehe, für den beſten Ritter in der Welt gehalten werden ſoll. Der König befiehlt ſogleich, daß Alle, die gegenwärtig ſind, ſich daran machen. Kein Einziger aber kann es zu Stande bringen als der fremde Ritter, zum Beſten ſeines

Ruhms und großen Namens. Die Infantin ist außerordentlich vergnügt darüber, und schätzt sich glücklich, ihr Herz und Augen auf solch ein Muster der Vollkommenheit gerichtet zu haben.

„Zum Glück hat dieser König, Fürst oder wers sonst ist, einen gar gefährlichen Krieg mit einem eben so mächtigen Nachbar als er. Der Gastritter bittet ihn, nachdem er einige Tage an seinem Hofe gewesen ist, um Erlaubniß, ihm in diesem Kriege dienen zu dürfen. Der König giebt sie ihm herzlich gern, und der Ritter küßt ihm gar höflich die Hand für die empfangne Gnade. Dieselbe Nacht nimmt er Abschied von seiner Gebieterin, der Infantin, durch das eiserne Gitter eines Fensters an ihrem Schlafzimmer, das in den Garten geht, an welchem er schon oft durch Hilfe und Vermittlung eines vertrauten Kammerfräuleins, die um die ganze Sache weiß, mit ihr gesprochen und sie gekoset hat. Er seufzt, sie fällt in Ohnmacht, das Kammerfräulein bringt frisches Wasser, und ist in tausend Aengsten, weil der Morgen anbricht, und sie bei einer Entdeckung sehr für die Ehre ihrer Prinzessin besorgt ist. Endlich erholt sich die Infantin wieder, und reicht dem Ritter ihre weißen Hände durchs Gitter, der sie dann tausendmal küßt und in seinen Thränen badet.

Darauf bereden ſie mit einander, wie ſie ihr Wohl und Weh ſich zu wiſſen thun wollen, und die Prinzeſſin bittet ihn, er ſolle ſich ſo kurz als möglich verweilen. Der Ritter gelobt es ihr mit vielen Eiden, küßt ihr nochmals die Hände und ſcheidet ſo ſchwer von ihr, daß es ihm beinahe das Leben koſtet. Er geht von da in ſein Gemach, wirft ſich aufs Bett, und kann vor Schmerz ſeines Scheidens kein Auge zuthun.

„Morgens hernach ſteht er ſehr früh auf, und geht hin, dem König, der Königin und der Infantin Lebewohl zu ſagen. Nachdem er ſich von Beiden erſt beurlaubt hat, ſagt man ihm, die Infantin ſey nicht wohl auf, und könne ihm keine Audienz geben. Der Ritter merkt gleich, daß es vom Kummer über ſein Scheiden herrühre; dies geht ihm durchs Herz, und es fehlt wenig, daß er ſich nicht öffentlich verräth. Das vertraute Kammerfräulein iſt zugegen, bemerkt Alles, und ſagt es ihrer Prinzeſſin wieder, welche ſie mit Thränen empfängt, und ihr entdeckt, ihr größtes Leiden ſey, daß ſie nicht wiſſe, ob ihr Ritter von königlichem Stamme ſey oder nicht. Das Kammerfräulein verſichert es ihr aber, weil man unmöglich ſolche Höflichkeit, Tugend und Muth, als womit ihr Ritter begabt ſey, bei Einem finden könne, der nicht aus königlichem Hauſe ſey. Dies tröſtet die Betrübte; ſie ſucht ſich aufzumuntern, damit ſie dem Könige und der Königin keinen üblen Verdacht von ſich gebe, und geht nach zwei Tagen wieder öffentlich aus.“

„Der Ritter iſt ſchon auf und davon, ſtreitet und kriegt, überwindet den Feind des Königs, gewinnt viele Städte, ſiegt in vielen

Schlachten, kommt an den Hof zurück, und ſieht ſeine Gebieterin an dem gewöhnlichen Orte wieder. Sie reden miteinander ab, daß

er sie von ihrem Vater für seine geleisteten Dienste zu seinem Ehegemahl begehren solle. Der König will sie ihm nicht geben, weil er nicht weiß, wer er ist; demungeachtet wird durch eine Entführung, oder wie es sonst zugehen mag, die Infantin seine Frau, und der König, ihr Herr Vater, schätzt sich endlich drob sehr glücklich, weil er erfährt, daß dieser Ritter eines gar mächtigen Königs Sohn sey, der über ein Reich herrscht, das, ich glaube, gar nicht einmal auf der Landkarte steht. Der Vater stirbt, die Infantin erbt das Reich, kurz und gut, der Ritter wird König. Nun ist die Zeit gekommen, seinen Schildknappen und Alle, die ihm zu seiner Erhöhung geholfen haben, nach Würden zu belohnen. Seinen Schildknappen verheirathet er mit einer Hofdame der Infantin, welches unstreitig die Vertraute seines Liebeshandels und die Tochter eines mächtigen Herzogs ist."

„Ja, so wär mirs eben recht," sprach Sancho, „und ich verlaß mich drauf, daß alles dies buchstäblich Euer Gestrengen so begegnen wird, als dem, der da heißt, Ritter von der traurigen Gestalt." — „Zweifle nicht dran, Freund Sancho," sagte Don Quixote, „denn auf eben diese Art, und durch eben diese Stufen schwingen und haben sich bereits fahrende Ritter zu Kaisern und Königen emporgeschwungen. Jetzt fehlt weiter nichts, als daß wir einen christlichen oder heidnischen König entdecken, der eine schöne Tochter hat, und zugleich Krieg führt. Aber wir haben noch Zeit genug, darauf zu denken. Denn, wie gesagt, ich muß mir erst einen Namen durch andre Sachen machen, eh ich an den Hof gehe. Indeß fehlt mirs noch an etwas; denn gesetzt, es findet sich ein König mit Krieg und einer schönen Tochter, und ich habe mir auch einen unglaublichen Namen in der ganzen Welt erworben: wie mach ichs, daß ich von einem Könige abstamme? oder wenigstens Andergeschwisterkind mit einem Kaiser bin? Denn, freilich wird mir der König seine Prinzessin Tochter nicht zur Frau geben wollen, wenn er nicht über diesen Punkt Gewißheit hat; ungeachtet es eigentlich meine berühmten Thaten wären, die sie verdienten. Es ist leicht möglich, daß ich durch diese Kleinigkeit verliere, was ich durch meinen Arm wohl verdient hatte. Wahr ists, ich bin ein Edelmann von altem wohlbekanntem Hause, habe

glaub ich doch, daß sein Herr sie ihm sogleich rechtmäßig zur Frau geben kann." — „Wer wollte sie dir nehmen können?" sprach Don Quixote. — „Nun, wenns das ist," versetzte Sancho, „wollen wir uns nur dem lieben Gotte empfehlen, und dem Glück seinen Lauf lassen; es wird schon gut werden." — „Gott geb es," sprach Don Quixote, „wie ichs wünsche, und du es von nöthen hast, Sancho. Und ein Schurke bleibe, wer ein Schurke seyn will." — „Ja, bei Gott, sey's so!" sprach Sancho; „ich für meinen Theil bin ein alter Christ, und das ist genug, um Graf zu werden." — „Und noch überflüssig für dich," fiel Don Quixote ein. „Würdest du's auch nicht, was thäte das zur Sache? Denn wenn ich König bin, kann ich dir den Adel schenken, ohne daß du ihn zu kaufen oder zu verdienen brauchst. Und mach ich dich zum Grafen, so bist du auch Ritter, und sie sollen dich bei meiner Ehre Euer Gestrengen nennen, sie mögen sagen, was sie wollen." — „Ei, warum das nicht? was gilts, daß ichs verstehen werde, mich in Affekt zu setzen?" sprach Sancho. — „Respekt mußt du sagen und nicht Affekt," sagte Don Quixote. — „Das ist all Eins," versetzte Sancho, „ich sage nur, ich wollte mir schon ein Ansehen geben; meiner Seel! Ich war einmal Gemeinderathsbote, und der Botenrock stand mir so gut, daß Alle sagten, ich hätte ganz das Ansehen drin, daß ich den Schulzen spielen könnte. Aber was wirds nicht dann seyn, wenn ich erst einen Fürstenmantel umthue, oder überall vom Kopf bis zu den Beinen mit Gold und Perlen behängt bin, wie ein fremder Graf? Meiner Six, ich denke hundert Meilen Weges werden sie herkommen, mich nur zu sehen."

„Du wirst fein aussehen, das ist wahr," sprach Don Quixote. „Aber dann mußt du dir auch den Bart scheren, denn so rauh, borstig und verzaust, als du ihn jetzt führst, wird man dich schon auf einen Büchsenschuß weit für den alten Sancho erkennen, wenn du dir ihn nicht wenigstens allezeit über den andern Tag abnehmen lässest." — „Was hatts denn weiter?" versetzte Sancho; „ich darf mir ja nur einen Bartkratzer ins Haus, in Kost und Lohn nehmen; und wenns Noth thut, kann ich ihn ja auch hinter mir hergehen lassen, wie ein Grande seinen Stallmeister." — „Woher weißt du

denn," fragte Don Quixote, „daß die Granden ihre Stallmeiſter hinter ſich hertreten laſſen?" — „Ich wills Euch ſagen," antwortete Sancho; „ich war vor etlichen Jahren einen Monat lang bei Hofe; da ſah ich einen ganz kleinen Herrn vorbeireiten, und da ſagten ſie, es wär ein Grande. Hinter ihm kam ein Andrer zu Pferd, der ihm allenthalben, wohin er ſich nur wandte, nachfolgte, nicht anders als wie ein Schwanz. Ich fragte, warum denn der Mann nicht neben dem andern ritte, ſondern immer hintennach bliebe? und da ſagten ſie, es wäre ſein Stallmeiſter, und die Granden hätten immer welche hinter ſich. Daher weiß ichs ſo gut, daß ich es noch nie vergeſſen habe."

„Du haſt Recht, Sancho," ſprach Don Quixote, „und eben ſo kannſt du deinen Barbier hinter dir hergehen laſſen; denn es iſt nicht Alles auf einmal erfunden worden. Und warum ſollteſt du nicht der erſte Graf ſeyn können, der einen Barbier hinter ſich hat? Im Grunde erfordert auch das Amt, mir den Bart abzunehmen, weit mehr Vertrauen, als das, mein Pferd zu ſatteln." — „Nun, für den Barbier laßt mich ſorgen, und ſorgt Ihr nur, geſtrenger Herr, daß Ihr König werdet und ich Graf;" ſagte Sancho. — „Das ſoll geſchehen," verſetzte Don Quixote, hob die Augen auf und ſah, was im nächſten Kapitel folgen wird.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführt, wohin sie nicht wollen.

id-Hamed-Ben-Engeli, der arabische und aus Mancha gebürtige Geschichtschreiber, erzählt in dieser wichtigen, hochtönenden, höchstgenauen, süßen und phantastischen Geschichte, daß nach der Unterredung, welche Don Quixote von der Mancha und sein Schildknappe Sancho Pansa am Ende des vorigen Kapitels gehalten haben, unser Ritter die Augen aufgehoben, und auf dem Wege, den sie zogen, bei zwölf Leute zu Fuß erblickt habe, die, wie die Körner eines Paternosters, alle mit den Hälsen an eine lange eiserne Kette angereiht waren, und sämmtlich an den Händen Schellen hatten; zwei Reiter und zwei Fußknechte begleiteten sie. Die Reiter führten Feuerrohre und die Fußknechte Hellebarden und Schwerter. Da sie Sancho erblickte, sprach er: „Das ist eine Kette von Ruderknechten, die nach des Königs Befehl gezwungen auf die Galeeren wandern.“ — „Wie? gezwungne Leute?“ fragte Don Quixote. „Ists möglich, daß der König einem Menschen in der Welt Gewalt thun

Unglücks wissen." Er fügte dieser Bitte noch andre und so bescheidne bei, das zu erfahren, was er gerne wissen wollte, daß der andre Reiter zu ihm sagte: „Wir haben zwar Prozeß und Urtheil eines jeden dieser Missethäter bei uns, aber wir haben jetzt nicht Zeit uns aufzuhalten, sie herauszuholen und zu lesen. Kommt nur her und fragt sie selbst, sie werdens Euch schon erzählen, wenn sie wollen. Und warum sollten sie nicht wollen? Das ist ein Volk, das seine Schelmenstreiche so gern erzählt, als thut."

Mit dieser Erlaubniß, die sich Don Quixote am Ende selbst genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben hätte, trat er näher zur Kette, und fragte den Ersten, welches Verbrechens wegen er so übel einherzöge? „Ich war verliebt," — antwortete der Gefragte. „Und weiter hast du nichts gethan?" versetzte Don Quixote. „Ha, wenn man wegen des Verliebtseyns auf die Galeere kommt, so hätt ich schon längst drauf rudern müssen." — „Ja, es ist kein solches Verliebtseyn, als Euer Vesten vielleicht denkt," sprach der Ruderknecht; „ich hatte mich in einen großen Korb weißer Wäsche verliebt, und ihn so fest umarmt, daß, wenn mir ihn die Gerechtigkeit nicht mit Gewalt wieder entrissen, ich ihn vielleicht bis jetzt noch nicht mit gutem Willen verlassen hätte. Aber man ertappte mich auf frischer That, die Folter war nicht nöthig; man sprach mir das Urtheil, fegte mir den Rücken mit hundert Staupenschlägen aus und beschenkte mich auf drei Jahre mit freiem Quartier auf dem Wasserschlosse, und so war die Sache abgethan." — „Was ist das Wasserschloß?" fragte Don Quixote. — „Die Galeere," versetzte der Ruderknecht, ein junger Bursche von ungefähr 24 Jahren, aus Piedrahita, wie er sagte, gebürtig.

Ebenso fragte Don Quixote den Zweiten, der vor Traurigkeit und Melancholie kein Wort antwortete. Der Erste aber vertrat seine Stelle und sprach: „Herr, das ist ein Kanarienvogel; oder eigentlich zu sagen gehts ihm darum so schlimm, weil er ein Musikant und Sänger ist." — „Wie?" versetzte Don Quixote, „ist denn Musikmachen oder Singen so ein schlimmes Handwerk, daß man drum auf die Galeere kommt?" — „Allerdings, lieber Herr, denn nichts in der Welt ist gefährlicher als in der Noth singen." — „Ich habe

immer ſagen hören," ſprach Don Quixote „daß es dem gelingt, der ſeine Noth verſingt." — „Hier iſts gerade umgekehrt," verſetzte der Ruderknecht; „wer einmal ſingt, weint ſein Leben lang." — „Das verſteh ich nicht," ſprach Don Quixote. Einer von den Wächtern aber erklärte es ihm: „Herr Ritter, in der Noth ſingen, heißt bei dieſem Völkchen auf der Folter bekennen. Man hat dieſen Miſſethäter gemartert, und er hat bekannt, daß er ein Vierfüßler oder Vieh- und Pferdedieb geweſen. Da er nun bekannt hat, ſchickt man ihn, außer zweihundert Staupenſchlägen, die ihm noch auf dem Rücken brennen, ſechs Jahre lang auf die Galeere. Er iſt darum ſo traurig und tiefſinnig, weil ihn ſeine andern Gefährten ſchimpfen, mißhandeln und für einen ſchlechten Kerl halten, daß er auf der Folter bekannt und nicht Herz genug gehabt hat, Nein zu ſagen. Denn, ſprechen ſie, Nein hat eben ſo viel Silben als Ja, und ein armer Sünder iſt immer glücklich genug, wenn Leben und Tod auf ſeiner eignen Zunge ſchwebt, und er weder Zeugen noch Beweis gegen ſich hat. Und darin, denk ich, haben ſie Recht." — „Ich bin eben der Meinung," verſetzte Don Quixote.

Er gieng zum Dritten über, und legte ihm die nämliche Frage vor; der aber antwortete ihm ſehr keck und fertig: „Ich beſuche Fräulein Waſſernixe auf fünf Jahre, weil mir zehn Dukaten fehlten." — „Ich will gerne zwanzig geben, dich von deinem unangenehmen Beſuche zu befreien," ſprach Don Quixote. — „Das kommt mir gerade ſo vor," verſetzte der Burſche, „als wenn einer mitten auf dem Meer viel Geld hätte, und doch Hungers ſterben muß, weil er nichts dafür kaufen kann. Hätt ich zu rechter Zeit die zwanzig Dukaten gehabt, die Euer Gnaden mir da anbieten, ich hätte ſchon des Gerichtsſchreibers Feder ſalben, und meinem Advokaten den Kopf ſo öffnen wollen, daß ich jetzt gewiß noch auf dem Zocodover[1] zu Toledo wäre, und nicht da an der Koppel gehen müßte, wie ein Windhund. Aber Gott iſt groß! Geduld! Und weiter ſage ich nicht."

Der Ritter kam zum Vierten, einem alten ehrwürdigen Manne, mit einem Barte, der ihm über die Bruſt herab hieng. Da ihn

[1] Ein Marktplatz zu Toledo.

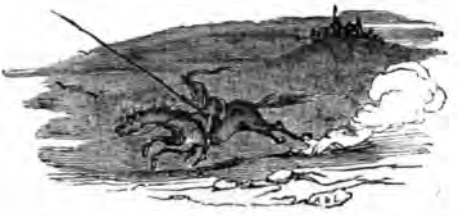
Don Quixote um die Urſache ſeines Schickſals fragte, fieng er an zu weinen und ſprach kein Wort. Der Fünfte aber antwortete ſtatt ſeiner: „Dieſer Ehrenmann beſucht auf vier Jahre die Galeere, nachdem er zuvor ſeinen Triumphzug in Feierkleidern zu Pferde gehalten hat [1].“ — „Das heißt, denk ich, er hat den Schandeſel geritten?“ — „Getroffen!“ rief der Galeerenbruder, „und die Urſache war, daß er bisher mit Menſchenfleiſch geſchachert hat. Das heißt, er iſt ein Kuppler geweſen und hat ſich nebenher auch mit Hexerei abgegeben.“ — „Wäre das Letztere nicht,“ ſprach Don Quixote,

[1] Die Strafe der Kuppler und Kupplerinnen in Spanien iſt folgende: Man ſetzt ſie halbnackend, mit Honig beſtrichen und mit Federn beſtreut, auf einen Eſel, und führt ſie durch die Straßen. Auf dem Kopfe haben ſie eine Mütze von weißem Papier, in Form eines Zuckerhuts, darauf ſteht mit großen Buchſtaben, Alcahueta oder Alcahueta, Kuppler, Kupplerin. Während ihres Zugs wirft ſie das Volk mit faulen Orangen, Aepfeln und anderm Unflath, und darauf werden ſie des Landes verwieſen.

Darauf bereden ſie mit einander, wie ſie ihr Wohl und Weh ſich zu wiſſen thun wollen, und die Prinzeſſin bittet ihn, er ſolle ſich ſo kurz als möglich verweilen. Der Ritter gelobt es ihr mit vielen Eiden, küßt ihr nochmals die Hände und ſcheidet ſo ſchwer von ihr, daß es ihm beinahe das Leben koſtet. Er geht von da in ſein Gemach, wirft ſich aufs Bett, und kann vor Schmerz ſeines Scheidens kein Auge zuthun.

„Morgens hernach ſteht er ſehr früh auf, und geht hin, dem König, der Königin und der Infantin Lebewohl zu ſagen. Nachdem er ſich von Beiden erſt beurlaubt hat, ſagt man ihm, die Infantin ſey nicht wohl auf, und könne ihm keine Audienz geben. Der Ritter merkt gleich, daß es vom Kummer über ſein Scheiden herrühre; dies geht ihm durchs Herz, und es fehlt wenig, daß er ſich nicht öffentlich verräth. Das vertraute Kammerfräulein iſt zugegen, bemerkt Alles, und ſagt es ihrer Prinzeſſin wieder, welche ſie mit Thränen empfängt, und ihr entdeckt, ihr größtes Leiden ſey, daß ſie nicht wiſſe, ob ihr Ritter von königlichem Stamme ſey oder nicht. Das Kammerfräulein verſichert es ihr aber, weil man unmöglich ſolche Höflichkeit, Tugend und Muth, als womit ihr Ritter begabt ſey, bei Einem finden könne, der nicht aus königlichem Hauſe ſey. Dies tröſtet die Betrübte; ſie ſucht ſich aufzumuntern, damit ſie dem Könige und der Königin keinen üblen Verdacht von ſich gebe, und geht nach zwei Tagen wieder öffentlich aus.“

„Der Ritter iſt ſchon auf und davon, ſtreitet und kriegt, überwindet den Feind des Königs, gewinnt viele Städte, ſiegt in vielen



Schlachten, kommt an den Hof zurück, und ſieht ſeine Gebieterin an dem gewöhnlichen Orte wieder. Sie reden miteinander ab, daß

er sie von ihrem Vater für seine geleisteten Dienste zu seinem Ehegemahl begehren solle. Der König will sie ihm nicht geben, weil er nicht weiß, wer er ist; demungeachtet wird durch eine Entführung, oder wie es sonst zugehen mag, die Infantin seine Frau, und der König, ihr Herr Vater, schätzt sich endlich drob sehr glücklich, weil er erfährt, daß dieser Ritter eines gar mächtigen Königs Sohn sey, der über ein Reich herrscht, das, ich glaube, gar nicht einmal auf der Landkarte steht. Der Vater stirbt, die Infantin erbt das Reich, kurz und gut, der Ritter wird König. Nun ist die Zeit gekommen, seinen Schildknappen und Alle, die ihm zu seiner Erhöhung geholfen haben, nach Würden zu belohnen. Seinen Schildknappen verheirathet er mit einer Hofdame der Infantin, welches unstreitig die Vertraute seines Liebeshandels und die Tochter eines mächtigen Herzogs ist."

„Ja, so wär mirs eben recht," sprach Sancho, „und ich verlaß mich drauf, daß alles dies buchstäblich Euer Gestrengen so begegnen wird, als dem, der da heißt, Ritter von der traurigen Gestalt." — „Zweifle nicht dran, Freund Sancho," sagte Don Quixote, „denn auf eben diese Art, und durch eben diese Stufen schwingen und haben sich bereits fahrende Ritter zu Kaisern und Königen emporgeschwungen. Jetzt fehlt weiter nichts, als daß wir einen christlichen oder heidnischen König entdecken, der eine schöne Tochter hat, und zugleich Krieg führt. Aber wir haben noch Zeit genug, darauf zu denken. Denn, wie gesagt, ich muß mir erst einen Namen durch andre Sachen machen, eh ich an den Hof gehe. Indeß fehlt mirs noch an etwas; denn gesetzt, es findet sich ein König mit Krieg und einer schönen Tochter, und ich habe mir auch einen unglaublichen Namen in der ganzen Welt erworben: wie mach ichs, daß ich von einem Könige abstamme? oder wenigstens Andergeschwisterkind mit einem Kaiser bin? Denn, freilich wird mir der König seine Prinzessin Tochter nicht zur Frau geben wollen, wenn er nicht über diesen Punkt Gewißheit hat; ungeachtet es eigentlich meine berühmten Thaten wären, die sie verdienten. Es ist leicht möglich, daß ich durch diese Kleinigkeit verliere, was ich durch meinen Arm wohl verdient hatte. Wahr ists, ich bin ein Edelmann von altem wohlbekanntem Hause, habe

Landeigenthum, ſtandesmäßige Einkünfte, und es iſt leicht möglich, daß der Weiſe, der einmal meine Geſchichte ſchreiben wird, meinen Stammbaum ſo genau unterſucht, daß ich im fünften oder ſechsten Grad mit einem Könige verwandt werde. Denn du mußt wiſſen, Sancho, es giebt zweierlei Arten von Geſchlechtern in der Welt. Die eine leitet ihren Urſprung von Fürſten und Monarchen her, mit der Zeit ſind ſie aber ſo heruntergekommen, daß ſie ſich wie eine umgeſtürzte Pyramide in die Spitze verlieren; die andre Art aber hat einen geringen und niedrigen Urſprung, und ſteigt von Grad zu Grade, bis ſie groß und berühmt wird; folglich beſteht der Unterſchied darin, daß jene waren, was ſie nicht mehr ſind, und dieſe ſind, was ſie vorher nicht waren. Es könnte gar leicht ſeyn, daß, wenns zur genauen Unterſuchung käme, ich einer von denen wäre, die einen großen und berühmten Urſprung gehabt haben, und der König, mein Schwiegervater, würde ſich ſehr erfreuen, dieſe Entdeckung zu machen. Wär aber dies auch nicht, ſo wird mich die Infantin ſchon in dem Maße lieben, daß ſie, ihrem Vater zum Trotz, und wenn ſie auch wüßte, daß ich eines Waſſerträgers Sohn wäre, mich dennoch heirathen und für ihren Herrn und Gemahl erkennen wird. Geſetzt auch das Gegentheil, ſo entführe ich ſie und bringe ſie an einen Ort, wohin es mir beliebt, und warte bis Zeit oder Tod den Zorn ihrer Eltern endigt."

„Meiner Treu!" ſprach Sancho, „da paßt gleich her, wie einige Galgenvögel ſprechen: was du nehmen kannſt, das brauchſt du nicht zu betteln, oder noch beſſer: zugreifen iſt beſſer als hinten nachlaufen. Ich ſags derhalben, wenn der Herr König, Euer geſtrenger Schwiegervater, ſich nicht überwinden kann, Euch meine Gebieterin, die Infantin, zur Frau zu geben, ſo entführt ſie ihm vor der Naſe weg und ſchafft ſie fort. Aber das iſt der Teufel, daß, ehe zwiſchen Euch beiden Friede wird, und Ihr Euer Königreich in Ruhe genießen könnt, der arme Schildknapp derweile daſtehen, hungern und ſich die Zähne nach der Belohnung ausſtochern kann, wenn nicht irgend das vertraute Kammerfräulein, die ihm zur Frau beſtimmt iſt, mit der Infantin durchgeht, ihn unterdeſſen nimmt und Wohl oder Wehe mit ihm theilt, bis es der Himmel anders ſchickt. Denn das

glaub ich doch, daß ſein Herr ſie ihm ſogleich rechtmäßig zur Frau geben kann." — „Wer wollte ſie dir nehmen können?" ſprach Don Quixote. — „Nun, wenns das iſt," verſetzte Sancho, „wollen wir uns nur dem lieben Gotte empfehlen, und dem Glück ſeinen Lauf laſſen; es wird ſchon gut werden." — „Gott geb es," ſprach Don Quixote, „wie ichs wünſche, und du es von nöthen haſt, Sancho. Und ein Schurke bleibe, wer ein Schurke ſeyn will." — „Ja, bei Gott, ſey's ſo!" ſprach Sancho; „ich für meinen Theil bin ein alter Chriſt, und das iſt genug, um Graf zu werden." — „Und noch überflüſſig für dich," fiel Don Quixote ein. „Würdeſt du's auch nicht, was thäte das zur Sache? Denn wenn ich König bin, kann ich dir den Adel ſchenken, ohne daß du ihn zu kaufen oder zu verdienen brauchſt. Und mach ich dich zum Grafen, ſo biſt du auch Ritter, und ſie ſollen dich bei meiner Ehre Euer Geſtrengen nennen, ſie mögen ſagen, was ſie wollen." — „Ei, warum das nicht? was gilts, daß ichs verſtehen werde, mich in Affekt zu ſetzen?" ſprach Sancho. — „Reſpekt mußt du ſagen und nicht Affekt," ſagte Don Quixote. — „Das iſt all Eins," verſetzte Sancho, „ich ſage nur, ich wollte mir ſchon ein Anſehen geben; meiner Seel! Ich war einmal Gemeinderathsbote, und der Botenrock ſtand mir ſo gut, daß Alle ſagten, ich hätte ganz das Anſehen drin, daß ich den Schulzen ſpielen könnte. Aber was wirds nicht dann ſeyn, wenn ich erſt einen Fürſtenmantel umthue, oder überall vom Kopf bis zu den Beinen mit Gold und Perlen behängt bin, wie ein fremder Graf? Meiner Six, ich denke hundert Meilen Weges werden ſie herkommen, mich nur zu ſehen."

„Du wirſt fein ausſehen, das iſt wahr," ſprach Don Quixote. „Aber dann mußt du dir auch den Bart ſcheren, denn ſo rauh, borſtig und verzaust, als du ihn jetzt führſt, wird man dich ſchon auf einen Büchſenſchuß weit für den alten Sancho erkennen, wenn du dir ihn nicht wenigſtens allezeit über den andern Tag abnehmen läſſeſt." — „Was hatts denn weiter?" verſetzte Sancho; „ich darf mir ja nur einen Bartkratzer ins Haus, in Koſt und Lohn nehmen; und wenns Noth thut, kann ich ihn ja auch hinter mir hergehen laſſen, wie ein Grande ſeinen Stallmeiſter." — „Woher weißt du

denn," fragte Don Quixote, „daß die Granden ihre Stallmeiſter hinter ſich hertreten laſſen?" — „Ich wills Euch ſagen," antwortete Sancho; „ich war vor etlichen Jahren einen Monat lang bei Hofe; da ſah ich einen ganz kleinen Herrn vorbeireiten, und da ſagten ſie, es wär ein Grande. Hinter ihm kam ein Andrer zu Pferd, der ihm allenthalben, wohin er ſich nur wandte, nachfolgte, nicht anders als wie ein Schwanz. Ich fragte, warum denn der Mann nicht neben dem andern ritte, ſondern immer hintennach bliebe? und da ſagten ſie, es wäre ſein Stallmeiſter, und die Granden hätten immer welche hinter ſich. Daher weiß ichs ſo gut, daß ich es noch nie vergeſſen habe."

„Du haſt Recht, Sancho," ſprach Don Quixote, „und eben ſo kannſt du deinen Barbier hinter dir hergehen laſſen; denn es iſt nicht Alles auf einmal erfunden worden. Und warum ſollteſt du nicht der erſte Graf ſeyn können, der einen Barbier hinter ſich hat? Im Grunde erfordert auch das Amt, mir den Bart abzunehmen, weit mehr Vertrauen, als das, mein Pferd zu ſatteln." — „Nun, für den Barbier laßt mich ſorgen, und ſorgt Ihr nur, geſtrenger Herr, daß Ihr König werdet und ich Graf;" ſagte Sancho. — „Das ſoll geſchehen," verſetzte Don Quixote, hob die Augen auf und ſah, was im nächſten Kapitel folgen wird.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführt, wohin sie nicht wollen.

id-Hamed-Ben-Engeli, der arabische und aus Mancha gebürtige Geschichtschreiber, erzählt in dieser wichtigen, hochtönenden, höchstgenauen, süßen und phantastischen Geschichte, daß nach der Unterredung, welche Don Quixote von der Mancha und sein Schildknappe Sancho Pansa am Ende des vorigen Kapitels gehalten haben, unser Ritter die Augen aufgehoben, und auf dem Wege, den sie zogen, bei zwölf Leute zu Fuß erblickt habe, die, wie die Körner eines Paternosters, alle mit den Hälsen an eine lange eiserne Kette angereiht waren, und sämmtlich an den Händen Schellen hatten; zwei Reiter und zwei Fußknechte begleiteten sie. Die Reiter führten Feuerrohre und die Fußknechte Hellebarden und Schwerter. Da sie Sancho erblickte, sprach er: „Das ist eine Kette von Ruderknechten, die nach des Königs Befehl gezwungen auf die Galeeren wandern.“ — „Wie? gezwungne Leute?“ fragte Don Quixote. „Ists möglich, daß der König einem Menschen in der Welt Gewalt thun

kann?“ — „So mein ichs auch nicht,“ ſprach Sancho; „das iſt Volk, das wegen ſeiner Miſſethaten verdammt iſt, dem Könige mit Zwang auf den Galeeren zu dienen.“ — „Es ſey, wie ihm wolle,“ verſetzte Don Quixote, „dieſe Leute gehen doch nicht gutwillig, ſondern man zwingt ſie mit Gewalt dazu?“ — „Freilich,“ ſagte Sancho. — „Nun, wenn dies iſt,“ ſprach ſein Herr, „ſo macht es mir mein Amt zur Pflicht, der Gewaltthätigkeit zu ſteuern, und Hilfloſen beizuſpringen.“ — „Gebt wohl Acht, geſtrenger Herr,“ verſetzte Sancho. „Denn die Gerechtigkeit, das heißt, der König ſelber, thut ſolchem Volk weder Unrecht noch Gewalt, ſondern was ihnen widerfährt, iſt Züchtigung für ihre Miſſethaten.“

Eben kam die Kette Galeerenſklaven bei ihnen an, und Don Quixote bat ihre Wächter gar höflich, ſie möchten ihm doch, wenns

ihnen beliebte, die Urſache oder die Urſachen ſagen, warum man dieſe armen Leute ſo zuſammengeſchloſſen führte? „Es ſind Ruderknechte Sr. Majeſtät, die auf die Galeeren wandern; mehr brauch ich nicht zu ſagen, und mehr braucht Ihr nicht zu wiſſen,“ antwortete einer von den Reitern. — „Demungeachtet,“ verſetzte Don Quixote, „möcht ich doch gerne von jedem insbeſondre die Urſache ſeines

Unglücks wissen." Er fügte dieser Bitte noch andre und so bescheidne bei, das zu erfahren, was er gerne wissen wollte, daß der andre Reiter zu ihm sagte: „Wir haben zwar Prozeß und Urtheil eines jeden dieser Missethäter bei uns, aber wir haben jetzt nicht Zeit uns aufzuhalten, sie herauszuholen und zu lesen. Kommt nur her und fragt sie selbst, sie werdens Euch schon erzählen, wenn sie wollen. Und warum sollten sie nicht wollen? Das ist ein Volk, das seine Schelmenstreiche so gern erzählt, als thut."

Mit dieser Erlaubniß, die sich Don Quixote am Ende selbst genommen haben würde, wenn man sie ihm nicht gegeben hätte, trat er näher zur Kette, und fragte den Ersten, welches Verbrechens wegen er so übel einherzöge? „Ich war verliebt," — antwortete der Gefragte. „Und weiter hast du nichts gethan?" versetzte Don Quixote. „Ha, wenn man wegen des Verliebtseyns auf die Galeere kommt, so hätt ich schon längst drauf rudern müssen." — „Ja, es ist kein solches Verliebtseyn, als Euer Besten vielleicht denkt," sprach der Ruderknecht; „ich hatte mich in einen großen Korb weißer Wäsche verliebt, und ihn so fest umarmt, daß, wenn mir ihn die Gerechtigkeit nicht mit Gewalt wieder entrissen, ich ihn vielleicht bis jetzt noch nicht mit gutem Willen verlassen hätte. Aber man ertappte mich auf frischer That, die Folter war nicht nöthig; man sprach mir das Urtheil, fegte mir den Rücken mit hundert Staupenschlägen aus und beschenkte mich auf drei Jahre mit freiem Quartier auf dem Wasserschlosse, und so war die Sache abgethan." — „Was ist das Wasserschloß?" fragte Don Quixote. — „Die Galeere," versetzte der Ruderknecht, ein junger Bursche von ungefähr 24 Jahren, aus Piedrahita, wie er sagte, gebürtig.

Ebenso fragte Don Quixote den Zweiten, der vor Traurigkeit und Melancholie kein Wort antwortete. Der Erste aber vertrat seine Stelle und sprach: „Herr, das ist ein Kanarienvogel; oder eigentlich zu sagen gehts ihm darum so schlimm, weil er ein Musikant und Sänger ist." — „Wie?" versetzte Don Quixote, „ist denn Musikmachen oder Singen so ein schlimmes Handwerk, daß man drum auf die Galeere kommt?" — „Allerdings, lieber Herr, denn nichts in der Welt ist gefährlicher als in der Noth singen." — „Ich habe

immer ſagen hören," ſprach Don Quixote „daß es dem gelingt, der ſeine Noth verſingt." — „Hier iſts gerade umgekehrt," verſetzte der Ruderknecht; „wer einmal ſingt, weint ſein Leben lang." — „Das verſteh ich nicht," ſprach Don Quixote. Einer von den Wächtern aber erklärte es ihm: „Herr Ritter, in der Noth ſingen, heißt bei dieſem Völkchen auf der Folter bekennen. Man hat dieſen Miſſethäter gemartert, und er hat bekannt, daß er ein Vierfüßler oder Vieh- und Pferdedieb geweſen. Da er nun bekannt hat, ſchickt man ihn, außer zweihundert Staupenſchlägen, die ihm noch auf dem Rücken brennen, ſechs Jahre lang auf die Galeere. Er iſt darum ſo traurig und tiefſinnig, weil ihn ſeine andern Gefährten ſchimpfen, mißhandeln und für einen ſchlechten Kerl halten, daß er auf der Folter bekannt und nicht Herz genug gehabt hat, Nein zu ſagen. Denn, ſprechen ſie, Nein hat eben ſo viel Silben als Ja, und ein armer Sünder iſt immer glücklich genug, wenn Leben und Tod auf ſeiner eignen Zunge ſchwebt, und er weder Zeugen noch Beweis gegen ſich hat. Und darin, denk ich, haben ſie Recht." — „Ich bin eben der Meinung," verſetzte Don Quixote.

Er gieng zum Dritten über, und legte ihm die nämliche Frage vor; der aber antwortete ihm ſehr keck und fertig: „Ich beſuche Fräulein Waſſernixe auf fünf Jahre, weil mir zehn Dukaten fehlten." — „Ich will gerne zwanzig geben, dich von deinem unangenehmen Beſuche zu befreien," ſprach Don Quixote. — „Das kommt mir gerade ſo vor," verſetzte der Burſche, „als wenn einer mitten auf dem Meer viel Geld hätte, und doch Hungers ſterben muß, weil er nichts dafür kaufen kann. Hätt ich zu rechter Zeit die zwanzig Dukaten gehabt, die Euer Gnaden mir da anbieten, ich hätte ſchon des Gerichtsſchreibers Feder ſalben, und meinem Advokaten den Kopf ſo öffnen wollen, daß ich jetzt gewiß noch auf dem Zocodover[1] zu Toledo wäre, und nicht da an der Koppel gehen müßte, wie ein Windhund. Aber Gott iſt groß! Geduld! Und weiter ſage ich nicht."

Der Ritter kam zum Vierten, einem alten ehrwürdigen Manne, mit einem Barte, der ihm über die Bruſt herab hieng. Da ihn

[1] Ein Marktplatz zu Toledo.

Don Quixote um die Ursache seines Schicksals fragte, fieng er an zu weinen und sprach kein Wort. Der Fünfte aber antwortete statt seiner: „Dieser Ehrenmann besucht auf vier Jahre die Galeere, nachdem er zuvor seinen Triumphzug in Feierkleidern zu Pferde gehalten hat [1].“ — „Das heißt, denk ich, er hat den Schandesel geritten?“ — „Getroffen!“ rief der Galeerenbruder, „und die Ursache war, daß er bisher mit Menschenfleisch geschachert hat. Das heißt, er ist ein Kuppler gewesen und hat sich nebenher auch mit Hexerei abgegeben.“ — „Wäre das Letztere nicht,“ sprach Don Quixote,

[1] Die Strafe der Kuppler und Kupplerinnen in Spanien ist folgende: Man setzt sie halbnackend, mit Honig bestrichen und mit Federn bestreut, auf einen Esel, und führt sie durch die Straßen. Auf dem Kopfe haben sie eine Mütze von weißem Papier, in Form eines Zuckerhuts, darauf steht mit großen Buchstaben, Alcahuete oder Alcahueta, Kuppler, Kupplerin. Während ihres Zugs wirft sie das Volk mit faulen Orangen, Aepfeln und anderm Unflath, und darauf werden sie des Landes verwiesen.

„ſo verdiente er ſeines ehrlichen Kupplerhandwerks wegen eher Galeerenhauptmann zu werden, als Ruderknecht. Denn das Kuppleramt iſt ſo ſchlecht nicht, als man glaubt; es gehören kluge Köpfe dazu, und es iſt ein höchſt nöthiges Amt in einem wohleingerichteten Gemeinweſen, welches eigentlich nur Leute von gutem Stande verwalten ſollten. Von Rechtswegen ſollten ſie beaufſichtigt und geprüft werden, eine geſchloßne Zahl haben und bekannt ſeyn, wie die Mäckler auf der Börſe. Auf dieſe Art würde manches Unheil vermieden, das jetzt geſchieht, weil ſich dummes und unwiſſendes Volk damit zu ſchaffen macht, wie die Weiber ſind, die ſich dazu hergeben, oder Buben, Gelbſchnäbel ohne Erfahrung, die, wenns zum Treffen kommt, ſich den Brocken aus dem Mund und die Hand dazu angreifen laſſen, und obendrein nicht wiſſen, was ihre rechte Hand iſt. Ich wollte, wenn es Zeit wäre, genau nachweiſen, warum man im Gemeinweſen ein ſo nöthiges Amt mit gewählten Leuten beſetzen müßte. Aber hier iſt der Ort nicht dazu. Ich will es zu ſeiner Zeit ſchon Perſonen ſagen, welche dieſe Verfügung treffen können. Jetzt will ich nur bemerken: das Mitleiden, welches ich darüber fühlte, daß dieſer ehrwürdige Graubart als Kuppler ſo hart geſtraft werden ſoll, ſchwindet nur deßwegen, weil ich höre, daß er auch ein Schwarzkünſtler iſt; ungeachtet ich gewiß weiß, daß es keine Hexerei in der Welt giebt, die den Willen bewegen und zwingen könnte, wie einige Dummköpfe glauben. Unſer Wille iſt frei, und weder Kraut noch Gaukelei kann ihn zwingen; alles, was einige einfältige alte Weiber und Quackſalber thun können, iſt, daß ſie giftige Getränke und Miſchungen bereiten, womit ſie die Leute toll machen, und ihnen dann einſchwatzen, ſie könnten die Leute in ſie verliebt machen; aber das iſt Betrügerei, denn, wie geſagt, unſer Wille kann nicht gezwungen werden.“ — „Da habt ihr wohl Recht, geſtrenger Herr,“ verſetzte der Alte, „denn in der Hexerei bin ich ſo unſchuldig wie ein Kind. Was aber die Kupplerei anlangt, das hab ich freilich nicht läugnen können. Aber in meinem Leben hätt ich nicht gedacht, daß ich daran Unrecht thäte, denn meine Abſicht war, daß ſich die ganze Welt freuen und in gutem Frieden und Einigkeit leben ſollte. Aber meine gute Meinung hat mir weiter nichts geholfen, als daß ich nun dahin wandern

muß, von dannen ich schwerlich wieder zurückkommen werde. Denn ich bin schon so alt und habe auch noch das Harnübel am Leibe, welches mich nicht einen Augenblick ruhen läßt." Drauf fieng er wieder bitterlich zu weinen an, und Sancho trug so großes Mitleiden mit ihm, daß er einen Sechsbätzner aus dem Brusttuche holte und ihm zum Allmosen gab.

Don Quixote fragte den Folgenden um sein Verbrechen, und dieser antwortete ganz lustig: „Ich gehe meinen Gang, weil ich mit zwei leiblichen Muhmen von mir und zwei andern Schwestern, die mir aber nicht so nahe verwandt waren, ein Bischen zu sehr gekurzweilt habe; ich trieb das Ding mit ihnen so weit, daß endlich aus lauter Scherz unsre Blutsfreundschaft und unser Geschlechtsregister so ineinander gerieth und verwirrt wurde, daß der beste und geschickteste Stammbaummacher den meinigen nicht wieder in Ordnung bringen kann. Man hat mir Alles bewiesen, es fehlte mir an Gunst, und Geld hatte ich auch nicht, ich gerieth sogar in Gefahr, am Halsweh zu sterben. Endlich hat man mich sechs Jahr zur Galeere verdammt; ich habe drein gewilligt, es ist eine kleine Züchtigung für mich; ich bin jung, habe noch lange zu leben, und damit ist für Alles gesorgt. Habt Ihr nun was, lieber Herr Ritter, womit Ihr uns armen Teufeln beistehen könnt, so wirds Euch Gott im Himmel vergelten, und wir wollen indeß auf Erden für Euch beten, daß Euch Gott so lange Leben und gut Glück bescheere, als Euer gutes Aussehen verdient."

Dieser Mensch trug sich wie ein Student, und einer von den Stockknechten sagte auch, er sey ein mächtiger Redner, ein trefflicher Lateiner.

Nun folgte in der Reihe ein Mann von feinem Ansehen, ungefähr dreißig Jahre alt, der mit einem Auge gegen das andere schielte. Dieser war anders geschlossen als die Uebrigen. Am Fuß hatte er eine so große Kette, daß sie ihm um den ganzen Leib gieng, und um den Hals zwei eiserne Ringe; der eine Ring hieng mit der Kette, der andre mit einer sogenannten Geige zusammen, von welcher zwei eiserne Stangen mit Handschellen heruntergiengen, in welche ihm die Hände mit großen Schlössern befestigt waren, so daß er weder die Hände zum Munde bringen, noch sich mit dem Kopfe herabneigen

konnte. Don Quixote fragte, warum dieser fester geschlossen wäre als die Andern. „Weil dieser Einzige mehr Verbrechen begangen hat, als Alle zusammen genommen," antwortete der Stockmeister, „und dabei ist er ein so kühner und durchtriebner Schelm, daß, ungeachtet wir ihn so fest geschlossen führen, wir doch immer befürchten müssen, er entwische uns." — „Was für ein Verbrechen sollte das seyn, wofür die Galeerenstrafe zu klein wäre," sagte Don Quixote. — „Er ist auf zehn Jahre dahin verurtheilt," versetzte die Wache, „und das ist so arg als bürgerlicher Tod. Ihr braucht weiter nichts zu wissen, als daß dieser Ehrenmann der berüchtigte

Gines von Paſſamonte iſt, ſonſten auch Gineſillo von Parapilla genannt." — „Herr Commiſſär," rief der Gefangne, „thut ein wenig gemach, verſtümmelt und radebrecht mir meinen Namen und Zunamen nicht ſo. Ich heiße Gines, nicht Gineſillo, und Paſſamonte iſt mein Geſchlechtsname, nicht Parapilla, wie ihr ſprecht. Jeder kehre nur vor ſeiner Thüre, ſo hat er vollauf zu thun." — „Thut das Maul nicht zu weit auf, Herr Straßenräuber von der feinſten Sorte," verſetzte der Commiſſär, „wenn ichs Euch nicht ſtopfen ſoll." — „Man ſieht wohl, daß es den Menſchen geht, wie's Gott gefällt," ſprach Gines. „Aber die Zeit ſoll ſchon noch kommen, da ein Gewiſſer erfahren wird, ob ich Gineſillo von Parapilla heiße oder nicht." — „Nun, nennt man dich etwa nicht ſo, Galgenſtrick?" fragte der Stockmeiſter. — „Ja, man nennt mich ſo," verſetzte Gines, „aber ich will es ſchon noch dahin bringen, daß mich die Leute nicht mehr ſo nennen ſollen, oder ich will ihnen mit Kolben laufen. Herr Ritter, wenn Ihr uns was zu geben habt, ſo gebt es jetzt und reist mit Gott; denn über Eurem Fragen nach andrer Leute Leben wird mirs übel. Wollt Ihr meines wiſſen, ſo hört, ich bin Gines von Paſſamonte, deſſen Leben dieſe Finger meiner Hand geſchrieben haben."

„Das iſt wahr," ſprach der Commiſſär, „er hat ſeine eigne Geſchichte umſtändlich und ausführlich beſchrieben und ſie im Gefängniß für zweihundert Realen verſetzt." — „Und wird ſie wieder einlöſen, wenn ſie auch für zweihundert Dukaten verſetzt wäre," fiel Gines ein. — „Iſt ſie denn ſo gut?" fragte Don Quixote. — „Sie iſt ſo gut, daß der Lazarillo de Tormes[1] und alle andern dergleichen Werke, die ſchon da ſind und noch kommen werden, nichts dagegen ſind," antwortete Gines. „Was ich Euch davon ſagen kann, iſt, es ſtehen lauter Wahrheiten drin, und die ſind ſo kurzweilig und luſtig, daß Lügen ſelbſt nicht kurzweiliger ſeyn können." — „Und was für einen Titel hat denn das Buch?" fragte Don Quixote. — „Leben und Thaten des Gines von Paſſamonte," antwortete er. — „Und iſts denn fertig?" fragte Don Quixote. —

[1] Ein bekannter ſpaniſcher Schelmen-Roman, verfaßt von Don Diego de Mendoza.

„Wie kanns denn fertig ſeyn," verſetzte der Andre, „da ich ſelbſt mit meinem Leben noch nicht fertig bin. Die Geſchichte, ſo weit ſie drinnen ſteht, geht von meiner Geburt an, bis auf die Zeit, da ich das letztemal auf der Galeere war." — „Seyd ihr denn ſchon mehrmals drauf geweſen?" fragte Don Quixote. — „O ja, Gott und dem Könige zu dienen, ſchon vier Jahre, und weiß gar wohl, wie Zwieback und die Knute ſchmeckt," antwortete Gines. „Im Grunde mach ich mir nicht viel draus, daß ich wieder hin muß, denn da hab ich Zeit, mein Buch zu vollenden, weil ich noch gar viele Sachen darin zu ſagen habe. Und auf den ſpaniſchen Galeeren hat man Muße genug dazu; ungeachtet ich eigentlich nicht viel Zeit zu dem, was ich noch zu ſchreiben habe, brauche; denn ich habs Alles ſchon im Kopfe." — „Du ſcheinſt mir ein fähiger Kopf zu ſeyn," ſprach Don Quixote. — „Und unglücklich," ſagte Gines; „denn immer verfolgt das Unglück die guten Köpfe." — „Spitzbuben verfolgt es," fiel der Commiſſär ein. — „Herr Commiſſär," rief Paſſamonte, „ich habs Euch ſchon geſagt, Ihr ſollt gemach thun; die Obrigkeit hat Euch ja den Stab nicht in die Hand gegeben, daß Ihr uns arme Teufel mißhandeln, ſondern an den Ort bringen ſollt, wohin Seine Majeſtät befiehlt. Und wo Ihr das nicht thut, Herr Commiſſär, meiner Seele! ſo — aber halt, es könnt einmal kommen, daß die Flecken in der Wäſche wieder herausgiengen, die in der Schenke gemacht worden. Ein Jeder halte alſo ſein Maul, lebe gut, und ſpreche noch beſſer. Jetzt laßt uns fortgehen. Ich habe des Gefrags und der Poſſen ſatt."

Der Commiſſär holte mit ſeinem Stabe aus, die Antwort auf dieſe Drohung dem Paſſamonte auf die Haut zu prägen. Aber Don Quixote ſchlug ſich ins Mittel, und bat ihn, er möcht ihn doch nicht mißhandeln, weil Einer, dem die Hände ſo gebunden wären, die Zunge doch wenigſtens frei haben müſſe. Zugleich wandte er ſich an die ſämmtlichen Glieder der Kette. „Lieben Brüder!" ſprach er, „aus dem, was ihr mir erzählt habt, ſeh ich deutlich, daß, ob man euch gleich für eure Verbrechen züchtigt, euch doch die Strafe, die ihr leiden ſollt, ſchwer eingeht, und daß ihr jetzt gezwungen und wider Willen dahin wandert. Es kann ſeyn, daß der Kleinmuth des

Einen auf der Folter, der Mangel des Geldes bei dem Andern, der Gunst bei dem Dritten, und endlich ungerechte und parteiische Sprüche der Richter Schuld an eurem Verderben sind, und euch das Recht nicht haben zukommen lassen, das euch gehörte. Alles dies stellt sich mir so lebhaft dar, daß es mich geneigt macht, ja zwingt, euch zu zeigen, warum mich der Himmel in diese Welt gesandt, mich in den Ritterorden gesetzt, und in demselben das Gelübde habe thun lassen, den Nothleidenden gegen Unterdrückung der Mächtigern beizustehn. Da es aber die Klugheit erfordert, nichts durch Gewalt zu thun, was man durch Güte erlangen kann, so bitt ich hiemit den Herrn Commissär und eure Wächter, euch loszuschließen und in Frieden eure Straße wandern zu lassen. Es wird dem Könige nie an Leuten fehlen, die ihm unter bessern Bedingungen dienen, und es scheint mir hart, Leute zu Sklaven zu machen, die Gott und die Natur frei schuf. Und überdies, Ihr Herren Aufseher," fuhr Don Quixote fort, „haben Euch alle diese Armen nichts zu Leide gethan. Ein Jeder hat für seine eigne Sünden Rechenschaft zu geben. Es ist ein Gott im Himmel, der nicht müde wird, das Böse zu bestrafen und das Gute zu belohnen, und es geziemt ehrlichen Leuten nicht, Henker andrer Menschen zu werden, die ihnen nichts gethan haben. Dieses bitte und begehr ich von Euch so gütig und höflich, damit ich Euch dafür danken kann, wenn Ihr mir es gewähret. Wo nicht, so soll Euch diese Lanze, dies Schwert und die Stärke meines Armes zeigen, daß Ihr es mit Gewalt thun müßt."

„Seht mir doch die allerliebste Flegelei!" versetzte der Commissär. „Ein feiner Spaß auf den die Sache hinausläuft! Warum nicht gar des Königs Gefangne loslassen, als hätten wir Macht, das zu thun, oder Ihr es uns zu gebieten? Geht, lieber Herr! zieht in Gottes Namen Eure Straße, rückt Euch das Bartbecken auf dem Kopfe zurecht, und bekümmert Euch nicht um ungelegte Eier." — „Ihr seyd das Ei, die Gans und ein Spitzbube dazu," schrie Don Quixote, und rannte so hastig auf ihn los, daß er den Commissär, der sich nicht so geschwind vertheidigen konnte, mit einem Lanzenstoße übel verwundet zu Boden warf. Zum Glück war es der, so das Feuerrohr führte. Die andern von der Wache waren erst wie vom

Donner gerührt, und wußten nicht, was sie thun sollten. Sie faßten sich aber und fielen mit ihren Degen und Hellebarden über unsern Ritter her, der sie zwar ganz gelassen erwartete, dem es aber doch übel gegangen seyn würde, wenn die Galeerensklaven nicht die Gelegenheit sich zu befreien augenblicklich ergriffen, und die Kette, an welcher sie giengen, zu zerbrechen gesucht hätten. Die Verwirrung war so groß, daß die Wache, welche bald zu den Ruderknechten lief, die sich losmachten, bald sich gegen Don Quixote vertheidigen mußte, nichts mehr ausrichten konnte. Sancho half indessen, was er konnte, dem Gines von Passamonte los, der auch, zuerst seiner Ketten ledig, zum Commissär hinlief, ihm Schwert und Feuerrohr nahm, und damit bald auf diesen, bald auf jenen zielte, ohne loszudrücken. In Kurzem war keine Wache mehr zu hören noch zu sehen, denn sie hatten Alle, theils vor Passamontes Gewehr, theils vor dem schrecklichen Steinhagel, womit die losgekommnen Ruderſklaven sie verfolgten, die Flucht ergriffen. Dem Sancho war nicht wohl zu Muthe, da er sah, daß die Sache so ablief; denn er dachte sich nichts gewisser, als daß die Flüchtigen der heiligen Hermandad die Sache anzeigten, und diese nun allenthalben an die Glocken schlagen und den Thätern nachsetzen würde. Er entdeckte seinem Herrn die Angst seines Herzens, und bat ihn, sich geschwinde davon zu machen, und in das benachbarte Gebirge zu verstecken. „Es mag wohl seyn," sagte Don Quixote, „aber ich weiß schon, was ich jetzt zu thun habe." Und hiemit rief er alle die Galeerensklaven zusammen, die schon umherliefen, und den Commissär bereits bis auf die bloße Haut ausgezogen hatten. Sie sammelten sich wieder, schloßen einen Kreis um ihn her, und wollten hören, was er ihnen zu sagen habe. „Ehrlichen und rechtschaffnen Leuten," redete er sie an, „geziemt es, für empfangne Wohlthaten dankbar zu seyn, denn unter allen Sünden beleidigt Gott Undankbarkeit am meisten. Ich sag euch dies, meine Freunde, weil ihr aus der Erfahrung sehet, was ihr von mir empfangen habt. Zu Belohnung dessen, ist nun meine Bitt und Begehr, daß ihr euch mit dieser Kette, davon ich euch befreit habe, wiederum beladen auf den Weg machet, und hinziehet zur Stadt Toboso, daselbsten euch dem Fräulein Dulcinea von

Toboſo gehorſamlich ſtellet, und ihr ſagt, daß ihr Ritter, der Ritter von der traurigen Geſtalt, ſich ihr zu Lieb und Gunſten befehle, ihr hierauf von Punkt zu Punkt alles treulich erzählt, was ſich bei dieſem merkwürdigen Abenteuer von Anfang bis zu Ende zugetragen; und wenn ihr dieſes verrichtet habt, ſo ziehet hin in Frieden."

Gines von Paſſamonte führte im Namen Aller das Wort, und ſprach: „Herr Ritter und Befreier, was Ihr da von uns verlangt, iſt uns zu erfüllen rein unmöglich. Wir dürfen nicht in Geſellſchaft auf der Straße ziehen, ſondern allein und vertheilt; Jeder muß für ſich ſorgen, und wenns möglich wäre, ſich vor der heiligen Hermandad unter die Erde verſtecken, die ganz gewiß nach uns ſtreifen wird. Was Ihr aber thun könnt, geſtrenger Herr, und was ich auch für billig finde, iſt, daß Ihr den Auftrag an das Fräulein Dulcinea von Toboſo in eine Anzahl Ave Marias und Credos verwandelt, die wir für Euer Geſtrengen ſprechen ſollen. Dies iſt eine Sache, die wir bei Tag und Nacht, auf der Flucht und zu Hauſe, im Krieg und Frieden thun können. Aber eher könntet Ihr Euch einbilden, es ſey jetzt Nacht, da es doch Morgens zehn Uhr iſt, und eher könntet Ihr Birnen von Ulmen ſchütteln, als denken, daß wir uns wieder nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens ſehnen, ich meine unſre Ketten aufhocken und damit nach Toboſo wandern werden."

„Nun, ſo ſchwör ich auch bei dem und dem," ſchrie Don Quixote, vor Zorn ſchon außer ſich, „daß du, Herr von Hurenſohn, Don Giniſello von Parapilla, oder wie du ſonſt heißen magſt, ganz allein die Kette überhängen, den Schwanz zwiſchen die Beine nehmen, wie ein begoßner Hund, und hinwandern ſollſt."

Paſſamonte, der ohnedies nicht viel ertragen konnte und aus der Narrheit, die Don Quixote begangen hatte, ſie in Freiheit zu ſetzen, ſchon merkte, daß es nicht richtig bei ihm ſey, konnte ſich nicht ſo behandeln laſſen. Er winkte ſeinen Kameraden, ſie entfernten ſich, und fiengen dermaßen an mit Steinen loszuhageln, daß er nicht Hände genug hatte, ſich mit der Tartſche zu bedecken, und der arme Rozinante achtete diesmal der Sporen ſo wenig, als wär

er aus Metall gegossen. Sancho kroch hinter seinen Esel, und schützte sich so gegen den Steinregen, der sie beide traf. Der Ritter aber konnte sich doch nicht so völlig bedecken, daß ihm nicht einige derbe Steine den Leib, und zwar so ungestüm trafen, daß er zu Boden stürzte. Kaum lag er, so lief der Student hin, nahm ihm das Bartbecken vom Kopfe, schlug es ihm drei- bis viermal auf den Rücken und eben so vielmal wider die Erde, daß es fast in Stücken gieng. Sie nahmen ihm überdies den Waffenmantel, den er über der Rüstung führte, und hätten ihm auch gerne die Hosen ausgezogen, wenn die Beinschienen sie nicht verhindert hätten. Dem armen Sancho nahmen sie seinen Ueberrock, und ließen ihn im Wammse liegen, theilten die gemachte Beute unter sich und giengen auseinander, weil sie Alle mehr Lust hatten, der heiligen Hermandad zu entwischen, als die Kette aufzuladen und sich dem Fräulein Dulcinea von Toboso zu stellen.

Der Esel, Rozinante, Sancho und sein Herr blieben allein auf der Wahlstatt. Der Esel stand mit hängendem Kopfe in tiefen Gedanken, schüttelte von Zeit zu Zeit die Ohren, als dauerte der Steinregen, der ihm um die Ohren gesaust hatte, noch immer fort. Rozinante, den auch ein Steinwurf zu Boden geschlagen hatte, lag neben seinen Herrn gestreckt. Sancho stand in seinem Wammse da und zitterte vor der heiligen Hermandad. Don Quixote aber wollte vor Unmuth fast vergehen, daß ihn eben die, denen er Gutes gethan, so mißhandelt hatten.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Was unſerm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, — Eins der ſeltenſten Abenteuer dieſer wahrhaften Geſchichte.

„Das hab ich doch von jeher ſagen hören, Sancho, daß man Waſſer ins Meer trägt, wenn man ſchlechtem Volke Wohlthaten erzeigt;“ ſprach der Ritter, als er ſich ſo übel zugerichtet ſah. „Hätt ich dir geglaubt, ſo hätt ich jetzt einen Verdruß weniger. Aber geſchehen iſts; Geduld! Wir wollen in Zukunft durch Schaden klug werden!“ — „Ja, wo Ihr einmal durch Schaden klug werdet, geſtrenger Herr, ſo bin ich ein Türke,“ verſetzte Sancho. „Aber weil Ihr doch ſprecht: Hätt ich dir geglaubt, ſo hätt ich einen Verdruß weniger, ſo glaubt mir noch, und vermeidet ein noch größres Unglück; denn das müßt Ihr wiſſen, daß man der heiligen Hermandad mit Ritterſtreichen nicht kommen darf: ſie giebt keine zwei Heller für alle fahrenden Ritter in der Welt, und es iſt mir nichts anders, als wenn mir ihre Wurfſpieße ſchon um die Ohren ſummten.“

„Du bist eine geborne Memme, Sancho!“ versetzte Don Quixote. „Damit du aber nicht sagen kannst, ich sey hartnäckig und folge nie deinem Rathe, so will ich es jetzt thun und dem Ungethüm ausweichen, das du so sehr fürchtest; doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß du, weder lebendig noch todt, Jemanden sagst, ich habe aus Furcht diese Gefahr geflohen oder vermieden, sondern blos, weil ich deinen Bitten nachgegeben habe; und sagst du es anders, so leugst du jetzt und dann, und dann und jetzt; und ich zeihe dich von nun an und immer einer Lüge, und sage, du leugst und wirst lügen, so oft du es nur denkst oder sagest. Und sag mir nichts dagegen, denn ehe du nur denken sollst, daß ich mich vor einer Gefahr, und sonderlich vor dieser, die etwas zu bedeuten scheint, aus einem Schatten von Furcht, weichen könnte, eher will ich hier stehen bleiben und nicht allein die heilige Brüderschaft, vor der du dich so fürchtest, sondern auch alle Brüder der zwölf Stämme Israels, die sieben Makkabäer, Castor und Pollux, und alle Brüder und Brüderschaften der ganzen Welt erwarten.“ — „Gestrenger Herr,“ antwortete Sancho, „sich zurückziehen, heißt nicht davonlaufen, und den Kopf hoch tragen, ist nicht Klugheit, zumal wenn uns die Gefahr über den Kopf gewachsen ist. Wer klug ist, schont sich heut auf morgen, und setzt nicht Alles mit einemmale auf das Spiel; denn das müßt Ihr wissen, ob ich gleich nur ein gemeiner einfältiger Bauer bin, so habe ich doch ein Bischen von dem, was man Lebensklugheit nennt, weggekriegt, und also darfs Euch nicht reuen, meinen Rath angenommen zu haben. Steigt auf, gestrenger Herr! wenn Ihr nicht könnt, so will ich Euch helfen; und folgt mir nach; denn mein Geist sagt mir, daß wir jetzt die Beine nöthiger haben werden, als die Fäuste.“ Don Quixote stieg ganz stillschweigend auf, Sancho zog auf seinem Esel voran, und so machten sie sich in die Sierra Morena hinein, deren Vordergebirg ganz nahe war. Sancho gedachte sie queer zu durchziehn, den Weg auf Viso oder Almodovar del Campo zu nehmen, und sich an diesen rauhen Orten vor der Hermandad zu verbergen. Was ihn noch mehr dazu aufmunterte, war: er bemerkte, daß der Brodsack, den er auf seinem Esel führte, glücklich den Händen der Ruderknechte entgangen sey; eine Sache,

die er für ein Wunderwerk hielt, nach dem, was ihnen dieſe Räuber genommen und wie ſie das Ihrige durchſucht hatten.

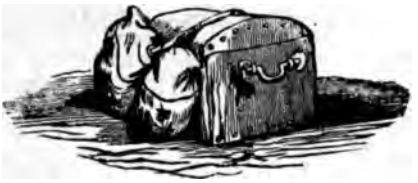
Dieſe Nacht gelangten ſie bis mitten in das Innre der Sierra Morena, wo Sancho für gut fand, einige Tage ſtille zu liegen und ſich verborgen zu halten, wenigſtens ſo lange, als der Proviant dauerte, den er bei ſich hatte. Sie ſchlugen alſo ihr Nachtlager zwiſchen zwei Felſen unter einigen Korkbäumen auf. Allein das Schickſal — welches nach der Meinung der Un- und Irrgläubigen Alles nach ſeinem Belieben lenkt — fügte es für diesmal, daß Gines von Paſſamonte, der berüchtigte Räuber und Spitzbube, aus gerechter Furcht vor der heiligen Hermandad ſich auch in dieſem Gebirge verkrochen hatte, und gerade an den Ort, wo Don Quixote und Sancho Panſa ihr Nachtlager aufſchlugen und eben einſchlafen wollten, führte ihn das Schickſal und ſeine Angſt, und zwar noch frühe genug, daß er im Stande war, ſie zu erkennen. Da nun ſolche Böſewichter immer undankbar ſind, und die Noth ſie manches Mittel lehrt, ſich zu helfen, ihnen auch das nächſte immer das liebſte iſt, ſo beſchloß der verruchte Gines, dem armen Sancho ſeinen Eſel zu ſtehlen, der ihm viel lieber war als Rozinante, welchen er weder zu verſetzen noch zu verkaufen ſich traute. Sancho ſchlief, er ſtahl ihm ſein Thier glücklich, und eh es Tag wurde, war er ſchon weit genug, daß er nicht gefunden werden konnte. Die Morgenröthe brach an, der Welt zur Freude, aber dem armen Sancho Panſa zum bitterſten Herzeleid, denn ſein lieber Brauer war fort. Er erhob das jämmerlichſte Klagegeſchrei, als er ſich dergeſtalt verlaſſen ſah, und weinte ſo laut, daß Don Quixote darüber erwachte, und noch folgendes Klaglied hörte: „O, mein lieber Herzensſohn, in meinem Haus geboren, du Spielgeſell meiner Jungen, du Augapfel meiner Frau; du warſt meinen Nachbarn ein Dorn im Auge, die Stütze meiner Laſt, mein halber Pflegevater. Denn mit den ſechsundzwanzig Kreuzern, die du mir täglich erwarbſt, beſtritt ich meine halbe Haushaltung!“ Don Quixote tröſtete, als er dieſes Klagelied hörte und die Urſache davon erfuhr, ſeinen Sancho ſo gut er konnte, bat ihn, er möchte ſich doch zufrieden geben, und verſprach ihm einen Wechſel auf drei andre Eſel von den fünfen, die er zu

Hause gelassen hatte. Sancho beruhigte sich endlich, wischte die Thränen aus den Augen, hörte auf zu schluchzen und dankte seinem Herrn für die Gnade, die er ihm erwiesen.

Don Quixote war außerordentlich vergnügt über die rauhen Gegenden dieses Gebirges, denn kein Platz dünkte ihm bequemer zu Abenteuern, die er suchte, als dieser. Sein Gedächtniß stellte ihm sehr treu alle die wunderbaren Zufälle dar, welche fahrenden Rittern in dergleichen Einöden aufgestoßen waren. Er versank so tief in Gedanken, daß er an nichts in der Welt sonst dachte; Sancho hingegen, der nur froh war, daß er sein eignes Fell in Sicherheit wußte, hatte kein dringenderes Geschäft, als seinen Magen mit den Ueberbleibseln der geistlichen Reiseküche zu stopfen. Nach Weiberart auf seinem Esel[1] sitzend, ritt er hinter Don Quixote her, nahm immer einen Bissen nach dem andern aus dem Sacke, warf ihn in seinen Wanst und hätte keinen Deut um ein neues Abenteuer gegeben, das ihn in dieser süßen Beschäftigung gestört hätte. Indeß bemerkte er, daß sein Herr stille hielt, und ich weiß nicht, was für einen Bündel,

[1] Ein sonderbarer Widerspruch, in welchem man schon eine Parodie der Ritterromane hat finden wollen, die sich durch Anhäufung solcher Widersprüche auszeichneten. Natürlicher ist es vielleicht anzunehmen, Cervantes habe erst nach einiger Unterbrechung an diesem Kapitel fortgeschrieben, und die Kleinigkeit von Sanchos Esel vergessen.

der auf der Erde lag, mit der Lanze aufheben wollte. Er lief daher eilig hinzu und wollte ſeinem Herrn helfen, der eben ein ſchon halbverfaultes Reitkiſſen und einen daran gebundnen kleinen Mantelſack an die Lanze geſtochen hatte. Es war aber ſo ſchwer, daß Sanchos



Hilfe nöthig war. Don Quixote befahl ihm, zu ſehen, was in dem Mantelſacke ſey. Er ließ ſichs nicht zweimal heißen, und ungeachtet der Mantelſack mit einer Kette und einem Schloſſe verwahrt war, konnte doch Sancho durch ein Loch, wo er verfault war, vier Hemden von feiner holländiſcher Leinwand, nebſt andrer feiner Wäſche und ein hübſches Klümpchen Gold, in ein Schnupftuch gebunden, herausziehen.

„Gott sey tausendmal gedankt," schrie Sancho bei diesem Anblicke, „daß er uns doch einmal ein gutes Abenteuer zuschickt." Da er weiter suchte, fand er noch ein kleines Taschenbuch, sehr reich verziert. Don Quixote nahm ihm dies ab, das Gold aber, sagte

er, sollt er für sich behalten. Sancho küßte seinem Herrn die Hand für diese Gnade, plünderte den Mantelsack vollends rein aus und steckte Alles zusammen in seinen Schnappsack. „Sancho!" sprach Don Quixote, „ich weiß nicht, was ich von dem Dinge denken soll: es kann nicht anders seyn, als ein Reisender muß sich in diesem Gebirge verirrt haben, er muß Räubern in die Hände gefallen seyn, die ihn umgebracht und in dieser Einöde begraben haben." — „Das glaub ich nicht," sprach Sancho, „denn wären's Räuber gewesen, so hätten sie das Geld gewiß nicht liegen lassen." — „Das ist auch wahr," versezte Don Quixote, „und ich begreife schlechterdings nicht, wie das zugegangen seyn muß. Aber warte nur, wir wollen sehen, ob wir nicht in diesem Taschenbuche etwas finden, das uns auf die Spur hilft." Er machte es auf, und das erste, was er darinnen fand, war folgendes Sonett, im ersten Entwurfe, übrigens deutlich hingeschrieben, welches er dem Sancho laut vorlas.

Weiß Amor nicht, wie schwer er mich geschlagen?
Ist seine Grausamkeit unmäßig groß?
Beschied des Himmels Wille mir das Loos,
Was Andern unerträglich, zu ertragen?

Wer mir so voll den Kelch des Leidens goß,
Ist Amor nicht; denn alle meine Klagen
Hört sein allhörend Ohr; nicht um zu plagen,
Spannt dieser sanfte Dämon sein Geschoß.

Der Himmel auch ſchuf nimmer ſolch Verderben,
Und Phyllis, ſollte Phyllis ſchuldig ſeyn?
Dann wäre gut auch böſe, Ja auch Nein.

An mir kann ſich kein Arzt mehr Dank erwerben:
Verborgen liegt die Quelle meiner Pein;
Mir bleibt nichts übrig, als der Wunſch zu ſterben.

„Aus dem Liedchen wird man nicht klug," ſprach Sancho; „denn der Teufel weiß, ob er mit ſeinem Filze einen Hut meint, oder was ſonſt." — „Wo iſt denn was vom Filze?" ſprach Don Quixote. — „Es war mir nicht anders, als wenn Euer Geſtrengen etwas von einem Filz vorläſe," antwortete Sancho. — „Lieber Gott, was du doch hörſt, Sancho!" verſezte Don Quixote. „Phyllis hab ich geſagt, und das iſt unſtreitig der Name der Dame, deren der Verfaſſer in dieſem Sonett gedenket; und wahrhaftig, er muß kein übler Dichter ſeyn, oder ich verſtehe nichts von der Kunſt." — „Ei, geſtrenger Herr," ſprach Sancho, „verſteht Ihr Euch denn auch auf das Verſemachen?" — „Und beſſer, als du vielleicht glaubſt," antwortete der Ritter; „aber du ſollſt ſehen, wenn ich dir einen Brief von oben an bis unten in Verſen an mein Fräulein Dulcinea von Toboſo zu überbringen geben werde. Denn das mußt du wiſſen, Sancho, alle, oder doch die meiſten fahrenden Ritter der vorigen Zeiten waren große Poeten und große Sänger und Saitenſpieler. Denn dieſe Fähigkeiten oder Gottesgaben waren ſtets weſentliche Eigenſchaften verliebter Ritter, ob man gleich auch geſtehen muß, daß ihre Lieder mehr Geiſt und Feuer als Kunſt haben." — „Leſet nur weiter," ſprach Sancho, „vielleicht kommen wir noch auf den Grund."

Don Quixote ſchlug das Blatt um und ſprach: „Da kommt Proſa, und wie mich dünkt, iſts ein Brief." — „Ein Brief?" ſchrie Sancho, „da wirds drinnen ſeyn." — „Vorn herein ſcheint es mir gar ein Liebesbrief," verſezte Don Quixote. — „Ei, leſet ihn doch laut, geſtrenger Herr, ich höre für mein Leben gern Liebesbriefchen," ſprach Sancho. — „Das gefällt mir," ſagte Don Quixote und las Folgendes:

Brief.

Dein falsches Versprechen und mein gewisses Unglück treiben mich an einen Ort, von wannen Du eher die Nachricht, daß ich gestorben sey, als die Stimme meiner Klagen vernehmen wirst. Du hast mich verworfen, Undankbare, wegen eines Reichern, der aber nicht mehr Verdienste besitzt, als ich. Wäre Tugend ein Reichthum, den man zu schätzen wüßte, so hätte ich jetzt nicht Andrer Reichthum zu beneiden und mein Unglück zu beklagen. Was Du durch Deine Schönheit gewannst, hast Du durch Dein Betragen wieder verloren. Nach jener warst Du mir ein Engel, und nach diesem bist Du nichts mehr, als ein Weib. Lebe wohl und zufrieden, Du Quelle meiner Unzufriedenheit! Gebe der Himmel, daß das Unrecht stets unbekannt bleibe, welches Du Deinem Bräutigam erwiesest, damit Dich nicht gereuet, was Du gethan hast, und ich mich nicht wider Willen an Dir rächen müsse.

„Aus dem Briefe sieht man nichts mehr, als aus den Versen," sprach Don Quixote. „Alles, was ich daraus abnehmen kann, ist, daß ihn ein unglücklicher Liebhaber geschrieben hat." Er blätterte weiter in dem Taschenbuche und fand noch mehr Verse und Briefe, davon er noch einige lesen konnte, andre nicht. Alle enthielten Klagen, Vorwürfe, Zweifel, Vergnügen und Mißvergnügen, Gunst und Ungunst; jenes erhoben, dieses beweint. Indeß Don Quixote das Buch durchsah, suchte Sancho, damit ja nichts drin stecken bleibe, nochmals den Mantelsack und das Reitkissen so ängstlich und genau durch, daß er auch keine Falte undurchstört, keine Nath unzertrennt und kein Löckchen Wolle unverzaust ließ, so lüstern hatten ihn die gefundnen Goldstücke, deren doch über hundert waren, gemacht. Ob er gleich nicht mehr fand, so hielt er sich doch für seine Prelle, für die Wirkung des Wunderbalsams, für die Prügelei mit den Stangen, für die Faustschläge des Eselstreibers, für den Verlust seines Schnappsacks und Oberrocks, und für allen Hunger, Durst und Jammer, so er mit seinem lieben Herrn ausgestanden hatte, durch seinen Fund reichlich belohnt.

Unser Ritter von der traurigen Gestalt hätte für sein Leben gern den Herrn des Mantelsacks gewußt, denn er schloß aus dem Sonett, aus dem Briefe, aus dem Gold und aus der feinen Wäsche, daß es ein vornehmer Verliebter seyn müsse, den seine Liebe und

die Grausamkeit seiner Dame zur Verzweiflung gebracht habe. Da er aber in dieser rauhen Einöde Niemand vermuthen konnte, der ihm Nachricht davon gäbe, so dacht er nicht weiter drauf, sondern zog fort, wohin sein Rozinante wollte, der auch immer den gangbarsten Weg suchte; er aber beschäftigte sich mit der Hoffnung, daß es ihm in diesen wüsten Gehölzen nicht an einem ganz außerordentlichen Abenteuer fehlen werde.

Da er nun in diesen Gedanken vertieft dahin zog, sah er auf einer kleinen Anhöhe vor sich einen Menschen mit außerordentlicher Leichtigkeit von Klippe zu Klippe und von Busch zu Busch springen.

Er ſchien ihm oberhalb nackt, mit einem ſchwarzen dicken Barte, langen verwirrten Haaren und barfuß. Das einzige, was er noch von Kleidung an ſich hatte, waren ein Paar Hoſen, dem Schein nach von braunem Sammt, aber ſo zerriſſen, daß man an vielen Orten das bloße Fleiſch ſahe. Den Kopf trug er ebenfalls unbedeckt, und ob er gleich ſo ſchnell vorbeiſprang, bemerkte doch der Ritter von der traurigen Geſtalt alle dieſe Kleinigkeiten. Don Quixote wollte ihm eben ſo ſchnell nachfolgen, aber dem guten langſamen und kraftloſen Rozinante war es nicht gegeben, über dieſe rauhen Klippen wegzulaufen. Indeß hielt Don Quixote dieſen Menſchen doch gewiß für den Herrn des Reitkiſſens und Mantelſacks, und war feſt entſchloſſen, ihn aufzuſuchen, wenn er auch ein ganzes Jahr lang in dieſen Gebirgen nach ihm umherziehen ſollte. Deßhalb befahl er dem Sancho von ſeinem Thiere abzuſteigen, und die eine Seite des Bergs zu umgehen, indeß er die andre nähme, um vielleicht auf dieſe Art den Flüchtling zu finden. „Nein, geſtrenger Herr, das kann ich unmöglich," verſetzte Sancho, „denn wenn ich nur einen Schritt weit von Euch gehe, ſo kommt mich gleich eine Furcht an, als wenn alle Teufel und Geſpenſter nun erſcheinen wollten. Nein, meiner Treu, das verlangt nicht von mir, denn einmal für allemal, ich weiche keinen Finger breit von Euch." — „Nun ſo ſey es," verſetzte der Ritter von der traurigen Geſtalt, „es iſt mir lieb, daß du ſo große Stücke auf meinen Muth hältſt und der ſoll dich auch nicht verlaſſen; denn ehe ſollen ſich bei dir Leib und Seele ſcheiden. Komm mir jetzt Schritt vor Schritt nach, oder ſo gut du kannſt; aber mach aus deinen Augen Laternen, während wir dieſen Hügel umziehen, vielleicht finden wir den Mann, den wir ſahen, denn er muß unſtreitig der Beſitzer des gefundnen Mantelſacks ſeyn."

„Wärs nicht beſſer, geſtrenger Herre, wir ſuchten ihn lieber nicht?" ſprach Sancho, „denn finden wir ihn, und gehört ihm das Geld vielleicht, ſo muß ichs ihm ja nothwendig wieder geben. Klüger wärs alſo, wir ließen unſer unnützes Suchen bleiben und behielten in allen Ehren unſern Fund, bis wir einmal von ungefähr und ungeſucht ſeinen rechten Herrn anträfen, vielleicht wenn ſchon alles verzehrt wäre, und dann — wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht

verloren." — „Falsch, lieber Sancho," versetzte Don Quixote; „denn da wir den Herrn dieser Sachen wenigstens doch vermuthen können, sind wir schlechterdings verbunden, ihn aufzusuchen und ihm das Seinige zuzustellen; und suchen wir ihn nicht, so macht uns schon die Wahrscheinlichkeit, daß er der Besitzer sey, eben so strafbar, als wüßten wirs gewiß. Laß dich also nur das Suchen nicht verdrießen, Freund Sancho, denn mir wird ein Stein vom Herzen fallen, wenn wir ihn finden." Hiermit stach er den Rozinante an und Sancho folgte ihm auf seinem Thiere nach. Als sie um den Berg herum kamen, fanden sie in einem Loche einen todten Maulesel mit Sattel und Zaum, den die Hunde und Raben schon halb

aufgefressen hatten. Alles dies bestärkte sie in der Vermuthung, daß jener Fliehende der Herr des Esels und Mantelsacks seyn müsse.

Indem sie so dastanden, hörten sie pfeifen, wie einen Hirten bei der Heerde; gleich darauf kam linker Hand eine gute Heerde Ziegen zum Vorschein und auf der Spitze des Bergs zeigte sich der Hirte, der ein ältlicher Mann war. Don Quixote rief ihm und bat ihn

herabzukommen. Der Alte schrie ihnen zu, was sie denn in dieser rauhen Wüstenei wollten, die nie von einem Menschen und nur von Ziegen, Wölfen und andern wilden Thieren besucht würde? Sancho rief ihm wieder zu, er sollte herkommen, sie wollten ihm Alles erzählen. Der Hirte kam herunter und sagte, da er zu Don Quixote gekommen war: „Ich wollte wohl wetten, daß ihr dasteht und den Miethesel besehet. Es ist meiner Treue schon bei sechs Monaten, daß er da in dem Loche liegt. Aber sagt

mir doch, habt Ihr nicht irgend ſeinen Herrn hier herum gefunden?" — „Wir haben nichts gefunden," verſezte Don Quixote, „als ein Reitkiſſen und einen Mantelſack nicht weit von hier." — „Das hab ich auch gefunden," verſetzte der Ziegenhirt, „habs aber nie anrühren mögen; ich bin nicht einmal recht nahe hingegangen, denn ich traute dem Dinge nicht: man hätte mir können Diebſtahl Schuld geben; denn der Teufel iſt ein Schelm, er wirft einem manchmal was in den Weg, daß man darüber hinſtolpert, ohne zu wiſſen wie, oder warum." — „Das ſprech ich auch," verſetzte Sancho, „ich habs auch gefunden, bin aber wohl einen ganzen Steinwurf weit davon geblieben. Da mags liegen bleiben, wo es liegt. Ich mag den Hund mit der Schelle nicht." — „Sagt mir doch, guter Freund," ſprach Don Quixote, „wißt ihr nicht, wem dieſe Sachen zugehören?" — „Alles, was ich Euch davon ſagen kann," verſetzte der Ziegenhirte, „iſt das: Es wird ungefähr ſechs Monate her ſeyn, da kam ein junger feiner Menſch auf eben dem Mauleſel, den Ihr da liegen ſeht, und mit eben dem Reitkiſſen und Mantelſack, den Ihr gefunden und nicht berührt habt, wie Ihr ſprecht, an eine von unſern Schäfereien, drei Meilen von hier und fragte nach der rauheſten und verborgenſten Wüſtenei in dieſem Gebirge. Wir wieſen ihm den Platz, wo wir jezt ſind, wie ers denn auch iſt; denn wenn Ihr nur noch eine halbe Meile tiefer hineingeht, ſo könnt Ihr Euch nicht wieder zurechte finden, und ich wundre mich nur, wie Ihr daher gekommen ſeyd, denn es iſt weder Weg noch Steg da. Daß ichs Euch aber weiter erzähle, ſo hatte der junge Menſch kaum unſre Antwort gehört, als er umkehrte und nach dem Orte zuritt, den wir ihm gezeigt hatten. Wir waren ganz verwundert über ſein feines Anſehen und daß er ſo eine Frage that und darnach ſo eilfertig ins Gebirge ritt. Seit der Zeit ſahen und hörten wir nichts mehr von ihm, als bis er eine Weile drauf unterwegs einem unſrer Schäfer begegnet und ihn ohne ein Wort zu ſagen, anfällt, ihm viele Fauſtſchläge gibt, ſich über ſeinen Packeſel hermacht und ihm alles Brod und Käſe, das drauf war nimmt, und darnach eben ſo geſchwind ins Gebirge zurückſpringt. Da wir das hörten, giengen unſerer Etliche hin und ſuchten faſt zwei Tage lang im tiefſten Gebirge.

Endlich fanden wir ihn in einem großen hohlen Korkbaume liegen. Er kam uns freundlich entgegen; schon war sein Kleid so zerrissen, sein Gesicht so entstellt und von der Sonne verbrannt, daß wir ihn kaum noch an den Fetzen des Kleids erkannten, welches wir früher an ihm gesehen hatten. Er grüßte uns höflich und fieng vernünftig an zu reden: wir sollten uns nicht wundern, daß wir ihn in der Gestalt herumziehen sähen, denn er müßte eine schwere Buße vollbringen, die ihm seiner vielen Sünden wegen auferlegt wäre. Wir baten ihn, er möchte uns doch sagen, wer er wäre; aber dazu konnten wir ihn nicht bringen. Wenn Ihr was zu Eurem Unterhalte nöthig habt, sprachen wir, so sagts uns nur, wo wir Euch antreffen, denn wir wollen Euch ja herzlich gerne geben und bringen, und wenn Ihr mit dem Wenigen vorlieb nehmen wollt, so kommt doch nur wenigstens und bittet uns drum und nehmts den Hirten nicht mit Gewalt. Er bedankte sich schön für unser Anerbieten, bat um Verzeihung dessen, was er gethan und versprach inskünftige alles um Gottes Willen zu erbitten, was er nöthig hätte und Niemanden wieder Leides zu thun. Was seinen Aufenthalt betreffe, sagte er, hätt er keinen gewissen, sondern er bliebe immer, wo ihn die Nacht überfiele, und nun fieng

er bitterlich zu weinen an, daß wir Alle hätten müſſen von Stein ſeyn, wenn es uns nicht erbarmt hätte. Wir weinten alle mit ihm, zumal, da wir bedachten, wie wir ihn erſt geſehen hatten, und wie er nun ausſah; denn wie geſagt, es war Euch ein gar feiner lieber junger Herr, und aus ſeinen höflichen und klugen Reden ſah man wohl, daß er von guter Geburt und Erziehung ſeyn müſſe. Ja, ſo groß war ſeine Feinheit, daß ſie auch einem Bauer in die Augen fallen mußte. Da er ſo im beſten Reden war, ſchwieg er ſtracks ſtille und ſchlug die Augen eine ganze Weile zur Erde. Wir ſtanden da, verwundert über dieſe plötzliche Betäubung und voll Betrübniß, ihn in ſolchem Zuſtande zu ſehen; denn daraus, daß er bald die Augen aufſperrte und auf einen Fleck hinſtarrte, bald die Augen ſchloß, die Lippen zuſammenbiß und die Stirne runzelte, merkten wir wohl, daß er einen Anfall von Tollheit habe. Aber es währte nicht lange, ſo beſtätigte ſichs, was wir gedacht hatten. Denn er ſprang wüthend von der Erde auf, wohin er ſich geworfen hatte, und fiel den erſten von uns, den er zu packen kriegte, ſo grimmig an, daß er ihn würde mit den Fäuſten todtgeſchlagen und mit Zähnen zerriſſen haben, wenn wir nicht dazwiſchen geſprungen wären. Während der Zeit ſchrie er immer: ha, treuloſer, verächtlicher Ferdinand, hier, hier ſollſt du für die Bosheit büßen, die du mir gethan haſt! mit dieſen Händen will ich dir das treuloſe Herz herausreißen, in welchem die Fülle aller Laſter und vorzüglich Betrug und Meineid wohnen! Dieß und andres mehr brachte er vor, welches aber alles auf den Verräther Ferdinand gieng. Wir verließen ihn mit herzlichem Mitleiden, und er gieng von uns, ohne weiter ein Wort zu ſagen, verkroch ſich, und ſprang ſo geſchwind durch die Büſche und Dornhecken, daß wir ihm unmöglich folgen konnten. Wir merkten nun wohl daraus, daß ihn die Wuth nur zu manchen Zeiten überfiel, daß ihm ein gewiſſer Ferdinand was Großes zu Leid gethan haben müſſe, und daß er darüber in dieſen traurigen Zuſtand gerathen ſey. Und das haben wir hernach auch vielmals geſehen, wenn er uns in den Weg kam. Das einemal bat er die Hirten, ſie möchten ihm zu eſſen geben, das andremal nahm ers mit Gewalt; denn wenn er ſeine böſe Stunde hat, ſo nimmt ers nicht, wenn mans ihm gleich anbietet, ſondern

raubt es mit Gewalt und mit Schlägen; ist er aber bei Sinnen, so bittet er um Gottes Willen freundlich und höflich und bedankt sich tausendmal unter Thränen für Alles. Und jetzt, meine Herrn," fuhr der alte Ziegenhirt fort, „haben wir, ich und noch vier andre, davon zwei meine Knechte und noch zwei meine guten Freunde sind, uns beredet, ihn aufzusuchen, und wenn wir ihn finden, mit Gewalt oder im Guten nach der Stadt Almodovar, die nur acht Meilen von hier ist, zu bringen und ihm da helfen zu lassen, wenn ihm noch geholfen werden kann, oder doch wenigstens zu erfahren, wer er ist und ob er noch Freunde hat, denen man Nachricht von seinem Unglück geben könnte. Das ist alles, was ich Euch auf Eure Frage antworten kann. Und eben der, den ihr halb nackt durch das Gebirge springen saht (denn Don Quixote hatte es ihm gesagt, daß er ihn gesehen), ist der rechte Herr zu den Sachen, die ihr gefunden habt."

Unser Ritter war ganz erstaunt über die Erzählung des Hirten, wurde immer begieriger, wer der unglückliche Wahnsinnige sey, und beschloß noch fester als zuvor, das ganze Gebirg und alle Winkel und Höhlen in demselben nach ihm zu durchsuchen. Das Glück fügte es aber besser als er dachte und hoffte; denn in dem Augenblick sah er den Jüngling aus einer Felskluft in der Nähe auf sie zukommen. Er murmelte etwas vor sich hin, welches sie weder in der Ferne noch in der Nähe verstehen konnten. Sein Aufzug war wie obgedacht, außer daß er noch ein zerrißnes Koller anhatte, welches, wie Don Quixote bemerkte, da er herzukam, von wohlriechendem Leder war, woraus er schließen konnte, daß dieser Mensch nicht von geringem Stande seyn könne. Der Mensch grüßte sie mit einer heißern klanglosen Stimme, aber doch sehr höflich. Don Quixote dankte ihm nicht minder freundlich, stieg von seinem Rozinante ab, umarmte ihn mit Anstand und Würde, und hielt ihn eine lange Weile so freundschaftlich in seinen Armen, als hätten sie sich schon lange gekannt. Der Andere, den wir den Ritter von der zerlumpten Gestalt wie Don Quixote den von der traurigen nennen können, trat ein wenig zurück, nachdem er sich hatte umarmen lassen, legte seine Hände auf Don Quixotes Schultern, und sah ihn starr an, als wollt er sich

beſinnen, ob er ihn nicht kenne. Er ſchien ſich auch nicht weniger über Don Quixotes Figur, Waffen und Aufzug zu wundern, als dieſer ſich über ihn verwunderte. Der erſte der nach dieſer Umarmung den Mund öffnete, war der Zerlumpte, wie folgt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morea.

auschend hörte Don Quixote, wie unsre Geschichte sagt, dem unglücklichen Ritter vom Gebirge zu, der ihn folgendergestalt anredete: „Wer Ihr auch seyn möget, werther Herr, ich danke Euch gar sehr für die Proben von Höflichkeit und Freundschaft, die Ihr mir gegeben habt, ungeachtet ich Euch nicht kenne, und ich wünschte sehr, im Stande zu seyn, Euch mit etwas mehr als bloßem guten Willen für Eure Aufnahme zu dienen. Aber mein Schicksal gewährt mir nichts als gute Wünsche für Eure guten Werke." — „Ich wünsche nichts so sehr," versetzte Don Quixote, „als Euch nur dienen zu können. Ja ich hatte bereits beschlossen, dies Gebirg nicht eher zu verlassen, bis ich Euch gefunden und von Euch erfahren hätte, ob noch ein Mittel gegen den Schmerz, den Ihr durch diese seltsame Lebensweise zu erkennen gebt, möglich sey, um es mit allen meinen Kräften für Euch zu versuchen. Wäre aber für Eure Leiden kein Trost mehr, so wollte ich doch mit Euch weinen und sie, so gut ich könnte, mit Euch theilen, denn immer ist es Trost, im Unglück

Jemanden zu finden, der mit uns klagt. Glaubt Ihr, daß mein guter Wille einigen Dank verdient, so bitt ich Euch, lieber Herr, bei der guten Lebensart, die Ihr beſitzt, ja ich beſchwöre Euch bei allem, was Ihr jemals geliebt habt oder noch liebt, ſagt mir, wer Ihr ſeyd und was Euch zu dem Entſchluſſe gebracht hat, in dieſen Einöden wie ein wildes Thier zu leben und zu ſterben. Denn wie ich an Euch und Eurem Anzuge ſehe, ſeyd Ihr ſelbſt Euch hier fremd. Ich ſchwöre Euch," fuhr Don Quixote fort, „bei dem Ritterorden, den ich, obgleich unwürdig empfangen habe und bei meinem fahrenden Rittersamte, daß, wenn Ihr mir dieſen Gefallen thut, ich Euch in allem Weſentlichen, wozu mich meine Pflicht verbindet, dienen, und Euch entweder von Eurem Unglück befreien, oder, iſts nicht möglich, mit Euch weinen werde, wie ichs verſprach."

Der Waldritter, als er ſich vom Ritter der traurigen Geſtalt ſo anreden hörte, betrachtete ihn unverwandt vom Kopf bis auf die Füße, und nachdem er dies lange genug gethan hatte, ſprach er: „Habt Ihr zu eſſen, ſo gebt mir um Gottes Willen etwas, denn wenn ich gegeſſen habe, ſo will ich aus Dankbarkeit für Euern guten Willen gern alles thun, was Ihr wollt." — Sogleich holte Sancho aus ſeinem Sack und der Hirte aus ſeiner Tasche etwas für ſeinen Hunger. Der zerlumpte Ritter fraß wie ein Unſinniger, was ſie ihm gaben, ſo haſtig und heißhungrig hinein, daß er es nicht ſowohl kaute als verſchlang. Während er aß, ſprach er, ſowie die Umſtehenden, kein Wort.

Als er fertig war, winkte er ihnen, daß ſie folgten, und führte ſie nicht weit davon auf eine kleine Wieſe, die hinter einem vorſpringenden Felſen ſich befand. Hier ſtreckte er ſich ins Gras und die Andern ſetzten ſich ſtillſchweigend um ihn her. Endlich, nachdem er ſich eine bequemere Lage gegeben hatte, fieng er an: „Wenn Ihr wollt, meine Herren, daß ich Euch mein unermeßliches Unglück kurz erzählen ſoll, ſo müßt Ihr mir verſprechen, mit keiner Frage oder ſonſt etwas den Faden meiner traurigen Geſchichte zu unterbrechen. Denn ſobald Ihr es thut, hör ich auf." —

Dieſe Bedingung erinnerte Don Quixote an ſeines Schildknappen Märchen, welches auch aufhörte, ſobald man die Zahl der

übergesetzten Ziegen vergaß. — „Ich brauche diese Vorsicht darum," fuhr der Waldritter fort, „weil ich gern geschwind über die Geschichte hinweggehen möchte, da es mir nur neue Leiden verursacht, wenn ich mich an die alten erinnre. Je weniger Ihr also fragt, desto schneller komm ich zu Ende, vorausgesetzt, daß ich nichts Wichtiges auslasse, und Euern Wunsch ganz erfülle." Don Quixote versprach ihm im Namen der Uebrigen das Verlangte, und jener fieng dann seine Erzählung so an: „Ich heiße Cardenio und bin aus einer der besten Städte von Andalusien. Mein Geschlecht ist edel und meine Eltern sind reich. Mein Unglück ist so groß, daß meine Eltern mich nur beweinen, mir aber nicht mit ihrem Reichthume helfen können. Denn gegen das, was der Himmel über uns verhängt hat, kann keine Gabe des Glücks uns schützen. In eben dem Orte lebte ein himmlisches Mädchen, an die der Liebesgott all seine Reize verschwendet hatte, um mich zu ihrem Sklaven zu machen; so groß ist Lucindens Schönheit. Reich und von guter Geburt ist sie wie ich, aber weniger standhaft, als es meine reine Gesinnung um sie verdiente. Diese Lucinde liebte und betete ich schon als ein Kind an; auch sie liebte mich mit der kindlichen Unschuld, die ihrem zarten Alter angemessen war. Unsre Eltern sahen unsern gegenseitigen Hang ohne Widerwillen, denn sie wußten wohl, daß, wenn wir größer wären, eine Heirath der Erfolg davon seyn würde, etwas, das die Gleichheit unsers Standes und Vermögens sehr wahrscheinlich machte. Wir wurden größer, unsre Liebe wuchs mit uns und wurde so lebhaft, daß es Lucindens Vater nöthig schien, mir, Anstandes wegen, den Zutritt in seinem Hause zu versagen. Er that es auch wirklich und machte es wie der Vater der so oft besungnen Thisbe. Was half es? Dies Verbot that Flamme zu Flamme und machte unsre Liebe nur lebhafter; unsere Zungen legte es zwar Schweigen auf, aber nicht unsern Federn; denn wir schrieben uns nur desto freier, was in unsern Seelen vorgieng. Oft macht die Gegenwart des geliebten Gegenstandes uns stumm, schlägt unsern kühnsten Entschluß nieder, und fesselt die freieste Zunge. O Himmel! wie viele Briefe hab ich ihr geschrieben! Wie manche verbindliche und sittsame Antworten habe ich erhalten! Wie viele Lieder hab ich auf sie gedichtet, worin

das ganze Gefühl meiner Seele lebte, und all das Feuer lag, womit mein Herz ſich ſtets mit dem geliebten Bilde beſchäftigte! Endlich fand ich mich ſo gedrungen, und mein Herz ſchmachtete ſo ſehr, ſie wieder zu ſehen, daß ich beſchloß, einen entſcheidenden Schritt zu wagen, und mich ſo auf den Gipfel meiner Wünſche zu ſchwingen; kurz, ich wollte ſie von ihrem Vater zur Ehe begehren. Dies that ich und er dankte mir ſehr für die Ehre, ſo ich ihm durch dieſe Verbindung erzeigen wollte; weil aber mein Vater noch lebte, ſo müßte von Rechtswegen dieſer die Anwerbung thun, ſagte er; denn wenn es nicht mit deſſen Willen und Zuſtimmung geſchehe, ſo ſey Lucinde kein Mädchen, das man nur ſo unter der Hand weggeben könne. Ich fand, daß er ſehr Recht in dem hatte, was er ſagte, dankte ihm für ſeine Erinnerung und verſicherte, mein Vater werde gern einwilligen, wenn ichs ihm entdeckte. Ich gieng in dieſer Abſicht augenblicklich zu meinem Vater, und fand ihn mit einem offnen Briefe in der Hand, den er mir, eh ich ihm noch was ſagte, mit dieſen Worten zu leſen gab: „Aus dieſem Briefe, Cardenio, wirſt du ſehen, wie viele Gnade der Herzog Ricardo dir anthun will.“ — Dieſer Herzog Ricardo, meine Herrn, müßt ihr wiſſen, iſt ein Grande von Spanien, der ſeine Güter in der beſten Gegend von Andaluſien hat. — Ich nahm und las den Brief, der in der That ſo ſchmeichelhaft

war, daß es mir selbst schien, mein Vater müsse des Herzogs Verlangen erfüllen, als welcher mich für seinen ältesten Sohn zum Gesellschafter, nicht Diener, haben wollte, und zugleich versprach, mein Glück auf eine Art zu machen, die seiner Achtung für mich entspräche. Ich verstummte, als ich den Brief gelesen hatte und noch mehr, als mein Vater zu mir sagte: „Nun, Cardenio, binnen zwei Tagen mache dich gefaßt, des Herzogs Begehren zu erfüllen, und danke Gott, der dir einen Weg zeigt, dein Glück zu machen und so belohnt zu werden, wie du verdienst.“ Er fügte diesem noch manchen andern väterlichen Rath bei. Der Tag meiner Abreise kam, ich sprach in der Nacht zuvor Lucinden, und erzählte ihr alles, was vorgieng.

Ich ſagte die Sache ihrem Vater, und bat ihn, noch einige Tage zu warten und die Verſorgung ſeiner Tochter aufzuſchieben, bis ich gehört hätte, was der Herzog Ricardo von mir wollte. Er verſprach mirs und ſie beſtätigte es mit tauſend Schwüren und dem zärtlichſten Abſchiede. Ich kam zum Herzog Ricardo, und wurde ſo wohl von

ihm aufgenommen und gehalten, daß ich von dem Augenblick an von allen ſeinen Leuten beneidet wurde, als welchen ich ein Dorn im Auge war. Wer ſich am meiſten über meine Ankunft freute, war ſein zweiter Sohn, Ferdinand; ein liebenswürdiger, muntrer, freigebiger junger Mann, der aber zugleich ſehr zur Liebe geneigt war. Dieſer wurde in kurzer Zeit mein ſo vertrauter Freund, daß alle Leute davon ſprachen, und ungeachtet mich ſein älterer Bruder auch ſehr liebte und hochſchätzte, ſo war doch zwiſchen ſeiner und Don Ferdinands Liebe ein merklicher Unterſchied. Da nun vertraute Freunde kein Geheimniß vor einander haben, und ich mit Don Ferdinand im genaueſten Verhältniſſe ſtand, ſo entdeckte er mir alle ſeine Gedanken, unter andern auch einen kleinen Liebeshandel, der ihn beunruhigte. Er hatte ſich nämlich in ein junges reiches Bauermädchen, welches eine Unterthanin ſeines Vaters war, verliebt. Dies Mädchen war ſo außerordentlich ſchön, klug, beſcheiden und ehrbar, daß die, ſo ſie kannten, kaum zu entſcheiden wagten, welcher von dieſen Eigenſchaften der Preis gebühre. Dieſe Vollkommenheiten des

schönen Bauermädchens brachten endlich den Don Ferdinand, da er keine Möglichkeit sah, ihre Standhaftigkeit zu besiegen, so weit, daß er sich entschloß, ihr die Ehe anzubieten. Ich, als sein Freund, hielts für meine Pflicht, ihn mit den stärksten Gründen und eindringlichsten Beispielen von seinem Vorsatze abzubringen. Da ich aber sah, daß Alles vergebens war, beschloß ich, dem Herzoge, seinem Vater, die Sache zu entdecken. Don Ferdinand, der listig genug war, und befürchtete, ich möchte aus Pflicht und Ehre eine dem Haus so nachtheilige Sache dem Herzoge, meinem Herrn, anzeigen, suchte mich zu blenden und sicher zu machen, und sagte mir, daß er kein besseres und wirksameres Mittel kenne, sich dieser Liebe zu entschlagen, als wenn er sich einige Monate entferne. Diese Entfernung sollte in einer Reise zu meinem Vater bestehen, und bei dem Herzog sollte zum Vorwand gebraucht werden, daß wir einige sehr schöne Pferde in meiner Vaterstadt, als wo die besten gezogen werden, sehen und kaufen wollten. Kaum hatte er mir es gesagt, so billigte ich, von meiner eignen Leidenschaft bewogen, seinen Entschluß, als den besten, der sich fassen lasse, trotzdem, daß seine Absicht dabei nicht so rein war; deßhalb bestärkte ich ihn in seinem Vorsatze, und rieth ihm, mit der Ausführung zu eilen, weil die Entfernung von der Geliebten unzweifelhaft gute Wirkung thun werde, hätte die Liebe auch noch so tiefe Wurzeln geschlagen. Mein eignes Anliegen und die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit Lucinden wieder zu sehen, machte mich noch geneigter, seinen Vorsatz zu beschleunigen.

„Don Ferdinand hatte sich, indeß er mir dies sagte, schon mit seinem Bauermädchen ehlich verlobt und ihre letzte Gunst genossen, wie ich hernach erfuhr, und wartete nur auf Gelegenheit, es seinem Vater auf gute Art zu hinterbringen, weil er den Zorn desselben fürchtete. Da aber bei vielen jungen Leuten die Liebe nichts als eine wilde Begierde ist, und mit dem Genuß, den ihr die Natur zur Grenze gesetzt hat, wieder verschwindet, während die wahre Liebe diese Grenzen nicht kennt, so verschwand auch Don Ferdinands vermeinte Liebe zu seinem Bauermädchen, so bald er sie genossen hatte; und stellte er sich erst, als wollt er sich entfernen, um sie zu vergessen, so beschleunigte er jetzt seine Reise im Ernst, um sie zu

auf und ſprach: „Ich laſſe mir es nicht ausreden, kein Menſch in der Welt wird mir es anders weiß machen und das iſt ein Flegel, der mirs läugnen wollte, daß der Schurke von Meiſter Eliſabat nicht bei der Königin Madaſima geſchlafen habe.“

„Was?“ ſchrie Don Quixote in einen ſeiner gewohnten Flüche ausbrechend, „die größte Schurkerei oder vielmehr Gemeinheit iſts, ſo was zu ſagen! Die Königin Madaſima war eine vortreffliche und tugendreiche Dame, und es läßt ſich gar nicht denken, daß eine ſo hohe Prinzeſſin mit ſo einem Quackſalber und Zahnarzt der Liebe gepflogen habe, und wer es ſpricht, lügt wie ein Erzſchurke, und ich will es ihm zu Roß und zu Fuß, bewaffnet und unbewaffnet, bei Tag und bei Nacht und wie ers ſonſt haben will, beweiſen.“

Cardenio ſah ihn ſtarr an, und da er eben einen Anfall von ſeiner Raſerei hatte, konnte er ſeine Geſchichte nicht fortſetzen. Don Quixote war eben ſo wenig für jetzt im Stande ſie weiter anzuhören, denn er hatte ſich gewaltig über den Schimpf geärgert, den man der Königin Madaſima anthat. Und es iſt in der That ein Wunder, daß er ſo auf einmal ein anderer Menſch ward, als wäre ſie ſeine wahre Königin geweſen: ſo ſehr war er von ſeinen verfluchten Büchern beſeſſen. Cardenio, bei dem, wie geſagt, die böſe Stunde wieder eingetreten war, und der ſich noch dazu einen Lügner und Schurken ſchimpfen hörte, nahm den Spaß übel auf, ergriff einen Stein, der neben ihm lag, und warf unſern Ritter dergeſtalt auf die Bruſt, daß er rückwärts zu Boden fiel. Sancho Panſa, der ſeinem Herrn ſo mitſpielen ſahe, lief mit geballter Fauſt auf den Wahnſinnigen los, aber Cardenio empfieng ihn ſo, daß er ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlag zu Boden ſtreckte, auf ihn ſprang und nach Herzensluſt mit den Füßen trat. Dem Ziegenhirten, der ihm helfen wollte, giengs eben ſo, und Cardenio, nachdem er ſie alle wohl zerdroſchen und zertreten hatte, gieng ernſt und gelaſſen fort ins Gebirge. Sancho ſtand wieder auf und wollte aus Grimm, ſich ſo um nichts und wieder nichts ausgegerbt zu ſehen, dem Hirten in die Haare, dem er Schuld gab, er hätte es ihnen nicht geſagt, daß dieſer Menſch zuweilen Anfälle von Wuth bekäme, weil ſie ſich ſonſt ſchon beſſer in Acht genommen haben würden. „Ich habs Euch

ja geſagt," ſprach der Hirte, „und wenn Du's nicht gehört haſt, dafür kann ich nichts." Sancho konnte das Maul nicht halten, der Hirt blieb ihm auch keine Antwort ſchuldig, und endlich geriethen ſie einander in die Haare und Bärte, und rauften und balgten ſich ſo ſchrecklich, daß ſie, hätte ſie nicht Don Quixote auseinander gebracht, einander in Stücke würden zerwalkt haben. — „Laßt mich nur, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt," ſchrie Sancho, als er den Ziegenhirten noch bei den Haaren hatte, „er iſt nur ein Bauer, ſo gut wie ich, iſt nicht zum Ritter geſchlagen, drum kann ich ſchon mein Müthchen an ihm kühlen und meine Sache mit ihm auf die Fauſt, als ein ehrlicher Kerl ausmachen." — „Das iſt wohl wahr," ſprach Don Quixote, „aber er iſt ja nicht Schuld an dem, was uns begegnet iſt."

Hiedurch brachte er die Kämpfer auseinander, und fragte drauf den Ziegenhirten, obs möglich wäre, den Cardenio wieder zu finden, weil er ſehr begierig auf das Ende ſeiner Geſchichte ſey? Der Hirt antwortete ihm, wie zuvor, daß er ſeinen Aufenthalt nicht gewiß wiſſe, aber er dürfte dieſe Gegend nur durchſuchen, ſo werde er ihn gewiß entweder bei Sinnen oder raſend wiederfinden.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Seltſame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufſtoßen und Nachahmung der Buße des Dunkelbuſch.

Don Quixote nahm Abſchied vom Ziegenhirten, beſtieg wiederum den Rozinante und befahl ſeinem Schildknappen ihm zu folgen, der es, wiewohl ſehr unzufrieden, that. Sie zogen langſam und ſtillſchweigend fort und kamen an die rauheſten Orte des Gebirgs. Unſerm Sancho drückte die Luſt zu ſchwatzen faſt das Herz ab; wegen Befehls ſeines Herrn aber traute er ſich nicht anzufangen. Endlich konnt ers nicht länger aushalten. „Geſtrenger Herr Don Quixote," ſprach er, „gebt mir Euern Seegen und meinen Abſchied, daß ich ſtracks wieder zu meiner Frau und meinen Kindern

gehe, mit denen ich doch wenigstens alles schwatzen kann, was ich will; denn mit Euer Gestrengen in den Wüsteneien Tag und Nacht herumzuziehen und nicht einmal schwatzen zu dürfen, wenn mirs ankommt, ist schlimmer als sich lebendig begraben zu lassen. Wenn nur wenigstens die Thiere noch schwatzten, wie zu den Zeiten Ysops, wärs doch nicht so schlimm. Denn da könnt ich doch mit meinem Esel schwatzen, was mir in den Schnabel käm und dabei mein Unglück vergessen. Mein Seel! es ist ein hundeloses Ding um das beständige Abenteuer suchen, wenn man am Ende doch nichts findet, als Prügelsuppen, Prellen, Steinhagel und Faustpüffe, und noch dazu nicht von sich geben darf, was man auf dem Herzen hat, und sich das Maul zuflicken lassen soll, als wär einer stumm geboren."

„Ich verstehe dich, Sancho," sprach Don Quixote; „die Fesseln, die ich deiner Zunge angelegt habe, drücken dich? Gut! Du sollst die Erlaubniß haben, Alles zu sagen, was dir einfällt; aber wohl zu merken, diese Erlaubniß dauert nur, so lange wir uns in diesem Gebirg aufhalten." — „Nun seys drum," sprach Sancho; „so will ich auch jetzt schwatzen, was das Zeug halten will; wie es darnach wird, weiß der liebe Gott. Vor allen Dingen, gestrenger Herr, sagt mir doch, warum nahmt Ihr Euch denn der Königin Magimasa, oder wie sie sonst heißt, an? Oder was verschlugs Euch, ob der Labad ihr guter Freund gewesen ist oder nicht? Hättet Ihr den Dreck nicht gerührt — denn was gieng es Euch an? Ihr waret ja nicht Richter — so hätte der närrische Kerl seine Geschichte vollends hinaus erzählt, Ihr hättet den Stein nicht auf den Leib gekriegt, und mir wären die Prügel sammt einem Dutzend Maulschellen erspart gewesen." — „Fürwahr, Sancho," versetzte Don Quixote, „wenn du so gut wie ich wüßtest, was für eine gar ehr- und tugendsame Dame die Königin Madasima gewesen, gewiß, du würdest dich wundern, daß ich noch so viel Geduld hatte, dem Kerl nicht das Maul auf ewig zu stopfen, aus dem solche Lästerungen kamen. Denn die erschrecklichste Lästerung ists zu sagen, ja nur zu denken, daß eine Königin mit einem Zahnarzte zu thun habe. Wahr ist freilich, der Meister Elisabath, welchen der Unsinnige genannt hat, war ein kluger Rathgeber und geschickter Mann, den die Königin als ihren

Oberhofmeiſter und Leibarzt brauchte. Aber deßhalb zu denken, daß ſie ein Bißchen zu viel ſeine gute Freundin geweſen ſey, iſt eine höchſt ſtrafwürdige Raſerei, und du kannſt leicht ſehen, daß Cardenio nicht wußte, was er ſagte, weil er in dem Augenblicke ſchon nicht mehr bei Sinnen war." — „Das iſts eben, was ich auch ſpreche," verſetzte Sancho, „und man ſollte ſich aus den Worten eines Narren gar nichts machen. Denn hätt Euch das Glück nicht wohl gewollt, und der Stein wär an Euern Kopf gefahren, ſo gut er auf die Bruſt flog, da hätten wir was Schönes davon gehabt, daß wir uns der Dame angenommen, die der Henker holen mag. Und würde Cardenio nicht als ein raſender Menſch frei geweſen ſeyn, was er Euch auch gethan hätte?" — „Ein fahrender Ritter," ſprach Don Quixote, „muß gegen Kluge und gegen Narren die Ehre der Frauen vertheidigen, wer ſie auch ſeyn mögen, wie vielmehr nicht den guten Namen ſo hoher und vortrefflicher Königinnen, als die Königin Madaſima war, die ich wegen ihrer Vollkommenheiten inſonderheit hochſchätze. Denn außer ihrer Schönheit war ſie ſehr klug und ertrug ihre Leiden, deren ſie in Menge trafen, mit großer Gelaſſenheit. Der gute Rath und Beiſtand des Meiſter Eliſabaths, kam ihr dabei, eins wie das andre, trefflich zu Statten, und daher hat der unwiſſende und boshafte Pöbel ausgeſtreut, ſie habe mit ihm zugehalten. Aber erlogen iſts, zehn- und hundertfach erlogen, ſo Jemand dies ſagt oder denkt." — „Ich ſag und denk es nicht," ſprach Sancho; „da mögen ſies haben und wer es ſpricht, der wirds auf dem Brod zu eſſen kriegen. Haben ſie beieinander geſchlafen, ſo wirds Gott ſchon wiſſen. Ein Jeder feg vor ſeiner Thüre; ich weiß von nichts; was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß; wer eingebrockt hat, mags auch ausfreſſen; nackt bin ich geboren und nackt werd ich wieder dahin fahren; was hab ich davon? mögen ſie gethan haben, was ſie wollen, was ſchierts mich? Mancher ſieht den Splitter in des Bruders Auge und den Balken in ſeinem eignen nicht; wer kann ein Sieb voll Waſſer tragen; haben ſie nicht den lieben Heiland ſelbſt geläſtert?"

„Hilf Himmel!" ſchrie Don Quixote, „was für dummes Zeug ſtopfeſt du da zuſammen Sancho? Wie paſſen denn alle

die Sprichwörter, die du da aufwärmst, auf das, wovon wir sprachen? Schweig, so lieb dir dein Leben ist; sporne du in Zukunft deinen Esel, und menge dich nicht in Sachen, die du nicht verstehst. Merk es mit allen deinen fünf Sinnen, daß alles, was ich gethan habe, thue und noch thun werde, der gesunden Vernunft sowohl, als den Rittergesetzen entspricht, die ich besser weiß als alle Ritter, die jemals auf der Welt gewesen sind." — „Sagt mir doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „ist denn das auch ein gutes Rittergesetz, daß wir hier wie Landstreicher in diesem Gebirge, ohne Weg und Steg umherziehen und einen Narren suchen, der, wenn wir ihn nun gefunden haben, fortfahren wird, wo er stehen geblieben ist, — nämlich nicht in seiner Erzählung, sondern an Eurem Kopf und meinen Rippen, die er kurz und klein schlagen wird."

„Ich sage dirs nochmals, Sancho, schweig!" versetzte Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß ich dieses Gebirg durchziehe, nicht sowohl um jenen Wahnsinnigen wieder zu finden, sondern vielmehr eine That zu thun, mit welcher ich mir unsterblichen Ruhm und Namen in der ganzen Welt, so weit sie entdeckt ist, zu erwerben gedenke; eine That, die alles übertreffen soll, was ein fahrender Ritter nur Vollkommnes und Großes thun kann." — „Ist auch Gefahr dabei?" fragte Sancho. — „Nein," versetzte der Ritter von der traurigen Gestalt; „das Glück müßte uns denn einen besondern Streich dabei spielen. Aber Alles hängt von deinem Eifer ab." — „Von meinem Eifer, gestrenger Herr?" fragte Sancho. — „Allerdings," antwortete Don Quixote. „Denn kommst du bald von daher zurück, wohin ich dich schicken will, so wird auch meine Buße sich bald enden, und mein Ruhm anfangen. Damit ich dich aber nicht zu lange in Spannung halte, so wisse, Sancho, daß der berühmte Amadis von Gallien einer der vollkommensten fahrenden Ritter war. Ich thue ihm Unrecht, wenn ich sage einer; er war der erste, vornehmste und einzige, ja die Krone von Allen, die zu seiner Zeit in der Welt waren. Pfui über Don Belianis und Alle, die sich mit ihm messen wollen; sie täuschen sich, ich schwör es dir. Auch sag ich dir, wenn ein Maler in seiner Kunst berühmt werden will, so nimmt er sich die Originale der besten Meister zu Mustern seiner Nachahmung. Diese Regel gilt

von allen wichtigen Künsten und Wissenschaften, welche dienen zur Verherrlichung der Staaten, und ebenso muß es derjenige machen, der den Namen eines Weisen und Standhaften erwerben will; er muß den Ulysses nachahmen, den uns Homer als ein Muster der Klugheit und Geduld schildert; so wie uns auch Virgil in seinem Aeneas ein Beispiel kindlicher Liebe und eines klugen und tapfern Heerführers darstellt. Beide zeichnen und beschreiben ihre Helden nicht wie sie waren, sondern wie sie seyn sollten, um der Nachwelt ein Muster in ihren Tugenden zu geben. Ebenso war Amadis der Nordstern, Leuchtthurm und die Sonne aller tapfern und verliebten Ritter, dem wir Alle, die wir unter dem Pannier der Liebe und Ritterschaft streiten, billig nachahmen. Da dies nun ausgemacht ist, Freund Sancho, so muß auch derjenige fahrende Ritter, der ihm am meisten nachahmt, der Vollkommenheit in seinem Stande am nächsten kommen. Eine That aber, worin dieser Ritter seine Klugheit, Muth, Stärke, Geduld, Standhaftigkeit und Liebe am meisten zeigte, war, wie er sich, von der Prinzessin Oriane verschmäht, auf den Armuthsfelsen begab, und seinen Namen in Dunkelhübsch verwandelte, der sehr bezeichnend für die Lebensart war, die er sich ausgedacht hatte [1]. Da es mir nun leichter ist, ihm hierin nachzuahmen, als Riesen zu spalten, Schlangen zu zerhauen, Lindwürmer zu erlegen [2], Streithaufen zu zerstreuen, Heerzüge in die Pfanne zu hauen und Zaubereien zu lösen, und diese Gegend sich vorzüglich zu einem solchen Vorhaben schickt, so will ich die gute Gelegenheit ergreifen, die mir das Glück dazu darbietet."

„Aber was wollt Ihr denn eigentlich in der Wüstenei machen, gestrenger Herr?" fragte Sancho. — „Ich habe dirs schon gesagt," versetzte Don Quixote, „ich will den Amadis nachahmen und mich verzweifelnd, närrisch und wüthend stellen, wobei ichs zugleich auch dem tapfern Roland nachmachen kann, wie er an einem Brunnen die Zeichen der Schandthat fand, welche Angelica die Schöne mit

[1] Siehe Amadis von Gallien Kap. 11.

[2] Im Amadis von Gallien Kap. 14 wird auch dem Ritter Galaor die ähnliche Frage der Schildknappen: Den Liebe des Prinzen Florendos zu der schönen Briolanja.

Medor begangen hatte, die er sich dergestalt zu Herzen nahm, daß er rasend wurde, Bäume ausriß, das Wasser in den klaren Quellen trübte, Schäfer todtschlug, Heerden zerstreute, Hütten verbrannte,

Häuser zertrümmerte, Pferde davon trieb und tausend andre Rasereien verübte, die werth sind, in die Tafeln der Geschichte für die Ewigkeit eingegraben zu werden [1]. Gesetzt auch, ich ahme dem Roland, Orland oder Rotoland — denn er führt alle drei Namen — nicht Stück für Stück in allen Rasereien, die er that, sprach oder dachte, nach, so will ichs doch wenigstens versuchen, unter den wesentlichsten seiner Thaten mit Umsicht eine Auswahl zu treffen. Vielleicht begnüg ich mich auch nur den Amadis nachzuahmen, der, ohne solche schändliche Rasereien zu begehen, einzig mit Trauern und Klagen einen so großen Ruhm, wie jener, sich erworben hat."

„Mich dünkt," sprach Sancho, „jene Ritter, die das thaten, waren aufgebracht, und hatten wohl Ursache dazu, solche Narrheiten

[1] Siehe den rasenden Roland, Gesang 23.

und Buße zu thun; aber wer hat Euch denn was gethan, geſtrenger Herr, daß Ihr ein Narr werden wollt? welche Dame hat Euch denn verachtet? oder was habt Ihr denn für Kennzeichen, daß Euer Fräulein Dulcinea von Toboſo mit einem Mohren oder Chriſten Kurzweil getrieben habe?" — „Das iſt eben der Punkt, und darin beſteht die Feinheit meines Unterfangens," ſprach Don Quixote, „als ein fahrender Ritter ohne Grund und Urſache ein Narr zu werden. Denn dadurch, daß ich ohne Urſache wahnſinnig werde, geb ich auf verblümte Art meiner Dame zu verſtehen: geſchieht das am grünen Holze, was wills nicht erſt am dürren werden! Ueberdies hab ich auch Urſache genug dazu, wegen der weiten Entfernung von meiner ewigen Gebieterin Dulcinea von Toboſo; denn haſt du es nicht von dem Schäfer Ambroſius gehört, daß ein Abweſender Alles leidet, Alles fürchtet? Alſo, Freund Sancho, gieb dir keine Mühe, mich von einer ſeltnen, glücklichen und nie geſehnen Nachahmung abzubringen. Ich bin Narr, und will Narr bleiben, bis du mit einer Antwort auf den Brief zurückkommſt, womit ich dich zu meinem Fräulein Dulcinea ſchicken will. Iſt ſie ſo, wie meine Treue ſie verdient, ſo hat meine Narrheit und Buße gleich ein Ende, iſt ſie aber das Gegentheil, ſo werde ich im Ernſt ein Narr werden, und dann nichts mehr fühlen. So komme ich, die Sache mag ablaufen, wie ſie will, auf beide Fälle gut aus dem Handel, und freue mich entweder als Kluger des Glücks, das du mir verkündigſt, oder fühle als Raſender das Unglück nicht, das mich im Gegentheile trifft. Aber ſag mir, Sancho, du haſt doch Mambrins Helm wohl verwahrt? Ich ſah wohl, daß du ihn von der Erde aufhobſt, als ihn jener undankbare Taugenichts hatte zerſchlagen wollen und nicht konnte, woraus man ſeine vortreffliche Härte ſehen kann."

„Bei Gott im Himmel!" verſetzte Sancho, „Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, ich kann nicht Alles hinunterſchlucken, was Euer Geſtrengen ſagt, und das bringt mich manchmal auf den Gedanken, daß alles, was Ihr mir von der Ritterſchaft, von Eroberung der Königreiche und Herrſchaften, von Inſelnverſchenken und andern goldnen Bergen, welche die fahrenden Ritter austheilen, vorſagt, nichts als Wind, Lug und Trug, und wenns um und um kommt,

altes Weibermärchen ist. Denn, wenn man so hört, daß Ihr ein Bartbecken vier ganzer Tage lang für Mambrins Helm haltet und davon nicht abzubringen seyd, wer sollte dann nicht denken, daß Ihr Euern Verstand verloren hättet? Ich hab das Becken in meinem Sacke ganz zerschlagen und verderbt, und wenn mir Gott die Gnade thut, daß ich wieder zu meiner Frau und Kindern nach Hause komme, will ich mirs einmal wieder aushämmern lassen, und zu meinem Barte brauchen." — „Gieb wohl Acht!" versetzte Don Quixote, „ich beschwör dich bei demselben Gott, den du vorhin zum Zeugen angerufen hast: nie hat es einen Schildknappen gegeben, so verwahrlost an Verstand wie du. Ists möglich, du bist so lange schon bei mir, und hast noch nicht gemerkt, daß alles Thun der fahrenden Ritter ungereimt und thöricht scheint und wie eine verkehrte Welt aussieht, nicht weils wirklich so ist, sondern weil uns unaufhörlich eine Rotte Zauberer umgiebt, die all unsere Sachen nach ihrem Belieben verwandeln und vertauschen, gut oder schlimm machen, je nachdem sie uns wohl wollen oder nicht. So scheint dir dies ein Bartbecken, mir Mambrins Helm, und einem Andern wieder was anders. Es war eine große Vorsicht des Weisen, meines guten Freundes, den wahren und ächten Helm Mambrins Allen als ein Bartbecken erscheinen zu lassen: sonst hätt ich, seines hohen Werthes wegen, keinen Augenblick Ruhe: Jedermann würde mich verfolgen und mir ihn abnehmen wollen; da hingegen jetzt Niemand darnach fragt, so lang man ihn für ein Bartbecken ansieht, wie sichs auch wohl an dem Kerl zeigte, der ihn zerschlagen wollte. Hätte er ihn nur gekannt, er würde ihn gewiß nicht auf der Erde haben liegen lassen. Heb ihn auf, lieber Freund! heb ihn wohl auf, denn ich habe seiner jetzt nicht nöthig, weil ich mich vielmehr ganz entwaffnen, und so nackt einhergehen muß, als ich von Mutterleibe kam, wenn es mir einfällt, in meiner Buße mehr den Roland als den Amadis nachzuahmen."

Unter diesem Gespräch kamen sie an einen hohen Felsen, der wie abgehauen unter den ihn umgebenden Höhen dastand. An seinem Fuße floß ein sanfter Bach, und wässerte eine so grüne und angenehme Wiese, daß man seine Lust daran hatte. Eine Menge schöner

Bäume, Pflanzen und Blumen machte den Ort höchst lieblich. Diesen Platz erwählte sich der Ritter von der traurigen Gestalt zu seiner Buße. Kaum hatte er ihn erblickt, so erhob er seine Stimme, als wär er schon völlig von Sinnen: „O ihr Himmel! dies ist der Platz den ich mir wählte, mein Unglück zu beweinen, in welches ihr mich gestürzt habt! Dies ist der Ort, wo meiner Augen Naß die Wasser dieses Bächleins anschwellen, und wo meine beständigen tiefen Seufzer das Laub dieser Bäume des Gebirgs unaufhörlich bewegen sollen, zum Zeichen der Qual, welche mein durchmartertes Herz leidet. O ihr Waldgötter, wer ihr auch seyd, die ihr diese unwirthbaren Gegenden bewohnt, höret die Klagen eines unglücklichen Liebhabers, den

lange Abwesenheit und eingebildete Eifersucht in diese Wüsten treibt, die Härte und Grausamkeit jener Undankbaren zu beweinen, welche die ganze Fülle menschlicher Schönheit in sich faßt! O ihr Dryaden und Napäen, die ihr im Dickicht der Berge wohnt, — möchten doch die leichtfüßigen und geilen Satyrn, die euch nachstellen, eure süße Ruhe nie stören! — helft mir mein Unglück beklagen, oder werdet wenigstens nicht müde es zu hören! O Dulcinea von Toboso, Tag meiner Nacht, Ruhm meiner Pein, Polarstern meiner Fahrten und meines Glücks — der Himmel gebe dir welches, wenn du es verlangst! — betrachte den Ort, den Zustand, wohin mich Abwesenheit von dir gebracht hat, und antworte treulich der Festigkeit meiner Treue! O ihr einsiedlerischen Bäume, die ihr inskünftige die Gesellschaft meiner Einsamkeit seyn sollt, gebt mir durch sanftes Beugen eurer Aeste ein Zeichen, daß euch meine Gegenwart nicht beschwerlich sey! Auch du, mein Schildknappe, treuer und lieber Gefährte meiner glücklichen und unglücklichen Zufälle, präge dir wohl ein, was du mich hier thun siehst, damit du es der geliebten Urheberin dessen, was du siehst, alles erzählen kannst!"

Dies gesagt, stieg er vom Rozinante ab, nahm ihm Zaum und Sattel in einem Augenblick ab, und schlug ihn sanft mit der Hand aufs Kreuz. „Gehe hin, lieber Gaul," sprach er, „Einer, der die Freiheit verloren, giebt dir sie jetzt; so berühmt du durch deine Thaten bist, so unglücklich ist dein Schicksal. Gehe hin, trefflicher Gaul, wohin du willst, es steht dir an der Stirne geschrieben, daß dir weder Astolphes Hippogryph, noch der berühmte Frontin, der Bradamanten so theuer zu stehen kam, an Leichtigkeit beikomme."

„Dank sey es dem Spitzbuben, der uns der Mühe überhob meinen Esel abzusatteln," sprach Sancho, „da er dies sahe, ich hätt ihn wohl auch wollen auf das Kreuz klopfen, und eine wackere Lobrede halten; aber wenn ich ihn auch da hätte, ich ließ ihn gewiß nicht absatteln, denn ich wüßte nicht, warum? Was gehn ihn die Thorheiten und Redensarten eines Verliebten und Verzweifelten an? Denn sein Herr ist keins von beiden nie gewesen, und der war ich,

ſo lang Gott wollte. Aber hört einmal, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, wenns mit Eurem Närriſchwerden und mit meiner Verſendung Ernſt gelten ſoll, wärs nicht beſſer, ich ſattelte mir den Rozinante wieder ſtatt meines Eſels, weil ich dadurch viel Zeit auf meiner Reiſe erſparen könnte? Ihr wißt es, ich bin ein ſchlechter Fußgänger, und wenn ich zu Fuße laufen ſoll, weiß der liebe Gott, wann ich hin und wieder herkomme." — „Mach es ſo, Sancho," verſetzte Don Quixote, „dein Einfall iſt nicht übel; in drei Tagen ſollſt du abreiſen; während der Zeit aber ſollſt du ſehen, was ich für meine Dame thue, damit du es ihr erzählen kannſt." — „Hm!" ſprach Sancho, „kann ich denn mehr ſehen, als ich ſchon geſehen habe?" — „Du irrſt dich gewaltig," verſetzte Don Quixote, „jetzt muß ich noch meine Kleider zerreißen, meine Waffen umherſtreuen, mit dem Kopfe wider die Felſen rennen, und noch mehr dergleichen Dinge thun, darüber du dich wundern wirſt." — „Um Gottes Willen," ſprach Sancho, „Ihr werdet doch das nicht thun, geſtrenger Herr? den Kopf wider die Felſen rennen? da könntet Ihr ja auf einen ſo ſteinharten Felsblock ſtoßen, daß auf den erſten Stoß der ganze Spaß aus wäre. Ich dächte ſo, wenns doch ja zum Werke nöthig iſt, daß Ihr den Kopf wider etwas rennet, ſo wärs ſchon gut, wenn Ihr mit dem Kopfe ins Waſſer fahret, oder ſonſt vor Weiches wie etwa Baumwolle ſtoßet, weils ja doch nur Narrenpoſſen ſind. Das Uebrige laßt nur mir, ich wills doch dem gnädigen Fräulein weiß machen, daß Ihr gegen eine Felſenſpitze gerannt ſeyd, die härter als ein Demant war." — „Ich danke dir für deinen guten Willen, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „muß dir aber ſagen, daß alles dies kein Spaß, ſondern lautrer Ernſt iſt, weil ich ſonſten die Ritterordensgeſetze übertreten würde, welche uns ſchlechterdings verbieten, eine Lüge zu ſagen oder zu thun, bei Verluſt des Ordens. Folglich müſſen meine Kopfſtöße auch wahr, ernſthaft, kräftig und keine Sophiſtereien noch Phantaſtereien ſeyn. Du mußt mir alſo auch einige Leinwand zum Verbinden da laſſen, weil ich unglücklicherweiſe nichts mehr von dem Balſam habe." — „Schlimmer iſts noch," verſetzte Sancho, „daß der Eſel gar fort iſt, denn auf dem war Leinwand und Alles; aber ich bitt Euch,

gestrenger Herr, denkt mir doch nicht mehr an das verfluchte Gesöff; denn wenn ichs nur nennen höre, kehrt sich mir die Seele und der Magen im Leibe um. Was ich Euch auch noch bitten wollt, wäre: denkt einmal, daß die drei Tage, da ich Eure Narrheiten noch mit ansehen soll, schon um sind; denn ich will sie für geschehen und gesehen annehmen, und meiner Gebieterin Wunder über Wunder davon erzählen. Schreibt nur den Brief und fertigt mich ab, denn ich möcht Euch gar zu gerne bald aus dem Fegfeuer erlösen, worin ich Euch lasse." — „Fegefeuer nennst du es, Sancho?" sprach Don Quixote. „Nenn es lieber eine Hölle, oder noch schlimmer, wenn es was Schlimmeres giebt." — „Ach," sprach Sancho, „aus der Hölle, hab ich mein Tage gehört, nula es retentio." — „Was heißt das, Retentio? ich verstehe es nicht," sprach Don Quixote. — „Retentio heißt, wer in der Hölle ist, kommt mein Tage nicht wieder heraus," antwortete Sancho. „Doch Euch soll es anders werden, oder ich müßte die Beine nicht mehr regen können, dem Rozinante die Sporen zu geben. Bin ich nur einmal in Toboso und beim gnädigen Fräulein Dulcinea, da will ich ihr schon von Euer gestrengen Narrheiten oder Unsinn, denn es ist alles eins, die Haut so voll erzählen, daß sie geschmeidiger als ein Handschuh werden soll, wenn sie auch härter als ein Korkbaum wäre; und hab ich nur erst eine zuckerhonigsüße Antwort von ihr, husch! will ich damit durch die Luft fliegen wie ein Hexenmeister, und Euer Gestrengen aus dem Fegefeuer erlösen, das Euch eine Hölle scheint, aber wie gesagt, keine ist, weil Ihr noch Hoffnung habt, herauszukommen, was keiner hoffen darf, der in der Hölle ist, wie Ihr das selbst wißt, oder sagen werdet."

„Du hast Recht, Sancho," sprach der Ritter von der traurigen Gestalt, „aber wo nehme ich was her, den Brief darauf zu schreiben?" — „Und die Anweisung auf die drei jungen Esel dazu," schrie Sancho. — „Die sollst du haben," versetzte Don Quixote. — „Da wir aber kein Papier haben, möcht ich wohl auf große Baumblätter oder auf Wachstafeln schreiben, wie die Alten; obgleich die letztern hier eben so schwer zu finden seyn möchten, als Papier. Aber jetzt fällt mir

ſie eben Flachs hechelte, oder auf der Tenne dräſche, und da wirds ſchön laſſen, wenn die Leute ſo zu ihr kämen, oder ſie Euch mit ſammt Eurer Verehrung auslachte."

„Sancho," ſprach Don Quixote, „ich hab dirs ſchon vielmals geſagt, daß du ein ſchreckliches Plaudermaul haſt, und bei aller Dummheit doch manchmal ſpitzig ſeyn willſt. Es geht aber nicht, guter Freund, und damit du ſiehſt, wie dumm du biſt, und wie klug ich bin, will ich dir ein kleines Geſchichtchen erzählen.

„Es war einmal eine junge, ſchöne, reiche und luſtige Wittwe, die verliebte ſich in einen jungen, handfeſten Laienbruder. Der Pater Prior erfuhr das Ding, und ſagt einmal im Tone brüderlicher Ermahnung: Ich wundre mich, Sennora, und zwar nicht wenig, daß eine ſo ſchöne und reiche Frau von Eurem Stande, ſich in einen ſo

niedrigen und schlechten Kerl, der so dumm als Einer ist, verliebt, da es doch in unserm Kloster so viele wackre Meister der Künste, so viele edle Doktoren der Theologie giebt, unter denen ihr das Auslesen hättet, wie unter einem Korbe voll Birnen, und sagen könntet, den will ich, jenen nicht." — „Hochwürdiger Herr," antwortete die Wittwe mit Lachen: „Ihr täuscht Euch sehr, und Euer Latein reicht hier nicht aus, wenn Ihr glaubt, ich hätte so schlecht gewählt, weil meine Wahl auf keinen Gelehrten fiel; denn wozu ich ihn haben will, dazu hat er so viel und mehr Philosophie als Aristoteles."

„Also, Freund Sancho, wozu ich die Dulcinea brauche, ist sie so gut als die größte Prinzessin der Welt. Nicht alle Poeten haben die Damen wirklich, welche sie unter gewissen willkührlich gewählten Namen besingen. Glaubst du denn, daß es eine Amaryllis oder Phyllis gebe? oder daß die Sylvien, Dianen, Galatheen, Aliden und Andre, von denen man in Büchern, Romanzen, Barbierbuden und auf den Schaubühnen so viel hört und liest, wirkliche Mädchen von Fleisch und Bein sind? Nichts weniger. Es sind Geschöpfe der Poeten, die sie sich erdichteten, damit sie Stoff zu ihren Versen bekommen, und man sie für Leute hält, die sich aufs Lieben verstehn. Für mich ists also genug, daß ich denke und glaube, die gute Aldonza Lorenzo ist schön und ehrbar. Was geht mich ihr Herkommen an? Hat sie doch keinen Orden zu empfangen, daß ihre Geburt eine so strenge Untersuchung auszuhalten hätte. Für mich ist sie die größte Prinzessin von der Welt. Denn merks von mir, Sancho, wenn du es noch nicht weißt: zwei Dinge nur reizen vor allen andern zur Liebe: große Schönheit und guter Ruf, und dies beides besitzt Dulcinea im höchsten Grade; denn an Schönheit kommt ihr Niemand, an gutem Ruf nur Wenige bei. Mit einem Worte, ich bilde mir ein, daß Alles genau so ist, wie ich sage, und male sie nun in meiner Einbildungskraft ganz nach Wunsch aus, sowohl was Schönheit als Vortrefflichkeit anbelangt. Ihr kommt Helene nicht gleich, noch Lucretia, noch irgend eine der berühmten Frauen des Alterthums, seyen es Griechen, Lateiner oder Barbaren. Halte Jeder davon, was er will; wenn Unverständige mich tadeln, so werden Vernünftige mich loben."

„Nun ſag ichs doch,“ verſetzte Sancho, „Ihr habt immer Recht, geſtrenger Herr, und ich bin ein Eſel. Aber wie kömmt mir doch der Eſel ins Maul? Im Hauſe des Gehenkten ſoll man ja nicht vom Stricke reden. Doch, nur her mit dem Briefe, und dann, Gott behüt Euch!“

Don Quixote holte das Taſchenbuch heraus, gieng ein wenig auf die Seite und ſchrieb in größter Ruhe. Als er fertig war, rief er Sancho und ſagte, er wolle ihm den Brief vorleſen, damit er ihn auswendig lernen könnte, wenn er ihn etwa unterwegs verlöre, denn er müſſe von ſeinem Unſtern immer alles befürchten. „Ei ſchreibt ihn lieber zwei- oder dreimal ins Buch, und gebt mir ihn, ich will ihn ſchon aufheben,“ ſprach Sancho. „Aber daß ich ihn auswendig lernen ſoll, das iſt umſonſt. Muß ich mich doch oft auf meinen eignen Namen beſinnen, ſo ein ſchlechtes Gedächtniß hab ich. Hören möcht ich ihn aber doch. Leſet mir ihn einmal, geſtrenger Herr, denn ich denke, er muß wie gedrechſelt ſeyn.“ — „So höre denn,“ ſprach der Ritter.

Don Quixote an Fräulein Dulcinea von Toboſo.

Selbſtherrſchendes, hochgepriesnes Fräulein!

Der von der Spitze Deiner Abweſenheit Verwundete, der von Liebespfeilen Durchbohrte wünſcht Dir Heil, welches er ſelbſt nicht hat, ſüßeſte Dulcinea von Toboſo. Wenn Deine Schönheit mich verachtet, wenn Deine Tugend mir nicht zu Gunſten iſt, wenn Deine Verſchmähung meine Wünſche trifft, ſo kann ich, obgleich in Leiden geübt, doch nicht mehr den Kummer ertragen, der ſo lange und mächtig mich drückt. Mein treuer Schildknapp, Sancho, wird Dir, ſchöne Undankbare und geliebte Feindin, vollſtändigen Bericht von dem erſtatten, was ich jetzt um Deinetwillen bin. Gefällt es Dir, mir beizuſpringen, ſo bin ich der Deinige; wo nicht, ſo thue, was Dir beliebt. Dann wird mein Tod Deiner Grauſamkeit Genüge thun, und meinen Wunſch erfüllen.

Der Deinige bis in den Tod.

Der Ritter von der traurigen Geſtalt.

„Meiner Six!“ sprach Sancho, „das ist das hochgelahrteste Ding, das ich mein Lebtage gehört habe. Der Teufel! was Ihr sagen wollt, das hat doch Alles eine Art, und wie der Ritter von der traurigen Gestalt so schön in die Unterschrift paßt! Gewiß und wahrhaftig, gestrenger Herr, Ihr müßt den Teufel im Leibe haben, denn Ihr wißt ja Alles.“ — „In meinem Stande muß man auch Alles wissen,“ versetzte der Ritter. — „Nun,“ sprach Sancho, „setzt nun auf die andre Seite auch den Wechsel, wegen der drei jungen Esel, und unterschreibt ihn ja fein deutlich, damit mans auch lesen kann.“ — „Das will ich thun,“ sagte Don Quixote, er schrieb und las Folgendes:

„Auf diesen meinen Solawechsel wollet Ihr, liebe Nichte, dem Sancho Pansa, meinem Schildknappen, drei von den fünf jungen Eseln, die ich zu Haus gelassen habe, richtig abliefern. Des Werths bin von ihm wohl vergnügt, und werde Euch gegen Empfang dieses und seiner Quittung gute Rechnung halten. Gegeben mitten in der Sierra Morena, den zweiundzwanzigsten August des jetztlaufenden Jahres.“

„So ists recht,“ sprach Sancho, „unterschreibt nun, gestrenger Herr.“ — „Es ist nicht nöthig,“ antwortete Don Quixote, „ich will nur mein gewöhnliches Zeichen darunter machen, und dann ists für drei Esel so gut unterschrieben, als für dreihundert.“ — „Ich verlasse mich auf Euch, gestrenger Herr,“ versetzte Sancho. „Jezt will ich den Rozinante satteln, drauf gebt mir Euern Segen, und dann will ich fort, ohne weiter die Narrheiten abzuwarten, die Ihr thun wollt; denn ich will schon so viel erzählen, daß sie genug und satt daran haben sollen.“ — „Aber wenigstens, Sancho, sollst du mich erst nackt, und ein oder ein paar Dutzend Thorheiten begehen sehen,“ sprach Don Quixote. „Es ist schlechterdings nöthig, und in weniger als einer halben Stunde gethan. Hast du diese nur mit eignen Augen gesehen, so kannst du hernach mit gutem Gewissen auf die andern schwören, die du noch hinzusetzen willst; denn ich versichre dir, du sollst ihrer nicht halb so viel erzählen können, als ich

thun will." — „Um Gotteswillen, lieber Herr," ſprach Sancho, „verlanget nicht, daß ich Euch nackt ſehen ſoll, denn das würde mich ſo jammern, daß ich das Heulen nicht laſſen könnte, und ich habe mich ſchon vorige Nacht ſo ſehr über meinen armen Eſel abgeheult, daß ich bald nicht mehr kann. Wenn Ihr aber doch nun ja wollt, daß ich Eure Thorheiten ſehen ſoll, ſo macht ſie nur angezogen, und fein kurz, was Euch am erſten einfällt. Ich habs Euch ja ſchon geſagt, bei mir iſt dies alles nicht nöthig, und es hält mich nur auf, denn ich möchte vor mein Leben gerne bald wieder mit der guten Nachricht da ſeyn, die Euer Geſtrengen ſo ſehr wünſcht und verdient. Das Fräulein Dulcinea mag mir nur nicht viel Sprünge machen; denn, mein Seel! wenn ſie mir nicht darauf antwortet, wie ſichs gebührt, will ich ihr ſchon die Antwort mit Maulſchellen und Rippenſtößen raus kriegen. Das iſt nicht Manier, daß ein fahrender berühmter Ritter, wie Euer Geſtrengen, ſo ohne Weiteres zum Narren werden ſoll, und noch dazu um ſo Einer willen. Sie ſoll mich nur nicht ſchwatzen laſſen; ich will ihr ſchon Eins aufgeigen und mit ihr fertig werden, daß ſie ſich wundern ſoll. Dazu bin ich der rechte Kerl; ſie kennt mich nur noch nicht, die gute Jungfer, aber meiner Treu! wenn ſie mich kennte, ſo wär ich juſt ein Freſſen für ſie." — „Bei Gott! Sancho," ſprach Don Quixote, „du biſt nicht klüger als ich, wie es ſcheint." — „So närriſch bin ich nicht," verſetzte Sancho, „aber bitterböſe bin ich jetzt. Doch das beiſeite; was wollt Ihr denn unterdeſſen eſſen, bis ich wieder komme, geſtrenger Herr? Wollt Ihrs machen wie Cardenio, und den armen Schäfern das Brod nehmen?" — „Bekümmre dich darum nicht," verſetzte Don Quixote. „Wenn ich auch ſonſt was hätte, will ich doch nichts eſſen, als Kräuter dieſer Wieſe, und Früchte dieſer Bäume; denn der Hauptzweck meines Unternehmens beſteht in Faſten und andern Bußen."

„Wißt Ihr aber auch, geſtrenger Herr," ſprach Sancho, „daß ich mir nicht traue, den Weg zu Euch wieder zu finden, ſo verborgen iſt der Ort?" — „Merk ihn ja wohl an gewiſſen Kennzeichen," ſprach Don Quixote, „ich werde nicht von da weggehen, und

zuweilen auf die höchste Spitze des Felsens steigen, mich nach dir umzusehen. Damit du dich aber noch weniger verirren kannst, darfst du nur einige Zweige abhauen, und sie von Zeit zu Zeit hinter dir fallen lassen, bis du aus dem Gebirge hinaus bist. Die werden dir so gut als dem Theseus sein Faden im Labyrinthe dienen, mich wieder zu finden." — „Das will ich thun," sprach Sancho, und

nachdem er einen Arm voll abgehauen, bat er seinen Herrn um seinen Segen. Beide schieden mit vielen Thränen von einander. Sancho bestieg den Rozinante, den ihm sein Herr auf die Seele band,

machte sich auf den Weg, und streute von Zeit zu Zeit seine Ginsterzweige aus. Er war noch nicht hundert Schritte weit fort, so kam er schon wieder. „Gestrenger Herr," sprach er, „Ihr habt doch Recht; ich sollte doch wenigstens ein paar Narrheiten von Euch sehen, daß ich mit gutem Gewissen drauf schwören könnte, ich hätte sie gesehen, obgleich die, daß Ihr hier bleibt, die größte von allen ist, die Ihr begehen könnt." — „Sagt ich dirs nicht," sprach Don Quixote? „Warte nur, ehe du ein Credo sprechen kannst, sollen schon etliche gemacht seyn." Eiligst zog er die Hosen aus, stand halb nackt im Hemde da, machte im Hui zwei Bocksprünge in die Luft, zwei Purzelbäume, stand auf dem Kopfe, und gab dabei

ſo ſchöne Sachen blos, daß Sancho, um den Jammer nur nicht länger mit anzuſehen, den Rozinante herumlenkte, und ſehr vergnügt von dannen ritt, daß er nun darauf ſchwören könne, ſein Herr ſey ein Narr worden. Wir wollen ihn ziehn laſſen, bis er wieder kommt, welches nicht lange werden wird.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen ſich Don Quixote in der Sierra Morena hingab.

s erzählt die Geſchichte, was der Ritter von der traurigen Geſtalt ferner gethan habe, folgendergeſtalt: Als Don Quixote unten halb nackt, oben halb bekleidet ſeine Luftſprünge und Purzelbäume vollendet hatte, und Sancho, ohne mehr Narrheiten abzuwarten, fortgeritten war, beſtieg jener eine hohe Felſenſpitze, und überlegte da eine Sache, die er zwar ſchon oft durchdacht, in der er aber noch nie zu einem Schluſſe hatte kommen können. Es war nämlich die Frage: welches beſſer und angemeßner ſey, dem Roland in ſeiner Raſerei, oder dem Amadis in ſeiner Schwermuth nachzuahmen? „Es iſt wahr," ſprach er bei ſich ſelbſt, „daß Roland ein ſo großer und tapfrer Ritter geweſen, wie Alle ſagen, iſt kein Wunder, denn er hatte ſich durch Zauberei feſt gemacht, und man konnte ihn nicht tödten, außer durch einen Nadelſtich in die Fußſohle; daher er auch allezeit Schuhe mit ſieben

eisernen Sohlen trug [1]. Aber was halfen ihm all seine Ränke gegen Bernhardo del Carpio, der sie schon kannte, und ihn bei Roncesval in seinen Armen erdrückte? Doch mit seiner Tapferkeit habe ich ja nichts zu thun, seine Narrheit ists, die ich hier brauche. Wahr ists, daß er den Verstand verlor über den Zeichen, die er im Haine fand, und über der Nachricht, die ihm der Schäfer gab, daß Angelica mit Medor, dem lockigen Mohren, dem Edelknaben Agramants, mehr als zweimal ein Mittagsschläfchen gemacht habe. Da er nun wußte, daß dies wahr sey, und daß seine Dame ihm diesen Schimpf angethan habe, so war es eben nichts besonderes, wenn er närrisch wurde. Wie kann ich aber seiner Raserei nachahmen, da ich nicht denselben Grund dazu habe? Denn das wollt ich wohl beschwören, daß meine Dulcinea von Toboso in ihrem Leben keinen Mohren in seiner Tracht gesehen hat, und daß sie noch so rein und unbescholten ist, als ihre Mutter sie gebar. Ich würde ihr also offenbar Unrecht thun, wenn ich Rolands Narrheit erwählte und ihr somit etwas der Art zur Last legte. Auf der andern Seite sehe ich, daß Amadis von Gallien, ohne den Verstand zu verlieren und Rasereien zu begehen, seiner Liebe wegen eben so berühmt wurde als jener. Denn alles, was er that, als er sich von Dame Oriana verachtet sah, die ihm befohlen hatte, nicht eher wieder vor ihr zu erscheinen, bis sie es ihm erlaubte, war, daß er sich mit einem Einsiedler auf den Armuthsfelsen begab, und sich da recht satt weinte, bis der Himmel sich seines Leidens erbarmte und ihm Hilfe sandte, wie seine Historia besagt. Ist dies nun wahr, wie ich nicht anders weiß, warum soll ich mir die Marter anthun, mich nackt ausziehn und diesen Bäumen Schaden zufügen, die mir doch kein Leid gethan haben? Es lebe Amadis und sein Andenken! und Don Quixote von der Mancha ahme ihm nach, so viel er kann; von dem man ebenso wie von Jenem sagen soll, daß er, wenn er auch keine Großthaten vollbrachte, doch im Versuche großer Thaten starb. Und bin ich nicht von meiner Dulcinea verachtet und verstoßen, so bin ich doch von ihr entfernt. Und dies ist genug. Wohlan, Hand ans

[1] Nicht Roland, sondern Ferragus trug solche Sohlen. Orlando Furioso canto 12.

Werk! Kommt und erscheinet mir im Gedächtniß, ihr Thaten des Amadis, und zeiget mir, wo ich anfangen soll, euch nachzuahmen! Aber ich weiß es schon: Beten war das Meiste, was er that. Dies will ich auch thun."

Darauf machte sich unser Ritter aus einigen großen Galläpfeln von einem Korkbaume, die er an einander reihte, einen Rosenkranz. Was ihm aber am meisten leid that, war, daß er hier nicht auch einen

Einsiedler hatte, dem er beichten und der ihn trösten könnte. Seine gewöhnliche Unterhaltung war also, daß er auf der kleinen Wiese hin und wieder gieng, und viele Verse, die theils Liebesklagen, theils Lobeserhebungen seiner Dulcinea enthielten, in Baumrinden und lockern Sand schrieb. Die meisten derselben sind verloren gegangen;

alles was sich nachher davon gefunden hat und was man noch lesen konnte, ist folgendes Fragment:

Ihr Blumen, die ihr diese Trift bekleidet,
Ihr Bäume, grün und stattlich ausgebreitet,
Wofern ihr euch an meinem Schmerz nicht weidet,
So hört, hört an, was meine Seele leidet.
Zwar nicht betrüben will ich euch hiemit,
Vernehmt nur, wer ich bin, so sind wir quitt:
Hier weint und grämt sich sicherlich zu Tode
Der liebeskranke, ganz marode,
Der edle Ritter Don Quixote;
Ihm steht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboserin.

Wer liebte treuer je, wer unverwandter,
Als ich Verschmähter, ich so ganz Verbannter,
Ich Tiefgebeugter, Armer, Hirnverbrannter?
Und doch ist mir der Grund ein unbekannter.
Kein Wort von Hoffnung mehr, von Glück und Heil!
Mich führt die Liebe toll am Narrenseil.

Verzehret euch, ihr Wangen blaß, und bläſſer,
Weint euch, ihr Augen, immer näſſer,
Weint, um zu füllen ganze Fäſſer.
Mir ſteht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboſerin.

Frei in die Welt, thatkräftig zog der Ritter
Und ſchmachtet jetzt in dieſem Felſengitter;
Die wackre Lanze gieng ihm gleich in Splitter
An deiner Bruſt von Stein, — iſt das nicht bitter?
Getroffen hat mich Amor, dieſer Wicht,
Doch mit dem Stecken, mit dem Stengel nicht,
Traf mich, von hinten zielend, ganz kommode,
Und drüber härmt ſich nun zu Tode
Der edle Ritter Don Quixote.
Ihm ſteht der Sinn
Weit in die Ferne hin,
Zur Dulcinea, zur Toboſerin.

Der Zuſatz „Toboſerin“ zum Namen der Dulcinea machte Alle lachen, die nachmals dieſe Verſe laſen; denn, ſagten ſie, Don Quixote müſſe geglaubt haben, man verſtehe ſein ganzes Gedicht nicht, wenn er nicht Toboſerin zu Dulcinea ſetze; und ſie trafens auch, wie er hernach ſelbſt bekannt hat. Er hatte noch viele andre geſchrieben, aber, wie geſagt, man konnte außer dieſen drei Strophen

nichts Ganzes herausbringen. Hiemit und mit Seufzen, Anrufen der Faunen und Waldgötter, der Nymphen in den Flüssen und des klagenden Echos, daß sie ihm zuhören, antworten und Trost geben sollten, vertrieb er sich die Zeit und suchte Kräuter zu seinem Unterhalte, bis Sancho wieder käme. Wäre dieser so gut drei Wochen als drei Tage ausgeblieben, so hätte er gewiß den Ritter von der traurigen Gestalt so übel zugerichtet und entstellt gefunden, daß ihn selbst die Mutter, die ihn gebar, nicht würde gekannt haben. Lassen wir ihn indessen seufzen und dichten, und sehen, wie es Sancho Pansa auf seiner Gesandtschaft gieng.

Als er heraus auf die Heerstraße war, suchte er den Weg nach Toboso, und kam Tages darauf an die Schenke, wo ihn das Unglück der Prelle getroffen hatte. Kaum erblickte er sie, so däuchte ihm schon, er flöge wieder in die Luft. Hineinzugehen hatte er keine Lust, ob es gleich Zeit zum Mittagsbrode war und er großen Trieb hatte, einmal was Warmes zu essen, weil seine Nahrung seit langer Zeit nur in kalter Küche bestand. Diese Nothdurft trieb ihn wenigstens sehr nah zur Schenke, aber noch immer war er zweifelhaft, ob er hineingehen solle oder nicht. Als er so unentschieden da stand, kamen zwei Leute heraus, die ihn sogleich erkannten und deren einer zum andern sagte: „Herr Licentiat, ist der Reiter dort nicht Sancho Pansa, den, wie die Haushälterin sagte, unser Abenteurer als Waffenträger mitgenommen hat?“ — „Allerdings ist ers,“ antwortete der Licentiat, „und das ist auch Don Quixotes Pferd.“ Sie mußten ihn wohl kennen, denn es war der Pfarrer und Barbier aus Sancho's Dorfe; sie, eben dieselben, welche das peinliche Gericht über unsers Ritters Bücher gehalten hatten. Da sie nun den Sancho und Rozinante sogleich erkannt hatten, giengen sie auf ihn zu. „Freund Sancho Pansa, wo habt Ihr Euern Herrn?“ rief der Pfarrer. Sancho erkannte sie gleich auch, beschloß aber, Aufenthaltsort und Zustand seines Herrn geheim zu halten. „Mein Herr,“ sprach er, „ist an einem gewissen Orte mit einem gewissen Werke beschäftigt, das viel auf sich hat, das ich aber nicht entdecken kann und sollten mir die Augen aus dem Kopfe gekratzt werden.“ — „Nein, nein, Sancho Pansa,“ sprach der Barbier,

„wenn Ihr uns nicht ſagt, wo Euer Herr iſt, ſo glauben wir, Ihr habt ihn todt geſchlagen und beraubt, weil Ihr auf ſeinem Pferde reitet. In allem Ernſte, ſchafft den Herrn des Kleppers her, oder es ſoll Euch der und jener —“ — „Mir braucht Ihr eben nicht ſo zu drohen, ich bin kein Spitzbube noch Todtſchläger. Ich laſſe jeden ſterben, wie's ihm beſtimmt iſt und wie Gott will, der ihn gemacht hat. Mein Herr iſt mitten in der Sierra Morena und thut nach Herzensluſt Buße.“ Und nun erzählt er ihnen der Reihe nach, in welchem Zuſtande er den Ritter verlaſſen, was ihm für Abenteuer begegnet wären und wie jetzt er einen Brief an Fräulein Dulcinea von Toboſo, Lorenzo Corchuelos Tochter beſtellen ſolle, in die ſein Herr bis an die große Zehe verliebt ſey.“ Beide erſtaunten über Sancho Panſas Erzählung, und ungeachtet ſie Don Quixotes Narrheit genau kannten, wunderten ſie ſich doch aufs Neue darüber. Sie forderten von Sancho den Brief an das Fräulein Dulcinea von Toboſo. „Er ſteht in der Schreibtafel,“ ſprach Sancho, „mein Herr hat befohlen, ich ſoll ihn im nächſten Dorf abſchreiben laſſen.“ — „Das will ich thun,“ ſagte der Pfarrer, „und zwar recht zierlich. Zeigt ihn nur her.“ Sancho fuhr mit der Hand in das Bruſttuch, ſuchte, und fand es nicht, hätte es auch nicht gefunden, und würde er heute noch ſuchen; denn Don Quixote hatte es behalten, und er vergeſſen, es ihm abzufordern. Als Sancho ſah, daß ers nicht hatte, ward er leichenblaß im Geſicht, durchſuchte ſich nochmals am ganzen Leibe, ob ers nicht irgendwo finden könnte; aber umſonſt. Nun fuhr er ſich mit beiden Fäuſten in den Bart, riß ihn faſt halb aus, und ſchlug ſich ein halb dutzendmal ſo grauſam ins Geſicht und auf die Naſe, daß ihm das Blut darnach lief. Der Pfarrer und Barbier fragten, was ihm denn fehle, daß er ſo grauſam mit ſich umgienge? „Was ſoll mir fehlen,“ verſetzte Sancho, „als daß ich, wie man eine Hand umwendet, drei Eſel verloren habe, davon jeder wenigſtens ein Schloß werth war?“ — „Und wie das?“ fragte der Barbier. „Weil ich die Schreibetafel verloren habe,“ antwortete Sancho, „worin der Brief an Dulcinea ſtand, und auch für mich ein Anweiſezettel von meinem Herrn auf drei junge Eſel, die ich von den vieren oder fünfen, die er noch zu Hauſe hat,

kriegen ſollte." Zugleich erzählte er ihnen den Verluſt ſeines Grauſchimmels. Der Pfarrer tröſtete ihn, und verſprach, wenn ſie ſeinen Herrn fänden, wollte er ihm einen andern Wechſel verſchaffen, der, wie ſichs gehöre, auf Papier geſchrieben ſeyn müßte, denn ein ins Taſchenbuch geſchriebner ſey ohnedies nicht gültig. Hiemit tröſtete ſich Sancho und ſprach, wenn er ſich drauf verlaſſen könnte, ſo machte er ſich nicht viel draus, denn den Brief an die Dulcinea wiſſe er faſt auswendig, und könne ihn aufſchreiben laſſen, wo er wolle. „Sagt ihn einmal her, Sancho," ſprach der Barbier, „damit wir ihn hernach aufſetzen." Sancho fieng an, nachzuſinnen, kratzte ſich am Kopfe, ſtand bald auf dem, bald auf jenem Beine, guckte bald gen Himmel, bald auf die Erde, und nagte ſich faſt die eine Fingerſpitze ab, aber es wollte kein Brief kommen. Endlich, nachdem er ſie lange genug hatte warten laſſen, ſprach er: „Bei Gott! hochwürdiger Herr, der Teufel muß ſein Spiel haben, da kann ich mich nicht wieder auf den Brief beſinnen, und wenn ich mich zerriſſe. Den Anfang weiß ich noch, der hieß: Hochgebornes, wohlgerittenes Fräulein." — „So kanns nicht geheißen haben," ſprach der Barbier: „hochgebornes, wohlgelittenes oder geprieſnes Fräulein wird dort geſtanden haben." — „Meiner Treu! Ihr habts getroffen," verſetzte Sancho. „Und wenn ich mich recht erinnre, giengs darnach ſo: der Geſchlagne, Mißhandelte und Verwahrloſte küßt Euer Gnaden die Hand, undankbare, gänzlich unbekannte Schöne. Und drauf ſchwatzt er, ich weiß nicht was, von Heil und Unheil, das er ihr ſchickte, und darnach hieß es zuletzt: der Eurige bis in den Tod, der Ritter von der traurigen Geſtalt."

Sancho Panſas treues Gedächtniß machte beiden Herren vielen Spaß. Sie lobten ihn, daß er eine Sache ſo gut merken könnte, und baten ihn, daß er ihnen den Brief noch ein paarmal vorſagte, damit ſie ihn auch merken und zu ſeiner Zeit aufſchreiben könnten. Sancho thats noch dreimal, und immer närriſcher, immer toller. Mitunter erzählte er auch, was ſeinem Herrn widerfahren war; aber von der Prelle, die er in dieſer Schenke genoſſen hatte, ſagte er kein Wörtchen. Er erzählte auch, daß ſein Herr, ſobald nur gute Nachricht vom Fräulein Dulcinea von Toboſo gekommen ſeyn

würde, ſich ſogleich auf den Weg machen wollte, Kaiſer oder wenigſtens Monarch zu werden; denn ſo hätten ſie's Beide verabredet. Das werde ihm auch nicht ſchwer werden, wegen der Tapferkeit ſeiner Perſon und der Stärke ſeines Arms. Sobald dies geſchehen wäre, wolle Don Quixote ihn verheirathen, denn bis dahin müſſe er Wittwer ſeyn, da könne es gar nicht fehlen, — und zwar mit der Hofdame einer Kaiſerin, die ein großes Reich auf dem Feſtlande zu erben hätte, und nicht etwa Inſeln; denn von Inſeln wolle er nichts mehr wiſſen.

Dies alles ſagte Sancho ſo gelaſſen und kaltblütig, und wiſchte ſich von Zeit zu Zeit ſo unbefangen die Naſe dazu, daß Beide aufs neue erſtaunten, wie ſtark Don Quixotes Narrheit ſeyn müſſe, daß ſie in ſo kurzer Zeit auch dieſem armen Teufel den Kopf habe verrücken können. Sie wollten ſich nicht vergebens bemühen, ihn aus ſeinem Irrthume zu reißen. Denn da es eine unſchuldige Narrheit war, womit er ſich trug, dachten ſie, könnten ſie ihn immer noch eine Weile dabei laſſen, weil ſie ihnen Spaß machte. Sie ſagten ihm alſo, er ſollte nun fein fleißig für ſeines Herrn Wohl beten, und dann ſey es leicht möglich, daß er mit der Zeit Kaiſer, wenigſtens Erzbiſchof oder ſo dergleichen etwas Großes werde.

„Hochwürdiger Herre," ſprach Sancho, „wenns nun irgend meinem Herrn einfiele, nicht Kaiſer, ſondern Erzbiſchof zu werden, möcht ich doch wohl wiſſen, was die fahrenden Erzbiſchöfe ihren Schildknappen zur Belohnung geben?" — „Was ſonſt," antwortete der Pfarrer, „als eine Präbende, einen Pfarr- oder Küſterdienſt mit einer fetten Beſoldung, ungerechnet die Accidenzien, die immer faſt eben ſo hoch kommen?" — „Aber," verſetzte Sancho, „da muß der Schildknapp ja keine Frau haben, und bei der Meſſe wenigſtens helfen können? Das Gott erbarm! wenns das iſt, da bin ich übel dran, denn ich habe Frau und Kind, und kann nicht einmal den erſten Buchſtaben im ABC. Ach! was würde da aus mir werden, wenn mein Herr ſich in den Kopf ſetzte, lieber Erzbiſchof als Kaiſer zu werden, wie es doch ſonſt bei fahrenden Rittern immer der Brauch iſt?" — „Laßt Euch keine graue Haare drum wachſen, Sancho," ſagte Meiſter Niklas, „wir wollens Eurem Herrn ſchon rathen, ja ihm eine Gewiſſensſache draus machen, daß er lieber Kaiſer

als Erzbischof werden soll, da er sich ohnedies zu jenem besser schickt, weil er mehr tapfer als gelehrt ist." — „Das hab ich auch gedacht," sprach Sancho, „ungeachtet ich Euch das sagen muß: er weiß Alles. Ich meines Theils will unsern Herrn Gott bitten, daß er ihm das Gottseligste in den Sinn geben möchte, wobei er auch mich am besten bedenken kann." — „Ihr sprecht als ein kluger Mann," sagte der Pfarrer, „und werdet, wenn Ihrs so macht, wie ein guter Christ handeln. Am nöthigsten ist jetzt, daß wir drauf denken, Euern Herrn von der unnützen Buße abzubringen, die er thut, wie Ihr sagt. Um nun hierüber nachzudenken, und die rechten Mittel herauszufinden, wird es am besten seyn, wenn wir in die Schenke gehen und unser Mittagsbrod essen, weil es Zeit ist." — „Geht nur alleine hin," sprach Sancho, „ich will hier auf Euch warten, und Euch hernach die Ursach sagen, warum ich nicht hinein gieng, noch hinein gehen kann. Aber das bitt ich Euch recht sehr, schicket mir einen Bissen Warmes zu essen heraus, und auch Gerste für meinen Rozinante." Sie giengen hinein, und bald brachte ihm der Barbier Essen.

Als Beide, der Pfarrer und der Barbier, ſich berathſchlagten, wie ſie's mit unſerm Ritter angreifen ſollten, kam dem Pfarrer ein vortrefflicher Gedanke, auf welche Art ihm am beſten beizukommen ſeyn möge. „Hört, Meiſter Niklas," ſprach er, „es iſt mir eingefallen, ich will mich in ein herumziehendes Fräulein verkleiden, und Ihr müßt Euch, ſo gut Ihr könnt, auch verkappen, und mein Stallmeiſter werden. So will ich hin zu Don Quixote, und mich für ein bedrängtes und nothleidendes Fräulein ausgeben, ihn bitten, er wolle mir gewähren eine Gab, und dies zu thun wird er ſich als ein tapfrer fahrender Ritter nicht entbrechen können. Die Gabe, um die ich ihn bitten will, wird ſeyn, daß er mit mir gehe, wohin ich ihn führe, und mich wegen einer Schmach räche, die mir ein böſer Ritter angethan hat. Zugleich will ich ihn bitten, daß er nicht von mir verlange, meine Maske abzunehmen, noch mich um meine Umſtände frage, bis er den treuloſen Ritter geſtraft, und mir Genugthuung verſchafft habe. Ich glaube gewiß, Don Quixote wird blindlings darauf eingehen, wenn man ihm dieſe Falle ſtellt, und ſo bringen wir ihn von hier weg nach Hauſe, und können ſehen, ob irgend noch ein Mittel für ſeine große Narrheit ſey."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Pfarrer und Barbier ihr Vorhaben ins Werk setzen, sammt andern wichtigen Dingen.

ustig genug dünkte dem Barbier der Einfall des Pfarrers, so daß er kaum die Zeit erwarten konnte, ihn auszuführen. Sie baten die Wirthin um einen Weiberrock und eine Haube, und ließen ihr dafür des Pfarrers neuen Priesterrock zum Pfande. Der Barbier machte sich einen Bart von einem grauen Ochsenschwanz, worin der Wirth seinen Kamm stecken hatte. Die Wirthin fragte sie, was sie denn mit den Sachen machen wollten? Der Pfarrer erzählte Don Quixotes Narrheit und wie diese Verkappung nöthig sey, ihn aus dem Gebirge zu kriegen, wo er jetzt wäre. Nun besannen sich der Wirth und die Wirthin, daß dieser Wahnsinnige ihr ehemaliger Gast mit dem Wunderbalsam und der Herr des geprellten Schildknappen sey, und erzählten drauf dem Pfarrer Alles, was bei ihnen vorgefallen war, und was Sancho so heilig verschwiegen hatte. Drauf zog die Wirthin den Pfarrer so artig an, daß mans nicht besser wünschen konnte. Sein Anzug bestand aus einem Tuchrocke mit handbreiten ausgehackten schwarzen Sammtborden, und einem Leibchen von grünem Sammt, mit Streifen von weißem Atlas eingefaßt; beides mußte

aber gewiß noch unter der Regierung des Königs Vamba gemacht seyn. Die Haube wollte sich der Pfarrer nicht aufsetzen lassen, sondern griff zu einer feinen weißen durchnähten Mütze, die er gewöhnlich des Nachts führte, band sie auf der Stirne mit einem Strumpfbande von schwarzem Tafft zusammen, und verdeckte sich mit dem andern Gesicht und Bart. Ueber die Mütze stürzte er den Hut, der so groß war, daß er ihm statt eines Sonnenschirmes dienen konnte. Drauf nahm er seinen Mantel um, und setzte sich nach Weiberart auf sein Maulthier. Der Barbier machte sich nicht minder seinen halb rothen, halb schwarzen Ochsenschwanzbart, der bis an den Gürtel reichte, zurecht, und bestieg auch sein Thier. Sie nahmen von Allen Abschied, unter Andern auch von der guten Maritornes, welche, obgleich selbst eine arme Sünderin, doch einen Rosenkranz zu beten versprach, daß ihnen Gott in einem so schweren und christlichen Vorhaben Gnad und Segen verleihen möchte.

Kaum hatten sie die Schenke verlassen, so wandelte den Pfarrer ein Gewissenszweifel an, obs nämlich nicht Sünde, oder doch wenigstens unschicklich sey, daß ein Priester sich so verkleide, ob er gleich ein gutes Werk dadurch thun könne. Er entdeckte ihn dem Barbier, und sagte, sie wollten mit den Kleidern tauschen. „Es ist besser,

Meister Niklas," sprach er, „Ihr seyd das bedrängte Fräulein und ich mache den Stallmeister; denn auf diese Art schände ich doch weniger meine Würde. Wenn ihr den Tausch nicht annehmen wollt, so gehe ich keinen Schritt weiter, und sollte Don Quixote der Teufel holen." Hier kam Sancho zu ihnen und konnte sich des Lachens nicht enthalten, da er sie in dem Aufzuge sah. Der Barbier that dem Pfarrer seinen Willen, und während er sich umkleidete, unterrichtete ihn der Pfarrer, wie er sich bei unserm Ritter verhalten und was er ihm sagen sollte, um ihn zu vermögen, daß er mit ihnen gehe und den Ort seiner unnützen Buße verlasse. Der Barbier antwortete, man brauche ihm weiter nichts zu sagen, er wolle seine Sachen schon machen; verkleiden wolle er sich aber erst, wenn sie Don Quixoten näher wären. Er packte also seine Kleider zusammen, der Pfarrer legte seinen Bart an und so folgten sie Sancho Pansa nach, der ihnen unterwegs erzählte, was ihnen mit dem Wahnsinnigen in der Sierra begegnet war. Den Fund des Mantelsacks aber verschwieg er ihnen weislich, denn so dumm er auch aussah, war er doch ein durchtriebner Schalk.

Tags darauf kamen sie an die Zweige, welche Sancho ausgestreut hatte, seinen Herrn wieder zu finden. Er bemerkte sie und sagte ihnen, sie wären nun am Eingange und könnten sich immer verkleiden, wenn sie seinen Herrn dadurch von der Buße abbringen wollten; denn sie hatten es ihm zuvor gesagt, diese Kleidung sey schlechterdings nothwendig, um seinen Gebieter von der traurigen Lebensweise zu bekehren, die er erwählt habe. Sie banden ihm daher auch die äußerste Verschwiegenheit ein, und daß er sich stellen solle, als kenne er sie nicht. Wenn ihn, wie dies vorauszusehen sey, sein Herr fragen werde, ob er der Dulcinea den Brief überbracht habe, solle er nur sagen, ja; da sie aber weder lesen noch schreiben könne, habe sie ihm nur mündlich befohlen, er solle bei Vermeidung ihrer Ungnade augenblicklich zu ihr kommen, weil viel daran gelegen sey; denn hiedurch und durch das, was sie selbst ihrer Seits dem Ritter noch sagen wollten, hofften sie gewiß ihn auf bessere Wege zu bringen und dahin zu vermögen, daß er sich gleich aufmache,

Kaiſer oder Monarch zu werden, und ſo habe er, Sancho, auch das Erzbiſchofwerden nicht zu befürchten.

Alles dies hörte Sancho andächtig mit an, merkte ſichs wohl und dankte ihnen ſehr für die gute Abſicht, die ſie hätten, ſeinem Herrn zu rathen, lieber Kaiſer als Erzbiſchof zu werden. „Denn,“ ſprach er, „ich denke ſo bei mir, die Kaiſer können doch ihre Schildknappen immer beſſer belohnen und verſorgen, als fahrende Erzbiſchöfe. Indeſſen wirds doch immer gut ſeyn, wenn ich ein 'bischen vorausgehe, meinen Herrn aufſuche und ihm die Antwort ſeiner Dame bringe. Vielleicht iſt dieſe allein hinreichend, ihn vom Flecke zu treiben, ohne daß Ihr Euch ſo viele Mühe geben dürft.“ Sie billigten ſeinen Einfall und verſprachen, ihn hier zu erwarten, bis er mit Nachrichten von ſeinem Herrn wieder kommen würde. Hiemit verließ ſie Sancho auf einem angenehmen Platze, dem ein kleiner Bach nebſt einigen Bäumen Schatten und Kühlung gab, und trat in die Felſenklüfte des Gebirges, ſeinen Herrn zu ſuchen. Es war ungefähr Nachmittags um 3 Uhr, mitten im Auguſt, da ſie hier ankamen, und die Hitze, die in dieſen Gegenden ohnedies heftig iſt, brannte faſt unerträglich; um ſo erwünſchter alſo war ihnen das Plätzchen, wo ſie Sancho erwarten wollten. Als ſie nun Beide ganz ruhig im Schatten dalagen, hörten ſie eine Stimme, welche, ohne Begleitung eines Inſtruments, ſehr lieblich ſang. Sie wunderten ſich nicht wenig, denn dies war gar nicht der Ort, wo ſie einen ſo angenehmen Sänger erwarten konnten; und obgleich immer viel von ſchönſingenden Schäfern in den Wäldern geſagt wird, ſo ſind es am Ende doch nur Geſchöpfe der Poeten, wie man weiß. Ihre Verwunderung ſtieg, da ſie hörten, daß die Stimme nicht etwa ein bäuriſches Lied, ſondern folgende Verſe ſang, die von einem feinen Manne herrühren mußten.

Was macht mir ſchaal die lange Zeit?
Abweſenheit;
Was doppelt traurig meine Flucht?
Die Eiferſucht;
Und was noch größer meine Pein?
Verſchmäht zu ſeyn.

Da ſeh ich keinen Hoffnungsſchein,
Da hilft nicht Arzenei:
Entfernt, verſchmäht, voll Argwohns ſeyn
O dieſe böſen Drei!

Wer hat geſät dies Ungemach?
Die Liebe, ach!
Wer ließ gedeihn die Unglücksſaat?
Des Himmels Rath;
Wer leuchtete dazu ſo gern?
Mein böſer Stern.
So bleibt mir ſtets die Hoffnung fern,
Umſonſt iſt Arzenei:
O Liebe, Himmel, böſer Stern,
O weh', ihr mächt'gen Drei!

Wer tilgt des alten Uebels Spur?
Der Wahnſinn nur;
Wer ſchafft mir neue Liebesgluth?
Der Wankelmuth;
Wer rettet mich aus aller Noth?
Allein der Tod.
Drum zieh' ich vor die alte Noth
Dergleichen Arzenei'n;
Denn Wahnſinn, Wankelmuth und Tod —
Reſpekt vor dieſen Drei'n.

Die Trefflichkeit der Stimme, zumal in dieſer Jahreszeit und in dieſer Stunde, erfüllte ſie mit Verwunderung und Vergnügen. Sie verhielten ſich daher ruhig, in Erwartung, noch ein Lied zu hören. Da aber eine lange Pauſe eintrat, wollten ſie eben herausgehen, um den Muſiker zu ſuchen, als zum zweitenmale ſeine Stimme ertönte und folgendes Sonnet vernehmen ließ:

O heil'ge Freundſchaft! müde dieſer Welt,
Biſt du mit leichten Schwingen uns entflogen,
Um da zu wohnen, wo in goldnem Bogen
Die Sterne kreiſen um der Sel'gen Zelt.

Drum iſt die Freundſchaft, die ſich uns geſellt,
Ein Trugbild, das dein Kleid nur angezogen,
Das, wenn es kurze Freuden uns gelogen,
Für immer die Erinnerung vergällt.

O kehre von den Himmeln, wo du weileſt,
Holdſel'ge Freundſchaft, wieder zu dem Staube,
Laß dich herab, der Menſchen Gaſt zu werden!

So du den Trug nicht zu entlarven eileſt,
So wird ihm bald das Heiligſte zum Raube,
Und ſicher ſteht hinfort nichts mehr auf Erden.

Der Geſang ſchloß mit einem tiefen Seufzer. Beide horchten, ob die Stimme fortſingen würde. Da ſie aber nichts als Schluchzen und trauriges Wehklagen hörten, beſchloſſen ſie zu unterſuchen, wer der ſo liebliche und wehmüthige Sänger ſey. Sie giengen nicht weit, ſo ſahen ſie hinter einem Felſen einen Menſchen von eben der Geſtalt und Tracht, als Sancho Panſa ihnen, bei ſeiner Erzählung, den Cardenio beſchrieben hatte. Als dieſer ſie erblickte, ſchien er nicht überraſcht, ſondern ließ den Kopf zur Bruſt herabhängen, wie ein tiefdenkender Menſch, ohne die Augen aufzuſchlagen und ſie anzuſehen, bis ſie vor ihm ſtanden. Der Pfarrer, der ein wohlwollender Mann war, und ſchon ſein Unglück kannte, gieng zu ihm hin, und bat ihn kurz, aber ſehr höflich, er möchte doch dieſe elende Lebensart verlaſſen, damit er nicht ſein Leben dabei verlöre, was vollends das größte Unglück ſeyn würde. Cardenio war damals völlig bei Verſtande, und hatte keinen von den Anfällen, die ihn oft außer ſich ſelbſt ſetzten. Da er nun beide in einer hier ganz ungewöhnlichen Tracht erblickte, und ſie ſchon ganz bekannt von ſeinen Umſtänden mit ihm ſprechen hörte (denn der Pfarrer hatte Einiges davon mit einfließen laſſen), ſtutzte er ein wenig. Endlich brach er aus: „Wer Ihr auch ſeyn möget, meine Herren, ſo ſehe ich doch, daß der Himmel, der für die Guten ſorgt (freilich auch oft für die Böſen), mir, ohne daß ich es verdiene, in dieſe rauhe und menſchenleere Wüſte gute Leute ſchickt, die mir meine verkehrte Lebensart vorhalten, und mich auf

beßre Wege zu bringen ſuchen. Da ſie aber nicht ſo gut wie ich wiſſen, daß ich, wenn ich auch dieſem Unglück entgehe, wieder in ein neues und größres falle, ſo könnten ſie mich leicht für einen blöden, oder gar ſeiner Vernunft beraubten Menſchen halten. Und kein Wunder wär es; denn ich ſelbſt ſehe ein, das allzulebhafte Andenken meiner Unglücksfälle reißt mich oft ſo dahin, daß ich verwirrt werde, und ohne Empfindung und Bewußtſeyn bin, wie ein Stein. Was mir dieſe traurige Vermuthung noch gewiſſer macht, iſt, daß man mir hernach oft ſagt und zeigt, was ich während dieſes ſchrecklichen Anfalls gethan habe. Ich kann aber nichts dabei thun, als mein Unglück vergebens beklagen, und zu meiner Entſchuldigung die Urſache meines Zuſtandes Jedermann erzählen, der ſie hören will; denn vernünftige Leute, wenn ſie die Urſache hören, werden ſich über die Wirkung nicht wundern, und wenn ſie mir auch nicht helfen können, doch mich nicht verdammen, ſondern, ſtatt zu zürnen, mich bemitleiden. Wenn Ihr, meine Herren, aus eben der Abſicht wie Andre hieher kommt, ſo bitte ich, ehe Ihr in Euern gütigen Unterredungen fortfahrt, höret erſt die Geſchichte meiner Leiden; vielleicht ſehet Ihr darnach, daß es ganz vergeblich ſey, einen Unglücklichen zu tröſten, der keines Troſtes mehr fähig iſt."

Da Beide gern ſeine Geſchichte aus ſeinem eignen Munde gehört hätten, baten ſie ihn drum und verſicherten ihn, ſie wollten nichts wider ſeinen Willen zu ſeinem Troſt oder ſeiner Erleichterung vornehmen. Nun erzählte der traurige Ritter ſeine klägliche Geſchichte faſt mit eben den Worten, als er ſie wenig Tage zuvor unſerm Ritter und den Hirten erzählt hatte, bis dahin, wo Don Quirote über den Meiſter Eliſabat und die gar zu ſtrenge Beobachtung der Rittergeſetze mit ihm zerfiel und die Geſchichte völlig unterbrach. Jetzt aber war Cardenio zum Glück völlig bei Verſtande und konnte ſie ganz endigen. Dort war er bis auf das Billet gekommen, welches Don Fernando im Amadis von Gallien fand. „Ich kann es auswendig," ſprach Cardenio, „Lucinde ſchrieb mir folgendes:

Lucinde an Cardenio.

Täglich entdecke ich mehr Vorzüge an Euch, die Euch meine Hochachtung erwerben. Wollt Ihr mich in den Stand ſetzen, Euch die ſtärkſten Beweiſe davon zu geben, ſo thut es auf eine Art, die mit meiner Ehre beſtehen kann. Ich habe einen Vater, der Euch kennt und mich liebt. Er wird, ohne mich zu etwas Anderm zu zwingen, Euern Wunſch erfüllen, den Ihr ihm, ohne weiter anzuſtehen, entdecken könnt, wenn Ihr mich ſo liebt, wie Ihr ſagt und ich glaube.

„Dies Billet veranlaßte mich, um Lucinden bei ihrem Vater nochmals anzuhalten, wie ich Euch ſchon erzählt habe; aber es ließ ſie auch dem Don Fernando als eine der verſtändigſten Jungfrauen ihrer Zeit erſcheinen und brachte ihn zu dem Entſchluſſe, mich zu untergraben. Ich entdeckte ihm die Schwierigkeit, an welche ſich Lucindens Vater noch ſtieß, daß nämlich mein Vater ſelbſt um ſie anhalten ſollte, dem ich aber nichts davon zu ſagen wagte, nicht, als wäre ihm Lucindens Werth, Tugend, Schönheit und edle Geburt unbekannt geweſen, ſondern weil er mich nicht eher heirathen laſſen wollte, als bis er ſähe, was der Herzog Ricardo mit mir vorhabe. Kurz, ich ſagte ihm, daß ich nicht mit meinem Vater reden könne, nicht nur aus dem angeführten Grunde, ſondern aus mehreren andern, die ich mir ſelbſt nicht klar zu machen wiſſe; es ſey mir eben vor, ich werde das Ziel meiner Wünſche nicht erreichen. Don Fernando erbot ſich ſogleich, mit meinem Vater darüber zu ſprechen und ihn zur Einwilligung zu bereden. O ehrſüchtiger Marius, grauſamer Catilina, ſchändlicher Sulla, heimtückiſcher Galalon, ränkevoller Telito, rachgieriger Julian, argliſtiger Judas! — Verräther, Grauſamer, Ungeheuer! was hatte ich Armer dir gethan, dem ich die geheimſten Falten meines Herzens entdeckte? welche Beleidigung haſt du von mir erfahren? welchen Rath habe ich dir gegeben, welches Wort zu dir geſprochen, wobei es nicht meine Abſicht geweſen wäre, deine Ehre und deinen Nutzen zu fördern? Doch, was klage ich Elender! Mein Schickſal und der Lauf verhängnißvoller Sterne wollte es ſo, und ihrer Wuth kann keine Kraft auf Erden, keine menſchliche Einſicht Einhalt thun. Wer konnte ſich einbilden,

daß Fernando, dieser edle, wohlerzogne, mir zum Dank verpflichtete Ritter, dem noch überdies jede Wahl offen stand, darauf verfallen würde, mir mein einziges Schäfchen zu rauben, das ich selbst noch nicht besaß? Doch lassen wir diese unnützen Klagen; kehren wir zu meiner Geschichte zurück.

„Don Fernando, den meine Gegenwart an Ausführung seines schrecklichen Vorsatzes hinderte, suchte mich zu entfernen. Dies zu bewerkstelligen, kaufte er an demselben Tage, als er mit meinem Vater über meine Sache sprechen wollte, sechs Pferde, und schickte mich eilig zu seinem ältern Bruder, das Geld dafür zu holen. Konnte ich dieser Verrätherei vorbeugen? konnte ich sie ahnen? Nein, mit der größten Bereitwilligkeit und erfreut über den vortheilhaften Kauf, bot ich mich an, sogleich zu gehen, sprach diesen Abend noch mit Lucinden und entdeckte ihr meine Abrede mit Don Fernando und meine Hoffnung, unsre guten und gerechten Wünsche bald erfüllt zu sehen. So wenig von dem Verrathe ahnend als ich, forderte sie mich nur auf, bald wieder zu kommen, denn Alles werde sich fügen, sobald mein Vater mit dem ihrigen spräche. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr bei diesem Worte Thränen in die Augen traten und ihr die Stimme vergieng, so daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnte, obgleich sie, wie es schien, mir noch Vieles zu sagen hatte. Ich wunderte mich über diesen seltsamen Umstand, weil mir dergleichen mit ihr noch nie begegnet war; denn so oft mir sonst mein gutes Glück und meine Maßregeln Gelegenheit verschafft hatten, sie zu sprechen, herrschte nur Frohsinn und Heiterkeit in unsrer Unterhaltung, ohne jemals durch Thränen, Seufzer, Eifersucht, Argwohn oder Unruhe unterbrochen zu werden. Ich überließ mich gänzlich dem Gefühle des Glücks, dessen mich die Gunst des Himmels durch ihre Liebe theilhaftig machte; ich erhob ihre Reize und bewunderte ihren Verstand und ihre Tugenden, und sie sprach ihrerseits mit Beifall von den Eigenschaften, die sie, als ein liebendes Mädchen, an mir lobenswerth fand. Zur Abwechslung erzählten wir einander allerlei Kleinigkeiten und Begebenheiten von unsern Nachbarn und Bekannten, wobei ich mir nie etwas mehr erlaubte, als daß ich bisweilen halb mit Gewalt eine von ihren liebenswürdigen weißen

Händen faßte und ſoweit es das Gitter verſtattete, ſie an meine Lippen drückte. Allein am Abend vor meiner unglücklichen Abreiſe ſchied ſie von mir unter Thränen und Seufzern, und ſetzte mich in Erſtaunen und Verwirrung durch dieſe ungewöhnlichen und traurigen Aeußerungen ihres Schmerzes und ihrer Bekümmerniſſe. Um jedoch meine Hoffnung nicht ſinken zu laſſen, ſchrieb ich alles dem Uebermaß ihrer Zärtlichkeit für mich zu und dem Schmerz, welchen die Trennung den Liebenden gewöhnlich verurſacht. Nichts deſtoweniger trat ich traurig und ſchwermüthig meine Reiſe an, mit einem Herzen voll von Beſorgniß und Unruhe, obgleich ich ſelbſt nicht wußte, was ich befürchtete und was mich unruhig machte, wobei offenbar ein Vorgefühl des Unglücks, welches mir bevorſtand, zu Grunde lag.

Ich kam nach dem Orte meiner Sendung, übergab dem Bruder des Don Fernando ſeinen Brief, ward von ihm ſehr gut empfangen, aber nicht eben ſo gut abgefertigt; denn zu meinem nicht geringen Mißvergnügen, befahl er mir, acht Tage zu warten, und mich in Acht zu nehmen, daß der Herzog, ſein Vater, mich nicht gewahr werde, indem ſein Bruder ihn gebeten hätte, ihm das Geld ohne Vorwiſſen ſeines Vaters zu ſchicken; und das Alles geſchah auf Anſtiften des treuloſen Don Fernando, denn ſeinem Bruder fehlte es nicht an Geld, um mich ohne Verzug abzufertigen. Dieſer Befehl war ganz dazu geeignet, mich zum Ungehorſam zu reizen, weil es mir unmöglich ſchien, meine Abweſenheit von Lucinden ſo lange zu ertragen, zumal da ich ſie in der traurigen Stimmung verlaſſen hatte, die ich Euch beſchrieben habe. Ich gehorchte indeſſen als ein treuer Diener, obwohl ich fühlte, daß es auf Koſten meiner Ruhe geſchah. Allein am vierten Tage nach meiner Ankunft ſuchte ein Mann mich auf und brachte mir einen Brief, deſſen Aufſchrift ich für Lucindens Hand erkannte. Ich erbrach ihn mit Angſt und Schrecken, weil ich nicht zweifelte, eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit müßte ſie bewogen haben, mir nach dieſem entfernten Orte zu ſchreiben, da ſie dieſes doch nur ſelten zu thun pflegte, wenn wir uns auch an einem und demſelben Orte befanden. Ehe ich den Brief las, fragte ich den Ueberbringer, von wem er ihn empfangen hätte und wie lange er unterwegs geweſen wäre. Er antwortete mir, wie er um Mittagszeit

von ungefähr durch eine Straße in meiner Vaterstadt gegangen wäre, hätte eine schöne Dame mit verweinten Augen, ihn an einem Fenster angerufen, und mit eiligen Worten zu ihm gesagt: „Wenn Ihr ein Christ seyd, mein Freund, wie Ihr zu seyn scheint, so bitte ich Euch um Gottes willen, diesen Brief den Augenblick nach dem Orte und an die Person zu befördern, welche die Aufschrift anzeigt; beide sind bekannt genug, und Ihr werdet ein Gott gefälliges Werk thun; und damit Euch die Mittel dazu nicht fehlen, so nehmet dasjenige hin, was in dieses Tuch gebunden ist.“ Mit diesen Worten, sagte er, warf sie mir ein Tuch zu, in welches hundert Realen, ein

goldner Ring, den ich hier am Finger trage, und der Brief, den ich Euch gebracht habe, gewickelt waren, und ohne meine Antwort abzuwarten, verließ ſie das Fenſter, ſobald ſie geſehen hatte, daß ich den Brief aufhob und ihr durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ich ihren Befehl ausrichten würde. Da ſie mich für meine Mühe ſo reichlich belohnte, da ich Euch, an den die Aufſchrift lautet, ſehr wohl kannte, ſo wollte ich ihre Botſchaft keinem Andern anvertrauen, ſondern ſie ſelbſt beſtellen; und in ſechzehn Stunden, ſeitdem ich den Brief empfieng, habe ich den Weg von achtzehn Meilen hieher zurückgelegt. Indem der dienſtfertige und ungewöhnliche Bote dieſes ſprach, hieng meine Seele an ſeinen Lippen und ich zitterte ſo ſehr, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte. Ich ſchlug den Brief auseinander und las Folgendes:

„Don Fernando hat ſein Wort gehalten, das er dir gegeben hat, deinen Vater zu bitten, mit dem meinigen zu ſprechen; aber nicht zu deinem Beſten, ſondern zu ſeinem eignen Vortheil. Wiſſe nämlich, daß er ſelbſt mich zur Braut begehrt hat, und daß mein Vater, geblendet durch den Vortheil und die Ehre dieſer Verbindung, ſeinen Antrag mit ſolcher Bereitwilligkeit angenommen hat, daß in zwei Tagen die Vermählung ſchon vor ſich gehen ſoll, und zwar ſo geheim, daß nur der Himmel und einige Hausgenoſſen Zeugen dabei ſeyn werden. Meine ſchreckliche Lage kannſt du dir denken. Iſts möglich, ſo komme. Ob ich dich liebe oder nicht, ſoll der Erfolg zeigen. Gebe Gott, daß dir dieſer Brief eher zur Hand kommt, als ich genöthigt werde, meine Hand demjenigen zu reichen, der Treue und Glauben ſo ſchlecht hält.“

Dies war der Inhalt ihres Briefes, welcher mich bewog, augenblicklich fortzueilen, ohne daß ich länger auf meine Abfertigung oder auf Geld gewartet hätte; denn jetzt ward ich nur zu deutlich gewahr, daß Don Fernando nicht wegen des Pferdekaufs, ſondern um ganz andre Abſichten zu erreichen, mich an ſeinen Bruder abgeſchickt hatte. Meine Erbitterung gegen ihn und die Furcht, einen Schatz zu verlieren, welchen ich durch vieljährige treue Anhänglichkeit und Zärtlichkeit verdient hatte, liehen mir Flügel, ſo daß ich am folgenden Tage in meiner Vaterſtadt ankam, gerade zu rechter Zeit und Stunde, um Lucinden ſprechen zu können. Ich kam unbemerkt in die Stadt, ließ mein Maulthier bei dem Manne ſtehen, der mir die Botſchaft

gebracht hatte, und das Glück war mir damals noch so günstig, daß es mich Lucinden an dem Gitter antreffen ließ, an welchem wir uns oft von unsrer Liebe unterhalten hatten. Sie ward mich sogleich gewahr und ich sie ebenfalls; allein wir fanden uns beiderseits nicht so wieder, wie wir uns finden sollten. Doch wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, Gedanken und Herz eines Weibes ergründet zu haben? Gewiß nirgends in der Welt. Sobald Lucinde mich erblickte, sagte sie: „Cardenio, du siehst mich im Brautkleide, und schon erwarten mich im Hochzeitzimmer der treulose Fernando, mein rangsüchtiger Vater und noch einige andre Zeugen; doch eher sollen sie Zeugen meines Todes, als Zeugen meiner Vermählung werden. Beunruhige dich nicht, mein Freund, sondern suche nur bei diesem Opfer gegenwärtig zu seyn; denn wenn ich es durch Worte nicht abwenden kann, so habe ich einen Dolch bei mir, welcher, indem er meinem Leben ein Ende macht, allen Zwang besiegen und dir beweisen soll, wie ich stets gegen dich gesinnt war und noch jetzt bin."

„Bestürzung und Kürze der Zeit erlaubte mir nur, ihr in der Eile zu antworten: „Die That bestätige deine Worte, Geliebte! denn hast du einen Dolch, um ihm Nachdruck zu geben, so habe ich ein Schwert, um dich zu vertheidigen, oder um mich darein zu stürzen, wenn das Schicksal uns zuwider ist."

„Ich glaube kaum, daß sie meine letzten Worte gehört hat, denn sie ward plötzlich abgerufen, weil der Bräutigam sie erwartete. Die Nacht meines Kummers brach jetzt an und unter gieng die Sonne meines Glücks. Meinem Auge erlosch das Licht, meinem Geiste die Klarheit. Ich dachte nicht einmal daran, in ihr Haus zu gehen, noch war ich im Stande, mich von der Stelle zu bewegen; doch als es mir endlich einfiel, wie nöthig auf jeden Fall meine Gegenwart wäre, raffte ich mich zusammen, so gut ich konnte, und gieng in Lucindens Haus, und da ich alle Ein- und Ausgänge kannte, schlich ich ungesehen hinein, zumal bei der Unruhe, welche der geheime Vorgang mit sich brachte. Ich versteckte mich hinter den Vorhängen eines Bogenfensters im Brautgemache selbst, wo ich, ohne bemerkt zu werden, Alles beobachten konnte, was im Zimmer vorgieng. Wer beschreibt die Qualen, die mein Herz bestürmten, und die Gedanken,

die mich folterten: ſie waren ſo verworren und mannigfaltig, daß ich ſie nicht alle ausſprechen kann und mag. Genug, der Bräutigam trat in den Saal, ohne Schmuck, und in ſeiner gewöhnlichen Kleidung. Als Zeuge begleitete ihn ein leiblicher Vetter Lucindens, und außer den Dienern war Niemand im Zimmer. Nach einer kleinen Weile trat Lucinde aus einer Nebenkammer herein, begleitet von ihrer Mutter und zwei Zofen, gekleidet und geſchmückt mit aller Pracht, die ihrem Stande und ihrer Schönheit angemeſſen war, und welche die Feier des Tages erforderte. Die heftige Spannung erlaubte mir nicht, ihren Anzug genau zu beobachten: ich konnte nur die Farben ihres Gewandes bemerken, welche blaßroth und weiß waren, und den Glanz der unzähligen Edelſteine, welche ihren Kopfputz und ihren ganzen Anzug bedeckten; doch weit herrlicher glänzten die goldnen Locken ihres üppigen Haupthaars, mit welchen ihr ganzer Schmuck und der Schimmer der vier Fackeln, die das Brautgemach erleuchteten, umſonſt zu wetteifern ſchienen. O Gedächtniß, Todfeind meiner Ruhe! warum mußt du mir noch jetzt meine angebetete Widerſacherin in dem vollen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit darſtellen? Wäre es nicht beſſer, grauſame Erinnerung! wenn du mir nur dasjenige vorhieltest, was ſie damals that, damit ich, gereizt durch die empfindliche Beleidigung, zwar nicht mich rächte, aber doch meinem Leben ein Ende machte.

„Werdet nicht ungeduldig, meine Herren, dieſe Abſchweifungen anzuhören; denn meine Leiden ſind nicht von ſolcher Art, daß ich ſie mit wenigen Worten und in ruhiger Ordnung ſchildern könnte oder dürfte, indem nach meinem Gefühl jeder Umſtand ausführliche Erwähnung verdient.“

Der Pfarrer verſicherte ihm, ſie fänden ſeine Erzählung ſo wenig langweilig, daß ſie vielmehr mit Vergnügen auch die kleinſten Umſtände vernähmen, weil ſie nicht verdienten übergangen, ſondern mit eben ſo vieler Aufmerkſamkeit angehört zu werden, als die Hauptgegenſtände ſeiner Geſchichte.

„Wohlan,“ fuhr Cardenio fort, „wie ſie jetzt alle in dem Saale verſammelt waren, kam auch der Pfarrer des Kirchſpiels herein, und ließ ſich von den beiden Verlobten die Hände geben, um dasjenige zu verrichten, was bei dieſer Handlung ſeines Amtes war. Bei der

Frage: Fräulein Lucinde, begehrt Ihr den gegenwärtigen Don Fernando nach der Ordnung unsrer heiligen Kirche zu Eurem ehlichen Gemahl? streckt ich Kopf und Hals zwischen den Vorhängen heraus und horchte mit aufmerksamem Ohr, in ängstlicher Erwartung, was Lucinde antworten würde, weil ich von ihren Lippen mein Todesurtheil, oder neues Leben zu gewärtigen hatte. Ach! hätte ich damals Entschlossenheit genug gehabt, hervorzuspringen und mit lauter Stimme zu rufen: Lucinde, Lucinde, bedenke was du thust; vergiß nicht, was du mir schuldig bist; erinnre dich, daß du mir gehörst, und keinem Andern gehören kannst; bedenke, daß der Augenblick, in welchem du das Jawort aussprichst, der letzte meines Lebens seyn wird. Ha, treuloser Don Fernando! Zerstörer meines Glücks, Tod meines Lebens, was willst du? worauf machst du Anspruch? Bedenke, daß du als Christ das Ziel deiner Wünsche nicht erreichen kannst, indem Lucinde meine Braut ist, und ich ihr Gemahl bin. O, ich Thor! jetzt, da ich weit von ihr entfernt bin, und den entscheidenden Augenblick habe verstreichen lassen, rede ich von dem, was ich hätte thun sollen und nicht gethan habe. Jetzt, nachdem ich mir den theuersten

Schatz habe entwenden laſſen, verwünſche ich den Räuber, an dem ich mich hätte rächen können, wenn ich eben ſo viel Muth gehabt hätte, dieſes zu thun, als ich jetzt habe, mich zu beklagen. Bin ich damals feige und ein Wicht geweſen, ſo iſt es nicht zu viel, wenn ich jetzt ſterben muß, als Landſtreicher in Reue und Wahnſinn."

„Lucinde ließ den Pfarrer lang auf ihre Antwort warten; allein indem ich noch immer dachte, ſie würde entweder den Dolch zücken, um ihr vergebenes Wort zu löſen, oder den Mund öffnen, um ſich freimüthig für mich zu erklären, hörte ich ſie endlich mit ſchwacher und ohnmächtiger Stimme Ja ſagen. Daſſelbe that Don Fernando, indem er ihr den Ring überreichte, durch welchen das unauflösliche Band zwiſchen ihnen auf immer geknüpft war. Der Bräutigam trat näher, um ſeine Braut zu umarmen, aber ſie legte die Hand aufs Herz, und ſank ohnmächtig ihrer Mutter in die Arme. Ihr könnt Euch vorſtellen, wie mir zu Muthe ward, indem das unglückliche Jawort, das ich vernommen hatte, auf einmal alle meine Hoffnungen zerſtörte, Lucindens Wort und Zuſage unwahr machte und mich für immer um die Möglichkeit brachte, ein Gut wieder zu erlangen, welches ich in dieſem Augenblick einbüßte. Die Gedanken ſchwanden mir, mir wars, als hätte der Himmel ſelbſt mich verlaſſen, als wäre die Erde, die mich trug, mir feind geworden, weil die Luft mir ihren Hauch zu meinen Seufzern und das Waſſer ſeine Tropfen zu meinen Thränen verſagte. Nur das Feuer loderte höher empor, ſo daß ich glühte von Wuth und von Eiferſucht. Lucindens Ohnmacht verſetzte Alles in Unruhe; indem ihre Mutter die Schnürbruſt löste, um ihr Luft zu machen, fand ſie in ihrem Buſen ein Papier, deſſen Don Fernando ſich augenblicklich bemächtigte, um es beim Lichte einer Fackel zu durchleſen. Dann warf er ſich in einen Lehnſeſſel, ſtützte gedankenvoll den Kopf auf die Hand und dachte nicht daran, ſeine Braut aus ihrer Ohnmacht erwecken zu helfen. Wie ich alle Menſchen im Hauſe beſchäftigt ſah, wagte ichs auf die Gefahr, daß man mich entdeckte, wegzugehen, mit dem Vorſatz, im Fall ich bemerkt würde, ſo viel Unheil anzurichten, daß die Welt meinen gerechten Zorn in der Beſtrafung des falſchen Don Fernando und ſelbſt der ohnmächtigen Verrätherin erkennen ſollte. Allein mein Schickſal, welches gewiß noch größre

Leiden über mich verhängt hat (wenn es noch größre geben kann), ließ mir damals noch etwas Verstand übrig, den ich seitdem verloren habe, und anstatt mich an meinen ärgsten Feinden zu rächen (welches ich leicht hätte thun können, weil Niemand an mich dachte), nahm ich mir vor, meine Hand gegen mich selbst zu kehren und mir die Strafe aufzulegen, die sie verdient hatten, ja eine noch härtere, als sie von mir erlitten haben würden, wenn ich ihnen auf der Stelle das Leben genommen hätte; denn ein schneller Tod macht aller Qual ein Ende, da hingegen ein martervolles Daseyn unaufhörlich tödtet, ohne dem Leben ein Ende zu machen."

„Genug, ich verließ das Haus und gieng hin zu demjenigen, bei welchem ich mein Maulthier hatte stehen lassen, ließ es satteln, und ritt, ohne Abschied, aus der Stadt, und wie ein zweiter Lot wagte ich es nicht einmal einen Blick rückwärts zu werfen. Wie ich mich auf dem Felde allein befand, wie die Finsterniß der Nacht mich umgab und ihre Stille mich einlud zu klagen, ohne Besorgniß, daß Jemand mich hören würde, da erhob ich meine Stimme und ließ meiner Zunge freien Lauf, um Lucinde und Don Fernando zu verwünschen, als ob ich mir dadurch Genugthuung verschaffte für den Kummer, den sie mir verursachten. Ich schalt Lucinden grausam, undankbar, falsch, herzlos und vor allen Dingen habsüchtig, weil sie sich durch die Reichthümer meines Feindes habe verblenden und verleiten lassen, mir ihr Herz zu entwenden, und es demjenigen zu schenken, gegen welchen das Glück sich freigebiger bewiesen hätte. Doch mitten unter diesem Strome von Vorwürfen und Verwünschungen entschuldigte ich sie wieder, indem ich sprach: wie leicht läßt ein Mädchen, welches von den Eltern in häuslicher Stille erzogen und stets zum Gehorsam angehalten ward, sich bewegen, dem Willen derselben zu folgen, indem sie ihr einen vornehmen, reichen und wohlerzognen Mann zum Gemahle vorschlagen, welchem sie ihre Hand nicht versagen kann, ohne ihren guten Ruf in Gefahr zu setzen, weil man denken müßte, daß sie entweder nicht vernünftig überlegt, oder daß sie sich bereits in einen andern Liebeshandel eingelassen hätte? Dann dachte ich wieder: wenn sie erklärt hätte, daß ich mit ihr versprochen wäre, so würden die Eltern eingesehen haben, ihre Wahl sey keineswegs so schlecht,

daß ſie nicht entſchuldigt werden müßte, indem ſie ſelbſt, ehe Don Fernando ſich um die Hand ihrer Tochter bewarb, keinen beſſern Gemahl als mich für ſie hätten wünſchen können, wenn ſie ihren Erwartungen vernünftige Schranken ſetzten; und ſie hätte demnach, ehe ſie ſich den größten und äußerſten Zwang anthat, einem Andern ihre Hand zu geben, getroſt ſagen können, daß ſie bereits die meinige angenommen; denn ich würde mit Freuden Alles beſtätigt haben, was ſie vorgegeben hätte. Am Ende zog ich den Schluß, daß wenig Liebe, wenig Verſtand und viel Ehrgeiz und Streben nach hohen Dingen ſie bewogen hätten, das Verſprechen zu vergeſſen, mit welchem ſie mich getäuſcht, und womit ſie meine zuverſichtliche Hoffnung genährt, und meine ſehnlichen Wünſche hingehalten."

„Unter ſolchen Ausrufungen und von ſolchen Gedanken gepeinigt, ritt ich den übrigen Theil der Nacht durch, und kam mit Anbruch des Tages an einen von den Eingängen dieſes Gebirges, worin ich drei Tage ohne Weg und Steg umherirrte, bis ich auf eine Wieſe kam, die, ich weiß nicht, wo? in dieſer Wüſte liegt. Hier fragte ich einige Hirten, wo das Waldgebirge am unzugänglichſten wäre. Sie wieſen mich nach dieſer Stelle, und ſogleich begab ich mich hieher, mit dem feſten Vorſatze, mein Leben hier zu endigen. Mein Maulthier fiel todt

nieder vor Mattigkeit und Hunger, oder vielmehr (wie ich glaube), weil es seiner unnützen Last müde war. Ich mußte nunmehr zu Fuße gehen, meine Kräfte waren erschöpft, ich verschmachtete vor Hunger, ich hatte Niemand und fragte nach Niemand, der mir helfen konnte. In diesem Zustand lag ich eine Zeitlang auf der Erde: wie lange, kann ich selbst nicht sagen, und wie ich mich wieder aufrichtete, empfand ich keinen Hunger mehr, aber ich sah einige Hirten neben mir stehen, die vermuthlich meiner Noth abgeholfen hatten; denn sie sagten mir, in welchem Zustande sie mich angetroffen, und daß ich eine Menge ungereimte und wahnsinnige Dinge gesprochen hätte, welche offenbar von der Zerrüttung meines Verstandes zeugten. Ich habe auch seit der Zeit selbst bemerkt, daß ich meiner Sinne nicht immer mächtig bin, sondern daß meine Vernunft bisweilen so schwach und zerrüttet ist, daß ich tausend Tollheiten begehe, meine Kleider zerreiße, diese Einöde mit meinem Geschrei erfülle, mein Unglück verwünsche, und vergeblich den geliebten Namen meiner Feindin ausrufe, blos in der Absicht, mich todt zu schreien; und wenn ich wieder zur Besinnung komme, so fühle ich mich so matt und kraftlos, daß ich mich kaum rühren kann. Mein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist in hohlen Korkbäumen, die geräumig genug sind, meinen elenden Körper zu bergen. Die Hirten und Schäfer des Gebirgs legen aus Barmherzigkeit ein wenig Speise für mich auf den Fußsteigen und Klippen an solchen Stellen hin, wo sie vermuthen, daß ich auf meinen Wanderungen sie

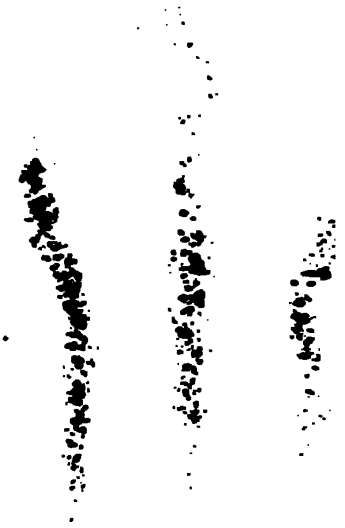
finden werde, und wenn ich dann auch nicht bei Verstande bin, so lehrt mich doch das Naturbedürfniß die Nahrungsmittel kennen. In

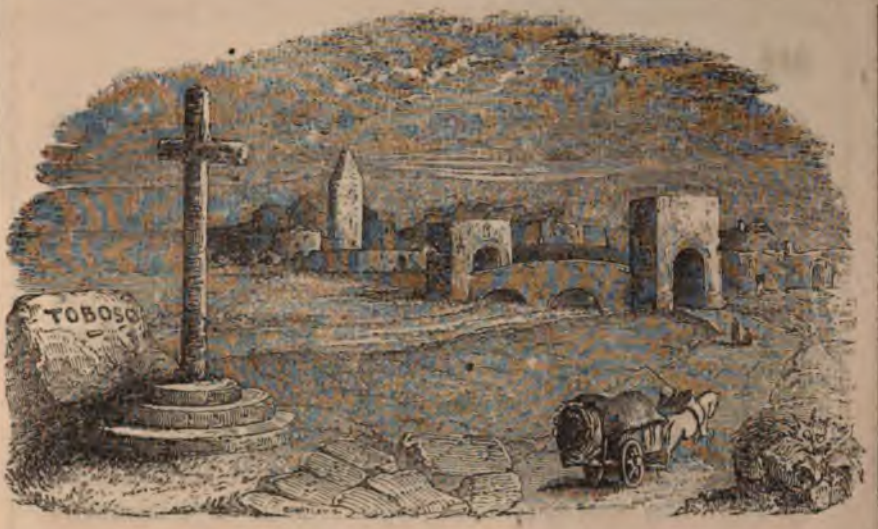
meinen vernünftigen Stunden erzählen ſie mir auch bisweilen, wenn ſie mir begegnen, daß ich die Hirten, die mit Speiſen aus den Dörfern nach den Hürden kommen, oft anfalle und ihnen dasjenige mit Gewalt abnehme, was ſie mir gern aus Gutherzigkeit geben würden. Auf dieſe Weiſe bringe ich hier mein elendes, kummervolles Leben zu, bis es dem Himmel gefallen wird, ihm ein Ziel zu ſetzen, oder mir mein Gedächtniß zu rauben, damit ich mich nicht mehr an Lucindens Liebreiz und Untreue und an die von Fernando erlittnen Beleidigungen erinnre; denn wenn dieſes geſchehen kann, ohne daß es mir das Leben koſtet, ſo werde ich wieder beſſer zu Verſtande kommen; wo nicht, ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich den Himmel bitte, Erbarmen mit meiner Seele zu haben, denn ich beſitze weder Muth noch Kraft genug, um mich aus dem Elend wieder herauszuarbeiten, in welches ich mich vorſätzlich geſtürzt habe."

„Dies, meine Herren! iſt die traurige Geſchichte meines Unglücks. Urtheilet ſelbſt, ob ſie von der Art iſt, daß man ſie mit weniger Schmerz erzählen könnte, als Ihr an mir bemerkt habt. Bemühet Euch nicht, mir mit Vernunftgründen oder gutem Rath zu Hilfe zu kommen; denn ſie würden mir ſo wenig helfen, als die beſte Arznei dem Kranken, der ſie nicht einnehmen will. Ich kenne kein Heil ohne Lucinde, und wenn ſie einem Andern gehören ſoll, da ſie doch mir gehört (oder gehören ſollte), ſo laßt mir meinen Willen, mich dem Unglück zu weihen, da ich hätte glücklich werden können. Durch ihre Unbeſtändigkeit hat ſie mir beſtändiges Elend bereiten wollen: ich will ihre Abſicht befördern, indem ich mich ſtets tiefer ins Verderben ſtürze, um den kommenden Zeiten ein Beiſpiel zu ſeyn; denn mir allein fehlt, was allen Unglücklichen übrig bleibt, daß ſie nämlich in der Größe ihres Unglücks eine Art von Troſt finden, weil es nicht ſchlimmer mit ihnen werden kann; während mein Unglück, wie ich fürchte, ſelbſt mit meinem Tode noch kein Ende nehmen wird."

Hier endigte Cardenio ſeine lange Rede und ſeine eben ſo rührende als unglücksvolle Liebesgeſchichte. Der Pfarrer war eben im Begriff, einige Troſtgründe vorzubringen, als eine andre Stimme

ihn unterbrach, die klagend und wehmuthsvoll ſich in die Worte ergoß, die wir im folgenden vierten Buche dieſer Geſchichte melden werden; denn hier beſchließt der weiſe Geſchichtſchreiber Cid Hamet Ben Engeli ſein drittes Buch.





Viertes Buch.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und Barbier in der Sierra Morena aufstoßt.

Heil euch, ihr glückseligen Zeiten, die ihr den kühnen Ritter Don Quixote von der Mancha der Welt schenktet, um den verlornen und fast todten Orden der fahrenden Ritterschaft wieder zu erwecken! Euch allein haben wir in unsern freudeleeren Zeiten die süße Unterhaltung seiner wahren Geschichte sammt mancherlei eingestreuten, nicht minder angenehmen, künstlichen und wahrhaftigen Erzählungen zu danken. Und so nehmen wir den wohlgesponnenen und gezwirnten Faden wieder auf, um dem Leser zu sagen, daß, als der Pfarrer sich anschickte, dem Cardenio einigen Trost zuzusprechen, eine Stimme ihn unterbrach, die klagend und wehmuthsvoll sich in die Worte ergoß:

„Ach Gott! iſts möglich, daß ich hier einen Ort gefunden habe, der meinem elenden Leibe, deſſen Bürde ich wider Willen trage, zum ſtillen Grabe dienen kann? Ja, Unglückſelige, dieſe einſamen Felſen verſprechen dir dieſen letzten Troſt! Welche angenehme Geſellſchafter werdet ihr mir ſeyn, ihr Klippen und Sträuche! denn bei euch kann ich ungeſtört dem Himmel mein Leid klagen. Unter Menſchen kann ich es nicht, denn keiner iſt auf Erden, von dem ich Rath, Troſt und Hilfe erwarten könnte.“

Der Pfarrer und ſeine Geſellſchaft hörten dieſe Klagen Wort für Wort; die Stimme ſchien ihnen nahe, und ſie ſtanden auf, ihr nachzugehen. Sie waren noch nicht zwanzig Schritte weit, ſo ſahen ſie hinter einer Felſenſpitze einen jungen Menſchen in Bauerkleidern unter einer Eſche ſitzen. Ins Geſicht konnten ſie ihm nicht ſehen, weil er den Kopf niedergebeugt hatte und die Füße im vorbeifließenden Bache wuſch. Sie nahten ihm ſo leiſe, daß er ſie nicht bemerkte, denn er ſchien ganz mit dem Waſchen ſeiner Füße beſchäftigt, und dieſe leuchteten unter den Kieſeln des Baches hervor, wie zwei Stücke Kryſtall. Sie erſtaunten über deren Schönheit; denn ſolche Füße ſchienen nicht geſchaffen, über Erdſchollen zu wandern, oder Ochſen hinter dem Pfluge nachzugehen, wie man der Kleidung des Jünglings nach vermuthen ſollte. Der Pfarrer ſah, daß jener ſie noch nicht bemerkt hatte, und winkte den Andern. Sie verſteckten ſich hinter einem Felsblocke. Als ſie nun den Jüngling genauer beobachteten, ſahen ſie, daß er eine graue Jacke anhatte, die ihm ſehr feſt mit einem weißen Tuche um den Leib gebunden war. Er trug auch graue Tuchhoſen und Kamaſchen und auf dem Kopf eine Mütze von eben ſolchem Tuche. Die Kamaſchen, hatte er bis zur Hälfte des Beins aufgeſtreift, das an Weiße dem Alabaſter gleich kam. Als er ſich ſeine ſchönen Füße gewaſchen, trocknete er dieſelben mit einem Tuche ab, das er unter ſeiner Mütze hervornahm. Bei dieſer Gelegenheit richtete er ſich in die Höhe und zeigte den Lauſchern ein ſo wunderſchönes Geſicht, daß Cardenio augenblicklich leiſe zum Pfarrer ſprach: „Das iſt entweder Lucinde, oder keines Menſchen, ſondern einer Göttin Antlitz.“ — Der Jüngling that ſeine Mütze ab, ſchüttelte den Kopf ein wenig, und da fielen eine Menge ſo

ſchöner Haare herab, daß die Sonne ihn darum hätte beneiden mögen; allein eben daraus erkannten ſie auch, daß dies kein junger Bauer, ſondern eines der ſchönſten Mädchen von der Welt ſey. Sie erſtaunten Alle darüber, und ſelbſt Cardenio geſtand, daß er, außer Lucinden, nie etwas Schöneres geſehen habe. Ihre Haare waren ſo ſchön und ſo lang, daß ſie ihr nicht allein die Schultern, ſondern auch den Leib unterhalb der Schultern bedeckten, ſo daß man nur noch ihre Füße ſah. Sie brauchte die Finger ſtatt eines Kammes, und waren ihre Füße dem Alabaſter gleich geweſen, ſo ſchienen jetzt ihre Hände aus friſchgefallenem Schnee geformt. Das Erſtaunen und die Neugierde

zu wiſſen, wer ſie ſey, ſtieg bei unſern Zuſchauern ſo hoch, daß ſie beſchloſſen, ſich ihr zu zeigen. Auf das Geräuſch, welches ſie machten, um ſich hinter dem Felsſtücke zu erheben, richtete die Schöne ihr Haupt empor, ſchob mit beiden Händen die Haare aus dem Geſicht, und ward diejenigen gewahr, die das Geräuſch gemacht hatten. Kaum hatte ſie dieſe erblickt, ſo ſprang ſie auf, ergriff ein kleines Bündel neben ihr und entfloh, ohne erſt ihre Haare in Ordnung zu bringen, und etwas an die Füße zu ziehen, voll Furcht und Schrecken. Aber kaum hatte ſie einige Schritte gethan, ſo ſank ſie nieder, weil ihre zarten Füße die ſpitzigen Steine nicht ertrugen. Alle drei kamen ihr zu Hilfe und der Pfarrer ſagte zu ihr: „Fliehet nicht, ſchöne Unbekannte, denn diejenigen, die Ihr hier ſeht, haben keine andre Abſicht,

als Euch zu dienen. Ihr habt nicht nöthig, so übereilt vor uns zu fliehen, denn dies können Eure Füße so wenig aushalten, als wir es zugeben können."

Während sie vor Schrecken und Ueberraschung kein Wort erwidern konnte, nahten sie sich ihr, und der Pfarrer, indem er ihre Hand faßte, fuhr fort: „Was Eure Kleidung verhehlen soll, das verrathen uns Eure Locken, nämlich, daß Ihr nicht ohne wichtige Ursachen Eure schöne Person in eine so unwürdige Kleidung gehüllt, und Euch in eine Einöde wie diese begeben habt, wo wir glücklicherweise Euch antreffen, um Euch, wo nicht helfen, doch wenigstens rathen zu können; denn so lange das Leben währt, muß uns kein Unglück so muthlos machen und niederbeugen, daß wir nicht wenigstens guten Rath anhören sollten, wenn er uns aus wohlgemeinter Absicht gegeben wird. Verbannet demnach, schöne Jungfrau (oder junger Herr, wenn Ihr wollt, daß man Euch so nenne), alle Furcht, welche unser Anblick Euch verursacht hat, und erzählt uns Eure guten oder bösen Schicksale; denn Ihr werdet uns sämmtlich bereit finden, Euch unsre Theilnahme zu beweisen."

Während der Rede des Pfarrers stand die verkleidete Schöne wie versteinert, und betrachtete stillschweigend bald den Einen, bald den Andern, fast wie ein Knabe vom Land Dinge anstaunt, die zum erstenmale seinem Blick begegnen. Da inzwischen der Pfarrer noch fortfuhr, ihr zuzureden, so öffnete sie endlich mit einem tiefen Seufzer ihre Lippen, und sagte: „Da die Einsamkeit des Gebirgs mich nicht hat verbergen können, und das herabwallende Haar meiner Zunge verwehrt, Unwahrheit zu behaupten, so würde ich umsonst versuchen etwas vorzugeben, welches Ihr mehr aus Höflichkeit, als aus Ueberzeugung für wahr gelten lassen würdet. Ich danke Euch demnach, meine Herren, für Euer freundschaftliches Anerbieten, wodurch Ihr es mir zur Pflicht macht, Euch Eure Bitte zu gewähren; wiewohl ich fürchte, daß die Erzählung meiner Leiden Euch nicht nur zum Mitleiden bewegen, sondern auch betrüben werde, weil Ihr weder Mittel finden werdet, ihnen abzuhelfen, noch Trostgründe, um sie zu lindern. Doch damit Ihr Euch keine nachtheiligen Begriffe von mir machet, indem Ihr seht, daß ich, als ein junges Mädchen, mich hier

ſo allein, und in einer ſolchen Verkleidung betreten laſſe (Umſtände, welche jeder einzeln für ſich, oder zuſammen, wohl den unbeſcholtenſten Ruf zu Boden ſtrecken könnten), ſo will ich Euch lieber Alles entdecken, was ich ſonſt gerne verſchweigen möchte."

Das ſchöne Frauenzimmer ſprach dieſe Worte mit einer ſo hinreißenden Beredtſamkeit, und mit ſo lieblicher Stimme, daß ihre Anmuth nicht weniger Bewunderung erregte, als ihre Schönheit, und man wiederholte nochmals die inſtändigſten Bitten um die Erfüllung ihres Verſprechens, welche ſie auch ohne weitern Anſtand gewährte, nachdem ſie mit Sittſamkeit ihre Fußbedeckung wieder angezogen und ihr Haar in Ordnung gebracht hatte. Sie ſetzte ſich auf einen Stein, die andern Drei lagerten ſich um ſie her, und indem ſie eine Thräne zurückhielt, die ihrem Auge entquoll, begann ſie mit geſetzter und vernehmlicher Stimme ihre Lebensgeſchichte folgendermaßen:

„Hier in Andaluſien iſt ein Ort, deſſen Beſitzer den Titel eines Herzogs und eines Grande von Spanien führt. Derſelbe hat zwei Söhne, von welchen der älteſte Erbe ſeiner Güter, und wie es ſcheint, auch ſeiner guten Eigenſchaften ſeyn wird. Was das Erbtheil des jüngern ſeyn mag, weiß ich nicht, wenn er nicht etwa alle Argliſt eines Vellido und alle Treuloſigkeit eines Galalon geerbt hat. Meine Eltern ſind Unterthanen dieſes Herzogs; ihre Herkunft iſt geringe, ihr Reichthum aber iſt ſo groß, daß wenn ihr Stand ihren Glücksgütern gleich wäre, ihnen von dieſer Seite nichts zu wünſchen übrig bliebe, und ich ſelbſt wäre alsdann nicht in die unglückliche Lage gerathen, worin ich mich befinde; denn wahrſcheinlich habe ich mein Unglück keiner andern Urſache beizumeſſen, als daß meine Eltern nicht adelich ſind. Ihre Abkunft iſt zwar nicht ſo verächtlich, daß ſie ſich derſelben zu ſchämen brauchten, doch auch nicht ſo vornehm, daß ich nicht glauben müßte, ihr niedriger Stand habe mir mein ganzes Unglück zugezogen. Mit einem Worte, ſie ſind Pächter, gute, ſchlichte Leute von ehrlicher, unbeſcholtner Herkunft, und (wie man zu ſagen pflegt) von ächtem uraltchriſtlichem Geblüte, ſo daß man ſie wegen ihrer Reichthümer und ihrer ſtattlichen Lebensweiſe faſt unter die adelichen und wohl gar unter die ritterlichen Perſonen rechnen könnte. Sie hielten es jedoch für ihren größten Reichthum und Adel, mich

zur Tochter zu haben, und da ich ihr einziges Kind war und an ihnen überaus zärtliche Eltern hatte, so ward wohl nie eine Tochter liebreicher und sorgfältiger von ihren Eltern erzogen. Ich war der Spiegel, in welchem sie ihr Ebenbild erblickten, die Stütze ihres Alters und nächst der Gnade des Himmels der Gegenstand aller ihrer Wünsche; und da diese so gut und fromm waren, so stimmten auch die meinigen stets mit denselben überein, und so wie ich die Besitzerin ihrer Herzen war, so herrschte ich auch unumschränkt über ihr Vermögen. Ich miethete und entließ das Gesinde; ich führte Rechnung über Aussaat und Ernte; Oelpressen, Weinkeltern, großes und kleines Vieh, Bienenzucht und Alles, was ein begüterter Landmann, wie mein Vater, hat

und haben kann, stand unter meiner Aufsicht; ich war Verwalterin und Gebieterin über Alles, und zwar mit so vieler Emsigkeit von meiner und Zufriedenheit von ihrer Seite, daß ich über Beides nicht zu viel sagen kann. Wenn ich den Hirten, Ackerknechten und andern Arbeitern ihr Tagewerk angewiesen hatte, so brachte ich meine Zeit mit solchen Beschäftigungen zu, die einem Frauenzimmer eben so

anſtändig als nützlich ſind: mit der Nadel, dem Stickrahmen und der Spindel; und wenn mir noch einige Stunden der Muße übrig blieben,

ſo widmete ich ſie dem Leſen erbaulicher Bücher oder auch der Harfe, weil mich die Erfahrung lehrte, daß die Muſik das bewegte Gemüth beruhigt, und die Lebensgeiſter erheitert. So war das Leben, welches ich im Hauſe meiner Eltern führte, und welches ich Euch nicht aus Ruhmredigkeit, oder um mit Reichthümern zu prahlen, ſo umſtändlich beſchrieben habe, ſondern nur um Euch bemerklich zu machen, aus welchem glücklichen Zuſtande ich ohne meine Schuld in den unglücklichen gerathen bin, in welchem Ihr mich hier antrefft. Immer beſchäftigt, lebte ich in ſolcher Einſamkeit, daß man ſie faſt mit dem Kloſterleben vergleichen konnte, ſo daß ich nicht glaubte von irgend Jemand, außer von unſerm Hausgeſinde, bemerkt zu werden; denn wenn ich zur Meſſe gieng, ſo geſchah es immer früh Morgens, in Begleitung meiner Mutter und einer Menge Mägde, und ſo verkappt und verſchleiert, daß meine Augen kaum etwas mehr von dem Erdboden erblickten, als die Stelle, die ich betrat. Und dennoch entdeckten mich die Blicke der Liebe, oder vielmehr, mich entdeckte mit

Luchsaugen des müßigen Uebermuths der spähende Don Fernando, von welchem ich Euch schon gesagt habe."

Kaum hörte Cardenio den Namen Don Fernando, so veränderte sich seine Farbe, und vor heftiger Bewegung trat ihm der Schweiß vor die Stirne, so daß der Pfarrer und der Barbier befürchteten, er würde wieder einen Anfall von Raserei bekommen, wie es ihn seiner eignen Aeußerung zufolge bisweilen anwandelte. Diesmal blieb es aber bei dem bloßen Angstschweiß, und Cardenio verhielt sich ruhig; doch betrachtete er das Landmädchen mit äußerster Aufmerksamkeit, weil er bereits vermuthete, wer sie war. Sie bemerkte indessen seine Gemüthsbewegung nicht, sondern fuhr mit ihrer Erzählung folgendermaßen fort:

„Er hatte mich kaum erblickt, so empfand er, wie er mir nachmals sagte, die heftigste Liebe für mich, welches er mir durch sein Betragen auch deutlich zu erkennen gab. Um die Erzählung meiner zahllosen Leiden nicht in die Länge zu ziehen, will ich Euch nichts von den Künsten sagen, welche er anwandte, um mir seine Liebe zu erklären; er bestach alle Leute im Hause; er suchte alle meine Verwandten durch Verheißungen und Geschenke zu gewinnen; in unsrer Straße nahmen am Tage die Lustbarkeiten kein Ende, und Nachts konnte vor Musik Niemand schlafen. Unzählige Briefe, welche mehr Liebeserklärungen, Verheißungen und Betheurungen als Buchstaben enthielten, wurden mir, ich weiß nicht wie, in die Hände gespielt; allein das alles machte auf mich keinen Eindruck, sondern es waffnete mich vielmehr gegen ihn mit so vieler Hartherzigkeit, als wenn er mein ärgster Feind gewesen, und als wenn all sein Streben, mich zur Erhörung seiner Wünsche zu bewegen, auf die entgegengesetzte Wirkung berechnet gewesen wäre. Denn ich hatte zwar kein Mißfallen an seiner Person und an seinem Bemühen mir zu gefallen, sondern es machte mir gewissermaßen Vergnügen, mich von einem so vornehmen Cavalier geschätzt und geliebt zu sehen, und die Lobeserhebungen in seinen Briefen waren mir nicht zuwider; denn was diesen Punkt betrifft, so glaube ich, daß wir Frauenzimmer, wenn wir auch noch so häßlich sind, uns dennoch gerne schön nennen hören. Allein gegen dies alles verwahrten mich, nächst meiner

eignen Sittſamkeit, die öftern Erinnerungen meiner Eltern, welche nur zu deutlich merkten, wo Don Fernando hinaus wollte, indem er ohnehin vor aller Welt kein Geheimniß daraus machte. Sie ſagten mir, ſie ſetzten ihre Ehre und ihren Ruhm lediglich in meine Tugend und Sittſamkeit; ich müßte bedenken, wie groß der Unterſchied des Standes zwiſchen mir und Don Fernando wäre, und ich könnte daraus abnehmen, daß ſeine Abſichten (ſo ſehr er auch das Gegentheil verſicherte) mehr ſein eignes Vergnügen als meine Wohlfahrt zum Zwecke hätten. Wenn ich demnach aufrichtig geſonnen wäre, ſeinen unſtatthaften Bewerbungen ein Ende zu machen, ſo wären ſie bereit mir ohne Aufſchub denjenigen zum Gemahl zu geben, den ich ſelbſt unter den angeſehenſten Einwohnern unſers Orts oder in der Nachbarſchaft wählen würde; denn ihr Vermögen und mein guter Ruf berechtigten mich zu den vortheilhafteſten Erwartungen. Dieſe Verſicherung und das ernſtliche Zureden meiner Eltern befeſtigten mich in meinen Grundſätzen, und nie erhielt Don Fernando von mir eine Antwort, welche ihm auch nur die entfernteſte Hoffnung hätte geben können, ſeine Abſicht bei mir zu erreichen. Alle dieſe Zurückhaltung, die ihm als Verſchmähung erſcheinen ſollte, reizte nur noch mehr ſeine wollüſtigen Begierden. Einen andern Namen kann ich der Neigung, die er für mich äußerte, nicht beilegen; denn wenn ſie das geweſen wäre, was ſie ſeyn ſollte, ſo hättet Ihr nie etwas davon erfahren, weil ich keine Veranlaſſung würde gehabt haben, Euch davon zu erzählen. Genug, Don Fernando erfuhr, daß meine Eltern Willens waren, mich zu verheirathen, damit ſie ihm alle Hoffnung benähmen, mich zu beſitzen, oder damit ich wenigſtens noch mehr Hüter um mich hätte, die mich bewachten. Dieſe Nachricht oder dieſe Vermuthung bewog ihn zu einem Schritte, den ich Euch jetzt erzählen muß. An einem Abend nämlich, wie ich bei vorſichtig verriegelter Thüre in meinem Zimmer war und Niemand außer meinem Mädchen ſich bei mir befand, ſtand plötzlich, trotz aller Vorſichtsmaßregeln, mitten in meiner ſtillen und verborgnen Einſamkeit, Don Fernando vor mir, ohne daß ich begreifen konnte, wie er hereingekommen war, und erſchreckte mich dermaßen durch ſeine Gegenwart, daß ich Beſinnung und Sprache verlor, und

nicht vermögend war, um Hilfe zu rufen, welches er mir dadurch noch unmöglicher machte, daß er mich fest in seine Arme schloß, weil ich vor Bestürzung nicht die Kraft hatte, mich zu widersetzen, und mit solchen Ausdrücken in mich drang, daß ich nicht

begreife, wie die Lüge ſich ſo geſchickt in das Gewand der Wahrheit hüllen konnte. Mit Thränen ſuchte der Treuloſe ſeinen Worten Eingang zu verſchaffen, und mit Seufzern ſeinen Abſichten den Schein der Aufrichtigkeit zu geben. Ich ormes, in häuslicher Stille erzognes, in ſolchen Sachen unerfahrnes Mädchen fieng an, ich weiß nicht wie, ſeine verführeriſchen Reden für wahr zu halten, und mich durch ſeine Thränen und Seufzer zu einem ſträflichen Mitleid bewegen zu laſſen. Wie ich mich demnach von meinem erſten Schrecken erholt hatte, ſammelte ich einigermaßen meine verlornen Lebensgeiſter wieder, und mit feſterem Muthe, als ich mir zugetraut hätte, ſprach ich zu ihm: Wenn ich, mein Herr, mich jetzt in den Krallen des grimmigſten Löwen, ſtatt in deinen Armen befände, und ich könnte mich aus denſelben durch Worte oder Handlungen erretten, welche meiner Sittſamkeit zum Nachtheil gereichten, ſo würde mir dies ebenſo unmöglich ſeyn, als das Geſchehne ungeſchehen zu machen. So wie deine Arme meinen Leib feſt halten, eben ſo feſt hält ſich mein Herz an meine guten Grundſätze, und wie ſehr dieſe von den deinigen verſchieden ſind, das wirſt du gewahr werden, wofern du in den deinigen beharreſt, um Gewalt gegen mich zu gebrauchen. Ich bin deine Unterthanin, aber nicht deine Sklavin, und der Adel deines Bluts kann und ſoll dir die Macht nicht geben, das meinige, ungeachtet meines niedrigen Standes, gering zu ſchätzen und zu entehren; denn ich halte, obwohl ich nur ein ſchlichtes Landmädchen bin, nicht weniger auf mich ſelbſt als du, der du ein Herr und Edelmann biſt. Mit Gewalt richteſt du nichts bei mir aus; deine Reichthümer haben für mich keinen Reiz; deine Reden ſollen mich nicht bethören; durch deine Thränen und Seufzer wirſt du mich nicht erweichen. Wenn ich irgend etwas von dem allen bei demjenigen fände, welchen meine Eltern mir zum Gemahl beſtimmten, ſo würde ich mich in ihren Willen fügen, und mir keinen Wunſch erlauben, der dem ihrigen zuwider wäre; ich würde dir alsdann, ſelbſt auf Koſten meiner Neigung, doch nur nicht auf Koſten meiner Ehre, dasjenige aufopfern, wornach du jetzt mit ſo vielem Beſtreben ringſt. Dieſes ſage ich dir, damit du wiſſeſt, daß Niemand anders als mein rechtmäßiger Gemahl ſich ſchmeicheln darf, irgend eine Gunſt von mir zu erlangen.“

„Wenn du," ſprach der Treuloſe, „ſonſt keine Bedenklichkeit haſt als dieſe, ſchöne Dorothea" (denn dies iſt der Name der Unglücklichen, die Ihr vor Euch ſeht), „ſo gebe ich dir meine Hand als dein Gemahl, und zu Zeugen, daß ich es aufrichtig meine, rufe ich den Himmel, welchem nichts verborgen iſt, und dieſes Bild der heiligen Jungfrau, welches du hier haſt."

Wie Cardenio den Namen Dorothea hörte, entfärbte er ſich aufs Neue, indem er nunmehr ſeine erſte Vermuthung beſtätigt fand, und obwohl er die Erzählung nicht unterbrechen wollte, um den Ausgang desjenigen zu erfahren, was ihm ſchon zum Theile bekannt war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten zu fragen: „Iſt Euer Name Dorothea? Ich habe von einer Perſon dieſes Namens gehört, deren unglückliche Schickſale den Eurigen vielleicht ähnlich ſind. Fahret nur fort, ich werde Euch hernach wieder Dinge erzählen, die Euch eben ſo ſehr zum Erſtaunen, als zum Mitleid bewegen werden."

Dorothea verwunderte ſich über die Worte und über das ſeltſame und traurige Ausſehen des Cardenio, und bat ihn, wenn er etwas von ihren Angelegenheiten wüßte, es ihr nur ſogleich zu ſagen; denn wenn das Schickſal ihr noch irgend ein Gut übrig gelaſſen hätte, ſo wäre es der Muth, jedes Unglück, welches ihr noch bevorſtände, zu ertragen, indem ſie verſichert wäre, es könnte nichts mehr nachfolgen, welches ihre jetzige Lage verſchlimmern könnte.

„Ich würde keinen Augenblick Anſtand nehmen," erwiderte Cardenio, „Euch zu ſagen, was ich denke, wenn ich wüßte, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht irrte; ſo aber hat es vor der Hand keine Eile damit, und es wird Euch wenig daran liegen, es zu wiſſen."

„Sey es, was es wolle," ſprach Dorothea; „Don Fernando nahm, wie geſagt, ein Bild, welches in meinem Zimmer hieng, ſtellte es hin als Zeugen unſrer Vermählung, und gelobte mir in den ſtärkſten Ausdrücken und mit den heiligſten Eidſchwüren die Ehe, obgleich ich ihn vorher nochmals ermahnte, wohl zu überlegen, was er thäte, und zu bedenken, wie groß der Unwille ſeines Vaters ſeyn würde, wenn er ihn mit einem Landmädchen, und zwar mit der Tochter eines Unterthans verheirathet ſähe. Ich bat ihn, er möchte ſich doch von meinen wenigen Reizen nicht blenden laſſen, weil

sie nicht hinreichten, um darin eine Entschuldigung für seine Verirrung zu finden, und wenn er irgend etwas mir zu Liebe thun wollte, so möchte er dem Schicksal es überlassen, mich meinem Stande gemäß zu versorgen, weil Mißheirathen selten gediehen, und in der Folge der Zeit nie dieselbe Zufriedenheit gewährten, mit welcher sie anfiengen. Alles, was ich Euch jetzt gesagt habe, stellte ich ihm damals vor, und noch manches mehr, dessen ich mich nicht erinnre. Aber keine Vorstellungen waren im Stande, ihn von seinem Vorsatz abzubringen, so wenig als ein Käufer, der nicht Willens ist zu bezahlen, sich durch irgend eine Bedenklichkeit abhalten läßt, einen Handel zu schließen. Ich gieng hierauf mit mir selbst zu Rath und dachte: ich werde ja nicht die Erste seyn, die durch ihre Heirath aus einem niedrigen Stande zu hohen Ehren kömmt, so wie Don Fernando ebenfalls nicht der Erste seyn wird, welchen Schönheit oder blinde Leidenschaft (welche letztere es wohl eigentlich seyn mag), bewogen hat, eine Gattin zu wählen, die unter seinem Stande geboren ist. Da ich demnach nichts Neues oder Ungewöhnliches thue, so ist es am besten, die Erhebung, die mir das Glück anbietet, nicht auszuschlagen, und wenn auch die Neigung, die er jetzt für mich äußert, nicht länger dauern sollte als bis zur Erfüllung seiner Wünsche, so bin ich mit Hilfe Gottes doch am Ende seine Gemahlin. Wollte ich aber sein Anerbieten verschmähen, so würde er in seiner jetzigen Stimmung vielleicht jede Rücksicht aus den Augen setzen und Gewalt brauchen, und dann würde ich vollends entehrt, und fände nicht einmal Entschuldigung bei denen, welche nicht wüßten, wie unverschuldet ich in eine solche Lage gerathen wäre; denn durch welche Beweise könnte ich wohl meine Eltern und andre Leute überzeugen, daß dieser Edelmann ohne meine Erlaubniß in mein Zimmer gekommen ist?"

„Alle diese Zweifel und Bedenklichkeiten zu erwägen, hatte ich nur wenige Augenblicke Zeit, und überdies ward ich zu dem Schritte, welcher wider meine Erwartung mir verderblich geworden ist, allmählich bewogen durch die Eidschwüre des Don Fernando, durch die Zeugen, die er anrief, durch die Thränen, die er vergoß, und endlich war auch seine Person und sein einnehmendes Wesen, verbunden mit so vielen Betheurungen der innigsten Liebe, wohl vermögend jedes andre,

eben ſo unbefangne und keuſche Herz wie das meinige zu beſiegen. Ich rief mein Mädchen, damit ſie durch ihr Zeugniß auf Erden das Zeugniß der Himmliſchen verſtärken möchte; Don Fernando erneuerte und beſtätigte ſeine Eidſchwüre, rief noch mehr Heilige zu Zeugen, ſprach tauſendfach den Fluch über ſich ſelbſt, falls er ſein Gelübde nicht erfüllte, ließ neue Thränen ſtrömen, neue Seufzer erſchallen, ſchloß mich noch feſter in ſeine Arme, die mich keinen Augenblick losgelaſſen hatten; und da hierauf meine Jungfer ſich wieder entfernte,

ſo hörte ich auf eine zu ſeyn, und ihm gelang es, den ſchändlichſten Verrath an mir zu begehen. Der Tag, welcher auf die Nacht meiner Schmach folgte, ſchien, wie mich dünkte, kaum früh genug für den Don Fernando anzubrechen; denn nach geſtillter Begierde wünſcht Mancher nichts mehr, als ſich wieder von dem Gegenſtande derſelben

zu entfernen. Ich ſchließe dies aus der Eilfertigkeit, mit welcher Don Fernando mich verließ, und daſſelbe Mädchen, welches ihn eingelaſſen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder aus. Indem er von mir Abſchied nahm, wiederholte er (doch nicht mit ſolchem Feuer wie vorher) die Verſicherung ſeiner Treue und der Aufrichtigkeit ſeiner Eidſchwüre, und zur Beſtätigung ſeines Verſprechens zog er einen koſtbaren Ring vom Finger, und ſteckte ihn an den meinigen. Hierauf entfernte er ſich und verließ mich in einem Zuſtande, den ich weder fröhlich noch traurig nennen, und von welchem ich blos ſagen kann, daß ich über die außerordentliche Begebenheit, die ſich mit mir zugetragen hatte, ſehr verwirrt und tiefſinnig, und faſt außer mir war, und daß ich entweder nicht Muth, oder nicht Beſonnenheit genug hatte, um meine Magd für die Treuloſigkeit zu ſchelten, mit welcher ſie den Don Fernando in mein Zimmer eingeſchloſſen hatte; zumal da ich ſelbſt noch nicht wußte, ob mir dadurch ein Glück oder ein Unglück widerfahren war. Zu Don Fernando ſagte ich beim Abſchiednehmen, ſo könnte er ſeine Beſuche bei mir auf dieſelbe Weiſe fortſetzen, bis er für gut fände, unſre Vermählung bekannt zu machen; allein er kam nur noch in der folgenden Nacht wieder, und ich ſah ihn hernach während eines ganzen Monats weder auf der Straße, noch in der Kirche, und er ließ ſich von mir vergeblich erwarten, obgleich ich wußte, daß er in unſerm Orte war, und täglich auf die Jagd gieng, die er ſehr liebte. Ich muß geſtehn, daß mir dieſe Tage und Stunden bitter und ſchmerzhaft wurden, und daß ich bereits in Unruhe gerieth, und an ſeiner Treue zu zweifeln begann. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Verweiſe für ihre Verwegenheit, die ich ihr vorher nicht gegeben hatte. Ich weiß, wie ſchwer es mir ward, meine Thränen zurückzuhalten, und eine heitre Miene anzunehmen, damit meine Eltern mich nicht fragen möchten, was mich unmuthig machte, und damit ich nicht genöthigt würde, ihnen Unwahrheiten zu ſagen. Doch dies alles nahm plötzlich ein Ende, und der Augenblick kam heran, da ich alle Rückſichten aus den Augen ſetzte, alle Schranken der Beſonnenheit durchbrach, alle Geduld verlor, und die verborgenſten Gedanken meines Herzens verrieth. Man erzählte nämlich bald nachher in

unſerm Orte, Don Fernando hätte in einer benachbarten Stadt ein wunderſchönes Fräulein aus einer angeſehnen Familie geheirathet, deren Reichthum jedoch nicht ſo groß wäre, daß ſie deßwegen auf einen ſo vornehmen Gemahl hätte Anſpruch machen können. Lucinde nannte man ſie, und man erzählte noch viele ſeltſame Umſtände, die ſich bei ihrer Trauung ſollten zugetragen haben."

Indem Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achſeln, biß ſich in die Lippen, runzelte die Stirn, und Thränen ſtrömten ihm über die Wangen; doch ließ ſich Dorothea nicht abhalten, mit ihrer Erzählung fortzufahren. „Ich erfuhr," ſagte ſie, „dieſe ſchreckliche Nachricht, welche, anſtatt mir das Herz zu brechen, meinen Zorn und meine Wuth dermaßen entflammte, daß ich faſt hätte auf die Straßen hinauslaufen und mit lauter Stimme den Verrath verkündigen mögen, der an mir begangen worden war; ich vermied jedoch dieſe heftigen Ausbrüche der Leidenſchaft, weil mir ein Entwurf einfiel, den ich noch denſelben Abend ausführte, nämlich dieſe Kleider anzuziehen, die mir einer von den Knechten meines Vaters verſchaffte, welchem ich mein ganzes Unglück entdeckte und ihn bat, mich nach der Stadt zu begleiten, woſelbſt, wie ich vernahm, mein Beleidiger ſich befinden ſollte. Er mahnte mich zwar ab von meinem raſchen Entſchluſſe; wie er aber ſah, daß ich auf meinem Willen beſtand, verſprach er, mich bis ans Ende der Welt, wie er ſich ausdrückte, zu begleiten. Ich band demnach in der Geſchwindigkeit einige Frauenzimmerkleider, etwas Geld und einige Koſtbarkeiten in ein Bündelchen zuſammen, und ohne meiner treuloſen Magd etwas zu ſagen, verließ ich in der Stille der Nacht mein Haus, begleitet von meinem Knecht und von meinen bekümmerten Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunſche, wenn ich auch das Geſchehne nicht ungeſchehen machen könnte, wenigſtens den Don Fernando zu fragen, wie er das Herz gehabt hätte, ſo zu handeln. Am dritten Tage kam ich an in der Stadt, und erkundigte mich ſogleich nach Lucindens Eltern. Der Erſte, den ich fragte, erzählte mir mehr als ich zu wiſſen wünſchte, zeigte mir ihr Haus und beſchrieb mir alles, was bei Lucindens Vermählung vorgefallen

und in der Stadt ſchon ſo bekannt war, daß man an allen Ecken davon ſprach. Er ſagte, an dem Abend, als Don Fernando ſich vermählt habe, ſey Lucinde, unmittelbar nachdem ſie das Jawort ausgeſprochen hatte, in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und wie ihr Bräutigam herzugetreten ſey, um ihr die Schnürbruſt zu löſen, und ihr Luft zu machen, habe man in ihrem Buſen ein Papier von ihrer Hand gefunden, in welchem ſie erklärt habe, ſie könne nie die Gemahlin des Don Fernando werden, weil ſie bereits dem Cardenio gehöre, der, wie mir dieſer Mann ſagte, ein vornehmer Cavalier in derſelben Stadt ſeyn ſoll, und ſie habe das Jawort bloß aus Gehorſam gegen ihre Eltern ausgeſprochen. Aus dem übrigen Inhalt des Zettels habe es deutlich erhellt, daß ihre Abſicht geweſen ſey, gleich nach der Trauung ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, und welche Urſachen ſie zu dieſem Vorſatze bewogen hätten; welches alles ſich auch durch einen Dolch, den man bei ihr verſteckt gefunden, beſtätigt habe. Wie Don Fernando dies geſehen, und daraus geſchloſſen habe, daß Lucinde ihn täuſchte, verſchmähte und geringſchätzte, habe er ſich noch während ihrer Ohnmacht mit ihrem eignen Dolch erſtechen

wollen, welches auch wirklich geschehen wäre, wenn ihre Eltern es nicht verhindert hätten. Man sagte auch, Don Fernando hätte sich gleich darauf entfernt, Lucindens Ohnmachten hätten erst am folgenden Tage nachgelassen, und sie hätte ihren Eltern versichert, daß sie wirklich die verlobte Braut des Cardenio wäre. Ich habe auch gehört, daß Cardenio selbst bei der Trauung soll gegenwärtig gewesen seyn; wie er aber gesehen, daß Lucinde dem Don Fernando ihre Hand gegeben, welches er nicht erwartet habe, sey er voll Verzweiflung davon gegangen, nachdem er in einem zurückgelaßnen Zettel sich über das Unrecht, welches ihm Lucinde gethan, beschwert und erklärt hatte, er gienge an einen Ort, wo ihn nie Menschen wieder finden sollten. Dies alles war in der ganzen Stadt bekannt, und es ward überall davon gesprochen, zumal wie man erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Eltern verlassen hatte, und aus der Stadt entwichen war; denn sie war nirgends zu finden, und ihre Eltern wollten darüber fast von Sinnen kommen, weil sie nicht wußten, wohin sie entflohen wäre."

„Diese Nachrichten belebten aufs Neue meine Hoffnung, und ich schätzte mich glücklicher, den Don Fernando nicht gefunden zu haben, als wenn ich ihn in den Armen einer andern Gemahlin angetroffen hätte; denn mich dünkte, daß mir die Thüre zu meiner Errettung

noch nicht gänzlich verschlossen wäre, indem ich mir schmeichelte, daß der Himmel vielleicht der neuen Heirath Don Fernandos dieses Hinderniß in den Weg gelegt hätte, damit er in sich gehen und bedenken möchte, was er seiner ersten Gattin schuldig sey, und damit er einsehen lernte, daß er als ein Christ mehr das Heil seiner Seele als menschliche Vorurtheile in Betrachtung zu ziehen habe. Diese Gedanken beschäftigten mich, und gaben mir in meiner Bekümmerniß einigen Trost, indem sie mir mit weitaussehenden gaukelhaften Hoffnungen schmeichelten, um ein Leben zu fristen, welches mir seitdem zur Last geworden ist."

„Indem ich mich noch in jener Stadt befand, unschlüssig, was ich anfangen sollte, da ich den Don Fernando nicht angetroffen hatte, hörte ich öffentlich ausrufen, daß man demjenigen, der mich ausfindig

machen könnte, eine große Belohnung verspräche, wobei man mein Alter und die Kleidung, die ich trug, genau beschrieb, und ich hörte, daß man mir nachsagte, der Schäferknecht, der mich begleitete, hätte

mich aus dem Hause meiner Eltern entführt. Dies gieng mir durchs Herz, weil ich sah, wie sehr mein guter Ruf gesunken war, indem man sich nicht damit begnügt hatte, meine Entweichung bekannt zu machen, sondern auch mit wem ich entflohen wäre, nämlich mit einem Menschen, der so weit unter mir und meiner Wahl so unwürdig war. Sobald ich demnach den Ausrufer gehört hatte, verließ ich die Stadt mit meinem Begleiter, dessen versprochne Treue jedoch schon

anfieng mir verdächtig zu werden, und denselben Abend begaben wir uns, um nicht entdeckt zu werden, in die dichteste Gegend dieser Wälder. Doch man sagt wohl mit Recht, daß ein Unglück nur selten allein kommt, und daß das Ende des einen der Anfang eines andern noch größern ist, und so gieng es auch mir. Denn mein Knecht, der mir bis dahin treu und redlich gedient hatte, ließ sich, sobald wir uns in dieser Einöde befanden, mehr von seiner viehischen Begierde als von meiner Schönheit anreizen, sich der Gelegenheit zu bedienen, welche diese Wüste ihm darbot, um mit eben so vieler Unverschämtheit als Ruchlosigkeit mit mir von Liebe zu reden; und wie ich ihm auf verdiente und nachdrückliche Weise seine Frechheit verwies, hörte er auf zu bitten und fieng an Gewalt zu gebrauchen; allein der gerechte

zu entfernen. Ich ſchließe dies aus der Eilfertigkeit, mit welcher Don Fernando mich verließ, und daſſelbe Mädchen, welches ihn eingelaſſen hatte, ließ ihn auch vor Tagesanbruch wieder aus. Indem er von mir Abſchied nahm, wiederholte er (doch nicht mit ſolchem Feuer wie vorher) die Verſicherung ſeiner Treue und der Aufrichtigkeit ſeiner Eidſchwüre, und zur Beſtätigung ſeines Verſprechens zog er einen koſtbaren Ring vom Finger, und ſteckte ihn an den meinigen. Hierauf entfernte er ſich und verließ mich in einem Zuſtande, den ich weder fröhlich noch traurig nennen, und von welchem ich blos ſagen kann, daß ich über die außerordentliche Begebenheit, die ſich mit mir zugetragen hatte, ſehr verwirrt und tiefſinnig, und faſt außer mir war, und daß ich entweder nicht Muth, oder nicht Beſonnenheit genug hatte, um meine Magd für die Treuloſigkeit zu ſchelten, mit welcher ſie den Don Fernando in mein Zimmer eingeſchloſſen hatte; zumal da ich ſelbſt noch nicht wußte, ob mir dadurch ein Glück oder ein Unglück widerfahren war. Zu Don Fernando ſagte ich beim Abſchiednehmen, ſo könnte er ſeine Beſuche bei mir auf dieſelbe Weiſe fortſetzen, bis er für gut fände, unſre Vermählung bekannt zu machen; allein er kam nur noch in der folgenden Nacht wieder, und ich ſah ihn hernach während eines ganzen Monats weder auf der Straße, noch in der Kirche, und er ließ ſich von mir vergeblich erwarten, obgleich ich wußte, daß er in unſerm Orte war, und täglich auf die Jagd gieng, die er ſehr liebte. Ich muß geſtehn, daß mir dieſe Tage und Stunden bitter und ſchmerzhaft wurden, und daß ich bereits in Unruhe gerieth, und an ſeiner Treue zu zweifeln begann. Jetzt bekam auch mein Mädchen die Verweiſe für ihre Verwegenheit, die ich ihr vorher nicht gegeben hatte. Ich weiß, wie ſchwer es mir ward, meine Thränen zurückzuhalten, und eine heitre Miene anzunehmen, damit meine Eltern mich nicht fragen möchten, was mich unmuthig machte, und damit ich nicht genöthigt würde, ihnen Unwahrheiten zu ſagen. Doch dies alles nahm plötzlich ein Ende, und der Augenblick kam heran, da ich alle Rückſichten aus den Augen ſetzte, alle Schranken der Beſonnenheit durchbrach, alle Geduld verlor, und die verborgenſten Gedanken meines Herzens verrieth. Man erzählte nämlich bald nachher in

unſerm Orte, Don Fernando hätte in einer benachbarten Stadt ein wunderſchönes Fräulein aus einer angeſehnen Familie geheirathet, deren Reichthum jedoch nicht ſo groß wäre, daß ſie deßwegen auf einen ſo vornehmen Gemahl hätte Anſpruch machen können. Lucinde nannte man ſie, und man erzählte noch viele ſeltſame Umſtände, die ſich bei ihrer Trauung ſollten zugetragen haben."

Indem Cardenio den Namen Lucinde hörte, zuckte er die Achſeln, biß ſich in die Lippen, runzelte die Stirn, und Thränen ſtrömten ihm über die Wangen; doch ließ ſich Dorothea nicht abhalten, mit ihrer Erzähluug fortzufahren. „Ich erfuhr," ſagte ſie, „dieſe ſchreckliche Nachricht, welche, anſtatt mir das Herz zu brechen, meinen Zorn und meine Wuth dermaßen entflammte, daß ich faſt hätte auf die Straßen hinauslaufen und mit lauter Stimme den Verrath verkündigen mögen, der an mir begangen worden war; ich vermied jedoch dieſe heftigen Ausbrüche der Leidenſchaft, weil mir ein Entwurf einfiel, den ich noch denſelben Abend ausführte, nämlich dieſe Kleider anzuziehen, die mir einer von den Knechten meines Vaters verſchaffte, welchem ich mein ganzes Unglück entdeckte und ihn bat, mich nach der Stadt zu begleiten, woſelbſt, wie ich vernahm, mein Beleidiger ſich befinden ſollte. Er mahnte mich zwar ab von meinem raſchen Entſchluſſe; wie er aber ſah, daß ich auf meinem Willen beſtand, verſprach er, mich bis ans Ende der Welt, wie er ſich ausdrückte, zu begleiten. Ich band demnach in der Geſchwindigkeit einige Frauenzimmerkleider, etwas Geld und einige Koſtbarkeiten in ein Bündelchen zuſammen, und ohne meiner treuloſen Magd etwas zu ſagen, verließ ich in der Stille der Nacht mein Haus, begleitet von meinem Knecht und von meinen bekümmerten Gedanken, und machte mich zu Fuß auf den Weg nach der Stadt, beflügelt von dem Wunſche, wenn ich auch das Geſchehne nicht ungeſchehen machen könnte, wenigſtens den Don Fernando zu fragen, wie er das Herz gehabt hätte, ſo zu handeln. Am dritten Tage kam ich an in der Stadt, und erkundigte mich ſogleich nach Lucindens Eltern. Der Erſte, den ich fragte, erzählte mir mehr als ich zu wiſſen wünſchte, zeigte mir ihr Haus und beſchrieb mir alles, was bei Lucindens Vermählung vorgefallen

und in der Stadt ſchon ſo bekannt war, daß man an allen Ecken davon ſprach. Er ſagte, an dem Abend, als Don Fernando ſich vermählt habe, ſey Lucinde, unmittelbar nachdem ſie das Jawort ausgeſprochen hatte, in eine tiefe Ohnmacht gefallen, und wie ihr Bräutigam herzugetreten ſey, um ihr die Schnürbruſt zu löſen, und ihr Luft zu machen, habe man in ihrem Buſen ein Papier von ihrer Hand gefunden, in welchem ſie erklärt habe, ſie könne nie die Gemahlin des Don Fernando werden, weil ſie bereits dem Cardenio gehöre, der, wie mir dieſer Mann ſagte, ein vornehmer Cavalier in derſelben Stadt ſeyn ſoll, und ſie habe das Jawort bloß aus Gehorſam gegen ihre Eltern ausgeſprochen. Aus dem übrigen Inhalt des Zettels habe es deutlich erhellt, daß ihre Abſicht geweſen ſey, gleich nach der Trauung ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, und welche Urſachen ſie zu dieſem Vorſatze bewogen hätten; welches alles ſich auch durch einen Dolch, den man bei ihr verſteckt gefunden, beſtätigt habe. Wie Don Fernando dies geſehen, und daraus geſchloſſen habe, daß Lucinde ihn täuſchte, verſchmähte und geringſchätzte, habe er ſich noch während ihrer Ohnmacht mit ihrem eignen Dolch erſtechen

wollen, welches auch wirklich geschehen wäre, wenn ihre Eltern es nicht verhindert hätten. Man sagte auch, Don Fernando hätte sich gleich darauf entfernt, Lucindens Ohnmachten hätten erst am folgenden Tage nachgelassen, und sie hätte ihren Eltern versichert, daß sie wirklich die verlobte Braut des Cardenio wäre. Ich habe auch gehört, daß Cardenio selbst bei der Trauung soll gegenwärtig gewesen seyn; wie er aber gesehen, daß Lucinde dem Don Fernando ihre Hand gegeben, welches er nicht erwartet habe, sey er voll Verzweiflung davon gegangen, nachdem er in einem zurückgelaßnen Zettel sich über das Unrecht, welches ihm Lucinde gethan, beschwert und erklärt hatte, er gienge an einen Ort, wo ihn nie Menschen wieder finden sollten. Dies alles war in der ganzen Stadt bekannt, und es ward überall davon gesprochen, zumal wie man erfuhr, daß Lucinde das Haus ihrer Eltern verlassen hatte, und aus der Stadt entwichen war; denn sie war nirgends zu finden, und ihre Eltern wollten darüber fast von Sinnen kommen, weil sie nicht wußten, wohin sie entflohen wäre."

„Diese Nachrichten belebten aufs Neue meine Hoffnung, und ich schätzte mich glücklicher, den Don Fernando nicht gefunden zu haben, als wenn ich ihn in den Armen einer andern Gemahlin angetroffen hätte; denn mich dünkte, daß mir die Thüre zu meiner Errettung

noch nicht gänzlich verſchloſſen wäre, indem ich mir ſchmeichelte, daß der Himmel vielleicht der neuen Heirath Don Fernandos dieſes Hinderniß in den Weg gelegt hätte, damit er in ſich gehen und bedenken möchte, was er ſeiner erſten Gattin ſchuldig ſey, und damit er einſehen lernte, daß er als ein Chriſt mehr das Heil ſeiner Seele als menſchliche Vorurtheile in Betrachtung zu ziehen habe. Dieſe Gedanken beſchäftigten mich, und gaben mir in meiner Bekümmerniß einigen Troſt, indem ſie mir mit weitausſehenden gaukelhaften Hoffnungen ſchmeichelten, um ein Leben zu friſten, welches mir ſeitdem zur Laſt geworden iſt."

„Indem ich mich noch in jener Stadt befand, unſchlüſſig, was ich anfangen ſollte, da ich den Don Fernando nicht angetroffen hatte, hörte ich öffentlich ausrufen, daß man demjenigen, der mich ausfindig

machen könnte, eine große Belohnung verſpräche, wobei man mein Alter und die Kleidung, die ich trug, genau beſchrieb, und ich hörte, daß man mir nachſagte, der Schäferknecht, der mich begleitete, hätte

mich aus dem Hause meiner Eltern entführt. Dies gieng mir durchs Herz, weil ich sah, wie sehr mein guter Ruf gesunken war, indem man sich nicht damit begnügt hatte, meine Entweichung bekannt zu machen, sondern auch mit wem ich entflohen wäre, nämlich mit einem Menschen, der so weit unter mir und meiner Wahl so unwürdig war. Sobald ich demnach den Ausrufer gehört hatte, verließ ich die Stadt mit meinem Begleiter, dessen versprochne Treue jedoch schon

anfieng mir verdächtig zu werden, und denselben Abend begaben wir uns, um nicht entdeckt zu werden, in die dichteste Gegend dieser Wälder. Doch man sagt wohl mit Recht, daß ein Unglück nur selten allein kommt, und daß das Ende des einen der Anfang eines andern noch größern ist, und so gieng es auch mir. Denn mein Knecht, der mir bis dahin treu und redlich gedient hatte, ließ sich, sobald wir uns in dieser Einöde befanden, mehr von seiner viehischen Begierde als von meiner Schönheit anreizen, sich der Gelegenheit zu bedienen, welche diese Wüste ihm darbot, um mit eben so vieler Unverschämtheit als Ruchlosigkeit mit mir von Liebe zu reden; und wie ich ihm auf verdiente und nachdrückliche Weise seine Frechheit verwies, hörte er auf zu bitten und fieng an Gewalt zu gebrauchen; allein der gerechte

Himmel, welcher ſelten oder niemals unterläßt, über die Tugend zu wachen und ſie zu beſchützen, ſtand auch der meinigen bei, ſo daß ich mit meiner ſchwachen Kraft ihn von einer Felswand herabſtürzte,

wo ich ihn, ich weiß nicht, ob todt oder lebendig, liegen ließ. So eilig, als Schrecken und Erſchöpfung mir erlaubten, begab ich mich tiefer in dieſe Wildniß, und war nur darauf bedacht, mich zu verbergen und vor meinem Vater und vor denen, die mich von ſeinetwegen aufſuchten, zu fliehen. In dieſer Abſicht kam ich vor einigen Monaten in dieſes Gebirge, wo ich einen Viehhirten antraf, der mich als Knecht mit nach ſeinem Dorfe nahm, welches mitten in dieſer Gegend liegt, und bei dem ich die ganze Zeit als Hirtenknabe gedient und mich beſtändig auf dem Felde aufgehalten habe, um mein Haar zu verbergen, welches mich heute ſo unvermuthet verrathen hat. Aber alle Vorſicht und Sorgfalt half mir nichts; ſondern mein Herr kam meiner Verkleidung auf die Spur und verfiel auf eben ſo gottloſe Gedanken wie mein Knecht. Da nun der Zufall nicht allemal mit den Gefahren zugleich die Rettungsmittel an die Hand giebt,

und da ich keine zweite Felswand oder Schlucht fand, um meinen Herrn ebenſo wie meinen Knecht hinabzuſtürzen, ſo hielt ich es für rathſamer, ihn zu verlaſſen und mich aufs Neue in dieſer Wildniß zu verbergen, als meine Kräfte oder meine Beredtſamkeit bei ihm auf die Probe zu ſtellen. Genug, ich verſteckte mich wieder hier im Walde, und ſuchte nur einen Ort, wo ich ungeſtört den Himmel mit Seufzern und Thränen bitten könnte, mich entweder aus dem Unglücke zu befreien, oder mein Leben in dieſer Einöde zu enden, damit der Unglücklichen nicht mehr gedacht werde, die ohne Schuld ihren Namen in und außer der Heimath dem Tadel ausgeſetzt hat.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Handelt von der Klugheit der ſchönen Dorothea, ſammt andern Dingen, gar ergötzlich zu leſen.

hränen, Seufzer und Klagen ſind fürwahr nicht überflüſſig, wenn Jemand alles das hat erdulden müſſen, was ich Euch, meine Herrn, ganz dem Hergange gemäß erzählt habe. Urtheilet nun ſelbſt, ob ich im Stande bin, Troſt anzunehmen, da ich keine Hilfe erwarten kann? Dies einzige bitte ich Euch, welches Ihr mir leicht gewähren könnt, zeigt mir einen Ort, wo ich mein Leben ohne Furcht, von denen, die mich ſuchen, entdeckt zu werden, zubringen kann; denn ungeachtet ich weiß, daß meine Eltern mich aus Liebe gern wieder aufnehmen würden, ſo fühle ich mich doch durch den Gedanken, nicht rein vor ihnen erſcheinen zu können, ſo tief beſchämt, daß ich mich lieber auf immer von ihnen verbannen will, als ihr Angeſicht wieder ſehen, wenn mein Herz mir ſagt, daß ich nicht ſchuldlos zu ihnen kehre, wie ſie mich erwarten."

Sie ſchwieg, und die Röthe, die ihre Wangen überflog, gab deutlich die ſchmerzlichen Gefühle ihres Innern zu erkennen. Ihre Zuhörer fühlten und bewunderten mit innigſtem Mitleid ihr Unglück. Der Pfarrer wollte ſie tröſten, allein Cardenio nahm ſie ſogleich

mit dieſen Worten bei der Hand: „So ſeyd Ihr denn die ſchöne Dorothea, des reichen Clenardo einzige Tochter?“ Sie erſchrack, als ſie den Namen ihres Vaters nennen hörte, und zwar von einem Menſchen in ſo elendem Anzuge; denn Cardenio war, wie ſchon geſagt, ſchlecht gekleidet. „Und wer ſeyd denn Ihr, guter Freund,“ fragte ſie, „daß Ihr den Namen meines Vaters wißt, den ich doch, ſo viel ich mich erinnre, in meiner ganzen Geſchichte nicht genannt habe?“ — „Ich bin der Unglückliche,“ antwortete Cardenio, „den Lucinde als ihren Bräutigam nannte, wie Ihr ſagt; ich bin der unglückliche Cardenio, den die Treuloſigkeit auch Eures Verräthers in dieſen elenden Zuſtand verſetzt und dahin gebracht hat, daß ich zerriſſen, nackt, aller menſchlichen Hilfe, zuweilen gar meines Verſtandes beraubt, in dieſen Wüſten wohne; denn nur hie und da, wenn es mir der Himmel auf kurze Zeit vergönnt, bin ich bei völliger Beſinnung. Ich bin derſelbe, Dorothea, der bei Don Fernandos ruchloſer Verrätherei zugegen war, der Lucindens unglückliches Ja hörte, der den Muth nicht hatte, ihre Ohnmacht und den Inhalt des Briefes, den man in ihrem Buſen fand, abzuwarten; denn meine Seele hatte keine Kraft mehr, ſo gehäuftes Unglück zu ertragen. So verließ ich das Haus, verlor die Geduld, gab meinem Wirthe noch einen Brief an Lucinde und floh in dieſe Wüſteneien, um hier mein Leben zu enden, welches ich von dieſem Augenblicke an als meinen Todfeind betrachtete; allein das Schickſal hat es mir nicht abnehmen wollen, ſondern ſich damit begnügt, mir meinen Verſtand zu rauben, vielleicht weil mir das Glück vorbehalten war, Euch hier anzutreffen. Denn wenn ſich Alles ſo verhält, wie Ihr erzählt habt, woran ich nicht zweifle, ſo iſt es möglich, daß uns beiden nach aller unſrer Trübſal noch ein beſſeres Loos beſchieden iſt, als wir dachten; denn da Lucinde mit Don Fernando ſich nicht vermählen kann, weil ſie die Meinige iſt, und Don Fernando nicht mit ihr, weil er Euch als Gemahl angehört, und da Lucinde das Erſtere ſo feierlich erklärt hat, ſo dürfen wir noch hoffen, daß der Himmel uns das Unſrige wieder geben werde, da es weder verloren noch veräußert iſt; und da wir dieſen Troſt beſitzen, der weder aus ſehr weit geſuchter Hoffnung hergenommen, noch auf leere Hirngeſpinſte gegründet iſt,

ſo bitte ich Euch, in Eurem tugendhaften Herzen andern Entſchlüſſen Raum zu geben, welches ich gleichfalls thun werde, und Euch auf glücklichere Zeiten gefaßt zu machen. Ich ſchwöre Euch bei den Worten eines Edelmanns und Chriſten, Euch nicht zu verlaſſen, bis ich Euch Euern Don Fernando zuführe, und wenn ich ihn nicht durch meine Vorſtellungen zur Erkenntniß ſeiner Pflicht gegen Euch bewegen kann, ſo werde ich das Recht geltend machen, welches mir meine Geburt giebt, ihn auszufordern, um Euch von ihm Genugthuung zu verſchaffen, ohne Rückſicht auf das Unrecht, das er mir ſelbſt gethan hat; denn meine Rache werde ich dem Himmel anheimſtellen, um in dieſer Welt nur Eure Sache zu verfechten."

Bei dieſen Worten des Cardenio ſtieg Dorotheens Verwunderung aufs Höchſte, und da ſie nicht wußte, wie ſie ihm für ſein großmüthiges Anerbieten danken ſollte, wollte ſie ihm die Füße küſſen, welches aber Cardenio nicht geſchehen ließ. Der Pfarrer nahm für Beide das Wort, lobte die edelmüthige Aeußerung Cardenios, und ſuchte ſie durch Rath, Bitte und Ueberredung zu bewegen, daß ſie mit ihm in ſein Dorf zögen, wo ſie ſich mit dem Nöthigen verſehen, zugleich über die Mittel berathſchlagen könnten, um entweder den Don Fernando aufzuſuchen, oder Dorotheen zu ihren Eltern zurückzuführen, oder andre dienſame Maßregeln zu ergreifen. Cardenio und Dorothea dankten ihm, und willigten in ſeinen Vorſchlag.

Der Barbier, welcher bisher nur ſtaunend und ſchweigend zugehört hatte, brachte nunmehr auch ſein wohlgemeintes Wort vor, und erbot ſich eben ſo herzlich wie der Pfarrer zu allen Dienſten, die er vermögend wäre, zu leiſten; zu gleicher Zeit erzählte er mit wenigen Worten die Urſache, welche ihn und den Pfarrer nach dieſem Ort gebracht hätte, und die ſonderbare Thorheit des Don Quixote, deſſen Knappen ſie jetzt erwarteten, weil er hingegangen wäre, ihn aufzuſuchen. Cardenio erinnerte ſich wie an einen Traum an den Streit, den er einſt mit dem Ritter gehabt und erwähnte deſſelben gegen die Andern; doch wußte er nicht zu ſagen, worüber ſie ſich eigentlich entzweit hätten. Mittlerweile hörten ſie eine Stimme, und fanden, daß Sancho Panſa ihnen aus vollem Halſe rief, weil er ſie

nicht an derselben Stelle fand, wo er sie verlassen hatte. Sie giengen ihm entgegen und erkundigten sich nach Don Quixote. „Ich habe ihn halb nackt, im Hemde, verwelkt, gelb, halb todt vor Hunger, und immer nach seinem Fräulein Dulcinea seufzend, gefunden," sprach Sancho. „Ich sagt es ihm, sie ließe ihm befehlen, er sollte sich aufmachen und nach Toboso kommen, wo sie ihn erwarte; aber er gab mir zur Antwort: Ich werde nicht eher vor ihrer Schönheit erscheinen, bis ich Thaten gethan habe, die mich ihrer Gnade würdig machen. Meiner Treu! wenn das so fortgeht, da sieht es windig um das Kaiserwerden aus, und so wird er nicht einmal Erzbischof, was doch das Wenigste wäre. Liebe Herren, nun sorget nur, daß Ihr ihn von dem verwünschten Orte fortbringt."

Der Pfarrer sagte ihm, er solle sich nur zufrieden geben, sie wollten ihn schon mit oder wider Willen fortbringen. Er entdeckte dem Cardenio und der Dorothea hierauf das Mittel, welches sie ersonnen hatten, den Don Quixote wo nicht zu heilen, doch wenigstens nach Hause zu bringen. „Dabei kann ich das bedrängte Fräulein besser spielen, als der Barbier," sagte Dorothea, „zumal da ich Frauenkleider bei mir habe, die mir passen. Ueberlaßt mir nur die Rolle ganz, ich weiß schon, wie ich sie spielen soll; denn ich habe Ritterbücher genug gelesen, um zu wissen, wie bedrängte Fräulein sprechen, wenn sie von fahrenden Rittern eine Gab begehren." — „Gut!" sagte der Pfarrer, „so haben wir weiter nichts zu thun, als Hand ans Werk zu legen. Das Glück scheint uns zu lächeln; denn Euch hat es bereits eine fröhliche Aussicht eröffnet, und uns durch Euch unser Unternehmen erleichtert." Dorothea nahm sogleich aus ihrem Bündel ein Kleid von reichem Stoff, ein Mäntelchen von grünem dergleichen, ein Halsband und andre Juwelen aus einer Schachtel, womit sie sich dergestalt schmückte, daß sie wirklich eine große reiche Dame schien. Alle bewunderten ihre Anmuth und seltne Schönheit, und behaupteten, Don Fernando müsse wenig Geschmack haben, weil er eine solche Schönheit habe verlassen können.

Wer sie aber am meisten angaffte, war Sancho Pansa; denn in seinem ganzen Leben hatte er noch nicht ein so schönes Geschöpf

gesehen. Er fragte den Pfarrer sehr dringend: wer denn das schöne Fräulein sey, und was sie hier wolle? „Lieber Freund Sancho,“ sprach der Pfarrer, „sie ist nicht weniger als eine Prinzessin und

Erbin des großen Reichs Micomicon; sie kommt, euern Herrn um Hilfe anzuflehen, und ihn zu bitten, daß er sie an einem bösen Riesen räche, der ihr viel Leid gethan hat. Der Ruf, den unser vortrefflicher Ritter durch ganz Guinea, so weit es entdeckt ist, hat, bewog sie zu kommen und ihn aufzusuchen." — „Da kommt sie vor die rechte Schmidte," sprach Sancho. „Was wäre das für eine herrliche Sache, wenn mein Herr so glücklich wäre, und den Lümmel von Riesen niedermachte, wie Euer Hochwürden da spricht. Und trifft er ihn nur an, ich steh Euch dafür, er bläst ihm das Lebenslicht gewiß aus, wenns nur kein Gespenst ist; denn Gespenstern hat mein Herr nichts an. Aber Eins fürcht ich doch noch, hochwürdiger Herr! wenn sich mein Herr nur nicht in den Sinn kommen läßt, Erzbischof zu werden, wofür mir so bange ist. Ihr müßt ihm nur rathen, daß er diese Prinzessin gleich heirathet, darnach wird es ihm unmöglich seyn, die Weihe eines Erzbischofs zu empfangen, sondern Kaiser muß er werden, und ich kriege das Meinige auch; denn ich habs so hin und her überlegt, und ich finde, daß es durchaus für mich nichts taugt, wenn er Erzbischof wird; ich habe ja eine Frau und schicke mich nicht zur Kirche. Und daß ich erst hingehen und um Vergünstigung betteln sollte, eine Kirchenpfründe zu genießen, da ich Weib und Kind habe, — nein, daraus wird nichts. Mit einem Worte, hochwürdiger Herr, das Beste ist, mein Herr heirathet das gnädige Fräulein auf der Stelle; denn wie sie heißt, weiß ich noch gar nicht; drum nenn ich sie nicht bei ihrem Namen." — „Prinzessin Micomicona, nennt sie sich," versetzte der Pfarrer, „denn da ihr Reich Micomicon heißt, so ist klar, daß sie so heißen muß." — „Ei freilich, freilich," sprach Sancho, „das ist ganz natürlich; ich kenne viel Leute, die sich nach dem Orte nennen, wo sie her sind; wie Pedro von Alcala, Juan von Ubeda, Diego von Valladolid, und so wirds wohl auch in Guinea seyn, daß die Königinnen sich nach ihren Königreichen nennen." — „Unstreitig," versetzte der Pfarrer, „und was die Heirath Eures Herrn anbetrifft, so verlaßt Euch nur auf mich, ich will mein Möglichstes thun." Sancho war selig in dieser Hoffnung und der Pfarrer konnte sich nicht satt wundern, daß die Narrheiten seines Herrn diesem armen Tropf auch schon das Gehirn so völlig verrückt

hatten, daß er das Kaiſerwerden für eine ſo ganz ausgemachte Sache hielt. — Indeß hatte ſich Dorothea auf des Pfarrers Mauleſel geſetzt, der Barbier ſeinen Ochſenſchwanzbart auch vorgemacht, und Sancho ſollte ſie zu unſerm Ritter bringen.

Sie ſchärften ihm nochmals hoch und theuer ein, er ſolle ſich ja nicht merken laſſen, daß er den Pfarrer und Barbier kenne; denn blos darauf käme es an, wenn ſein Herr Kaiſer werden ſolle; Cardenio und der Pfarrer wollten nicht mit, jener, weil ſich Don Quixote leicht ſeines Streits mit ihm hätte erinnern können, und dieſer, weil er ſeine Gegenwart dabei für überflüſſig hielt. Darauf ließen ſie ihn fürbaß ziehn und folgten ihm gemächlich nach. Der Pfarrer unterrichtete Dorothea nochmals in ihrer Rolle, und dieſe ſagte, ſie ſollten nur ruhig ſeyn, ſie werde ſich ſchon ſo verhalten, wie es die Ritterbücher verlangten.

Sie waren kaum dreiviertel Meilen weit, ſo ſahen ſie den Ritter zwiſchen Felstrümmern, zwar angekleidet, aber nicht bewaffnet. Als ihn Dorothea erblickte und Sancho ihr gemeldet hatte, daß dies ſein Herr Don Quixote ſey, trieb ſie ihr Maulthier ſchneller an, und ſobald ſie angekommen waren, ſprang der langbärtige Stallmeiſter herab, und half ſeiner Dame abſteigen. Sobald ſie herab war, warf ſie ſich ſehr geſchickt dem Ritter zu Füßen. Er that ſein Möglichſtes, ſie wieder aufzuheben, aber es half Alles nichts. „Ich werde mich nicht eher von meinen Knien erheben, kühner und mannhafter Ritter,“ ſprach ſie, „bis Eure Gnade und Höflichkeit mir gewähre eine Gab zu Preis und Ehren Eurer hohen Perſon, und zu Nutz und Frommen des troſtloſeſten Fräuleins, das je die Sonne beſchien; und wenn die Stärke Eures tapfern Arms Eurem unſterblichen Ruhme gleich kommt, ſo ſeyd Ihr verbunden, einer Genothdrängten hilfreich zu ſeyn, welche auf den Ruf Eures berühmten Namens aus entfernten Landen kommt, Euch um Beiſtand in ihrem Unglück anzuflehn.“ — „Ich werde Euch nicht eher antworten, ſchönſtes Fräulein,“ verſetzte Don Quixote, „werde auch nichts mehr von Eurem Begehr anhören, bis Ihr Euch von der Erde erhebt.“ — „Nein,“ ſprach das tiefgebeugte Fräulein, „ich werde nicht eher aufſtehen, bis Ihr mir nach Eurer

Huld die Gabe gewährt habt, um die ich Euch anflehe." — „Wohlan," sagte Don Quixote, „sie sey Euch gewährt, wenn sie nicht wider meinen König, mein Vaterland und wider diejenige ist, welche den Schlüssel zu meinem Herzen und zu meiner Freiheit besitzt." — „Nein, wider alle diese ist meine Bitte nicht," antwortete das Fräulein mit Thränen. Jetzt schlich Sancho zu seinem Herrn, und sagte ihm ganz leise ins Ohr: „Ihr könnt es ihr ganz getrost gewähren, gnädiger Herr, was sie will; es ist weiter nichts, als daß Ihr einen großen Riesen umbringen sollt. Und die Euch drum bittet, ist die große Prinzessin Micomicona, Königin von dem mächtigen Königreiche Micomicon im Mohrenlande." — „Sey sie, wer sie will,"

verſetzte Don Quixote, „ich werde thun, was mir Amt, Pflicht und Gewiſſen gebietet,“ kehrte ſich darauf zu dem Fräulein und ſprach: „Eure Schönheit beliebe nur aufzuſtehen; denn ich gewähre Euch Alles, worum Ihr mich bitten wollt.“ — „So bitt ich denn von Euch, edler Ritter,“ ſprach Dorothea, „daß Eure großmüthige Perſon mit mir ziehen wolle, wohin ich Euch führe, und mir verſpreche, nicht eher ein andres Abenteuer noch Ausforderung, zu Schimpf oder Ernſt, anzunehmen, bis Ihr mich an dem Verräther gerächt habt, der wider göttliches und menſchliches Recht mich vertrieben und ſich meines Reichs angemaßt hat.“ — „Ich ſage noch einmal, es iſt Euch gewährt,“ antwortete Don Quixote. „Laßt von dieſem Augenblick an Eure Traurigkeit fahren, durchlauchtigſte Prinzeſſin, Eure ſchwache Hoffnung belebe ſich, und Euer Muth ſammle neue Kräfte; denn mit Hilfe Gottes und meines Arms ſollt Ihr wieder in Euer Reich eingeſetzt und Euer alter Thron befeſtigt werden, zu Trotz allen den Schelmen, ſo Euch zuwider ſind. Laßt uns daher Hand ans Werk legen; denn Zaudern, ſagt man, bringt Gefahr.“

Die bedrängte Prinzeſſin wollte ihm durchaus die Hände küſſen, was er aber als ein höflicher und wohlgeſitteter Ritter ſchlechterdings nicht zugab; er hob ſie vielmehr von der Erde auf und umarmte ſie ſehr liebreich. Drauf befahl er dem Sancho, ihm die Waffen anzulegen und dem Rozinante den Gurt feſt zu ſchnallen. Sancho nahm die Waffen von einem Baume herab, woran ſie wie eine Trophäe hiengen, ſchnallte dem Rozinante den Gurt zurecht und waffnete ſeinen Herrn. „Wohlan,“ ſprach Don Quixote, da er ſich wieder in den Waffen ſah, „ziehen wir in Gottes Namen dahin, dieſer durchlauchtigſten Prinzeſſin beizuſpringen!“ Der Barbier lag noch immer auf den Knien, und hatte große Mühe das Lachen zu verbeißen, und ſeinen Bart nicht fallen zu laſſen, weil es ſonſt mit dem ganzen Plane aus geweſen wäre; da er aber ſah, daß die Gabe gewährt war, und Don Quixote ſich ſo eilig reiſefertig machte, ſtieg er auch auf, nahm ſeine Dame bei der andern Hand, und hob ſie mit dem Ritter auf ihr Maulthier. Don Quixote beſtieg ſogleich ſeinen Rozinante, auch der Barbier machte ſich beritten, nur Sancho mußte

zu Fuß gehen, weßhalb er den Verluſt ſeines Grauſchimmels aufs Neue beklagte, weil jetzt derſelbe ihm gut zu Statten gekommen wäre. Doch trug er Alles mit Geduld, weil er dachte, nun ſey ſein Herr im beſten Gange, Kaiſer zu werden; denn es könne ja nicht fehlen, daß Don Quixote die Prinzeſſin heirathe und dann doch wenigſtens König von Micomicon werde. Was ihm doch nicht ſo ganz bei der Sache gefiel, war, daß dieſes Königreich im Mohrenland liege, und daß ſeine künftigen Unterthanen lauter Schwarze wären. „Aber dafür weiß ich ſchon guten Rath,“ ſprach er bei ſich ſelbſt; „meinethalben mögens lauter Schwarze ſeyn, deſto beſſer, da pack ich ſie alle zuſammen in ein Schiff, bringe ſie fein nach Spanien, und verkaufe ſie für baares Geld, und für das Geld kaufe ich mir Amt und Titel, und bringe meine Tage in Ruhe zu. Denn das wäre mir ein Schöner, der nicht ſo viel Grütze im Kopf hätte, um dreißig- oder zehntauſend Sklaven zu verkaufen, wie ein Strohhalm. Nur her damit, groß und klein, wie ſie kommen, ich will ſie ſchon zurecht machen; bei Gott, und wenn ſie ſchwarz wie die Teufel wären, ſo will ich ſie weiß und gelb anlaufen laſſen. Wenn ich ſie nur erſt hätte, mir jucken jetzt ſchon die Finger darnach.“ Mit dieſen

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Handelt von der Klugheit der ſchönen Dorothea, ſammt andern Dingen, gar ergötzlich zu leſen.

Thränen, Seufzer und Klagen ſind fürwahr nicht überflüſſig, wenn Jemand alles das hat erdulden müſſen, was ich Euch, meine Herrn, ganz dem Hergange gemäß erzählt habe. Urtheilet nun ſelbſt, ob ich im Stande bin, Troſt anzunehmen, da ich keine Hilfe erwarten kann? Dies einzige bitte ich Euch, welches Ihr mir leicht gewähren könnt, zeigt mir einen Ort, wo ich mein Leben ohne Furcht, von denen, die mich ſuchen, entdeckt zu werden, zubringen kann; denn ungeachtet ich weiß, daß meine Eltern mich aus Liebe gern wieder aufnehmen würden, ſo fühle ich mich doch durch den Gedanken, nicht rein vor ihnen erſcheinen zu können, ſo tief beſchämt, daß ich mich lieber auf immer von ihnen verbannen will, als ihr Angeſicht wieder ſehen, wenn mein Herz mir ſagt, daß ich nicht ſchuldlos zu ihnen kehre, wie ſie mich erwarten."

Sie ſchwieg, und die Röthe, die ihre Wangen überflog, gab deutlich die ſchmerzlichen Gefühle ihres Innern zu erkennen. Ihre Zuhörer fühlten und bewunderten mit innigſtem Mitleid ihr Unglück. Der Pfarrer wollte ſie tröſten, allein Cardenio nahm ſie ſogleich

mit diesen Worten bei der Hand: „So seyd Ihr denn die schöne Dorothea, des reichen Clenardo einzige Tochter?“ Sie erschrack, als sie den Namen ihres Vaters nennen hörte, und zwar von einem Menschen in so elendem Anzuge; denn Cardenio war, wie schon gesagt, schlecht gekleidet. „Und wer seyd denn Ihr, guter Freund,“ fragte sie, „daß Ihr den Namen meines Vaters wißt, den ich doch, so viel ich mich erinnre, in meiner ganzen Geschichte nicht genannt habe?“ — „Ich bin der Unglückliche,“ antwortete Cardenio, „den Lucinde als ihren Bräutigam nannte, wie Ihr sagt; ich bin der unglückliche Cardenio, den die Treulosigkeit auch Eures Verräthers in diesen elenden Zustand versetzt und dahin gebracht hat, daß ich zerrissen, nackt, aller menschlichen Hilfe, zuweilen gar meines Verstandes beraubt, in diesen Wüsten wohne; denn nur hie und da, wenn es mir der Himmel auf kurze Zeit vergönnt, bin ich bei völliger Besinnung. Ich bin derselbe, Dorothea, der bei Don Fernandos ruchloser Verrätherei zugegen war, der Lucindens unglückliches Ja hörte, der den Muth nicht hatte, ihre Ohnmacht und den Inhalt des Briefes, den man in ihrem Busen fand, abzuwarten; denn meine Seele hatte keine Kraft mehr, so gehäuftes Unglück zu ertragen. So verließ ich das Haus, verlor die Geduld, gab meinem Wirthe noch einen Brief an Lucinde und floh in diese Wüsteneien, um hier mein Leben zu enden, welches ich von diesem Augenblicke an als meinen Todfeind betrachtete; allein das Schicksal hat es mir nicht abnehmen wollen, sondern sich damit begnügt, mir meinen Verstand zu rauben, vielleicht weil mir das Glück vorbehalten war, Euch hier anzutreffen. Denn wenn sich Alles so verhält, wie Ihr erzählt habt, woran ich nicht zweifle, so ist es möglich, daß uns beiden nach aller unsrer Trübsal noch ein besseres Loos beschieden ist, als wir dachten; denn da Lucinde mit Don Fernando sich nicht vermählen kann, weil sie die Meinige ist, und Don Fernando nicht mit ihr, weil er Euch als Gemahl angehört, und da Lucinde das Erstere so feierlich erklärt hat, so dürfen wir noch hoffen, daß der Himmel uns das Unsrige wieder geben werde, da es weder verloren noch veräußert ist; und da wir diesen Trost besitzen, der weder aus sehr weit gesuchter Hoffnung hergenommen, noch auf leere Hirngespinste gegründet ist,

ſo bitte ich Euch, in Eurem tugendhaften Herzen andern Entſchlüſſen Raum zu geben, welches ich gleichfalls thun werde, und Euch auf glücklichere Zeiten gefaßt zu machen. Ich ſchwöre Euch bei den Worten eines Edelmanns und Chriſten, Euch nicht zu verlaſſen, bis ich Euch Euern Don Fernando zuführe, und wenn ich ihn nicht durch meine Vorſtellungen zur Erkenntniß ſeiner Pflicht gegen Euch bewegen kann, ſo werde ich das Recht geltend machen, welches mir meine Geburt giebt, ihn auszufordern, um Euch von ihm Genugthuung zu verſchaffen, ohne Rückſicht auf das Unrecht, das er mir ſelbſt gethan hat; denn meine Rache werde ich dem Himmel anheimſtellen, um in dieſer Welt nur Eure Sache zu verfechten."

Bei dieſen Worten des Cardenio ſtieg Dorotheens Verwunderung aufs Höchſte, und da ſie nicht wußte, wie ſie ihm für ſein großmüthiges Anerbieten danken ſollte, wollte ſie ihm die Füße küſſen, welches aber Cardenio nicht geſchehen ließ. Der Pfarrer nahm für Beide das Wort, lobte die edelmüthige Aeußerung Cardenios, und ſuchte ſie durch Rath, Bitte und Ueberredung zu bewegen, daß ſie mit ihm in ſein Dorf zögen, wo ſie ſich mit dem Nöthigen verſehen, zugleich über die Mittel berathſchlagen könnten, um entweder den Don Fernando aufzuſuchen, oder Dorotheen zu ihren Eltern zurückzuführen, oder andre dienſame Maßregeln zu ergreifen. Cardenio und Dorothea dankten ihm, und willigten in ſeinen Vorſchlag.

Der Barbier, welcher bisher nur ſtaunend und ſchweigend zugehört hatte, brachte nunmehr auch ſein wohlgemeintes Wort vor, und erbot ſich eben ſo herzlich wie der Pfarrer zu allen Dienſten, die er vermögend wäre, zu leiſten; zu gleicher Zeit erzählte er mit wenigen Worten die Urſache, welche ihn und den Pfarrer nach dieſem Ort gebracht hätte, und die ſonderbare Thorheit des Don Quixote, deſſen Knappen ſie jetzt erwarteten, weil er hingegangen wäre, ihn aufzuſuchen. Cardenio erinnerte ſich wie an einen Traum an den Streit, den er einſt mit dem Ritter gehabt und erwähnte deſſelben gegen die Andern; doch wußte er nicht zu ſagen, worüber ſie ſich eigentlich entzweit hätten. Mittlerweile hörten ſie eine Stimme, und fanden, daß Sancho Panſa ihnen aus vollem Halſe rief, weil er ſie

nicht an derſelben Stelle fand, wo er ſie verlaſſen hatte. Sie giengen ihm entgegen und erkundigten ſich nach Don Quixote. „Ich habe ihn halb nackt, im Hemde, verwelkt, gelb, halb todt vor Hunger, und immer nach ſeinem Fräulein Dulcinea ſeufzend, gefunden," ſprach Sancho. „Ich ſagt es ihm, ſie ließe ihm befehlen, er ſollte ſich aufmachen und nach Toboſo kommen, wo ſie ihn erwarte; aber er gab mir zur Antwort: Ich werde nicht eher vor ihrer Schönheit erſcheinen, bis ich Thaten gethan habe, die mich ihrer Gnade würdig machen. Meiner Treu! wenn das ſo fortgeht, da ſieht es windig um das Kaiſerwerden aus, und ſo wird er nicht einmal Erzbiſchof, was doch das Wenigſte wäre. Liebe Herren, nun ſorget nur, daß Ihr ihn von dem verwünſchten Orte fortbringt."

Der Pfarrer ſagte ihm, er ſolle ſich nur zufrieden geben, ſie wollten ihn ſchon mit oder wider Willen fortbringen. Er entdeckte dem Cardenio und der Dorothea hierauf das Mittel, welches ſie erſonnen hatten, den Don Quixote wo nicht zu heilen, doch wenigſtens nach Hauſe zu bringen. „Dabei kann ich das bedrängte Fräulein beſſer ſpielen, als der Barbier," ſagte Dorothea, „zumal da ich Frauenkleider bei mir habe, die mir paſſen. Ueberlaßt mir nur die Rolle ganz, ich weiß ſchon, wie ich ſie ſpielen ſoll; denn ich habe Ritterbücher genug geleſen, um zu wiſſen, wie bedrängte Fräulein ſprechen, wenn ſie von fahrenden Rittern eine Gab begehren." — „Gut!" ſagte der Pfarrer, „ſo haben wir weiter nichts zu thun, als Hand ans Werk zu legen. Das Glück ſcheint uns zu lächeln; denn Euch hat es bereits eine fröhliche Ausſicht eröffnet, und uns durch Euch unſer Unternehmen erleichtert." Dorothea nahm ſogleich aus ihrem Bündel ein Kleid von reichem Stoff, ein Mäntelchen von grünem dergleichen, ein Halsband und andre Juwelen aus einer Schachtel, womit ſie ſich dergeſtalt ſchmückte, daß ſie wirklich eine große reiche Dame ſchien. Alle bewunderten ihre Anmuth und ſeltne Schönheit, und behaupteten, Don Fernando müſſe wenig Geſchmack haben, weil er eine ſolche Schönheit habe verlaſſen können.

Wer ſie aber am meiſten angaffte, war Sancho Panſa; denn in ſeinem ganzen Leben hatte er noch nicht ein ſo ſchönes Geſchöpf

gesehen. Er fragte den Pfarrer sehr dringend: wer denn das schöne Fräulein sey, und was sie hier wolle? „Lieber Freund Sancho,“ sprach der Pfarrer, „sie ist nicht weniger als eine Prinzessin und

Erbin des großen Reichs Micomicon; sie kommt, euern Herrn um Hilfe anzuflehen, und ihn zu bitten, daß er sie an einem bösen Riesen räche, der ihr viel Leid gethan hat. Der Ruf, den unser vortrefflicher Ritter durch ganz Guinea, so weit es entdeckt ist, hat, bewog sie zu kommen und ihn aufzusuchen." — „Da kommt sie vor die rechte Schmidte," sprach Sancho. „Was wäre das für eine herrliche Sache, wenn mein Herr so glücklich wäre, und den Lümmel von Riesen niedermachte, wie Euer Hochwürden da spricht. Und trifft er ihn nur an, ich steh Euch dafür, er bläst ihm das Lebenslicht gewiß aus, wenns nur kein Gespenst ist; denn Gespenstern hat mein Herr nichts an. Aber Eins fürcht ich doch noch, hochwürdiger Herr! wenn sich mein Herr nur nicht in den Sinn kommen läßt, Erzbischof zu werden, wofür mir so bange ist. Ihr müßt ihm nur rathen, daß er diese Prinzessin gleich heirathet, darnach wird es ihm unmöglich seyn, die Weihe eines Erzbischofs zu empfangen, sondern Kaiser muß er werden, und ich kriege das Meinige auch; denn ich habs so hin und her überlegt, und ich finde, daß es durchaus für mich nichts taugt, wenn er Erzbischof wird; ich habe ja eine Frau und schicke mich nicht zur Kirche. Und daß ich erst hingehen und um Vergünstigung betteln sollte, eine Kirchenpfründe zu genießen, da ich Weib und Kind habe, — nein, daraus wird nichts. Mit einem Worte, hochwürdiger Herr, das Beste ist, mein Herr heirathet das gnädige Fräulein auf der Stelle; denn wie sie heißt, weiß ich noch gar nicht; drum nenn ich sie nicht bei ihrem Namen." — „Prinzessin Micomicona, nennt sie sich," versetzte der Pfarrer, „denn da ihr Reich Micomicon heißt, so ist klar, daß sie so heißen muß." — „Ei freilich, freilich," sprach Sancho, „das ist ganz natürlich; ich kenne viel Leute, die sich nach dem Orte nennen, wo sie her sind; wie Pedro von Alcala, Juan von Ubeda, Diego von Valladolid, und so wirds wohl auch in Guinea seyn, daß die Königinnen sich nach ihren Königreichen nennen." — „Unstreitig," versetzte der Pfarrer, „und was die Heirath Eures Herrn anbetrifft, so verlaßt Euch nur auf mich, ich will mein Möglichstes thun." Sancho war selig in dieser Hoffnung und der Pfarrer konnte sich nicht satt wundern, daß die Narrheiten seines Herrn diesem armen Tropf auch schon das Gehirn so völlig verrückt

hatten, daß er das Kaiſerwerden für eine ſo ganz ausgemachte Sache hielt. — Indeß hatte ſich Dorothea auf des Pfarrers Mauleſel geſetzt, der Barbier ſeinen Ochſenſchwanzbart auch vorgemacht, und Sancho ſollte ſie zu unſerm Ritter bringen.

Sie ſchärften ihm nochmals hoch und theuer ein, er ſolle ſich ja nicht merken laſſen, daß er den Pfarrer und Barbier kenne; denn blos darauf käme es an, wenn ſein Herr Kaiſer werden ſolle; Cardenio und der Pfarrer wollten nicht mit, jener, weil ſich Don Quixote leicht ſeines Streits mit ihm hätte erinnern können, und dieſer, weil er ſeine Gegenwart dabei für überflüſſig hielt. Darauf ließen ſie ihn fürbaß ziehn und folgten ihm gemächlich nach. Der Pfarrer unterrichtete Dorothea nochmals in ihrer Rolle, und dieſe ſagte, ſie ſollten nur ruhig ſeyn, ſie werde ſich ſchon ſo verhalten, wie es die Ritterbücher verlangten.

Sie waren kaum dreiviertel Meilen weit, ſo ſahen ſie den Ritter zwiſchen Felstrümmern, zwar angekleidet, aber nicht bewaffnet. Als ihn Dorothea erblickte und Sancho ihr gemeldet hatte, daß dies ſein Herr Don Quixote ſey, trieb ſie ihr Maulthier ſchneller an, und ſobald ſie angekommen waren, ſprang der langbärtige Stallmeiſter herab, und half ſeiner Dame abſteigen. Sobald ſie herab war, warf ſie ſich ſehr geſchickt dem Ritter zu Füßen. Er that ſein Möglichſtes, ſie wieder aufzuheben, aber es half Alles nichts. „Ich werde mich nicht eher von meinen Knien erheben, kühner und mannhafter Ritter,“ ſprach ſie, „bis Eure Gnade und Höflichkeit mir gewähre eine Gab zu Preis und Ehren Eurer hohen Perſon, und zu Nutz und Frommen des troſtloſeſten Fräuleins, das je die Sonne beſchien; und wenn die Stärke Eures tapfern Arms Eurem unſterblichen Ruhme gleich kommt, ſo ſeyd Ihr verbunden, einer Genothdrängten hilfreich zu ſeyn, welche auf den Ruf Eures berühmten Namens aus entfernten Landen kommt, Euch um Beiſtand in ihrem Unglück anzuflehn.“ — „Ich werde Euch nicht eher antworten, ſchönſtes Fräulein,“ verſetzte Don Quixote, „werde auch nichts mehr von Eurem Begehr anhören, bis Ihr Euch von der Erde erhebt.“ — „Nein,“ ſprach das tiefgebeugte Fräulein, „ich werde nicht eher aufſtehen, bis Ihr mir nach Eurer

Huld die Gabe gewährt habt, um die ich Euch anflehe." — „Wohlan," sagte Don Quixote, „sie sey Euch gewährt, wenn sie nicht wider meinen König, mein Vaterland und wider diejenige ist, welche den Schlüssel zu meinem Herzen und zu meiner Freiheit besitzt." — „Nein, wider alle diese ist meine Bitte nicht," antwortete das Fräulein mit Thränen. Jetzt schlich Sancho zu seinem Herrn, und sagte ihm ganz leise ins Ohr: „Ihr könnt es ihr ganz getrost gewähren, gnädiger Herr, was sie will; es ist weiter nichts, als daß Ihr einen großen Riesen umbringen sollt. Und die Euch drum bittet, ist die große Prinzessin Micomicona, Königin von dem mächtigen Königreiche Micomicon im Mohrenlande." — „Sey sie, wer sie will,"

verſetzte Don Quixote, „ich werde thun, was mir Amt, Pflicht und Gewiſſen gebietet,“ kehrte ſich darauf zu dem Fräulein und ſprach: „Eure Schönheit beliebe nur aufzuſtehen; denn ich gewähre Euch Alles, worum Ihr mich bitten wollt.“ — „So bitt ich denn von Euch, edler Ritter,“ ſprach Dorothea, „daß Eure großmüthige Perſon mit mir ziehen wolle, wohin ich Euch führe, und mir verſpreche, nicht eher ein andres Abenteuer noch Ausforderung, zu Schimpf oder Ernſt, anzunehmen, bis Ihr mich an dem Verräther gerächt habt, der wider göttliches und menſchliches Recht mich vertrieben und ſich meines Reichs angemaßt hat.“ — „Ich ſage noch einmal, es iſt Euch gewährt,“ antwortete Don Quixote. „Laßt von dieſem Augenblick an Eure Traurigkeit fahren, durchlauchtigſte Prinzeſſin, Eure ſchwache Hoffnung belebe ſich, und Euer Muth ſammle neue Kräfte; denn mit Hilfe Gottes und meines Arms ſollt Ihr wieder in Euer Reich eingeſetzt und Euer alter Thron befeſtigt werden, zu Trotz allen den Schelmen, ſo Euch zuwider ſind. Laßt uns daher Hand ans Werk legen; denn Zaudern, ſagt man, bringt Gefahr.“

Die bedrängte Prinzeſſin wollte ihm durchaus die Hände küſſen, was er aber als ein höflicher und wohlgeſitteter Ritter ſchlechterdings nicht zugab; er hob ſie vielmehr von der Erde auf und umarmte ſie ſehr liebreich. Drauf befahl er dem Sancho, ihm die Waffen anzulegen und dem Rozinante den Gurt feſt zu ſchnallen. Sancho nahm die Waffen von einem Baume herab, woran ſie wie eine Throphäe hiengen, ſchnallte dem Rozinante den Gurt zurecht und waffnete ſeinen Herrn. „Wohlan,“ ſprach Don Quixote, da er ſich wieder in den Waffen ſah, „ziehen wir in Gottes Namen dahin, dieſer durchlauchtigſten Prinzeſſin beizuſpringen!“ Der Barbier lag noch immer auf den Knien, und hatte große Mühe das Lachen zu verbeißen, und ſeinen Bart nicht fallen zu laſſen, weil es ſonſt mit dem ganzen Plane aus geweſen wäre; da er aber ſah, daß die Gabe gewährt war, und Don Quixote ſich ſo eilig reiſefertig machte, ſtieg er auch auf, nahm ſeine Dame bei der andern Hand, und hob ſie mit dem Ritter auf ihr Maulthier. Don Quixote beſtieg ſogleich ſeinen Rozinante, auch der Barbier machte ſich beritten, nur Sancho mußte

zu Fuß gehen, weßhalb er den Verluſt ſeines Grauſchimmels aufs Neue beklagte, weil jetzt derſelbe ihm gut zu Statten gekommen wäre. Doch trug er Alles mit Geduld, weil er dachte, nun ſey ſein Herr im beſten Gange, Kaiſer zu werden; denn es könne ja nicht fehlen, daß Don Quixote die Prinzeſſin heirathe und dann doch wenigſtens König von Micomicon werde. Was ihm doch nicht ſo ganz bei der Sache gefiel, war, daß dieſes Königreich im Mohrenland liege, und daß ſeine künftigen Unterthanen lauter Schwarze wären. „Aber dafür weiß ich ſchon guten Rath," ſprach er bei ſich ſelbſt; „meinethalben mögens lauter Schwarze ſeyn, deſto beſſer, da pack ich ſie alle zuſammen in ein Schiff, bringe ſie fein nach Spanien, und verkaufe ſie für baares Geld, und für das Geld kaufe ich mir Amt und Titel, und bringe meine Tage in Ruhe zu. Denn das wäre mir ein Schöner, der nicht ſo viel Grütze im Kopf hätte, um dreißig- oder zehntauſend Sklaven zu verkaufen, wie ein Strohhalm. Nur her damit, groß und klein, wie ſie kommen, ich will ſie ſchon zurecht machen; bei Gott, und wenn ſie ſchwarz wie die Teufel wären, ſo will ich ſie weiß und gelb anlaufen laſſen. Wenn ich ſie nur erſt hätte, mir jucken jetzt ſchon die Finger darnach." Mit dieſen

Gedanken wanderte Sancho ſo vergnügt einher, daß er die Beſchwerlichkeit des Fußgehens darüber vergaß.

Cardenio und der Pfarrer hatten dies Alles durch das Gebüſch beobachtet, und waren ein wenig verlegen, wie ſie mit guter Art zu ihnen kommen ſollten. Aber dem Pfarrer, der ein offner Kopf war, fiel gleich ein Mittel ein. Er nahm eine Scheere, die er in einem Futteral bei ſich hatte, ſtutzte geſchwind dem Cardenio den Bart,

gab ihm ſeinen grauen Ueberrock und ſeinen kleinen ſchwarzen Mantel, er ſelbſt aber blieb nur in Wamms und Hoſen. Cardenio wurde dadurch ſo verändert, daß er ſich ſelbſt nicht würde gekannt haben, wenn er in den Spiegel geſehen hätte. Dies gethan, nahmen ſie einen nähern Weg nach der Landſtraße, kamen auch, ungeachtet jene

ſchon voraus waren, eher dahin, weil ſie auf den ſchlechten Wegen ſchneller zu Fuß fortkommen konnten, als jene zu Pferd. Am Ausgange des Gebirgs ſetzten ſie ſich hin und erwarteten die Andern. Als Don Quixote mit ſeiner Geſellſchaft ankam, betrachtete ihn der Pfarrer von weitem, als einen, den er zu kennen glaubte, und kaum war unſer Ritter ein wenig näher, ſo gieng er mit offnen Armen auf ihn zu. „Willkommen," rief er, „lieber Herr Landsmann, Don Quixote von der Mancha! Spiegel und Blume der Ritterſchaft, Schutz und Schild aller Bedrängten, Quinteſſenz aller fahrenden Ritter!" Mit dieſen Worten umſchlang er Don Quixotens linken Fuß. Der Ritter, ganz betroffen über das, was er ſah und hörte, hielt ſtill, und betrachtete ihn eine lange Weile aufmerkſam; endlich erkannte er ihn, wunderte ſich, ihn hier zu finden, und wollte abſteigen, allein der Pfarrer gabs nicht zu. „Laßt es doch geſchehen, Herr Licentiat," ſprach Don Quixote; „es ſchickt ſich nicht, daß ich zu Pferde ſitzen bleibe, da Euer Hochwürden zu Fuß iſt." — „Nein," verſetzte der Pfarrer, „ich werde es auf keine Weiſe zugeben, daß Eure Hoheit abſteigen. Bleibt nur auf dem Pferde, worauf Ihr ſo viele und zu unſern Zeiten unerhörte Thaten und Abenteuer verrichtet. Für mich armen unwürdigen Diener der Kirche iſts genug, wenn mich einer von Euer Gnaden Begleitern nur hinten auf ſeinen Eſel nimmt, und ich will mirs für eine ſo große Ehre rechnen, als wenn ich auf dem Pegaſus, oder auf dem Zebra, oder auf dem Turnierroſſe des berühmten Mohren Muzaraque ritte, welcher noch bis zur heutigen Stunde auf dem Berge Zulema, nicht weit von Großcomplutum, verzaubert liegt." — „In der That, daran dachte ich nicht, Herr Licentiat," verſetzte Don Quixote. „Ich glaube aber, meine durchlauchtige Prinzeſſin wird die Gnade für mich haben, und ihrem Stallmeiſter befehlen, Euch den Sattel ſeines Maulthiers zu räumen, und ſich hinter Euch zu ſetzen, wenn es das Thier leidet." — „O ja," verſetzte die Prinzeſſin, „das geht ſchon an, wie ich glaube, und meinem Herrn Stallmeiſter darf ich dies nicht erſt befehlen; denn er iſt ſo ein höflicher Mann, daß er nie einen geiſtlichen Herrn zu Fuß gehen läßt, wenn er reiten könnte." — „Allerdings!" ſprach der Barbier, ſprang von ſeinem Eſel und bot

heilen. „Es iſt unmöglich," ſagte er, „daß ein ganzer Bart ſo ausgeriſſen wird, ohne daß das Fleiſch gewaltig dabei leidet, und doch iſt alles wieder heil. Nein, hochwürdiger Herr, das Mittel muß noch andre Kräfte haben." — „Das iſt auch der Fall," antwortete der Pfarrer, „und ich verſpreche es Euch bei nächſter Gelegenheit zu lehren." Sie beſchloßen nun, daß zuerſt der Pfarrer reiten ſolle, dann die Andern abwechslungsweiſe, bis zur nächſten Schenke, die noch ungefähr zwei Meilen weit war.

Da nun Don Quixote, die Prinzeſſin und der Pfarrer wieder beritten, und Cardenio, der Barbier und Sancho zu Fuß zum Aufbruch bereit waren, ſprach der Ritter zur Prinzeſſin: „Eure Königliche Hoheit wolle uns nun nach eignem Belieben leiten und führen." Ehe ſie noch antworten konnte, nahm der Pfarrer das Wort und ſprach: „In welches Königreich wollt Ihr, durchlauchtige Prinzeſſin? vielleicht nach Micomicon? Ich müßte mich ſehr irren, wenns nicht ſo wäre." Dorothea, welche ſogleich den Wink verſtand, ſprach: „Ja, Herr Pfarrer, ich will dahin zurück, weil es mein Reich iſt." — „Wenns dies iſt," verſetzte der Pfarrer, „ſo geht der Weg mitten durch mein Dorf, von da nach Carthagena, wo ſich Eure Hoheit mit gutem Glück einſchiffen kann. Wenn Wind und Wetter gut iſt, könnt Ihr noch vor neun Jahren in dem Waſſer Pißporus, will ſagen Bosporus, ſeyn, welches ohnedies nicht weiter als hundert Tagereiſen von Eurer Hoheit Königreiche liegt."

„Hierin irrt Ihr Euch, mein Herr," ſprach ſie; „denn es ſind noch nicht zwei Jahre, daß ich ausreiste. Ich hatte wahrhaftig keinen guten Wind, und demungeachtet bin ich ſchon hier, und habe die Erfüllung meines Wunſches, den edlen Ritter Don Quixote von der Mancha zu ſehen, gefunden. Ich hatte kaum den Fuß in Spanien ans Land geſetzt, ſo kam mir ſchon ſein großer Ruf zu Ohren. Dies bewog mich, ihn aufzuſuchen, ihn um Huld und Schutz anzuflehen, und meine gerechte Sache ſeinem unüberwindlichen Arme anzuvertrauen." — „Genug von dieſen Lobeserhebungen!" ſprach Don Quixote; „ich bin ein Todfeind aller Art von Schmeichelei; und ungeachtet dies keine wäre, ſo beleidigen doch dergleichen Reden

mein keuſches Ohr. Was ich Eurer Hoheit verſichern kann, iſt, ich mag tapfer ſeyn oder nicht, ſo werde ich doch bis auf den letzten Hauch meines Lebens für Euch ſtreiten. Die Zeit wirds lehren, ob ich wahr rede. Jetzt, Herr Licentiat, erlaubt mir, Euch zu fragen, wie Ihr ſo allein, ohne Diener und in ſo leichter Kleidung hieher kommt, welches mich ſehr wundert?" — „Dies will ich Euch ganz kurz ſagen, gnädiger Herr," verſetzte der Pfarrer. „Ich und unſer Freund, Meiſter Niklas der Barbier, giengen zuſammen nach Sevilla, eine Summe Geldes zu heben, welche mir einer meiner Anverwandten, der ſchon vor langen Jahren nach Indien gegangen iſt, geſchickt hatte. Es war nicht wenig; denn ſechzigtauſend Peſos, und alle vollwichtig, ſind wahrhaftig keine Kleinigkeit. Da wir nun durch dieſe Gegend zogen, fielen uns vier Straßenräuber an, und plünderten uns bis auf die Bärte ſo rein aus, daß ſogar der arme Barbier jetzt einen falſchen tragen muß. Auch dieſen jungen Menſchen (er wies auf den Cardenio) hatten ſie bis auf die Haut ausgezogen. Das Beſte iſt, daß es in der ganzen Gegend heißt, unſre Räuber ſeyen Galeerenſklaven geweſen, die ein einziger tapfrer Mann trotz des ſie begleitenden Kommiſſärs und der Wache nicht weit von hier losgemacht habe. Wie er das thun konnte, begreife ich nicht; denn entweder muß der Kerl ein Narr, oder ein ebenſo großer Schurke wie ſie, oder ein Mann ohne Barmherzigkeit und Gewiſſen geweſen ſeyn, daß er die Wölfe unter die Schafe, den Fuchs in den Hühnerhof und die Weſpe in den Bienenſtock ſchicken konnte. Er lehnt ſich gegen Gerechtigkeit und König auf, da er ſich deſſen gerechten Befehlen widerſetzt, beraubt die Galeeren der Arme, deren ſie bedürfen, ſetzt die heilige Hermandad, welche ſchon ſo viele Jahre ſchlief, aufs Neue in Unruhe, kurz, er ſchlägt ſeine Seele in die Schanze und ſeinen Leib obendrein."

Sancho hatte dem Pfarrer und Barbier zuvor das ganze Abenteuer mit den Ruderknechten erzählt, welches ſein Herr mit ſo vielem Ruhm vollbracht habe, und dies ſetzte den Pfarrer in Stand, ſo heftig drauf loszuziehen, um zu ſehen, wie ſich Don Quixote bei der Sache benähme. Der Ritter veränderte bei jedem Wort die

Farbe, wurde bald blaß, bald roth, und wagte es keineswegs zu ſagen, daß er der Befreier dieſer guten Leute ſey. — „Seht," ſo endigte der Pfarrer ſeine Erzählung, „dies waren die feinen Burſche, die uns beraubt und in dieſen Zuſtand verſetzt haben. Gott vergebe es dem, der ſie ihrer wohlverdienten Strafe entriſſen hat."

Dreißigstes Kapitel.

Wie unser verliebter Ritter durch einen lustigen Schwank seiner Kasteiung und schweren Buße entrissen wird.

Kaum hatte der Pfarrer das letzte Wort gesprochen, so schrie Sancho: „Hol mich der Geier, Herr Pfarrer, mein Herr ists, der das Wunderwerk gethan hat! Hab ichs ihm nicht vorher gesagt, ich wasche meine Hände in Unschuld, vorher hab ich ihn gewarnt, er sollte sehen, was er thäte, und daß es eine schwere Sünde sey, solche Galgenstricke los zu machen." — „Dummkopf!" sprach

Don Quixote, „fahrenden Rittern kommts nicht zu, Gefeſſelte und Nothleidende, die ihnen unterwegs begegnen, erſt lange auszufragen, ob ſie ſchuldig oder unſchuldig ſind? Helfen müſſen ſie ihnen, als Nothdürftigen, und nur auf ihre Leiden, nicht auf ihre Verbrechen ſehen. Ich fand eine Kette unglücklicher Leute, angereihet wie ein Roſenkranz, und that ihnen, wie mein Gelübde fordert; und wer ſpricht, daß ich daran Unrecht gethan habe, — den Herrn Licentiaten ausgenommen, deſſen heiliges Amt und Perſon ich verehre — dem will ich beweiſen, daß er nichts von dem Ritterwerke verſteht, und daß er lügt wie ein Hurenſohn und ſchlechter Kerl; mit dem Schwert in der Fauſt will ichs ihm beweiſen, ſo viel er will.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich feſter in den Steigbügeln und drückte ſich die Pickelhaube tiefer ins Geſicht; denn das Bartbecken oder den ſogenannten Helm Mambrins hatte er am Sattelknopfe hängen, weil es ihm die Ruderknechte für jetzt unbrauchbar gemacht hatten. Dorothea, ein witziges und muntres Mädchen, die Don Quixotes Sparren nun kannte und wohl merkte, daß Alle bis auf Sancho ihn zum Beſten hatten, wollte das Ihrige auch zur Luſt beitragen und ſprach, wie ſie ihn ſo im Zorne ſah: „Ich bitte, Ihr wollet Euch Eures Verſprechens erinnern, kraft deſſen Ihr Euch in kein neues Abenteuer, ſo dringend es auch ſey, einlaſſen könnt. Beruhigt Euch, denn hätte der Herr Licentiat gewußt, daß durch dieſen unüberwindlichen Arm die Galeerenſklaven befreit worden wären, ich glaube, eher hätte er ſich ins Geſicht geſchlagen und dreimal die Zunge abgebiſſen, als etwas Euer Veſten zum Verdruſſe geſagt.“ — „Gut! ich will ſchweigen, durchlauchtige Prinzeſſin,“ verſetzte Don Quixote, „ich will den gerechten Zorn unterdrücken, der in mir entbrannte; ich will ſtill und ruhig ſeyn, bis ich mein Verſprechen erfüllt habe; aber zum Lohne deſſen bitt ich Euch, daß Ihr mir, wenn es Euch nicht beſchwerlich fällt, die Geſchichte Eurer Widerwärtigkeiten erzählt und mir ſagt, wer und wie viel deren ſind, an denen ich Euch gebührend und unbegränzt rächen ſoll.“ — „Herzlich gern will ichs thun,“ antwortete Dorothea, „wenn Euch meine Klagen und Unglücksfälle die Zeit nicht zu lange machen.“ — „Mit nichten, durchlauchtige Prinzeſſin!“ verſetzte Don Quixote. —

„So ſchenke mir denn Euer Geſtrengen Eure Aufmerkſamkeit," ſagte Dorothea. Cardenio und der Barbier machten ſich ihr zur Seite, weil ſie höchſt neugierig waren, was die luſtige Dorothea für ein Märchen erzählen würde. Sancho drängte ſich auch mit an, aber aus ganz andern Gründen, denn ihm war ſo gut wie ſeinem Herrn Alles, was ſie ſagte, Evangelium.

Nachdem ſie ſich nun im Sattel zurecht geſetzt, zierlich gehuſtet und ſonſt ihren Anlauf zum Reden genommen hatte, begann ſie mit vielem Anſtande folgendergeſtalt zu erzählen: „Erſt, meine Herren, muß ich euch ſagen, mein Name iſt —" hier ſtockte ſie ein wenig, weil ſie nicht mehr wußte, welchen Namen ihr der Pfarrer gegeben hatte. Dieſer aber merkte es und kam ihr ſogleich zu Hilfe. „Es iſt kein Wunder," ſprach er, „daß Eure Hoheit bei Erzählung Ihrer Widerwärtigkeiten in Verwirrung geräth. Große Unglücksfälle rauben uns oftmals ſo ganz und gar das Gedächtniß, daß man ſich nicht einmal auf ſeinen eignen Namen beſinnt. Wärs denn Wunder, wenn die Prinzeſſin Micomicona, rechtmäßige Erbin des Königreichs Micomicon, durch eine ſolche Reihe Unglücksfälle ihren eignen Namen vergeſſen hätte? Doch vermöge dieſer kleinen Zurechtweiſung hoffe ich, wird ſich Euer Hoheit Alles deſſen wieder erinnern, was ſie uns von ihrer traurigen Geſchichte zu erzählen hat." — „Das iſt wahr, Herr Pfarrer," verſetzte Dorothea, „ich danke Euch für Eure gütige Hilfe, und hoffe ſie nun nicht mehr nöthig zu haben; denn ich glaube mit meiner wahrhaftigen Geſchichte ganz gut zu Ende zu kommen."

„Der König, mein Vater, hieß Tinacrio der Weiſe, und war in magiſchen Künſten ſehr gelehrt. Vermittelſt ſeiner Wiſſenſchaft ſah er voraus, daß meine Mutter, die Königin Xaramilla, noch vor ihm ſterben, er ihr aber bald nachfolgen und mich als Waiſe hinterlaſſen werde. Jedoch dies, ſagte er, betrübe ihn nicht ſo ſehr, als daß ein gewiſſer ungeheurer Rieſe, Herr einer benachbarten Inſel, Namens Pandafilando mit dem böſen Auge (denn es iſt ausgemacht, daß er ein paar gerade und geſunde Augen hat, mit

dieſen blickt er aber ſo grell, als ob er ſchielte, und dies thut er bloß aus Bosheit, damit Jedermann ſich vor ihm fürchte), daß dieſer Rieſe, ſage ich, mich, da er wußte, daß ich Waiſe ſey, mit einer großen Macht überfallen, mir mein Reich und Alles nehmen, und nicht einmal ein elendes Dörfchen zur Zuflucht laſſen werde. Dieſem Unglück könnte ich zwar zuvorkommen, wenn ich ihn heirathete, aber daß ich mich nie dazu würde entſchließen können, ſah er ebenfalls

voraus; und darin hatte er sehr Recht; denn in meinem Leben ist mirs nicht eingefallen, diesen oder einen andern Riesen, so groß und ungeschlacht er auch immer seyn möchte, zu heirathen. Mein Vater befahl daher, wenn er todt sey, und ich sähe, daß Pandafilando mein Reich anfalle, sollt ich nicht daran denken mich zu vertheidigen, denn dies würde mein Untergang seyn; ich sollte ihm vielmehr mein Reich ohne allen Widerstand überlassen, um nur mein und meiner Unterthanen Leben zu retten, weil gegen die teuflische Macht des Riesen nicht auszuhalten sey. Ich sollte mich darauf sogleich mit einigen meiner treuesten Diener auf den Weg nach Spanien machen, wo ich Hilfe und Schutz bei einem fahrenden Ritter finden würde, dessen Ruhm sich um diese Zeit im ganzen Königreich ausbreiten werde, und der, wenn ich mich recht besinne, Don Azote[1] oder Don Gigote heißen sollte." — „Don Quixote, sonst auch Ritter von der traurigen Gestalt genannt, wird er gesagt haben, Prinzessin!" schrie Sancho. — „Richtig," sprach Dorothea, „so wars. Er beschrieb mir ihn auch weiter als einen langen Mann, hager von Gesicht, und der auf der rechten Seite unter der linken Schulter, oder daherum, ein graues Muttermahl mit borstenähnlichen Haaren bewachsen, haben müsse."

„Halt, mein Sohn Sancho!" sprach Don Quixote, da er dies hörte; „komm geschwind und hilf mich ausziehen, ich will sehen, ob ich der Ritter bin, von dem dieser weise König also geweissagt hat." — „Warum wollt Ihr Euch auskleiden, edler Herr?" fragte Dorothea. — „Das Mahl zu untersuchen, von dem Euer Vater sagte," antwortete unser Ritter. — „Das braucht Ihr gar nicht, gestrenger Herr," versetzte Sancho, „ich weiß schon, daß Ihr ein Muttermahl mitten auf dem Kreuze habt, und das beweist, daß Ihr ein tapfrer Mann seyd." — „Das ist genug," sprach Dorothea; „unter Freunden untersucht man die Sache so genau nicht; mag Euer Mahl unter der Schulter oder auf dem Kreuze seyn, genug, daß es ein Mahl, und da ist. Und sey es, wo es will, am Ende ist doch Alles einerlei Fleisch. Mein Vater hat Alles wohl vorher gewußt,

[1] Eigentlich Don Farrenschwanz oder Don Fleischkuchen.

wie ich ſehe, und ich habs wohl getroffen, daß ich mich an den Herrn und Ritter Don Quixote gewendet, der gewiß der Mann iſt, den mein Vater meinte; denn alle Kennzeichen des Geſichts treffen mit dem großen Ruhme überein, den dieſer Ritter nicht allein in Spanien, ſondern auch in der ganzen Mancha hat; und kaum hatte ich zu Oſſuna gelandet, als ich ſchon ſo viele Wunder von ihm hörte, daß

mirs gleich mein Herz ſagte, das iſt der Mann, den du ſucheſt." — „Aber wie iſts möglich, daß Eure Hoheit zu Oſſuna landen konnte, wo doch kein Hafen iſt?" fragte Don Quixote. — „Die Prinzeſſin," ſprach der Pfarrer, indem er ihr zu Hilfe kam, „wollte vermuthlich ſagen, zu Malaga habe ſie gelandet, in Oſſuna aber zuerſt von Euer Veſten ſprechen hören." — „Allerdings iſts ſo," ſagte Dorothea, „ich verſprach mich." — „Das konnte man ja denken," ſprach der Pfarrer; „belieben Euer Majeſtät nur fortzufahren." — „Ich habe weiter nichts zu ſagen," verſetzte Dorothea, „als daß ich endlich ſo glücklich geweſen bin, den Herrn Ritter Don Quixote zu finden, und daß ich mich ſchon im Geiſt wieder als Königin und Selbſtherrſcherin meines Reichs ſehe, nachdem er mir ſo äußerſt gütig zu verſprechen beliebt hat, mit mir zu ziehen, wohin ich ihn führen werde; und dies wird nirgend anderswohin ſeyn, als gegen Pandafilando mit dem böſen Auge, daß er ihn tödte und

mir das wieder schaffe, was jener mir unrechtmäßiger Weise entrissen hat. Alles dies wird aufs Haar geschehen, wie Tinacrio der Weise, mein lieber Vater, prophezeit hat. Eben derselbe hat mir eine Handschrift hinterlassen, ob sie griechisch oder chaldäisch ist, weiß ich nicht, denn ich kann sie nicht lesen; doch weiß ich, daß sie den Befehl enthält, daß, wenn gedachter Ritter, nach Enthauptung des Riesen, mich zur Ehe begehrte, ich ihm ohne Widerrede meine Hand geben und ihn zum Besitzer meines Reichs und meiner Person machen solle."

„Nun," Freund Sancho, wie stehts?" rief hier Don Quixote. „Hörst du, was vorgeht? Sagt ich dirs nicht? Da haben wir ja das Reich nur zu nehmen, und die Königin nur zu heirathen." — „So wahr ich lebe," sprach Sancho, „und ein Hurensohn, der nicht gleich die Prinzessin heirathet, wenn dem Meister Pantoffelland die Kehle angebohrt ist. Ist sie denn irgend so übel, die Königin? Sackerlot! ich wollte nur, daß ich einmal so was im Bettstroh fände!" Und hiemit machte er vor lauter Freuden zwei Bocksprünge in die

Luft, fiel Dorotheens Maulthier in den Zügel, hielt es auf, stürzte vor ihr auf die Knie, und bat sie, sie möcht ihm doch erlauben, ihr als seiner Gebieterin und Königin demüthig die Hand zu küssen.

Wer hätte nicht über die Narrheit des Herrn und die Dummheit des Dieners lachen müssen? Dorothea reichte dem Schildknappen

die Hand zum Kuſſe, und verſprach ihm, einen großen Herrn in ihrem Reiche aus ihm zu machen, ſobald ſie es nur wieder hätte. Sancho bedankte ſich tauſendmal und in ſo närriſchen Ausdrücken, daß Alle aufs Neue zu lachen anfiengen.

„Ihr habt nun meine Geſchichte völlig gehört, meine Herren,“ fuhr Dorothea fort. „Dies Einzige muß ich noch ſagen, daß von dem ganzen Gefolge, welches ich mit aus meinem Reich mitgenommen habe, Niemand mehr übrig iſt, als dieſer gute großbärtige Stallmeiſter. Alle kamen in einem Sturme um, den wir noch ausſtehen mußten, da wir ſchon in den Hafen einlaufen wollten. Wir Beide retteten uns allein faſt durch ein Wunder auf ein paar Bretern; doch mein ganzes Leben iſt ja faſt ein Wunder, wie Ihr gehört habt. Hab ich es nicht ſo ordentlich, genau und pünktlich erzählt, als Ihr wohl wünſchtet, ſo ſchreibt es der Urſache zu, die auch ſchon der Herr Licentiat bemerkte, daß nämlich meine Unruhen und Leiden meinem Gedächtniſſe ſehr geſchadet haben.“ — „Des meinigen ſollen ſie mich nicht berauben,“ verſetzte der Ritter, „wie groß und ungeheuer auch die Drangſale ſeyn mögen, die ich in Eurem Dienſt, erhabne Prinzeſſin, werde beſtehen müſſen. Und ſo beſtätige ich von Neuem die Euch verſprochne Gabe und ſchwöre von Neuem mit Euch bis an der Welt Ende zu ziehen, und nicht zu raſten, bis ich Eurem Feinde ſein ſtolzes Haupt abgeſchlagen, mit Hilfe Gottes

und dieſes, ich will nicht ſagen guten Schwertes, weil Ginés von Paſſamonte mein eignes mir genommen hat.“ Das Letztere murmelte er zwiſchen den Zähnen, und fuhr dann wieder laut fort: „Hab ich ihn dann überwunden, und Euch wieder in Ruhe auf Euern Thron geſetzt, ſo beliebe es Eurer Hoheit, nach Dero eignen Willkühr mit Ihrer hohen Perſon zu ſchalten; denn ſo lange mein Herz, Wille und Verſtand derjenigen unterworfen iſt — ich ſage weiter nichts; aber an eine Heirath darf ich ſchlechterdings nicht denken, wenn es auch mit dem Vogel Phönix ſelbſt wäre.“

Dies Letzte war für Sancho ein Schlag, der ihn aus aller Faſſung brachte. „Ich ſchwöre Stein und Bein,“ brach er in vollem Grimme aus, „daß Euer Geſtrengen keinen Funken Verſtand hat! Wie? Ihr könnt Euch noch beſinnen, ob Ihr eine Prinzeſſin nehmen wollt oder nicht? Denkt Ihr denn, daß Ihr ſo ein Glück hinter jedem Zaune findet? Iſt denn irgend Euer Fräulein Dulcinea ſchöner? Ja die wäre die rechte! Sie reicht ja, meiner Treu, der da das Waſſer nicht. Nun, Glück zu! da werd ich meine Grafſchaft bald kriegen, auf die ich ſchon ſo lang laure, wenn Ihr immer den Gaul beim Schwanze aufzäumen wollt. So heirathet ſie doch ins Teufels Namen und nehmt das Reich, weils Euch in die Hände läuft, wie dem Pfaffen der Braten in die Küche, und wenn Ihr König ſeyd, ſo macht mich zum Markgrafen oder Statthalter, und darnach mag der Henker alles das Andre holen!“

Als Don Quixote ſo ſträfliche Läſterungen gegen ſein Fräulein Dulcinea ausſtoßen hörte, konnte er ſich nicht halten, ſondern erhob die Lanze und gab, ohne auch nur zu ſagen, das iſt mein Maul, ſeinem ungeſchliffnen Schildknappen ein paar ſolche Schläge, daß er ihn gleich damit zu Boden ſtreckte, und ihm, hätte Dorothea nicht Fürbitte für ihn eingelegt, diesmal gewiß den Garaus gemacht hätte. „Meinſt du ungerathener Schlingel, du Bauernflegel,“ ſchrie Don Quixote, „daß ich immer die Hände in die Taſche ſtecken, daß das Sündigen immer an dir und das Vergeben an mir ſeyn ſoll? Das denke ja nicht, verdammter Schurke, der du biſt, weil du gegen die unvergleichliche Dulcinea deine Zunge losgelaſſen

haſt. Weißt du, ſpitzbübiſcher Pflaſtertreter, nicht, daß, gäb ſie meinem Arm nicht Stärke, ich keinen Floh todtſchlagen könnte? Sag an, du natterzüngiger Schalk, wer hat dies Reich erobert? wer hat dieſem Rieſen den Kopf abgeſchlagen? wer hat dich zum Markgrafen gemacht? Denn alles dies iſt ſchon ſo gut als geſchehen. Iſts nicht Dulcinea ſelbſt, die meinen Arm nur als Werkzeug ihrer Thaten braucht? Sie iſts, die durch mich kämpft, durch mich ſiegt, in der ich lebe und webe, von der ich Weſen und Daſeyn habe. Du Hurenſohn und ſchlechter Kerl, wie biſt du ſo undankbar! Kaum aus dem Staube erhoben, dankſt du der Hand, die dich hervorzog, mit Läſterung?"

Ungeachtet die beiden Schläge unſern Sancho zur Erde geſtreckt hatten, ſo ſtands doch nicht ſo ſchlimm mit ihm, daß er nicht Alles gehört hätte, was ihm ſein Herr da vorſagte. Er ſtand wieder auf, ſo geſchwind er konnte, machte ſich der Sicherheit wegen, hinter der Prinzeſſin Maulthier, und ſchrie von da aus ſeinem Herrn zu: „Hab ich denn irgend nicht Recht, geſtrenger Herr? Sagt mir doch, wenn Ihr nun die Prinzeſſin da nicht heirathet, was habt Ihr denn hernach von ihrem Reiche? und wenn Ihr ſelbſt nichts habt, was könnt Ihr mir dann geben? Das iſt der Punkt, über den ich jammre! Ach! nehmt doch nur dieſe Königin, geſtrenger Herr, jetzt, da wir ſie haben. Es iſt ja nicht anders, als wenn ſie für Euch vom Himmel gefallen wäre. Ihr könnt wohl immer wieder zu Eurer Dulcinea kommen; denn es hat ja wohl mehr Könige in der Welt gegeben, die Kebsweiber hielten. Und was auf die Schönheit ankommt, davon will ich gar nichts ſagen; denn wenn ich Euch die Wahrheit geſtehen ſoll, geſtrenger Herr, je nun, ſo gefallen ſie mir alle Beide; ob ich gleich das Fräulein Dulcinea nicht mit Augen geſehen habe." — „Wie, Verräther! nicht geſehen haſt du ſie?" ſchrie Don Quixote. „Haſt du mir nicht eben eine Antwort von ihr wiedergebracht?" — „Ich wollte nur ſagen, ich habe ſie nicht ſo lange und ſo mit Fleiß angeſehen, daß ich gemerkt hätte, wie ſchön ſie iſt, oder daß ich Punkt vor Punkt erzählen könnte, was ſie Schönes an ſich hat," verſetzte Sancho; „aber ſo überhaupt genommen, denk ich wohl, daß ſie ſchön iſt." „Das laß ich mir gefallen

und nun ſey dir auch vergeben," ſprach Don Quixote; „verzeih mir gleichfalls, wenn ich dir zu viel gethan habe; denn die erſten Bewegungen ſind nie in des Menſchen Gewalt." — „Ja, das ſehe ich wohl," antwortete Sancho. „Die Luſt zu reden gehört bei mir auch unter die erſten Bewegungen, die ich nicht in meiner Gewalt habe, und wenn ich einmal dran bin, dann muß Alles raus, wie mirs auf die Zunge kommt." — „Bei allem dem, Sancho," ſprach Don Quixote, „ſieh künftig wohl zu, was du redeſt; denn der Krug geht ſo lange zum Waſſer, — mehr will ich nicht ſagen." — „Schon gut," ſprach Sancho, „es iſt noch ein Gott im Himmel, der herunter auf die Welt ſieht und der auch unter uns richten wird, wer am meiſten Sünde thut, ich, wenn ich Unrecht rede, oder Ihr, wenn Ihr Unrecht thut."

„Nichts mehr, Sancho," ſprach Dorothea, „geht hin und küßt Eurem Herrn die Hand, bittet ihn um Verzeihung, ſeyd hinführo vorſichtiger in Eurem Lob und Tadel und ſprecht nie ſchlecht von dem Fräulein Toboſo, die ich zwar nicht kenne, der ich aber aufzuwarten wünſche. Verlaßt Euch übrigens auf den Himmel und glaubt, daß es Euch nicht an einer Herrſchaft fehlen ſoll, worin Ihr wie ein Fürſt leben könnt." Sancho ſchlich kopfhängend hin zu ſeinem Herrn und griff ihm nach der Hand; Don Quixote reichte ſie ihm mit ernſter Miene, und da ſie Sancho geküßt hatte, gab er ihm den Segen, und zog ihn ein wenig auf die Seite, weil er wichtige Dinge mit ihm zu ſprechen habe. Sie machten ſich Beide ein wenig auf dem Wege voraus, und da ſie ſo weit weg waren, daß man ſie nicht mehr hören konnte, ſprach Don Quixote: „Sancho, ich habe nach deiner Zurückkunft noch nicht ſo viel Zeit und Gelegenheit gehabt, dich über verſchiedne Punkte deiner Geſandtſchaft zu fragen, und genau zu hören, was du ausgerichtet haſt. Jetzt erzähle mir Alles, und verſag mir nicht länger die Freude, die du mir vermuthlich durch verſchiedene gute Neuigkeiten zu machen haſt." — „Nur gefragt, geſtrenger Herr," ſprach Sancho, „hin wie her, Ihr ſollt ſchon gute Auskunft finden. Aber ich bitt Euch ums Himmels Willen, ſeyd künftig nicht mehr ſo rachgierig." — „Warum ſagſt du das, Sancho?" fragte Don Quixote. —

„Deshalben," versetzte Sancho, „weil ich wohl weiß, daß ich die paar Püffe vorhin mehr um des Streits willen kriegte, den der Teufel neulich unter uns anblies, als wegen dessen, was ich von der Fräulein Dulcinea sagte, die ich wie eine heilige Reliquie in Ehren halte, obgleich ich von der Art nichts an ihr verspürt habe, bloß weil sie Euer Gestrengen zugehört." — „Sprich mir nicht davon, Sancho, so wahr dir dein Leben lieb ist," sprach Don Quixote, „es macht mir Verdruß. Ich hab dirs schon damals vergeben; aber du weißt, wie es im Sprüchworte heißt: neue Sünde, neue Buße."

Während sie so miteinander schwatzten, erblickten sie auf der Straße einen Kerl auf einem Esel, der, als er näher kam, wie ein Zigeuner aussah. Aber Sancho Pansa, welcher, wo er nur einen

Esel erblickte, gleich mit Leib und Seele dabei war, hatte ihn kaum gesehen, als er ihn für den Ginés von Passamonte erkannte. Und vom Faden zurück nach dem Knäuel greifend, schloß er vom Diebe auf den gestohlnen Esel und er hatte Recht, denn es war wirklich sein Grauer, auf welchem Passamonte daher kam, der sich, um nicht entdeckt zu werden, und den Esel sichrer zu verkaufen, in einen Zigeuner verkleidet hatte, weil er deren Sprache nebst vielen andern sehr fertig reden konnte. Ihn sehen und erkennen war Eins, und kaum hatte ihn Sancho gesehen und erkannt, so schrie er aus vollem Halse: „O du spitzbübischer Ginesillo, gieb mir das Meinige wieder, laß ab von meinem Leben, die Hand weg von meinem Augapfel, her mit meinem Esel, her mit meinem Herzblatt! Lauf, lauf du Hurensohn, fort, du schlechter Kerl, marsch und laß fahren, was nicht dein ist.“ Es brauchte nicht so vieler Umstände und Worte; denn kaum hatte Ginés Sanchos Stimme gehört, so sprang er herunter, schlug einen Trab an, der wie ein Galopp aussah, lief davon, was er konnte, und machte sich ihnen hurtig aus den Augen. Sancho eilte zu seinem Esel hin, umarmte ihn und rief: „O mein Goldschatz! mein Herzensgrauchen! wie ist dirs

denn gegangen, lieber, alter Kammerad?“ Und hiemit herzte und drückte er ihn, als wärs ein Menſch. Der Eſel ſchwieg, und ließ ſich, ohne zu antworten, von Sancho küſſen und ſtreicheln. Die Andern kamen hinzu und wünſchten ihm Glück, daß er ſeinen Grauſchimmel wiedergefunden, ſonderlich Don Quixote, der ihm noch dazu die Verſicherung gab, daß dies der Schenkung der drei Eſel nichts ſchaden ſolle, wofür ihm Sancho demüthig dankte.

Indeß ſich Don Quixote mit ſeinem Schildknappen, wie obgeſagt, insgeheim unterredete, lobte der Pfarrer die Dorothea wegen ihrer Erzählung, zumal, daß ſie ſich ſo kurz gefaßt und ganz im Geſchmack der Ritterbücher ausgedrückt habe. „Das war mir ein Leichtes,“ ſprach ſie, „denn ich habe ihrer viele geleſen; aber die Lage der Provinzen und Häfen weiß ich nicht ſo gut; drum verſah ichs auch und ſagte, daß ich zu Oſſuna gelandet wäre.“ — „Ich merkt es gleich,“ verſetzte der Pfarrer, „drum kam ich Euch zu Hilfe, wodurch Alles wieder ins Geleiſe kam. Aber iſts nicht ſeltſam, wie leicht der arme Junker alle Märchen und Lügen glaubt, wenn ſie Farbe und Schnitt ſeiner unſinnigen Bücher haben?“ — „Allerdings,“ ſagte Cardenio, „die Sache iſt ſo ſeltſam und unerhört, daß, glaub ich, der witzigſte Kopf Mühe haben würde, nur ſo was zu erdichten, was wir hier mit Augen ſehen.“ — „Dabei iſt es ſehr merkwürdig,“ ſprach der Pfarrer, „daß der Junker, außer den Narrheiten, die mit ſeiner Grille zuſammenhängen, über andre Dinge vernünftig ſpricht, und einen klaren Verſtand zeigt, ſo daß, wenn nur der Punkt ſeiner Ritterſchaft nicht berührt wird, ihm Jedermann ein geſundes Urtheil zuſprechen muß.“

Während ſie auf dieſe Art ſich miteinander unterhielten, ſetzte Don Quixote ſein Geſpräch mit Sancho folgendermaßen fort: „Werfen wir unſre kleinen Zänkereien ins Meer,“ ſprach Don Quixote, „und ſag mir aufrichtig und treu, wo, wie und wann haſt du die Dulcinea angetroffen? was machte ſie? was ſagteſt du ihr? was gab ſie zur Antwort? mit was für einem Geſichte las ſie meinen Brief? wer ſchrieb dir ihn ab? mit einem Worte, Alles ſag mir, was wiſſens- und erzählenswerth iſt, aber ohne etwas hinzu zu thun, um mir Vergnügen zu machen, oder etwas wegzulaſſen, um mir die Luſt nicht zu verderben.“ — „Geſtrenger Herr,“ verſetzte

Sancho, „die Wahrheit zu ſagen, ſo hat mir den Brief Niemand abgeſchrieben, denn ich hatte keinen mitgenommen.“ — „So iſts,“ verſetzte Don Quixote; „denn als du ſchon zwei Tage weg warſt, fand ich das Taſchenbuch, worein ich ihn geſchrieben hatte, und war in großer Verlegenheit drüber, was du anfangen würdeſt, wenn du keinen Brief hätteſt; ich dachte immer, du würdeſt wiederkommen und ihn holen.“ — „Das hätte ich auch gewiß gethan,“ ſprach Sancho, „wenn ich ihn nicht noch davon, daß mir ihn Euer Geſtrengen vorlas, auswendig gewußt hätte. Ich ſagt ihn alſo einem Küſter her, der mir ihn von Wort zu Wort aufſchrieb, und drauf ſchwur, ob er gleich ſein Lebtage ſo viel Bannbriefe geleſen und geſchrieben, hätte er doch noch keinen ſo hübſchen, wie den, geſehen.“ — „Und kannſt du ihn noch auswendig, Sancho?“ fragte Don Quixote. „Nein, geſtrenger Herr,“ verſetzte er; „denn da ich ihn hergeſagt hatte, und ſah, daß er mir weiter nichts half, hab ich ihn ſogleich wieder vergeſſen. Das Einzige weiß ich noch davon: Hoſenpreisliches, will ſagen hochpreisliches Fräulein, und den Schluß: der Eurige bis in den Tod, Ritter von der traurigen Geſtalt, und zwiſchen hinein bracht ich mehr als 300 Seelchen, Täubchen und Aeuglein an.“

Einunddreißigſtes Kapitel.

Kurzweiliges Geſpräch zwiſchen Ritter Don Quixote und Sancho Panſa, ſeinem Schildknappen, ſammt anderm Verlauf.

refflich, mein lieber Sancho," ſprach Don Quixote, „nur weiter, du kamſt alſo an, und was machte denn meine Schönheits-Königin? Sicher reihte ſie Perlen an, oder ſtickte irgend ein Sinnbild mit Goldfaden für ihren gefangenen Ritter?"

Sancho. Das nicht, ſie fegte eben zwei Scheffel Getraide im Hof.

Don Quixote. Aber verwandelten ſich die Waizenkörner nicht ſogleich in Perlen, wie ihre ſchönen Hände ſie berührten? und war das, was ſie fegte, nicht vom feinſten Korne?

Sancho. Mit Nichten, es war nur Roggen.

Don Quixote. Mag seyn, aber ich versichere dir, wenn er durch ihre Hand lief, muß er das schönste Mehl geben. Doch weiter! Da du ihr meinen Brief gabst; küßte sie ihn? drückte sie ihn an die Stirne? oder that sie sonst etwas, das eines solchen Briefes würdig war?

Sancho. Sie hatte eben ein ganzes Sieb von Getraide und war mächtig emsig, da ich ihr den Brief geben wollte. Legt ihn nur

hin auf den Sack, guter Freund! sprach sie, ich kann ihn nicht eher lesen, bis ich den Rest da vollends gefegt habe.

Don Quixote. O wie fein, Sancho! das that sie bloß darum, weil sie ihn hernach mit Muße lesen und sich daran ergötzen wollte. Weiter, Sancho! Was sprach sie, während ihrer Arbeit, mit dir? was fragte sie dich von mir? was gabst du ihr zur Antwort? Geschwind, lieber Sancho, erzähl mir Alles, und vergiß auch die geringste Kleinigkeit nicht.

Sancho. Fragen that sie mich nichts, gestrenger Herr! aber ich erzählte ihr, wie es Euch um ihretwillen gienge, wie Ihr Buße

thätet, daß Ihr nackt bis auf den Hosenbund, wie ein wilder Mann im Gebirge herumliefet, auf dem bloßen Gottes Erdboden schliefet, keinen Bissen äßet, Euch den Bart nicht kämmtet, heultet und auf Euer Schicksal fluchtet.

Don Quixote. Das hast du nicht gut gemacht, Sancho! Ich fluche nicht auf mein Schicksal, ich segne es vielmehr, und werde es Zeit meines Lebens segnen, daß es mich würdig gemacht hat, die Liebe eines so hohen Fräuleins, als Dulcinea von Toboso, zu verdienen.

Sancho. Ja, meiner Treu! gestrenger Herr, was die Höhe betrifft, da habt Ihr Recht, denn sie ist Euch über eine Faust größer als ich.

Don Quixote. Wie, Sancho? hast du dich mit ihr gemessen?

Sancho. Mit Fleiß eben nicht, aber da ich ihr eben einen Sack Getraide auf einen Esel heben half, kamen wir so nahe zusammen, daß ichs wohl sehen konnte, daß sie eine gute Spanne größer war als ich.

Don Quixote. Aber bekleidet und schmückt sie ihre Größe nicht mit tausend Millionen Seelenreizen? Und Eins wirst du mir zugeben

müſſen, Sancho! empfandeſt du nicht, als du näher zu ihr trateſt, einen Wohlgeruch, einen balſamiſchen Duft, ein gewiſſes herrliches unnennbares Etwas, ſo ungefähr, als ob du in den Laden eines Spezereihändlers gekommen wäreſt?

Sancho. Was ich ſagen kann, geſtrenger Herr! iſt: ſie roch ſo ſo, ein bischen männlich, und das kam wohl daher, weil ſie bei ihrem Fegen unbändig geſchwitzt hatte.

Don Quixote. Ach, das kann nicht ſeyn, du mußt den Schnupfen gehabt, oder dich ſelbſt gerochen haben; denn ich weiß wohl, wie dieſe Roſe unter den Dornen, dieſe Lilie des Feldes und dieſer zerſchmolzne Ambra riechen muß.

Sancho. Nun, das iſt auch möglich; denn manchmal freilich pflegt ein Geruch von mir auszugehen, und vielleicht wars eben damals ſo, und ich dachte, es käm von dem gnädigen Fräulein Dulcinea. Aber das iſt auch eben kein groß Wunder, denn es iſt ein Teufel wie der andre.

Don Quixote. Nun gut! ſie hatte alſo ihr Getraide gefegt und ſchickte es in die Mühle; was that ſie denn aber, da ſie meinen Brief geleſen hatte?

Sancho. Den Brief? — ſie hat ihn gar nicht geleſen; denn ſie ſagte, ſie könne weder leſen noch ſchreiben. Sie nahm ihn und zerriß ihn in kleine Stückchen, damit ihn ſonſt kein Menſch leſe; denn, ſagte ſie, die Leute im Dorf brauchten nicht Alles zu wiſſen. Sie meinte auch, es wäre ſchon genug, was ich ihr mündlich von Euer Geſtrengen Liebe zu ihr, und von Eurer ſchrecklichen Buße um ihretwillen geſagt hätte, und endlich ſagte ſie mir, ſie ließ Euer Geſtrengen wieder ſchön grüßen, und küßte Euch die Hände, und möchte Euch lieber ſehen, als Euch ſchreiben. Und ſie bittet Euch und befiehlt Euch, Ihr ſollt gleich nach erhaltner Antwort aus der Wüſte aufbrechen und Eure Narrheiten ſeyn laſſen, und Euch auf den Weg nach Toboſo machen, wenn Euch nichts Wichtigers dazwiſchen käme; denn ſie hätte ein gar ſchreckliches Verlangen, Euer Geſtrengen zu ſehen. Sie wollte ſich todt lachen, da ich ihr erzählte, daß Ihr der Ritter von der traurigen Geſtalt heißt. Ich fragte ſie auch, ob nicht neulich der Biscaier zu ihr gekommen wäre? Ja, ſagte ſie, es

war ein schmucker Bursche. Ich fragte auch nach den Ruderknechten, aber sie sagte, daß sie bis jetzt noch keinen gesehen habe.

Don Quixote. Das geht Alles gut bisher! Aber sag mir doch, was gab sie dir denn bei dem Abschiede für ein Kleinod für die gute Nachricht, so du ihr von mir gebracht hattest? Denn es ist unter fahrenden Rittern und Damen von Uralters her Brauch, daß sie den Schildknappen, Kammerfräulein oder Zwergen, die ihnen von einander gute Nachricht bringen, aus Dankbarkeit ein reiches Kleinod, ein Juwel, oder sonst etwas verehren.

Sancho. Der löbliche Brauch mag sonst wohl gewesen seyn, jetzt aber ists abgekommen; jetzt giebt man kaum noch ein Stück Brod und Käse; denn mehr hat mir das Fräulein Dulcinea nicht über die Hofwand herausgereicht, als ich Abschied von ihr nahm; und damit Ihr seht, daß ich nicht lüge, kann ich Euch noch dazu sagen, es war Schafkäs.

Don Quixote. Sie muß eben gar nichts bei sich gehabt haben, sonst hätte sie dir gewiß ein goldnes Kleinod gegeben; denn sie ist sonst außerordentlich freigebig. Aber laß nur seyn; nach Ostern schmeckt der Kuchen auch noch gut. Ich werde sie sehen, und es wird sich schon geben. Weißt du aber, was mich am meisten wundert, Sancho? Ich glaube, du mußt durch die Luft hin- und hergeflogen seyn; denn

es sind doch wohl immer dreißig Meilen von hier bis Toboso, und du hast in drei Tagen den Hin- und Herweg gemacht. Darum vermuthe ich, daß der weise Zauberer, mein Freund und Beschützer — denn ich habe einen und muß einen haben, sonst wär ich ja kein ächter fahrender Ritter — daß, sage ich, der weise Zauberer dir so schnell, ohne daß du es selbst gemerkt, fortgeholfen haben muß. Denn das ist nichts Unerhörtes, daß so ein Zauberer einen fahrenden Ritter schlafend zusammt dem Bette davon geführt, so daß er, ohne zu wissen, wie? wohl tausend Meilen weit von dem Platze, wo er sich schlafen gelegt, wieder erwachte. Wäre auch dies nicht, wie könnten sich fahrende Ritter einander in ihren Gefahren zu Hilfe kommen, wie doch immer geschieht? So kämpft zum Exempel einer in den armenischen Gebirgen mit einem Lindwurm oder andern schrecklichen

Ungeheuern, oder auch wohl mit einem Ritter, wobei es so hitzig hergeht, daß sein Leben in augenscheinlicher Gefahr ist. Siehe, da kommt, ehe sichs ein Mensch versieht, auf einer Wolke oder auf einem Feuerwagen durch die Luft ein andrer Ritter, sein Freund, der kurz zuvor noch in England war, ihm zu Hilfe, befreit ihn vom Tode, und setzt sich Abends guter Dinge in seinem eignen Hause zu Tisch, obgleich er einen Weg von zwei bis dreitausend Meilen gemacht hat. Dies alles geschieht durch Kunst und Wissenschaft jener weisen Zauberer, die für tapfre Ritter Sorge tragen, und somit wundre ich mich keineswegs, daß du deine Reise so schnell geendet hast; denn unstreitig hat dich ein Zauberer, mein Freund, durch die Luft geführt, ohne daß du es gewußt hast.

Sancho. So muß es seyn, denn Rozinante lief wie ein Zigeunereſel, und als wenn er Queckſilber in den Ohren hätte.

Don Quixote. Ja wohl Queckſilber und noch dazu eine Legion Teufel; denn das ist ein Volk das Beine hat und Andern Beine macht,

nach Belieben, ohne müde zu werden. Aber dies beiseite. Was meinst du, Sancho, daß ich nun auf den Befehl meines Fräuleins, zu ihr zu kommen, thun soll? So sehr ich verbunden bin, ihr gehorsam zu seyn, so unmöglich ist mirs wegen des Versprechens, das ich dieser Prinzessin gegeben habe; und selbst die Rittergesetze zwingen mich, eher mein Wort zu halten, als an mein Vergnügen zu denken. Was soll ich nun thun? Auf einer Seite liegt mir die Sehnsucht, meine Geliebte zu sehen, am Herzen; auf der andern ruft mich mein Wort, und lockt mich die Ehre, die mir bei diesem Unternehmen gewiß ist.

Aber ich will mir schon helfen. Ich will geschwind hinreisen zu diesem Riesen, ihm gleich nach der Ankunft den Kopf abhauen, die Prinzessin auf den Thron setzen, und schleunig zurückkehren, um das Licht meiner Sinne zu sehen. Macht sie mir dann Vorwürfe, daß ich nicht gleich gekommen sey, so habe ich die beste Entschuldigung von der Welt, weil sie sieht, daß alles dies zur Ausbreitung und Verherrlichung ihres Ruhms und Namens geschehen; denn Alles, was ich durch die Waffen in meinem Leben gethan habe, thue und noch thun werde, hab ich Alles ihrer Gunst und der Ehre zu danken, daß ich der Ihrige bin.

Sancho. Ach! wie könnt Ihr Euch so viel kümmern um taube Nüsse. Sagt mir doch, gestrenger Herr, wollt Ihr denn den weiten Weg so gar umsonst und um nichts thun, und eine solche Kernheirath nebenauslassen, wo es ein ganzes Königreich zur Mitgift giebt? ein Königreich, das, wie ich gehört habe, bei zwanzigtausend Meilen in der Runde und Lebensmittel in schwerer Menge hat, und größer als Portugal und Castilien zusammen ist? Und das wollt Ihr so fahren lassen? Schweigt um Gotteswillen stille und schämt Euch, daß Ihr nur so was sagen konntet! Folgt meinem Rathe, nehmt mirs nicht übel und heirathet die Prinzessin im ersten Dorfe, wo ein Pfarrer ist; oder noch besser, da haben wir ja unsern Herrn Licentiaten, der Euch auf der Stelle trauen kann, wie ein Däußchen. Ich bin alt genug, einen guten Rath zu geben, und der, den ich Euch gebe, kommt von der rechten Schmidte.

Ein Sperling in der Hand iſt beſſer als ein Adler auf dem Dache, und wer im Sommer nicht Holz einträgt, muß auch nicht klagen, wenn er im Winter friert.

Don Quixote. Ich merke wohl, was dich ſo eifrig macht, Sancho. Es iſt dir bloß darum zu thun, daß ich bald König werde, und dir die verſprochne Belohnung geben kann? Aber du mußt wiſſen, daß ich dies, auch ohne die Prinzeſſin zu heirathen, thun kann; denn eh ich noch einen Schlag thue, werde ich mir voraus bedingen, daß, wenn ich den Sieg gewinne, man mir ohne Heirath einen Theil des Reichs abtrete, den ich geben könne, wem ich wolle; und hab ich ihn, wer wird ihn ſonſt bekommen als du?

Sancho. Das iſt klar. Aber geſtrenger Herr, ſeht wohl zu, daß Ihr ein Stück nehmt, das an der See liegt, damit, wenn mirs nicht in dem Lande gefällt, ich meine Mohren in ein Schiff packen

und damit machen kann, was ich ſchon geſagt habe. Laßts alſo mit der Reiſe zum Fräulein Dulcinea jetzt nur gut ſeyn, und geht hin und gebt dem Rieſen den Gnadenſtoß; denn das iſt eine Sache, die, wenn wir ſie nur fein bald abthun, uns viel Ehre und Nutzen bringen wird.

Don Quixote. Verlaß dich drauf, Freund Sancho, ich folge deinem Rathe, und reiſe erſt mit der Prinzeſſin, ehe ich zum Fräulein Dulcinea gehe. Aber merke wohl, Sancho! ſag gegen Niemand ein Wort von Allem, was wir hier geſprochen und ausgemacht haben! ſelbſt gegen Niemand von unſrer Geſellſchaft! denn Dulcinea iſt zurückhaltend, daß ſie Niemand von ihren Angelegenheiten wiſſen laſſen will, und es wäre ſchlecht von mir, wenn ich dieſe entweder ſelbſt oder durch einen Andern ausſchwatzen wollte.

Sancho. Wenn aber das iſt, geſtrenger Herr, warum ſchickt Ihr denn Alle, die Ihr überwindet, hin, daß ſie ſich dem Fräulein Dulcinea ſtellen ſollen? da iſts ja wie verbrieft und verſiegelt, daß Ihr ſie liebt und ſie Euch. Bedenkt nur, die Leute ſollen hingehen, ſollen ihr zu Füßen fallen, und ſprechen, Euer Geſtrengen ſchicke ſie hin, und doch ſoll Euer Geheimniß verſchwiegen bleiben!

Don Quixote. O, was für ein dummer Wicht du biſt, Sancho! Siehſt du denn nicht ein, daß dies Alles zu ihrer Ehre und Verherrlichung gereicht? und weißt du nicht, daß es nach Ritterbrauch einer Dame große Ehre bringt, wenn viel fahrende Ritter ihr dienen, die ſonſt keinen Wunſch haben, als ihr um ihrer ſelbſt willen zu dienen, und keine andre Gebühr für ihre vielen und guten Dienſte verlangen, als die Erlaubniß, ihr Ritter zu ſeyn, und ihr zu hofieren?

Sancho. Das iſt ja, wie ich habe predigen hören, unſern Herrn Gott ſollte man um ſein ſelbſt willen lieb haben, ohne an Himmel und Hölle zu denken, ob ich ihn gleich um deſſen willen, was er vermag, lieben und ihm dienen möchte.

Don Quixote. Was Teufel, Sancho, wie kommt dir das? Du biſt ein bloßer Bauer, und ſagſt manchmal ſo gelehrte Sachen, daß man glauben ſollte, du hätteſt ſtudiert.

Sancho. Und doch kann ich nicht einmal leſen.

Indem rief ihnen Meiſter Niklas zu, ſie ſollten warten, weil die Geſellſchaft an einer Quelle ausruhen und trinken wolle. Don

Quixote hielt an, zu Sanchos großer Zufriedenheit, weil er ſich ſchon ganz müde gelogen hatte, und befürchtete, ſein Herr möchte ihn in einem Worte fangen; denn, daß Dulcinea ein Bauermädchen von Toboſo war, wußte er zwar, aber geſehen hatte er ſie in ſeinem Leben nicht. Cardenio hatte indeſſen Dorotheas Mannskleider angezogen, die, ob ſie gleich nicht die beſten waren, doch immer ihm beſſer anſtanden als ſein erſter Anzug im Gebirge. Sie ließen ſich bei der Quelle nieder, und ſtillten mit dem kleinen Vorrathe, den der Pfarrer aus der Schenke mitgenommen hatte, ihren großen Hunger.

Während des Eſſens kam ein ſtämmiger Junge die Straße her, blieb ſtehen, und beſah die Geſellſchaft, welche um die Quelle her lag; dann lief er auf Don Quixote zu, umfaßte ihm die Knie,

und sprach heulend: „Ach, lieber Herr! lieber gestrenger Herr! kennt Ihr mich denn nicht mehr? Seht mich doch nur an, ich bin ja Andres; der Andres den Ihr von der Eiche los machtet, wo ich angebunden war.“

Don Quixote erkannte ihn, nahm ihn bei der Hand, und kehrte sich zu den Umstehenden. „Seht, meine Freunde,“ sprach er, „wie unentbehrlich fahrende Ritter in der Welt sind, dem Unrecht zu steuern, welches böse Menschen anstiften. Ich reiste vor einiger Zeit durch einen Wald, und hörte Schreien und ein klägliches Winseln. Von Pflicht und Amtswegen eilte ich dem Orte zu, wo mir die Stimme herzukommen schien, und fand diesen jungen Menschen an einer Eiche angebunden. Ich freue mich von ganzer Seele, daß er hier gegenwärtig ist, und mir bezeugen kann, daß ich nicht lüge. Er war, sage ich, an eine Eiche gebunden, nackt bis an den Gürtel, und ein Bauer, der, wie ich hernach erfuhr, sein Herr war, peitschte ihn mit einem Pferdezaume. Ich fragte ihn um die Ursache einer so harten Züchtigung, und der Flegel antwortete mir, es wäre sein Knecht, und er peitsche ihn wegen einiger Nachlässigkeit, die er mehr aus Bosheit als aus Dummheit begangen habe. Nein, sprach der arme Bube, er prügelt mich, weil ich meinen Lohn haben will. Der Bauer brachte noch, ich weiß nicht was für Entschuldigungen vor, die ich zwar anhörte, aber nicht gelten ließ. Kurz, er mußte den Buben losbinden, und mir schwören, ihn mit sich nach Hause zu nehmen, und ihm Real vor Real in vollwichtiger Münze zu zahlen. Ist das nicht Alles wahr, mein Sohn Andres? Hast du nicht gesehen, wie streng ich es ihm gebot, und wie demüthig mir der Bauer angelobte, meinem Befehl in allen Stücken nachzukommen? Sey nicht blöde, antworte, erzähle diesen Herren Alles, wie's gegangen ist, damit sie sehen, was für nützliche und nothwendige Leute fahrende Ritter auf den Straßen sind.“

„Was Ihr erzählt habt, gestrenger Herr, ist Alles wohl wahr,“ antwortete der Junge; „aber die Sache lief ganz anders ab, als Euer Gestrengen sich einbildet.“

„Wie anders?“ fuhr Don Quixote auf; „hat dich der Bauer nicht bezahlt?“

„Ja doch, bezahlt?“ verſetzte Andres. „Nicht nur das hat er nicht gethan, ſondern als Euer Geſtrengen zum Holze hinaus war, hat er mich wieder gekriegt, an die nämliche Eiche gebunden und mich ſo jämmerlich gepeitſcht, daß ich ausſah wie ein geſchundner Sankt Barthelmees; und bei jedem Hiebe, den er mir gab, machte er noch Spaß, und höhnte Euer Geſtrengen ſo aus, daß ich ſelbſt hätte lachen müſſen, wenns mir nicht ſo weh gethan hätte. Meiner Seel, er hat mich ſo jämmerlich zugedeckt, daß ich ſeit der Zeit nicht aus dem Spitale gekommen bin. Und an allem dem iſt Niemand ſchuld als Ihr, geſtrenger Herr; denn wäret Ihr Eures Wegs fortgezogen, und nicht hingegangen, wohin Euch Niemand rief, und hättet Ihr Euch nicht in andrer Leute Sachen gemengt, ſo wär ich mit einem paar Dutzend Schlägen durchgekommen, und mein Herr hätte mich bezahlt; da Ihr ihn aber ſo ſchimpftet, und loſe Reden gabt, wurde er rappelköpfiſch, und da ers nicht an Euch auslaſſen konnte, brach das Wetter über mich los; und, meiner Treu, er hat mirs ſo arg gemacht, daß ich glaube, ich werde in meinem Leben nicht wieder zu rechte.“

„Der einzige Fehler,“ ſprach Don Quixote, „war, daß ich zu bald fortgieng; ich hätte ſchlechterdings bleiben ſollen, bis er dich bezahlt hatte; denn das mußte ich freilich aus langer Erfahrung wiſſen, daß ein Bauer nicht Wort hält, wenn er nicht ſieht, daß es ihm Nutzen bringt, wenn ers hält. Aber erinnre dich, Andres, daß ich geſchworen habe, ihn, falls er dich nicht bezahlte, wieder aufzuſuchen, und ſollte er auch im Bauche eines Wallfiſches ſtecken.“

„Das iſt wohl wahr,“ ſprach Andres, „aber was hilfts?“

„Gleich ſollſt du ſehen, was es hilft,“ ſchrie Don Quixote, ſprang auf, und befahl dem Sancho, ſeinen Rozinante aufzuzäumen, welcher weidete, indeß die Andern aßen.

„Wo wollt Ihr denn hin, Herr Ritter?“ fragte Dorothea.

„Fort,“ ſprach Don Quixote, „den Schurken von Bauer zu ſuchen, ihn nach Gebühr zu ſtrafen, und ihn zu zwingen, daß er den

Andres bis auf den letzten Moravedi bezahlt, zu Trotz allen Bauern in der Welt."

„Aber Herr Ritter," versetzte Dorothea, „Ihr habt mir ja versprochen, Euch schlechterdings in kein Unternehmen einzulassen, bis Ihr mir die versprochne Gabe gewährt habet. Beruhigt Euch also, und verschiebt diese Rache, bis Ihr aus meinem Reiche wiederkommt."

„Ihr habt Recht, durchlauchtige Prinzessin," sagte der Ritter, „lieber Andres, du mußt bis zu meiner Wiederkunft warten, wie die Prinzessin sagt, und ich schwöre dir aufs Neue, daß ich nicht eher ruhen will, bis du gerächt und ganz bezahlt bist."

„Ich gebe nicht viel um Eure Schwüre," sprach Andres; „wer weiß, wann Ihr wiederkommt? Jetzt möcht ich für die schönste Rache in der Welt lieber einen Zehrpfenning nach Sevilla haben. Gebt mir was zu essen, wenn Ihr was habt, und auch was mit auf den Weg. Got sey mit Euch und allen fahrenden Rittern, die so gut für sich fahren mögen, als ich mit ihnen gefahren bin." — Sancho nahm aus seinem Schnappsack ein Stück Brod und Käse, gabs dem Jungen und sprach: „da, Bruder Andres, es ist billig, daß ein Jeder an deinem Unglück Theil nehme." — „Was kostet dich denn der Theil, den du daran nimmst?" fragte Andres. — „Das Stück Brod und Käse, das ich dir gebe," versetzte Sancho; „und Gott weiß, ob ichs entbehren kann oder nicht; denn, du guter Junge, du mußt wissen, daß die Schildknappen der fahrenden Ritter oft nichts zu beißen noch zu brechen haben, und Tausenderlei sonst noch ausstehen müssen, was sich besser fühlen als sagen läßt." Andres nahm sein Brod und den Käse, und da er sah, daß ihm sonst Niemand was gab, hängte er den Kopf und nahm den Weg unter die Füße, wie man zu sagen pflegt; ehe er aber gieng, sprach er noch zu Don Quixote: „ich bitte Euch um Gotteswillen, Herr fahrender Ritter, wenn Ihr mich irgend wieder antrefft, so helft mir nicht, und ob sie mich gleich in Stücke rissen, sondern laßt mich nur in meinem Unglücke; denn es kann doch nicht so arg seyn, als das, was Ihr draus macht, wenn Ihr mir helfen wollt. Gott verdamme Euch und alle fahrenden Ritter in der Welt!"

Don Quixote wollte aufstehen und ihn züchtigen, der Junge aber lief so hurtig, daß Niemand ihn hätte einholen können. Der Ritter aber war sehr beschämt über das, was Andres erzählt hatte, und die Andern mußten das Lachen verbeißen, um ihn nicht ganz außer Fassung zu bringen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Was unserm Ritter und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnet.

angsam setzten sie nach eingenommener Mahlzeit ihre Reise fort, und kamen Tags darauf an die Schenke, die dem guten Sancho allzeit Furcht und Schrecken einjagte, so oft er sie sah. Gern wäre er nicht mit hinein gegangen, aber es half nichts, fort konnte er nicht. Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes eilten, da sie Don Quixote und Sancho kommen sahen, voller Freuden hinaus, sie zu empfangen. Unser Ritter erwiederte ihren Willkomm mit herablassendem Ernst, und sagte nur, man solle ihm ein besseres Bett geben, als

das letztemal. „Wenn Ihr beſſer bezahlt als das letztemal, geſtrenger Herr," ſagte die Wirthin, „ſo ſollt Ihr eins haben, wie ein Prinz."

Don Quixote verſicherte, „das ſoll geſchehen." Und nun ſchlug man ihm zwar ein beſſeres Bett, aber in eben derſelben Kammer auf, worin er das vorigemal geſchlafen hatte. Er legte ſich, an Leib und Seele müde und kraftlos nieder.

Kaum war er abgefertigt, ſo nahm die Wirthin den Barbier beim Barte und ſchrie: „Meiner Treu! Ihr ſollt mir auch nicht länger mit meinem Schwanze als Bart rumlaufen. Her damit! Meines Mannes ſeiner fährt auf dem Boden herum, daß es eine Schande iſt, ſein Kamm nämlich, den ich in den Schwanz zu ſtecken pflegte."

Der Barbier wollte ihr denſelben nicht geben, ſo ſehr ſie ihn auch zerrte, bis ihm endlich der Pfarrer ſagte, weil er ſeine Rolle nicht mehr nöthig habe, könne er ihn nur abgeben, und in ſeiner wahren Geſtalt erſcheinen, denn er brauche nur Don Quixoten zu ſagen, nachdem ihn die Räuber ausgeplündert, ſey er in dieſe Schenke geflohen, und wenn er nach dem Stallmeiſter der Prinzeſſin frage, wolle man ihm weis machen, die Prinzeſſin habe ihn indeſſen in ihr Reich vorausgeſchickt, um zu melden, daß ſie komme, und den Befreier Aller mit ſich bringe. Hierauf gab Meiſter Niklas der Wirthin den Schwanz und zugleich auch die übrigen Sachen, die ſie zu ihrer Mummerei von ihr geborgt hatten.

Jedermann in der Schenke bewunderte Dorotheens Schönheit und den feinen Schafknecht Cardenio. Der Pfarrer beſtellte ein Eſſen, ſo gut es in der Schenke zu haben war, und der Wirth, der diesmal beſſer bezahlt zu werden hoffte, that auch ſein Mögliches, ihnen gut aufzutiſchen. Alles dies verſchlief Don Quixote, und ſie fanden es auch nicht für gut, ihn aufzuwecken, weil ihm der Schlaf nöthiger war, als Eſſen.

Sie ſprachen über Tiſche von Don Quixotens ſeltſamer Narrheit, und von dem Zuſtande, in welchem ſie ihn gefunden hätten.

Der Wirth, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes ware zugegen und hörten zu. Die Wirthin ihrerseits erzählte ihnen sein Abenteuer mit dem Eselstreiber, und da sie sich nach Sancho umgesehen und bemerkt hatte, daß er nicht zugegen war, beschrieb sie seine Prelle, was Allen Stoff genug zum Lachen gab. „Daran ist nichts anders Schuld," rief der Pfarrer, „als die verwünschten Ritterbücher, die der arme Junker las; die haben ihm den Kopf verrückt."

„Schweigt doch stille, hochwürdiger Herr! wie kann denn das seyn?" sprach der Wirth. „Meiner Treu! ich dächte, es wären keine bessern Bücher in der Welt, so hübsch lesen sie sich. Ich habe ihrer auch zwei oder drei da, mit noch andern Papieren, die mir und vielen Andern ein rechtes Labsal gewesen sind; denn in der Ernte versammeln sich immer eine Menge Schnitter bei mir, während der Mittagsruhe; meistens ist Einer drunter, der lesen kann, der nimmt denn eins von den Büchern, und da setzen wir uns, bei mehr als dreißig um ihn her, und horchen ihm mit so viel Wohlgefallen zu, daß wir Essen und Trinken drüber vergessen. Mir wenigstens, wenn ich von den erschrecklichen Hieben höre, welche die fahrenden Ritter austheilen, und von den großen Thaten, die sie thun, juckt es immer, auch so was zu thun, und meiner Seele ich wollt Euch Tag und Nacht so zuhören."

„Ich wär es auch zufrieden," sprach die Wirthin; „denn ich habe nicht eher Ruh im Hause, als bis du sitzest und lesen hörst; denn wenn du so drauf erpicht bist, denkst du wenigstens nicht ans Keifen und Schimpfen."

„Das ist wahr," sprach Maritornes; „es hört sich auch gar zu fein an, und es stehen gar hübsche Sachen in den Büchern, zumal wenns drinnen kömmt, wie die oder jene Dame in den Armen ihres Ritters unter einem Pomeranzenbaume liegt, und nicht weit davon ihre Kammerfrau Wache halten muß, die derweile vor Neid und Aergerniß bersten möchte. Ach das sind lauter honigsüße Sachen!"

„Und was dünkt Euch davon, liebes Jüngferchen?“ fragte der Pfarrer die Wirthstochter. — „Ich weiß es ſelbſt nicht, hochwürdiger Herr,“ verſetzte ſie. „Ich höre auch ſo mit zu, und wenn ichs auch nicht verſtehe, gefällt mirs doch. Doch habe ich meine Freude nicht eben an den wilden Streichen, die mein Vater ſo lobt, ſondern vielmehr an den Wehklagen der Ritter, wenn ſie nicht bei ihren Damen ſind. Meiner Treu! manchmal preſſen ſie mir die Thränen aus, ſo ſehr dauern mich die armen Liebhaber.“ — „Würdet ihr wohl ſo hart gegen ſie ſeyn, meine Tochter, wenn ſie um Euch weinten?“ fragte Dorothea. — „Was ich thun würde, weiß ich nicht,“ antwortete das Mädchen. „Aber es iſt wahr, es giebt doch ſo grauſame Damen drunter, daß ihre Ritter ſie gar Löwen und Tiger heißen, und ihnen noch andre garſtige

Namen geben. Mein Gott! Ich möchte nur wissen, wie's solche unbarmherzige und gewissenlose Leute geben könne, die einen ehrlichen Mann lieber sterben, oder gar närrisch werden lassen, ehe sie ihn nur einemal freundlich angucken. Was soll den all ihre Ziererei? Wenn sie so ehrbar thun, ei, so mögen sie ihre Ritter heirathen, die ohnedies nichts Andres wollen." — „Schweig Mädchen!" sprach ihre Mutter; „man sollte Wunder denken, wie viel du von den Sachen wüßtest. Es steht gar nicht fein für eine Jungfer, wenn sie so viel davon weiß und gar herausschwatzt." — „Der hochwürdige Herr da fragte mich ja, und ich mußte ihm doch antworten. Mutter!" versetzte sie.

„Wohlan, Herr Wirth," sprach der Pfarrer, „bringt uns einmal Eure Bücher; ich möchte sie doch auch sehen." — „Gleich, gleich, hochwürdiger Herr!" antwortete der Wirth, lief in seine Kammer, holte ein altes, mit einem Kettchen verschloßnes Felleisen und zog

drei große Bücher, nebst einigen Handschriften, sehr deutlich geschrieben, heraus. Das erste Buch, so zum Vorscheine kam, war Don Cirongilio von Thracien, das andre Don Felix Marte

von Hyrcania und das dritte die Geschichte des großen Kapitäns Gonzalo Hernandez von Cordova nebst dem Leben des Diego

Garcia von Paredes. Nachdem der Pfarrer die Titel von den ersten gelesen hatte, kehrte er sich zum Barbier und sprach: „Hier fehlt uns Niemand als die Haushälterin und Nichte unsers guten Freundes.“ — „Daran solls uns nicht fehlen,“ sprach Meister Niklas; „ich

will sie wohl selber in den Hof oder in das Kamin tragen, es ist eben ein feines Feuer drinnen." — „Himmel, Element, Herr! wollt Ihr meine Bücher verbrennen?" schrie der Wirth. — „Nur die beiden, den Don Cirongilio und Felix Marte," versetzte der Pfarrer. — „Sinds denn irgend Ketzer oder Phlegmatiker, hochwürdiger Herr, daß Ihr sie verbrennen wollt?" fragte der Wirth. — „Schismatiker, müßt ihr sagen, und nicht Phlegmatiker, guter Freund," sprach der Barbier. — „Nu, so mein ichs auch," versetzte der Wirth; „aber wenn Ihr ja eins verbrennen wollt, so nehmt da den großen Kapitän und den Diego Garcia; denn, meiner Treu! eher wollt ich meinen leiblichen Sohn verbrennen lassen, als eins von jenen beiden." — „Guter Freund," sprach der Pfarrer, „jene beiden, auf die ihr so versessen seyd, sind nichts als ein Haufen Lügen, Narrenpossen und albernes Zeug; das dritte aber ist die wahre Geschichte des bekannten Gonzalo Hernandez von Cordova, der wegen seiner vielen und großen Thaten den Zunamen „der große Kapitän" bekam, ein Ehrentitel, der seinen wahren Verdiensten von Rechtswegen gebührt. Der andre, Diego Garcia von Paredes, war ein vornehmer Ritter aus der Stadt Trurillo in Estremadura, ein braver Soldat, und von solcher Leibesstärke, daß er mit einem einzigen Finger ein Mühlrad in vollem Laufe aufhalten konnte, auch einmal, bloß mit dem Degen in der Hand, den Eingang einer Brücke gegen ein zahlreiches Heer vertheidigte. Außerdem hat er noch viele andre berühmte Thaten gethan; hätte er sie nicht selbst mit so außerordentlicher Bescheidenheit beschrieben, sondern würde ein andrer unpartheiischer Geschichtschreiber sie erzählt haben, so könnte er gar leicht einen Hector, Achilles und Roland verdunkeln." — „Geht mir doch weg! das ist wohl ein rechtes Wunder, ein Mühlrad aufzuhalten!" versetzte der Wirth. „Da leset nur einmal den Felix Marte von Hyrcanien, Herr Pfarrer, da findet Ihr ganz andre Sachen. Fünf große ungeheure Riesen hat er auf einen einzigen Hieb von einander gehauen, als wären es Hanfstängel oder Männerchen aus Teig gewesen, wie sie die Kinder zu machen pflegen. Ein andermal hat er eine schrecklich große Armee, von mehr als einer Million und sechsmalhunderttausend Soldaten, alle von oben

alle Mühe geben, dir Ehre und Leben zu rauben, und zugleich mich ſelbſt um beides zu bringen. Denn wenn ich deine Ehre morden ſoll, ſo iſt es klar, daß ich dich zugleich mit ums Leben bringe, weil ein entehrter Menſch unglücklicher iſt als ein todter; und wenn ich, wie du verlangſt, derjenige ſeyn ſoll, welcher dir ſo großes Uebel zufügt, morde ich da nicht auch meine eigne Ehre und folglich auch mein Leben? Höre mich an, Anſelmo, und unterbrich mich nicht, bis ich dir Alles geſagt habe, was ich gegen dein Begehren einwenden muß, hernach wird noch Zeit genug übrig bleiben, daß du mir antworteſt, und ich dich anhöre."

Anſelmo war damit zufrieden und Lotharío fuhr fort: „Mich däucht, dir geht es ebenſo wie den Mauren, welche man weder durch Stellen aus der heiligen Schrift, noch durch Gründe, die aus der Vernunft und Glaubenslehre geſchöpft ſind, von ihren Irrthümern überzeugen kann, ſondern denen man ſchlagend einleuchtende, handgreifliche Beiſpiele und daraus abgeleitete mathematiſch richtige Folgerungen, wie etwa den Satz „Gleiches von Gleichem giebt Gleiches" vorhalten, und wenn ſie Worte nicht verſtehen, mit der derbſten Wirklichkeit zuſetzen muß, und die am Ende dennoch von den Wahrheiten unſrer heiligen Religion unüberzeugt bleiben. Daſſelbe Verfahren werde ich auch bei dir beobachten müſſen; denn der Wunſch, den du äußerſt, ſtreitet ſo ſehr gegen alles, was einen Schatten von geſunder Vernunft hat, daß ich befürchten muß, meine Zeit zu verlieren, ſo gern ich dich von deiner Verirrung (um mich keines härtern Ausdrucks zu bedienen) überführen möchte; und faſt verdienteſt du, daß ich dich zur Strafe deiner Bethörung überließe; doch, meine Freundſchaft erlaubt mir nicht, ſo hart mit dir zu verfahren und dich zu verlaſſen, da du offenbar einem Abgrunde zutaumelſt. Denn, ſage mir, Anſelmo, forderſt du nicht, ich ſolle die Sittſamkeit zur Ausſchweifung verleiten, die Keuſchheit verführen, die Treue beſtechen, die Klugheit überliſten? denn du weißt ja, daß du ein ſittſames, keuſches, treues, kluges Weib beſitzeſt. Wozu alſo die Proben? Wenn du glaubſt, Camilla werde alle meine Angriffe abſchlagen, woran ich ſelbſt nicht zweifle, welchen beſſern Namen kannſt du ihr hernach beilegen, den ſie nicht jetzt ſchon verdiente, oder was kann

zweiten Don Quixote.“ — „Allerdings,“ verſetzte Cardenio; „denn wie es ſcheint, hält er alle Lügen dieſer Bücher für ſo wahr und für ſo ausgemachte Dinge, daß alle Brüder Barfüßer in der Welt ihn nicht vom Gegentheile überreden könnten.“ — „Denkt ihr denn, guter Freund,“ ſprach der Pfarrer weiter zum Wirthe, „daß es je einen Felix Marte von Hyrcanien, einen Don Cirongilio von Thracien, oder andre dergleichen Ritter, von denen Eure Bücher erzählen, in der Welt gegeben habe? Nichts weniger; Märchen und Erdichtungen müßiger Köpfe ſinds, welche bloß dazu geſchrieben ſind, um Leuten, die nichts Beſſeres zu thun haben, wie Eure Schnitter, die lange Weile zu vertreiben. Glaubt es mir aufs Wort, daß von allen dieſen Rittern und ihren Thaten, Abentenern und Narrheiten kein Wort wahr iſt.“ — „Einem andern Hunde dieſen Knochen!“ verſetzte der Wirth; „ich weiß auch noch, daß zweimal zwei vier macht, und was ſchwarz und weiß iſt. Nein, wenn Ihr Einem was weis machen wollt, ſo ſucht Euch nur einen dümmern. Wie, ihr wollt mir aufbinden, daß Alles was in den Büchern ſteht, Lügen und Narrenpoſſen ſey? Sie ſind ja mit Erlaubniß der Herren vom hohen Rathe gedruckt; und als wenn das Leute wären, die nur ſo Lug und Trug von Schlachten und Bezauberungen, worüber man närriſch werden könnte, hindrucken ließen.“ — „Ich hab Euch es ja ſchon geſagt, guter Freund,“ ſagte der Pfarrer, „es geſchieht zum Zeitvertreib müßiger Leute; und ſo gut man in wohleingerichteten Staaten das Kegel-, Billard-, Schach- und Ballſpiel Leuten, die nicht arbeiten dürfen oder können, erlaubt, ebenſo erlaubt man den Druck ſolcher Bücher, weil man mit Recht vorausſetzt, daß kein Menſch ſo albern und unwiſſend ſeyn werde, dergleichen Märchen für wahre Geſchichten zu halten. Litten es jetzt Zeit und Umſtände, oder verlangte es die Geſellſchaft, ſo wollt ich wohl etwas über die Ritterbücher ſagen, und zeigen, wie ſie beſchaffen ſeyn müßten, wenn ſie gut und von Nutzen ſeyn ſollten; allein ich hoffe, die Zeit wird kommen, da ich meine Gedanken Jemanden, der etwas bei der Sache thun kann, mittheilen werde. Indeſſen glaubet, Herr Wirth, was ich Euch geſagt habe, nehmt Eure Bücher, leſt Euch an ihren Wahrheiten oder Lügen herzlich ſatt, und wohl bekomm es

Euch; nur behüte Euch der Himmel vor dem Sparren, der Euern Gaſt Don Quixote drückt." — „Dafür hats gute Wege," verſetzte der Wirth, „ich werde kein ſolcher Narr ſeyn und fahrender Ritter werden; ich ſehe wohl, daß ſie jetzt nicht mehr ſo im Brauch ſind, als ſonſt."

Mitten unter dieſem Geſpräch kam Sancho in die Stube, und wurde ſehr betroffen und tiefſinnig, als er hörte, daß die fahrenden Ritter jetzt nicht mehr gebräuchlich und alle Ritterbücher Poſſen und Lügen wären. Nur dieſe einzige Ritterfahrt ſeines Herrn beſchloß er noch mitzumachen; lief ſie aber nicht nach Wunſche ab, ſo wollt er ihn auch verlaſſen, und heim zu ſeiner Frau und zu ſeinen Kindern gehen, und ſeine vorige Nahrung treiben. Der Wirth packte ſeine Bücher ſchon wieder ins Felleiſen und wollte damit fort; der Pfarrer aber bat ihn zu warten, weil er gern die ſchön geſchriebne Handſchrift anſehen wolle. Der Wirth zog ſie heraus, und gab ſie ihm zu leſen. Sie war faſt acht Bogen ſtark, und hatte zur Aufſchrift: der unvorſichtige Neugierige, eine Erzählung. Der Pfarrer las einige Zeilen, und ſagte dann: „Der Titel der Erzählung verſpricht etwas, und ich möchte ſie wohl ganz leſen." — „Das mögt Ihr immerhin thun, hochwürdiger Herr," ſagte der Wirth, „es haben ſie ſchon Manche geleſen, die bei mir eingekehrt ſind. Dieſelbe hat Allen gefallen, und ſie haben mich ſehr drum gebeten; ich habe ſie aber nicht weggeben wollen, denn es könnte leicht ſeyn, daß einmal der Herr, der dieſen Mantelſack und die Bücher bei mir gelaſſen hat, wiederkäme, und dann muß ich ſie ihm zurückgeben, ſo ſehr ſie mich auch dauern ſollten; denn ob ich gleich nur ein Wirth bin, ſo bin ich doch ein ehrlicher Kerl und ein Chriſt." — „Ich lobe Euch drum, guter Freund!" ſprach der Pfarrer; „aber wenn mir die Geſchichte gefällt, wolltet Ihr ſie mich wohl abſchreiben laſſen?" — „Herzlich gern," antwortete der Wirth.

Während deſſen hatte Cardenio die Handſchrift genommen, und drin geleſen. Da ſie ihm auch gefiel, bat er den Pfarrer, ſie laut zu leſen. „Ich wollte es wohl thun," ſprach der Pfarrer, „aber es iſt Zeit, unſer Mittagsſchläfchen zu machen." — „Eine angenehme Erzählung wär mir jetzt lieber, als Schlaf," ſagte

Dorothea, „denn ich bin noch nicht ruhig genug dazu.“ — „Wenn das iſt,“ ſprach der Pfarrer, „ſo wollen wir ſehen, was drinn

ſteht.“ Meiſter Niklas bat ihn auch drum, ſo wie auch Sancho, und als der Pfarrer ſah, daß Alle den gleichen Wunſch hegten, fieng er an, nachfolgende Geſchichte zu leſen.

an bis unten aus geharniſcht, ganz allein angegriffen und auseinandergejagt, wie eine Heerde Schafe. Und was ſagt Ihr vollends zu dem wackern Don Cirongilio von Thracien? Der hatte doch das Herz auf dem rechten Flecke, wie in dem Buche zu leſen ſteht! Wißt Ihr, was er that? Er fuhr einmal über einen Fluß; da kam mitten aus dem Waſſer ein großer feuriger Drache; der Ritter, nicht faul, ſpringt dem Drachen gerade auf ſeinen ſchuppichten Rücken, und drückt ihm mit beiden Händen die Gurgel feſt zu; der Drache merkt, daß es ihm ans Leben geht, und fährt mit ſammt dem Ritter, der ihn nicht gehen läßt, hinunter auf den Grund. Da ſie unten ſind, befindet ſich der Ritter auf einmal in einem wunderſchönen Pallaſt und Garten, und der Drache verwandelt ſich

in einen alten ehrbaren Mann, der ihm gar unerhörte Sachen erzählt. Schweigt mir ſtille, Herr Pfarrer! Ich weiß gewiß, wenn Ihr die Geſchichte nur gehört hättet, Ihr wäret vor Freuden halb närriſch geworden; aber für den großen Kapitän und für Diego Garcia, den Ihr ſo rühmt, gebe ich Euch keinen Pfifferling."

„Wahrhaftig," ſprach Dorothea leiſe zu Cardenio, „da fehlt nicht Finger breit mehr, ſo haben wir an unſerm Wirth den

zweiten Don Quixote." — „Allerdings," verſetzte Cardenio; „denn wie es ſcheint, hält er alle Lügen dieſer Bücher für ſo wahr und für ſo ausgemachte Dinge, daß alle Brüder Barfüßer in der Welt ihn nicht vom Gegentheile überreden könnten." — „Denkt ihr denn, guter Freund," ſprach der Pfarrer weiter zum Wirthe, „daß es je einen Felix Marte von Hyrcanien, einen Don Cirongilio von Thracien, oder andre dergleichen Ritter, von denen Eure Bücher erzählen, in der Welt gegeben habe? Nichts weniger; Märchen und Erdichtungen müßiger Köpfe ſinds, welche bloß dazu geſchrieben ſind, um Leuten, die nichts Beſſeres zu thun haben, wie Eure Schnitter, die lange Weile zu vertreiben. Glaubt es mir aufs Wort, daß von allen dieſen Rittern und ihren Thaten, Abenteuern und Narrheiten kein Wort wahr iſt." — „Einem andern Hunde dieſen Knochen!" verſetzte der Wirth; „ich weiß auch noch, daß zweimal zwei vier macht, und was ſchwarz und weiß iſt. Nein, wenn Ihr Einem was weis machen wollt, ſo ſucht Euch nur einen dümmern. Wie, ihr wollt mir aufbinden, daß Alles was in den Büchern ſteht, Lügen und Narrenpoſſen ſey? Sie ſind ja mit Erlaubniß der Herren vom hohen Rathe gedruckt; und als wenn das Leute wären, die nur ſo Lug und Trug von Schlachten und Bezauberungen, worüber man närriſch werden könnte, hindrucken ließen." — „Ich hab Euch es ja ſchon geſagt, guter Freund," ſagte der Pfarrer, „es geſchieht zum Zeitvertreib müßiger Leute; und ſo gut man in wohleingerichteten Staaten das Kegel-, Billard-, Schach- und Ballſpiel Leuten, die nicht arbeiten dürfen oder können, erlaubt, ebenſo erlaubt man den Druck ſolcher Bücher, weil man mit Recht vorausſetzt, daß kein Menſch ſo albern und unwiſſend ſeyn werde, dergleichen Märchen für wahre Geſchichten zu halten. Litten es jetzt Zeit und Umſtände, oder verlangte es die Geſellſchaft, ſo wollt ich wohl etwas über die Ritterbücher ſagen, und zeigen, wie ſie beſchaffen ſeyn müßten, wenn ſie gut und von Nutzen ſeyn ſollten; allein ich hoffe, die Zeit wird kommen, da ich meine Gedanken Jemanden, der etwas bei der Sache thun kann, mittheilen werde. Indeſſen glaubet, Herr Wirth, was ich Euch geſagt habe, nehmt Eure Bücher, leſt Euch an ihren Wahrheiten oder Lügen herzlich ſatt, und wohl bekomm es

Euch; nur behüte Euch der Himmel vor dem Sparren, der Euern Gast Don Quixote drückt." — „Dafür hats gute Wege," verſetzte der Wirth, „ich werde kein ſolcher Narr ſeyn und fahrender Ritter werden; ich ſehe wohl, daß ſie jetzt nicht mehr ſo im Brauch ſind, als ſonſt."

Mitten unter dieſem Geſpräch kam Sancho in die Stube, und wurde ſehr betroffen und tiefſinnig, als er hörte, daß die fahrenden Ritter jetzt nicht mehr gebräuchlich und alle Ritterbücher Poſſen und Lügen wären. Nur dieſe einzige Ritterfahrt ſeines Herrn beſchloß er noch mitzumachen; lief ſie aber nicht nach Wunſche ab, ſo wollt er ihn auch verlaſſen, und heim zu ſeiner Frau und zu ſeinen Kindern gehen, und ſeine vorige Nahrung treiben. Der Wirth packte ſeine Bücher ſchon wieder ins Felleiſen und wollte damit fort; der Pfarrer aber bat ihn zu warten, weil er gern die ſchön geſchriebne Handſchrift anſehen wolle. Der Wirth zog ſie heraus, und gab ſie ihm zu leſen. Sie war faſt acht Bogen ſtark, und hatte zur Aufſchrift: der unvorſichtige Neugierige, eine Erzählung. Der Pfarrer las einige Zeilen, und ſagte dann: „Der Titel der Erzählung verſpricht etwas, und ich möchte ſie wohl ganz leſen." — „Das mögt Ihr immerhin thun, hochwürdiger Herr," ſagte der Wirth, „es haben ſie ſchon Manche geleſen, die bei mir eingekehrt ſind. Dieſelbe hat Allen gefallen, und ſie haben mich ſehr drum gebeten; ich habe ſie aber nicht weggeben wollen, denn es könnte leicht ſeyn, daß einmal der Herr, der dieſen Mantelſack und die Bücher bei mir gelaſſen hat, wiederkäme, und dann muß ich ſie ihm zurückgeben, ſo ſehr ſie mich auch dauern ſollten; denn ob ich gleich nur ein Wirth bin, ſo bin ich doch ein ehrlicher Kerl und ein Chriſt." — „Ich lobe Euch drum, guter Freund!" ſprach der Pfarrer; „aber wenn mir die Geſchichte gefällt, wolltet Ihr ſie mich wohl abſchreiben laſſen?" — „Herzlich gern," antwortete der Wirth.

Während deſſen hatte Cardenio die Handſchrift genommen, und drin geleſen. Da ſie ihm auch gefiel, bat er den Pfarrer, ſie laut zu leſen. „Ich wollte es wohl thun," ſprach der Pfarrer, „aber es iſt Zeit, unſer Mittagsſchläfchen zu machen." — „Eine angenehme Erzählung wär mir jetzt lieber, als Schlaf," ſagte

Dorothea, „denn ich bin noch nicht ruhig genug dazu.“ — „Wenn das iſt,“ ſprach der Pfarrer, „ſo wollen wir ſehen, was drinn

ſteht.“ Meiſter Niklas bat ihn auch drum, ſo wie auch Sancho, und als der Pfarrer ſah, daß Alle den gleichen Wunſch hegten, fieng er an, nachfolgende Geſchichte zu leſen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen.

nſelmo und Lothario, zwei reiche und vornehme Edelleute und ſo vertraute Freunde, daß ſie von ihren Bekannten vorzugsweiſe die beiden Freunde genannt wurden, wohnten in Florenz, einer reichen und berühmten Stadt Italiens, im Großherzogthume Toscana. Sie waren unverheirathet, junge Männer von gleichem Alter und gleicher Lebensweiſe, was nicht wenig dazu beitrug, das Band ihrer Freundſchaft ſtets feſter zu knüpfen. Anſelmo war zwar ein wenig mehr zur Liebe geneigt als Lothario, welcher ſich die Zeit am liebſten mit der Jagd vertrieb; doch wenn es die Umſtände erforderten, pflegte Anſelmo ſeine Neigung dem Hange Lothario's aufzuopfern, ſowie zu andern Zeiten Lothario bereit war, Anſelmo's Wünſchen mit Hintanſetzung ſeiner eignen nachzugeben; weßhalb ſie in ſo vollkommner Eintracht lebten, daß es ſchien, als hätten ſie beide nur einerlei Willen.

Anſelmo war äußerſt verliebt in ein edles und ſchönes Mädchen aus derſelben Stadt, deren adeliche Geburt und perſönlicher Werth ihn bewogen, nach vorläufiger Berathſchlagung mit Lothario, ohne

welchen er nie etwas unternahm, bei ihren Eltern um sie anzuhalten. Lothario machte den Brautwerber und brachte Alles so erwünscht zu Stande, daß sein Freund in kurzer Zeit des Besitzes der Geliebten froh wurde, und auch Camilla fühlte sich als Anselmos Gattin so glücklich, daß sie nicht aufhörte, dem Himmel und Lothario zu danken, durch dessen Vermittlung ihr dieses Glück zu Theile geworden war.

Während der ersten Tage, die gewöhnlich hochzeitlichen Festen gewidmet sind, fuhr Lothario fort, das Haus des Freundes zu besuchen, und versäumte nicht durch allerlei Lustbarkeiten ihm seine Aufmerksamkeit zu beweisen. Sobald aber die Hochzeitfeier vorbei und das Gewühl der Glückwünsche und Aufwartungen zu Ende war, fieng Lothario an, seine Besuche in Anselmos Hause mit Vorsatz zu unterlassen, weil er bedachte (was jeder vernünftige Mann billig denken sollte), daß man bei einem Freunde nach seiner Verheirathung nicht mehr so frei und oft ein- und ausgehen muß, als während seines ledigen Standes; denn obwohl zwischen wahren Freunden kein Verdacht Statt finden kann, so ist doch eines Ehemanns Ehre so zart und empfindlich, daß man sagen möchte, sie nähme Anstoß an leiblichen Brüdern, wie vielmehr also an Freunden?

Anselmo, welchem das Wegbleiben seines Freundes auffiel, machte ihm darüber ernstliche Vorwürfe. „Hätte ich geglaubt," sprach er, „daß meine Verheirathung dich abhalten würde, so wie sonst mit mir umzugehen, so hätte ich nie eine Frau genommen. So lang ich noch unverheirathet war, erwarben wir uns durch vertrauten Umgang den schönen Beinamen der beiden Freunde. Bringe uns jetzt nicht um diesen rühmlichen und schmeichelhaften Namen, indem du ohne erhebliche Ursache den Vorsichtigen spielst, sondern sey inständig von mir gebeten (wenn es nöthig und schicklich ist, mich dieses Ausdrucks gegen dich zu bedienen), daß du nach wie vor, als wärest du Herr des Hauses, bei mir aus- und eingehen möchtest. Ich versichre dir, Camilla, meine Frau, hat keinen andern Wunsch und Willen, als den meinigen, und da sie weiß, wie sehr wir einander schätzen, so kann sie sich dein auffallendes Wegbleiben nicht erklären."

Diese und andre Vorstellungen, wodurch Anselmo den Lothario bewegen wollte, sein Haus wie gewöhnlich zu besuchen, beantwortete dieser mit so vieler Klugheit und Bescheidenheit, daß Anselmo sich von der guten Absicht des Freundes überzeugte, und es ward demnach zwischen ihnen verabredet, Lothario solle künftighin zweimal in der Woche und an allen Festtagen bei Anselmo zur Tafel kommen; dessenungeachtet nahm sich derselbe vor, nicht anders zu handeln, als

er ſelbſt es für die Ehre ſeines Freundes am zuträglichſten hielt, die ihm theurer war, als ſeine eigne. Er glaubte mit Recht, ein verheiratheter Mann, der eine ſchöne Frau habe, müſſe ebenſo vorſichtig zuſehen, welche Freunde er bei ſich aufnehme, als welche Freundinnen ſie zu ihrem Umgange wähle, indem manche Dinge, die nicht auf Spaziergängen, in der Kirche, bei öffentlichen Feſten, oder auf Wallfahrten ausgeheckt und eingefädelt würden (von welchen ein Mann ſeine Frau nicht immer abhalten darf), in den Häuſern der Freundinnen und Verwandten angeſponnen und ausgeführt zu werden pflegten. Auch meinte er, jedes Ehepaar müſſe einen Freund haben, der beide auf jeden unvorſichtigen Schritt aufmerkſam mache, indem es ſich oft zutrage, daß der Mann aus Zärtlichkeit und um der Frau keinen Verdruß zu machen, Manches nicht rüge und ihr nicht ſage, daß ſie gewiſſe Dinge zu thun oder zu laſſen habe, deren Begehung oder Unterlaſſung ihr zum Vorwurf gereichen könnte; da hingegen die Erinnerungen eines Hausfreundes ihm es leicht machen würden, die dienlichſten Maßregeln zu nehmen. Allein wo findet ſich ein ſo verſtändiger und aufrichtiger Freund, wie Lothario ihn verlangt? Ich weiß es wahrlich nicht, und nur Lothario war fähig, mit äußerſter Sorgfalt und Scharfſichtigkeit für die Ehre ſeines Freundes zu ſorgen, und die Beſuche in deſſen Wohnung an den verabredeten Tagen ſo ſelten und kurz zu machen, daß er den böſen Zungen und Splitterrichtern keinen Anlaß gab, ſich über die Beſuche eines jungen, reichen, vornehmen und gebildeten Mannes, was er nach ſeiner eignen Ueberzeugung war, im Hauſe eines ſo ſchönen Weibes, wie Camilla, aufzuhalten. Denn obwohl ihre Zucht und Tugend jeder Läſterzunge den Zaum anlegen konnte, ſo wollte er dennoch ihren guten Ruf und die Ehre ihres Mannes auch nicht dem geringſten Zweifel ausſetzen, und beſchäftigte ſich daher an den verabredeten Tagen ſo oft mit andern Dingen, unter dem Vorwande dringender Verhinderungen, daß Anſelmo und er die meiſte Zeit mit Vorwürfen auf der einen und mit Entſchuldigungen auf der andern Seite zubrachten.

Wie ſie einſt geraume Zeit nachher auf einer ſchönen Wieſe außer der Stadt luſtwandelten, ſagte Anſelmo: „Du denkſt wohl,

Lothario, daß ich Urſache habe, die Vorſehung beſonders zu preiſen, indem ſie mich nicht nur von ſolchen Eltern abſtammen ließ, wie die meinigen waren, und mich mit allen Gaben, welche Natur und Glück gewähren können, ſo reichlich ausſtattete, ſondern mir auch vor allen Dingen dich zum Freunde und Camilla zur Gemahlin gab, zwei Schätze, die ich vielleicht nicht ganz, wie ich ſollte, aber doch nach beſtem Vermögen würdige. Allein bei dieſen Genüſſen, die alles in ſich begreifen, was gewöhnlicherweiſe die Menſchen glücklich und vergnügt machen kann, führe ich das unzufriedenſte und freudenleerſte Leben von der Welt; denn es quält mich, ich weiß nicht ſeit wann, ein ſo höchſt ſeltſamer Wunſch, daß ich über mich ſelbſt erſtaune, mir innerlich Vorwürfe mache, und meine Gedanken vor mir ſelbſt verbergen möchte; und dennoch drückt mich mein Geheimniß ſo ſehr, als ob ich mich nothgedrungen fühlte, es aller Welt zu offenbaren. Weil es denn einmal heraus muß, ſo will ich es in deinen Buſen niederlegen, überzeugt, deine Verſchwiegenheit und der Eifer, mit welchem du, als treuer Freund mir helfen willſt, werden mich bald von meiner Unruhe befreien und mir meinen Frohſinn in dem Maße wiedergeben, in welchem meine Thorheit mir Unzufriedenheit verurſacht."

Lothario erſtaunte über die Worte ſeines Freundes, und konnte nicht begreifen, was er mit dieſer langen Vorrede oder Einleitung beabſichtige. Er dachte zwar Vieles hin und her über den Wunſch, der Jenem ſo ſehr am Herzen liege; allein er blieb mit allen Vermuthungen weit von der Wahrheit entfernt, und um dieſer peinlichen Ungewißheit los zu werden, ſagte er, es ſtreite gegen die zwiſchen ihnen herrſchende Vertraulichkeit, wenn Anſelmo Umſchweife mache, ihm ſeine heimlichſten Gedanken zu offenbaren, da er zuverläßig ſeinem Freunde, entweder Mittel, jenen Wunſch erfüllt zu ſehen, oder guten Rath, um ſich deſſelben zu entſchlagen, an die Hand geben werde.

„Das iſt wahr," erwiderte Anſelmo, „und in dieſer Zuverſicht will ich dir bekennen, daß mich nichts Anderes quält als eine ungeduldige Neugier, zu wiſſen, ob meine Camilla wirklich ſo tugendhaft und vollkommen iſt, wie ich ſie mir denke, und darüber kann ich nicht anders zur Gewißheit gelangen, als wenn ich ſie auf eine Probe ſtelle, wodurch der Gehalt ihrer Tugend untrüglich bewährt

wird, wie die Feinheit des Goldes durch das Feuer; denn ich glaube, mein Freund, daß um ein Weib für tugendsam zu erklären, es darauf ankommt, ob sie in Versuchung geführt wird oder nicht, und daß nur diejenige das Lob der Beständigkeit verdient, welche weder durch Versprechungen noch Geschenke, weder durch Thränen noch durch inbrünstiges Flehen ihrer Liebhaber sich wankend machen läßt. Welchen Dank verdient eine Frau für ihr Wohlverhalten, wenn Niemand sie zum Bösen versucht? was Wunder, daß sie züchtig und ehrbar ist, wenn man ihr keine Gelegenheit zum Leichtsinne giebt, oder wenn sie weiß, daß ihr Ehemann ihren ersten Fehltritt mit dem Tod bestrafen würde? Ich kann demnach diejenige, die sich aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit in den Schranken hält, nicht so hoch schätzen als eine Andre, die den Versuchungen und Verfolgungen ihrer Liebhaber rühmlich widersteht, so daß ich aus diesen und andern Gründen, die sich anführen ließen, den Wunsch nicht unterdrücken kann, meine Frau möchte eine Probe der Art bestehen, und im Feuer der heißesten Liebeserklärungen, und zwar eines Mannes, der werth ist, seine Wünsche bis zu ihr zu erheben, ihre Tugend bewähren. Geht sie, wie ich hoffe, siegreich aus dem Kampfe hervor, so werde ich, mich über Alles glücklich schätzend, sagen können: das Maß meiner Wünsche ist erfüllt, das Glück hat mir das Weib beschieden, von welcher der Weise spricht: wer wird sie finden? Fällt aber die Sache anders aus, so wird die Ueberzeugung, daß ich mich in meiner Ansicht nicht betrogen habe, mir den Schmerz erträglicher machen, als wenn ich zufällig durch eine bittre Erfahrung belehrt würde. Nichts ist im Stande, mich von diesem Vorsatze abzubringen. Ich muß also bitten, daß du selbst, Lothario, zur Erreichung des Zwecks mir behilflich seyn wollest. Nicht nur Gelegenheit, Camilla zu sehen, sondern jedes Mittel soll dir werden, das geeignet seyn mag, ein sittsames, züchtiges und ganz für ihren Mann lebendes Weib auf die Probe zu stellen, und ich wähle dich zu diesem kitzlichen Versuche unter Anderm deßwegen, weil ich weiß, daß du, im Fall Camilla dir nicht widerstehen könnte, den Sieg nicht aufs äußerste verfolgen, sondern dasjenige als geschehen annehmen würdest, was aus guten Gründen nicht geschehen darf. Sie würde mich demnach höchstens in Gedanken

beleidigen, und für die Verheimlichung meines Unglücks würde mir deine Verschwiegenheit bürgen, welche gewiß in Hinsicht auf alles, was mich betrifft, von so langer Dauer seyn wird, wie das Schweigen im Grabe. Willst du demnach, daß ich ein Leben führen soll, welches verdient, Leben genannt zu werden, so mußt du dich ohne Verzug diesem Liebeskampfe unterziehen, und zwar nicht etwa gleichgültig und verdrossen, sondern mit dem Ernst und Eifer, wie es dir zukommt, und mit der Rechtlichkeit, die ich von deiner Freundschaft erwarte."

Lothario hörte seinen Freund mit Aufmerksamkeit an, und öffnete die Lippen nicht, bis er ausgeredet hatte, betrachtete ihn vielmehr noch eine Weile nachher mit Verwunderung und Erstaunen, und gab endlich zur Antwort: „Ich kann mir nicht einbilden, Anselmo, daß du anders als im Scherz redest; denn wenn ich das Gegentheil glauben dürfte, hätte ich dich soweit nicht kommen lassen, sondern deiner langen Rede dadurch ein Ende gemacht, daß ich sie nicht anhörte. Entweder kennst du mich nicht, oder ich kenne dich nicht; doch nein, ich weiß ja, daß du Anselmo bist, und du weißt, daß ich Lothario bin; unglücklicherweise aber muß ich denken, du seyest nicht mehr der Anselmo, der du warst, und du habest gedacht, ich sey nicht der Lothario, der ich seyn sollte; denn was du mir gesagt hast, schickt sich nicht für meinen Freund Anselmo, und was du von mir verlangst, fordert man nicht von Lothario, welchen du kennst, weil wahre Freunde, wie der Dichter sagt, einander nur prüfen und gebrauchen, usque ad aras, d. h. einander nichts anmuthen, was wider die göttlichen Gesetze streitet. Wenn ein Heide solche Begriffe von der Freundschaft hatte, wie viel mehr ziemt es sich für einen Christen, welcher weiß, daß er die Gnade Gottes um keiner menschlichen Freundschaft willen verscherzen darf? Wollte man jemals die Freundschaft so weit treiben, daß man Gottes Gebote aus den Augen setzte, so müßte die Veranlassung dazu nicht eine geringfügige seyn, sondern etwas, wovon die Ehre oder das Leben des Freundes abhienge. Sage mir nun, Anselmo, an welchem von diesen beiden läufst du Gefahr, daß ich deinetwegen eine so abscheuliche Handlung begehen soll, als du mir anmutheſt? Wahrlich an keinem, sondern du willst vielmehr, wenn ich dich recht verstehe, ich solle mir

alle Mühe geben, dir Ehre und Leben zu rauben, und zugleich mich ſelbſt um beides zu bringen. Denn wenn ich deine Ehre morden ſoll, ſo iſt es klar, daß ich dich zugleich mit ums Leben bringe, weil ein entehrter Menſch unglücklicher iſt als ein todter; und wenn ich, wie du verlangſt, derjenige ſeyn ſoll, welcher dir ſo großes Uebel zufügt, morde ich da nicht auch meine eigne Ehre und folglich auch mein Leben? Höre mich an, Anſelmo, und unterbrich mich nicht, bis ich dir Alles geſagt habe, was ich gegen dein Begehren einwenden muß, hernach wird noch Zeit genug übrig bleiben, daß du mir antworteſt, und ich dich anhöre."

Anſelmo war damit zufrieden und Lothario fuhr fort: „Mich däucht, dir geht es ebenſo wie den Mauren, welche man weder durch Stellen aus der heiligen Schrift, noch durch Gründe, die aus der Vernunft und Glaubenslehre geſchöpft ſind, von ihren Irrthümern überzeugen kann, ſondern denen man ſchlagend einleuchtende, handgreifliche Beiſpiele und daraus abgeleitete mathematiſch richtige Folgerungen, wie etwa den Satz „Gleiches von Gleichem giebt Gleiches" vorhalten, und wenn ſie Worte nicht verſtehen, mit der derbſten Wirklichkeit zuſetzen muß, und die am Ende dennoch von den Wahrheiten unſrer heiligen Religion unüberzeugt bleiben. Daſſelbe Verfahren werde ich auch bei dir beobachten müſſen; denn der Wunſch, den du äußerſt, ſtreitet ſo ſehr gegen alles, was einen Schatten von geſunder Vernunft hat, daß ich befürchten muß, meine Zeit zu verlieren, ſo gern ich dich von deiner Verirrung (um mich keines härtern Ausdrucks zu bedienen) überführen möchte; und faſt verdienteſt du, daß ich dich zur Strafe deiner Bethörung überließe; doch, meine Freundſchaft erlaubt mir nicht, ſo hart mit dir zu verfahren und dich zu verlaſſen, da du offenbar einem Abgrunde zutaumelſt. Denn, ſage mir, Anſelmo, forderſt du nicht, ich ſolle die Sittſamkeit zur Ausſchweifung verleiten, die Keuſchheit verführen, die Treue beſtechen, die Klugheit überliſten? denn du weißt ja, daß du ein ſittſames, keuſches, treues, kluges Weib beſitzeſt. Wozu alſo die Proben? Wenn du glaubſt, Camilla werde alle meine Angriffe abſchlagen, woran ich ſelbſt nicht zweifle, welchen beſſern Namen kannſt du ihr hernach beilegen, den ſie nicht jetzt ſchon verdiente, oder was kann

sie dir noch werden, das sie nicht jetzt schon wäre? Entweder denkst du von ihr nicht so, wie du von ihr sprichst, oder du weißt selbst nicht, was du willst. Wenn du sie aber nicht für diejenige hältst, wofür du sie erklärst, warum sie auf die Probe stellen, wofern du nicht etwa die Absicht hast, sie zum Bösen zu reizen, damit du sie strafen könntest? Ist sie jedoch nach deiner eignen Meinung so vollkommen, wie du sagst, so ist es nicht verständig, eine unbezweifelte Wahrheit noch erst ausmachen zu wollen, indem sie dadurch kein größres Gewicht bekommt, als sie bereits hatte. Du mußt mir demnach einräumen, daß es verwegen und unvorsichtig gehandelt ist, etwas zu unternehmen, was uns eher zum Schaden, als zum Nutzen gereichen wird, zumal wenn wir durch keine Noth und keinen Zwang dazu gedrungen werden, und voraussehen, daß es Thorheit seyn würde, den Versuch damit zu wagen. Schwierige Dinge unternimmt man nur für Gott oder die Welt, oder für beide zusammen. Aus Liebe zu Gott führten die Heiligen ein Leben der Engel in menschlichen Leibern; für die Welt wagen sich diejenigen, welche unermeßliche Meere, ferne Himmelsstriche und unzählige fremde Völkerschaften durchziehen, um dasjenige zu erwerben, was man Glücksgüter nennt, und für Gott und die Welt wagt sich der tapfre Kriegsmann. Kaum erblickt er in der feindlichen Mauer eine Oeffnung, von einer Stückkugel geschlagen, so stürzt er sich ohne Bedenken in die Bresche, beflügelt von dem Verlangen, für seinen Glauben, sein Volk und seinen König zu streiten, und trotzt unerschrocken den tausend Gefahren, die ihn erwarten. Dergleichen Dinge ziemt es sich zu unternehmen, und sie sind löblich, nützlich und ehrenvoll, so groß auch die damit verbundnen Mühseligkeiten und Gefahren seyn mögen; allein durch dasjenige, was du dir vorgenommen hast, und es auch auszuführen gedenkst, wirst du weder Gnade bei Gott, noch Güter dieser Welt, noch Ehre bei den Menschen erlangen; denn gesetzt, es gelingt dir, so wirst du dadurch weder berühmter, noch reicher, noch höher geehrt, als du jetzt bist, und schlägt es fehl, so stürzest du dich in größres Elend, als du glaubst; denn der eingebildete Trost, daß ja Niemand von deiner Schmach wisse, kann dir wenig helfen, da du das schreckliche Bewußtseyn davon in dir selbst tragen wirst. Zur Bekräftigung

dieſer Wahrheit will ich eine Stanze herſagen, welche der berühmte Dichter Luis Tonſilio am Ende des erſten Theils ſeiner „Thränen des heiligen Petrus“ gedichtet hat:

In Petri Seele wächst und wächst die Scham,
Sobald der Hahn gekräht, der Morgen thaute;
Qualvoller ſtets und tiefer wird ſein Gram,
Obwohl ihn keines Menſchen Auge ſchaute, —
Weil er den Fehltritt ſich zu Herzen nahm,
Und vor dem eignen Selbſt ihm bangt' und graute.
Den Beſſern ſchreckt nicht, was die Menge ſagt:
Er bebt, wenn das Gewiſſen ihn verklagt.

„Geheimhaltung wird dir demnach den Schmerz nicht ersparen, sondern beständig wirst du Thränen vergießen, und wenn dies auch nicht mit den Augen geschieht, so wird es deinem Herzen blutige Thränen kosten, so wie jenem Doctor, von welchem der Dichter sagt, daß er mit dem Trinkgeschirr die Probe gemacht habe, welche Rinaldo klüglicher vermied. Dies ist zwar nur eine Erfindung des Dichters, allein sie enthält einen verborgnen, lehrreichen Sinn, der werth ist, erwogen, verstanden und beherzigt zu werden; zumal da dasjenige, was ich dir jetzt noch sagen will, dich vollends von der Größe der Thorheit überzeugen wird, die du im Begriffe bist, zu begehen. Sage mir, Anselmo, wenn der Himmel oder ein glücklicher Zufall dich zum Besitzer eines köstlichen Diamants gemacht hätte, von dessen Aechtheit alle Steinkenner, die ihn gesehen und untersucht hätten, überzeugt wären, und ihn mit einmüthiger Stimme für so vollkommen erklärten, als ein solcher Stein nur seyn kann, und du selbst glaubtest es, und hättest keine Ursache, anders zu denken, — wäre es dann klug gehandelt, wenn es dir einfiele, diesen Diamant auf den Ambos zu bringen, und mit dem Hammer zu versuchen, ob er auch wirklich so hart sey, wie man dir versicherte? denn gesetzt, du thätest es, und der Stein hielte die thörichte Probe aus, so würde er dadurch weder köstlicher noch schätzbarer werden; wenn er aber zerbräche (welches doch möglich wäre) würde er dann nicht gänzlich für dich verloren seyn? Allerdings, und Jedermann würde den Besitzer für einen Thoren erklären. Betrachte demnach Camilla als ein köstliches Kleinod, sowohl nach deinem eignen, als nach andrer Leute Urtheil, und denke nicht, daß du klug handelst, wenn du sie der Gefahr des Zerbrechens aussetzest; denn gesetzt, sie bewährt ihre Tugend, so wird sie sich dadurch zu keinem höhern Werth erheben, als sie jetzt besitzt; fiele sie aber und könnte nicht widerstehen, so bedenke bei Zeiten, daß sie für dich verloren wäre, und wie sehr du Ursache hättest, dich selbst anzuklagen, indem du allein an ihrem Verderben und an deinem eignen Schuld wärest. Bedenke, daß kein Kleinod in der Welt so köstlich ist als ein keusches, züchtiges Weib, und daß die Ehre der Weiber lediglich von der guten Meinung abhängt, die man von ihnen hat; und da du weißt, in welch hohem

Grade deine Gemahlin diese gute Meinung für sich hat, warum willst du denn daran zweifeln, daß sie solche verdient? Vergiß nicht, mein Freund, daß das Weib ein schwaches Geschöpf ist und daß man ihr nichts in den Weg legen muß, worüber sie straucheln und fallen kann; sondern man soll ihr vielmehr jeden Anstoß aus dem Wege räumen, damit sie ohne Schwierigkeit auf dem Pfade der Tugend fortwandeln und das Ziel der Vollkommenheit erreichen möge. Die Naturkundigen sagen, das Hermelin sey ein Thierchen, welches ein

sehr weißes Fell habe, und um es zu fangen, sollen die Jäger sich der List bedienen, daß sie ihm die Auswege, die es hat, mit Koth verlegen und es dann mit Lärm und Geschrei aus seinem Lager aufscheuchen; wenn es an die kothigen Stellen kommt, soll es still stehen und sich lieber fangen lassen, als sein weißes Fell mit Unrath besudeln, weil es die Reinlichkeit mehr liebt als die Freiheit und das Leben. Ein tugendsames Weib ist ein solches Hermelin, und die Tugend der Keuschheit reiner und weißer, als neu gefallner Schnee; und wer da wünscht, daß seine Gattin diese nicht verlieren, sondern

ſie behalten möchte, der verfahre nicht ſo, wie die Jäger mit dem Hermelin, und lege ihr nicht den Unflath der Geſchenke und Schmeicheleien verführeriſcher Liebhaber in den Weg; denn es iſt möglich und wohl gar wahrſcheinlich, daß ihre Tugend und ihre natürlichen Kräfte nicht hinreichen, dieſe Anfechtungen ohne Hilfe zu überwinden, und man muß ſie demnach von ihr entfernen und ſie durch den Glanz der Tugend und den Reiz eines guten Namens aufmuntern. Man kann eine tugendhafte Frau auch mit einem Spiegel von reinem und hellem Kryſtall vergleichen, welchen der leiſeſte Hauch verdunkelt und befleckt. Man muß ſie behandeln wie eine Reliquie, die man wohl anbeten, aber nicht berühren darf; man muß ſie hüten und ſchützen, wie man einen ſchönen Garten voll Roſen und andern Blumen ſchützt und verwahrt, deſſen Beſitzer Keinem erlaubt, hineinzugehen und ſie zu betaſten, ſondern Jedermann muß froh ſeyn, ſich von ferne durch die Gitter an ihrem Duft und Anblick ergötzen zu können. Zum Schluß will ich dir noch einige Verſe herſagen, die ich neulich in einem Luſtſpiele gehört habe, und die mir auf den Gegenſtand unſrer Unterredung ſehr anwendbar ſcheinen. Ein vernünftiger Greis räth nämlich dem Vater eines jungen Mädchens, ſeine Tochter ſorgfältig in Acht zu nehmen und ſie eingezogen zu halten, und unter Anderm ſagt er ihm auch dieſe Worte:

Ein Weiberherz iſt juſt wie Glas,
Verſuche nicht,
Obs auch zerbricht:
Wie leicht geſchähe das?

Und wenn es dir einmal zerbrach,
So iſts vorbei,
Denn ſag mir frei:
Wer löthet es hernach?

Giebts Danaen in dieſer Welt,
So ſieh nur zu,
Ob nicht im Nu
Ein goldner Regen fällt.

„Alles, was ich dir bisher geſagt, Anſelmo, hat ſich bloß auf dasjenige bezogen, was dich betrifft; jetzt iſt es billig, daß ich auch etwas von demjenigen erwähne, was mich ſelbſt angeht. Wenn ich etwas weitläufig bin, ſo nimm es mir nicht übel; denn das Labyrinth, worin du dich gewagt haſt und woraus ich dich wieder ziehen ſoll, macht dies nothwendig. Du nennſt mich deinen Freund, und doch willſt du mir meine Ehre rauben, was wider alle Freundſchaft ſtreitet; und auch damit noch nicht zufrieden, verlangſt du, ich ſoll dir die deinige gleichfalls rauben. Daß du mir die meinige rauben willſt, iſt offenbar; denn wenn Camilla ſieht, daß ich ihr nachſtelle, ſo muß ſie mich für einen ehrloſen pflichtvergeßnen Menſchen halten, indem ich mich ſolcher Dinge erfreche, die ſich weder mit meiner eignen Würde, noch mit deiner Freundſchaft für mich vertragen. Daß du mir anmuteſt, dich zu entehren, läßt ſich ebenfalls nicht bezweifeln; denn meine Liebeserklärungen müſſen Camilla auf den Gedanken bringen, daß ich etwas Leichtſinniges an ihr bemerkt habe, weil ich es wage, ihr meine unerlaubten Wünſche zu entdecken, und indem ſie ſich dadurch entehrt fühlt, muß ihre Entdeckung auch dich mit treffen, weil du ihr angehörſt; und daher kömmt eben die böſe Gewohnheit, den Gatten eines unzüchtigen Weibes mit ſchimpflichen und entehrenden Beinamen zu belegen, wenn er auch von Allem nichts weiß, und noch weniger ſeinem Weibe zur Verletzung ihrer Pflicht Anlaß gegeben, oder aus Nachſicht und Sorgloſigkeit verſäumt hat, ihren Ausſchweifungen vorzubeugen; und gemeiniglich betrachten ihn diejenigen, welche die Vergehungen ſeiner Frau erfahren, ſtatt ihn zu bedauern, mit einer gewiſſen Geringſchätzung, da doch nicht ſein eignes Betragen, ſondern die Neigung ſeiner böſen Gattin ihm das Unglück zugezogen hat. Ich will dir aber erklären, warum der Ehemann eines laſterhaften Weibes mit gutem Grund ihre Schande tragen muß, wenn er auch nicht weiß, daß ſie laſterhaft iſt, und es weder verſchuldet, noch ihr Anlaß und Gelegenheit gegeben hat, es zu werden. Laß dich es nicht verdrießen, mich anzuhören, denn ich rede bloß zu deinem Beſten. Die Schrift lehrt, daß Gott, nachdem er unſern erſten Stammvater im Paradies erſchaffen hatte, einen tiefen Schlaf auf Adam fallen ließ, während

deſſen er aus ſeiner linken Seite eine ſeiner Rippen nahm und aus derſelben unſre Mutter Eva bildete, von welcher Adam bei ſeinem Erwachen ſagte: „das iſt Fleiſch von meinem Fleiſche und Bein von meinen Beinen;“ und Gott ſprach: „für ſie wird der Menſch Vater und Mutter verlaſſen, und ſie werden Beide ein Fleiſch ſeyn.“ Auf ſolche Weiſe ward damals das Sakrament der Ehe geſtiftet und mit ſolchen Banden geknüpft, welche nur der Tod löſen kann; und die Kraft und Wirkung dieſes wundervollen Sakraments geht ſo weit, daß ſie zwei verſchiedne Perſonen zu einem Fleiſche vereinigt; ja, bei guten Eheleuten iſt dieſe Vereinigung noch inniger, denn obgleich ſie zwei Seelen haben, ſo haben ſie doch nur einerlei Willen. Wenn demnach Mann und Weib nur ein Fleiſch ſind, ſo folgt daraus, daß jede Befleckung des Weibes und jeder Fehler, deſſen ſie ſich ſchuldig macht, auch dem Manne mit angerechnet wird, wenn er auch, wie geſagt, noch ſo wenig Anlaß dazu gegeben hat; denn ſo wie der ganze Leib des Menſchen leidet, wenn nur ein Fuß oder ein andres Glied Schmerz empfindet, weil ſie alle ein Fleiſch ſind, und wie das Haupt die Verletzung der Zehe mitfühlt, obwohl es dieſelbe nicht veranlaßt hat, ſo trägt auch der Mann die Schande des Weibes, weil ſie Beide ein einiges Weſen ſind; und da alle Ehre und Unehre in der Welt einen fleiſchlichen Urſprung hat, und da die Unehre des Weibes von dieſer Art iſt, ſo muß der Mann nothwendig einen Theil der Schande tragen und ſich für entehrt halten laſſen, ohne etwas davon zu wiſſen. Bedenke demnach, Anſelmo, in welche Gefahr du dich ſtürzeſt, indem du deine Gattin in ihrem ſtillen Lebenswandel ſtören willſt; bedenke, wie zwecklos und unbeſonnen die Neugier iſt, welche dich anreizt, Gefühle zu wecken, die jetzt in ihrer keuſchen Bruſt ruhig ſchlummern. Merke dir, was du gewinnen kannſt, iſt wenig oder nichts, die Gefahr des Verluſtes hingegen würde ſo groß ſeyn, daß ich ſie nicht ſchildern mag, weil mir die Worte dazu fehlen. Wenn aber alle meine Vorſtellungen dich von deinem unbeſonnenen Vorhaben nicht abwendig machen können, ſo magſt du dir nur ein andres Werkzeug wählen, um dir Unglück und Schande zu bereiten, ich will es nicht werden, wenn ich auch deßwegen deine Freundſchaft verlieren ſollte — und ein größerer Verluſt könnte mich nicht treffen.“

Hier ſchwieg der tugendhafte, verſtändige Lothario, und tief in Gedanken verſenkt, ſann Anſelmo noch lange ſeiner Rede nach; endlich antwortete er: „Du ſiehſt, Freund Lothario, mit welcher Aufmerkſamkeit ich Alles angehört habe, was du mir haſt ſagen wollen. An den Gründen, Beiſpielen und Gleichniſſen, die du angeführt haſt, erkenne ich deinen großen Verſtand und das Uebermaß deiner aufrichtigen Freundſchaft für mich; und ich ſehe und bekenne zugleich, daß ich mein Glück verſcherze und mich ins Unglück ſtürze, wenn ich deinen Rath vernachläßige und meinem eignen Sinn folge. Du mußt dir dennoch vorſtellen, daß ich jetzt an der Krankheit leide, welcher einige Weiber unterworfen ſind, wenn ſie ſich gelüſten laſſen, Erde, Kohle, Kalk und andre ſchlimmere Sachen zu eſſen, deren bloßer Anblick im Stande iſt, Ekel zu verurſachen; folglich mußt du einen Kunſtgriff gebrauchen, um mich wieder zurecht zu bringen, und dieſes wird dir nicht ſchwer werden, wenn du einen Anfang machen willſt, den Liebhaber bei Camilla vorzuſtellen, wenn es auch nur zum Scheine geſchieht. Sie wird nicht ſo ſchwach ſeyn, daß ihre Tugend gleich beim erſten Angriff ſie verließe, ich werde mit dieſem erſten Verſuche mich begnügen, und du wirſt zugleich deine Pflicht als Freund gegen mich erfüllen, indem du mir nicht nur das Leben wieder giebſt, ſondern mich auch überzeugſt, daß meine Ehre geſichert iſt. Ein einziger Grund wird hinreichen, um dir dies zur Pflicht zu machen: Du ſiehſt nämlich, wie feſt ich entſchloſſen bin, den Verſuch anzuſtellen, und darfſt es nicht zugeben, daß ich meine Thorheit einem Andern entdecke, bei welchem meine Ehre, die du zu erhalten wünſcheſt, Gefahr laufen würde. Und wenn auch die deinige durch deine Zudringlichkeit auf eine kurze Zeit in Camillas Meinung herabſinken ſollte, ſo darf dich das nicht bekümmern, denn ſobald wir ſie ſo ſtandhaft finden, als wir wünſchen, kannſt du ihr unſern Anſchlag entdecken, und dir dadurch ihre gute Meinung wieder erwerben. Da du nun ſo wenig dabei wagſt und ſo viel zu meiner Beruhigung beitragen kannſt, ſo weigre dich nicht, trotz aller Unannehmlichkeiten, welche du dir dabei denkſt; denn wie geſagt, ich bin zufrieden, es beim erſten Verſuche bewenden zu laſſen.“

Wie Lothario seinen Freund so hartnäckig fand, und für das Gegentheil weder neue Gründe, noch Beispiele anzuführen wußte, zumal da Anselmo seine thörichte Grille einem Andern zu entdecken drohte, so entschloß er sich, damit größeres Uebel verhütet werde, ihm nachzugeben und zu thun, was er von ihm verlangte, mit dem Vorsatze, sich dabei so zu benehmen, daß er, ohne Camillas Grundsätze zu untergraben, dem Anselmo Genüge leistete. Er bat diesen also, sich keinem Andern anzuvertrauen, indem er selbst, sobald es verlangt werde, den Auftrag übernehmen wolle. Anselmo umarmte ihn und dankte ihm so herzlich für seine Zusage, als wenn er ihm die größte Wohlthat erzeigt hätte. Sie nahmen darauf Abrede, gleich am folgenden Tage ans Werk zu schreiten, und Anselmo wollte seinem Freunde sowohl Zeit und Gelegenheit, Camilla allein zu sprechen, als auch Geld und Kleinodien zu Geschenken verschaffen. Ueberdies sollte ihr Lothario Ständchen bringen und Lobgedichte auf sie machen, wozu Anselmo, falls sein Freund sich nicht selbst bemühen wolle, die Verse zu dichten versprach. Lothario bezeigte sich zu Allem willig, jedoch in ganz andrer Absicht, als Anselmo glaubte, und nach getroffner Verabredung kehrten sie zurück nach Anselmos Hause, woselbst Camilla bereits mit zärtlicher Ungeduld auf ihren Gemahl wartete, weil er an diesem Tage viel länger als gewöhnlich ausgeblieben war. Lothario gieng nach Hause, und Anselmo war in dem seinigen so vergnügt, als Jener bekümmert war, weil er nicht mit sich einig werden konnte, wie er es anfangen sollte, um sich aus diesem kitzlichen Handel zu ziehen; inzwischen entwarf er noch an demselben Abend einen Plan, um den Anselmo zu hintergehen und Camilla nicht zu beleidigen. Am folgenden Tage gieng er zu seinem Freunde zum Essen, und ward von Camilla mit derjenigen Herzlichkeit empfangen, welche der Mann verdiente, den ihr Gemahl so sehr liebte. Nach aufgehobner Tafel bat Anselmo den Lothario, seiner Gemahlin so lange Gesellschaft zu leisten, bis er ein nothwendiges Geschäft abgethan hätte, und versprach in anderthalb Stunden wieder zu kommen. Camilla bat ihn, nicht auszugehen, und Lothario erbot sich, ihn zu begleiten; allein Anselmo ließ sich nicht bereden, sondern bestand

darauf, daß Lothario bleiben und ihn erwarten ſolle, weil er noch über etwas Wichtiges mit ihm ſprechen müſſe. Camilla bat er gleichfalls, ſeinen Freund ſo lange zu unterhalten, bis er wiederkame. Genug, er wußte ſeine nothwendige, oder vielmehr ſeine thörichte Entfernung als eine ſo dringende Sache vorzuſtellen, daß Niemand ſie für einen leeren Vorwand halten konnte. Er gieng und Lothario blieb bei Camilla allein am Tiſche, weil die Bedienten bereits zum Eſſen gegangen waren. Jetzt befand ſich Lothario auf

Sopha bequem zu machen; er wollte aber nicht, sondern blieb schlummernd auf seinem Stuhle sitzen, bis Anselmo zurückkam. Wie dieser

Camilla in ihrem Zimmer und den Lothario schlafend fand, glaubte er, sie hätten während seiner Abwesenheit Zeit gehabt, nicht nur um zu einer Erklärung zu kommen, sondern auch um einzuschlafen, und er konnte kaum den Augenblick abwarten, bis Lothario erwachte, um wieder mit ihm auszugehen und ihn zu fragen, wie es gelungen wäre. Es gieng Alles, wie er wünschte. Lothario erwachte, sie giengen miteinander aus, und Lothario antwortete ihm auf seine Frage: er hätte es nicht für dienlich gehalten, gleich das erstemal mit einer förmlichen Liebeserklärung herauszurücken, sondern sich damit begnügt, Camillas Verstand und Schönheit zu rühmen und ihr zu sagen, daß beide von der ganzen Stadt beneidet werden; diesen Anfang halte er für den zweckmäßigsten, um sich ihr zu

empfehlen und um für das nächstemal ſich deſto leichter Gehör zu verſchaffen, ſo wie Satan, wenn er die Wachſamkeit eines Menſchen einſchläfern will, ſich in einen Engel des Lichts verkleidet, da er doch Fürſt der Finſterniß iſt und nur ſo lange durch den Schein des Guten täuſcht, bis er ſeine Abſicht erreicht, und alsdann in ſeiner wahren Geſtalt erſcheint, wenn der Betrug nicht gleich im Anfange entdeckt wird. Anſelmo war damit ſehr zufrieden und verſprach ihm täglich ähnliche Gelegenheit zu geben, oder wenn er nicht ausgienge, ſich in ſeinem Hauſe auf ſolche Art zu beſchäftigen, daß Camilla ſeinen Plan nicht merken ſolle. Lothario ließ inzwiſchen einen Tag nach dem andern verſtreichen, ohne Camillen ein Wort von Liebe zu ſagen, obwohl er den Anſelmo verſicherte, daß er zwar mit ihr geſprochen, aber im geringſten keine Antwort von ihr erhalten habe, welche Tadel verdiente, oder auch ihm nur die entfernteſte Hoffnung geben könnte; vielmehr habe ſie ihm gedroht, ſich bei ihrem Gemahl über ihn zu beſchweren, wenn er ſeinen böſen Abſichten nicht entſagte.

„Sehr gut,“ ſprach Anſelmo, „den Worten hat Camilla bisher widerſtanden, jetzt müſſen wir auch verſuchen, wie ſie den Thaten widerſteht. Morgen erhältſt du von mir zweitauſend Thaler in Gold, die du ihr anbieten, oder geben kannſt, und eine gleiche Summe, um Koſtbarkeiten dafür anzuſchaffen; denn die Weiber, zumal die ſchönen, finden immer Vergnügen an Putz und Schmuck, ſie mögen ſo keuſch ſeyn, wie ſie wollen, und wenn Camilla dieſer Verſuchung widerſteht, ſo will ich zufrieden ſeyn und dir weiter keine Mühe mehr machen.“

Lothario antwortete, da er einmal angefangen habe, ſey er auch bereit, die Unternehmung zu Ende zu bringen, obgleich er zuletzt ohne Zweifel ermüdet und überwunden den Kampfplatz würde räumen müſſen. Er empfieng die viertauſend Thaler, die ihn in viertauſend neue Verlegenheiten ſetzten, weil er keine neue Lüge zu erſinnen wußte. Er nahm ſich indeſſen vor, zu ſagen, Camilla laſſe ſich ebenſo wenig durch Geſchenke beſtechen als durch Worte überreden, und das Beſte wäre, alle fernern Verſuche aufzugeben, weil nur Zeit damit verloren würde. Allein das Schickſal fügte die Sachen anders, und es traf

ſich, daß Anſelmo, wie er einſt Camilla mit dem Lothario nach ſeiner Gewohnheit allein gelaſſen hatte, im Vorzimmer blieb, und durch das Schlüſſelloch beobachtete, womit ſie ſich unterhielten, und ſo wurde er denn gewahr, daß Lothario in einer halben

Stunde kein Wort mit Camilla ſprach, und nichts würde geſprochen haben, wenn er auch ein Jahrhundert dageblieben wäre. Dieß brachte den Anſelmo auf den Gedanken, daß alles, was ihm ſein Freund geſagt, nichts als Unwahrheit und Erdichtung ſey. Um ſich hievon zu überzeugen, trat er ins Zimmer, rief den Lothario heraus, und fragte ihn, wie er mit Camilla ſtände, und wie ſie jetzt geſinnt ſey. Lothario erwiederte, er glaube nicht, daß er jemals einen Schritt weiter bei ihr kommen würde; denn Camilla habe ihn mit ſolchem Zorn und ſolcher Verachtung abgewieſen, daß er nicht das Herz hätte, ihr ein Wort mehr zu ſagen.

„Ach Lothario, Lothario!“ verſetzte Anſelmo, „wie ſchlecht erfüllſt du deine Pflicht gegen mich, und wie wenig entſprichſt du dem Vertrauen, das ich in dich geſetzt habe! Jetzt eben habe ich dich durch dieſes Schlüſſelloch beobachtet und entdeckt, daß du mit Camilla nicht ein Wort geſprochen haſt, und ich denke demnach, daß du ihr noch das erſte Wörtchen ſagen ſollſt. Wenn dies der Fall iſt (wie ich nicht zweifeln kann), ſo ſage mir, warum betrügſt du mich, oder warum willſt du mich vorſetzlich des Mittels berauben, welches allein zum Zwecke dient?“

Mehr ſagte er nicht, doch was er geſagt hatte, war genug, um ſeinen Freund verwirrt zu machen und zu beſchämen, und weil Lothario es gewiſſermaßen für einen Schimpf hielt, auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, ſo ſchwor er von dem Augenblick ihn völlig zufrieden ſtellen zu wollen. Anſelmo möge ihn nur beobachten; übrigens ſey kein weitrer Sporn nöthig: aus freiem Antrieb werde er Allem aufbieten, damit jeder Verdacht ſchwinden müſſe. Anſelmo glaubte ihm, wollte gleich die beſte und bequemſte Gelegenheit einleiten, und beſchloß daher ſich auf acht Tage von Hauſe zu entfernen und bei einem Freunde aufzuhalten, der nicht weit von der Stadt auf dem Lande wohnte.

Unglücklicher, unbeſonnener Anſelmo! was beginnſt du? was ſtifteſt du an? wie viel Unglück und Schande ladeſt du ſelbſt dir auf dein Haupt? Deine Camilla iſt tugendhaft; du kannſt ſie ruhig und in Frieden beſitzen; Niemand ſtört dich in deinem Glück; ihre Gedanken ſchweifen nicht hinaus über den Kreis ihrer häuslichen Geſchäfte; du biſt ihr Himmel auf Erden, das Ziel ihrer Wünſche, die Fülle ihrer Freude und die Richtſchnur ihres Willens, welcher nur dem deinigen und dem Willen des Himmels ſich fügt. Warum willſt du, während die reiche Fundgrube ihrer Tugend, Schönheit und Sittſamkeit dir zu Gebote ſteht, nach neuen, eingebildeten Schätzen graben und dich der Gefahr ausſetzen, daß Alles über dir zuſammenſtürzt, da du dich auf nichts, als auf ihre ſchwachen Kräfte verlaſſen kannſt? Bedenke, daß wer unmögliche Dinge begehrt, mit Recht auch das noch entbehren muß, was er hätte beſitzen können, wie jener Dichter ſagt:

Im Tode ſucht' ich Leben,
Geſundheit auf dem Siechbett,
In Kerkermauern Freiheit,
Aus Labyrinthen Ausgang,
Und Treue bei Verräthern.
Drum hat mein böſer Stern,
Im Einklang mit dem Himmel,
Weil nach Unmöglichkeiten
Mein Herz getrachtet,
Mir auch das Mögliche verſagt.

Anſelmo gieng am folgenden Tage aufs Land, und ſagte beim Abſchied zu Camilla, Lothario werde indeß die häuslichen Angelegenheiten für ihn beſorgen, und bei Tiſche ihr Gaſt ſeyn, er bitte ſie demnach, demſelben ſo wie ihm ſelbſt zu begegnen. Camilla ward, als ein tugendhaftes und verſtändiges Weib, über dieſen Befehl ihres Gemahls ſehr betroffen und bat ihn zu bedenken, wie unſchicklich es wäre, daß ein Andrer ſeinen Platz während ſeiner Abweſenheit einnehmen ſollte. Wenn er, ſagte ſie, ein Mißtrauen in ihre Fähigkeit, das Haus zu regieren, ſetze, ſo bitte ſie ihn, ſie nur dies einzigemal auf die Probe zu ſtellen, und er werde finden, daß ſie wohl noch wichtigern Geſchäften gewachſen wäre. Anſelmo erwiderte, ſo ſey es einmal beſchloſſen, und ihr bliebe nichts übrig, als die Hand auf den Mund zu legen und zu gehorchen. Camilla ſagte, ſie wolle es thun, obgleich es diesmal ſehr wider ihre Neigung geſchehe.

Anſelmo reiste ab, und am folgenden Tage kam Lothario in ſein Haus und ward von Camilla mit Freundlichkeit und Achtung empfangen; ſie vermied jedoch jede Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn, und war beſtändig von ihren Dienern und Mädchen umgeben; beſonders kam ihr eine der Kammerjungfern nie von der Seite, die geliebte Lionella, die im Hauſe ihrer Eltern von Jugend auf mit ihr war erzogen worden, und welche ſie daher bei ihrer Verheirathung mit ſich genommen hatte. Während der erſten drei Tage ſagte Lothario ihr nichts, obgleich er dazu wohl Gelegenheit gehabt hätte, wenn nach aufgehobner Tafel die Bedienten eine Weile weggiengen, um ihre Mahlzeit zu halten, wobei ſie jedoch auf Camillas Befehl nicht lange ausblieben; und auch Lionellen hatte ſie befohlen,

früher als ſie ſelbſt zu eſſen, damit ſie hernach nicht wieder ſich zu entfernen brauchte. Weil aber dieſe den Kopf voll andrer Gedanken hatte und ſich Zeit und Gelegenheit zu ihrem eignen Vergnügen zu Nutzen machte, ſo befolgte ſie nicht immer die Befehle ihrer Gebieterin, ſondern ließ ſie oft (als wenn es ihr geheißen wäre) mit dem Lothario allein; doch das Ehrfurcht gebietende Weſen Camillas, der Ernſt in ihrem Blick und die Würde in ihrem Betragen hielten ſeine Zunge in Zaum. Aber eben die Vortheile, welche Camillas erhabene Tugend im Anfange über Lothario erhielt, indem ſie ihm Stillſchweigen auferlegte, gereichte am Ende ihnen Beiden deſto mehr zum Verderben; denn obgleich ſeine Zunge ſchwieg, ſo blieben doch ſeine Gedanken nicht unbeſchäftigt, ſondern ſie hatten nur deſto mehr Zeit, Camillas vollendete Liebenswürdigkeit und Schönheit zu bewundern, welche nicht nur in einem gefühlvollen Herzen, ſondern ſelbſt in einem Marmorbilde die Glut der Liebe zu entzünden vermocht hätte. Je weniger Lothario mit ihr ſprach, deſto mehr Muße hatte er, ſie zu beobachten und den hohen Grad ihrer Liebenswürdigkeit zu empfinden; über dieſen Betrachtungen vergaß er allmälig, was er ſeinem Freunde ſchuldig war; tauſendmal fiel es ihm ein, die Stadt zu verlaſſen und ſo weit zu fliehen, daß Anſelmo ihn und er Camilla nie wieder ſähe; allein die Wonne, die er in ihrem Anblick empfand, hatte ihn bereits zu ſehr gefeſſelt und hielt ihn zurück. Er kämpfte mit ſich ſelbſt und ſuchte dieſe Empfindung aus ſeinem Herzen zu verbannen, er machte ſich heimlich Vorwürfe wegen ſeiner ungebührlichen Wünſche und ſchalt ſich einen treuloſen Freund und ſchlechten Chriſten, er ſtellte Betrachtungen an und machte Vergleichungen zwiſchen ſich und Anſelmo; doch Alles endete damit, daß er der Thorheit und dem blinden Zutrauen ſeines Freundes mehr Schuld gab als ſich ſelbſt, ſo daß er das Verbrechen, welches er im Begriffe war zu begehen, kaum noch für ſträflich würde gehalten haben, wenn er es vor Gott ſo gut, wie vor der Welt, hätte beſchönigen können. Genug, Camillas Reize und Vortrefflichkeit, verbunden mit der Gelegenheit, welche ihr unbeſonnener Gemahl ſelbſt ihm an die Hand gab, brachte Lotharios Rechtlichkeit zum Fall, und am dritten Tage nach Anſelmos

Abreiſe, während welcher Zeit er beſtändig mit ſeiner Leidenſchaft gekämpft hatte, ſetzte er endlich Alles aus den Augen, was ſeiner Neigung im Wege ſtand, und fieng an, Camillen mit ſo vielem Feuer ſeine Liebe zu erklären, daß ſie voll Erſtaunen aufſtand und ſich in ihr Zimmer begab, ohne ihm ein Wort zu erwidern. Durch dieſe Mißbilligung ließ ſich jedoch Lothario die Hoffnung nicht rauben, welche ſtets mit der Liebe zugleich entſteht, vielmehr ſchätzte er Camilla nur noch höher. Camilla, welche ein Betragen an ihm bemerkte, deſſen ſie ſich nie verſehen hatte, wußte nicht, wie ſie ſich dabei verhalten ſollte, und da ſie es für eben ſo gefährlich als unſchicklich hielt, wenn ſie ihm neue Gelegenheit, ſie zu ſprechen gäbe, ſo ſandte ſie noch denſelben Abend einen Diener an ihren Gemahl mit einem Briefe, welchen man in folgendem Kapitel finden wird.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Erzählung vom unbeſonnenen Neugierigen.

Camillas Brief an Anſelmo.

Caſtelle ohne Caſtellan, Heere ohne Feldherrn ſind, wie man zu ſagen pflegt, ſchlecht berathen; allein mich däucht, eine junge Ehefrau iſt noch ſchlimmer daran, wenn ſie von ihrem Gemahle allein gelaſſen wird. Ich fühle mich durch deine Abweſenheit in eine ſo bedenkliche Lage verſetzt, und finde es ſo ganz unmöglich, ſie länger zu ertragen, daß ich mich werde gezwungen ſehen, mich zu meinen Eltern zu begeben und dein Haus ohne Hüterin zu laſſen, wenn du nicht ſchleunig zurückkommſt; denn derjenige, den du mir zum Aufſeher beſtellt haſt, falls du ihm anders dieſes Amt übertrugſt, ſcheint mir mehr ſeinen eignen Abſichten als die deinigen zum Endzweck zu haben. Da du ein verſtändiger Mann biſt, ſo brauche ich dir nichts mehr zu ſagen; auch iſt es nicht rathſam, mich deutlicher auszudrücken."

Dieſen Brief erhielt Anſelmo und ſchloß daraus, daß Lothario den erſten Angriff bereits gethan, und daß Camilla, wie es

schien, sich so vertheidigt hatte, wie er wünschte. Höchst vergnügt über diese Nachricht, ließ er ihr mündlich antworten, sie solle auf keine Weise ihr Haus verlassen, weil er sehr bald zurückkommen werde. Camilla erstaunte über diese Antwort ihres Gemahls, durch welche sie in noch größre Verlegenheit gesetzt wurde. Sie getraute sich weder im Hause zu bleiben, noch zu ihren Eltern zu gehen; denn wenn sie blieb, so lief ihre Ehre Gefahr, und wenn sie sich entfernte, so handelte sie dem Befehle ihres Gemahls zuwider. Endlich faßte sie den unglücklichen Entschluß zu bleiben, mit dem Vorsatze, die Gegenwart Lotharios nicht zu meiden, um bei ihren Bedienten keinen Verdacht zu erregen, und fast bereute sie es, daß sie an ihren Gemahl geschrieben hatte; denn sie befürchtete, er möchte auf den Gedanken gerathen, daß Lothario etwas Leichtsinniges an ihr bemerkt und daß ihn dies veranlaßt hätte, die schuldige Achtung für sie aus den Augen zu setzen. Da sie sich aber ihrer Tugend bewußt war, so traute sie auf Gott und ihre guten Grundsätze, und war entschlossen, alles was Lothario ihr sagen würde, stillschweigend anzuhören, ohne daß sie ihrem Gemahl Nachricht davon gäbe, um diesem weder Händel noch Verdruß zuzuziehen; sie sann sogar auf Mittel, wie sie den Lothario wieder entschuldigen könnte, falls Anselmo fragen würde, warum sie an ihn geschrieben habe. In dieser Absicht, die zwar sehr gutmüthig, aber nicht eben so gut und überlegt war, gab sie folgenden Tags den Reden des Lothario wieder Gehör, welcher diesmal so sehr in sie drang, daß ihre Standhaftigkeit zu wanken anfieng und sie alle Sittsamkeit aufbieten mußte, damit ihre Blicke nicht etwas von zärtlichem Mitleid verriethen, welches Lotharios Thränen und Bitten in ihrer Brust erregten. Dies entgieng seinen Augen nicht und gab seiner Flamme neue Nahrung. Da er wußte, daß er die Abwesenheit Anselmos benutzen müsse, wenn er die Festung erstürmen wolle, so machte er einen Angriff auf ihre Eigenliebe, indem er ihre Schönheit erhob; denn nichts kann schneller den festen Thurm weiblicher Eitelkeit umstürzen, als diese Eitelkeit selbst, wenn man ihr schmeichelt. Genug, er untergrub den Fels ihrer Tugend mit so vieler Gewandtheit und Beharrlichkeit, daß Camilla fallen mußte, wenn sie auch von Erz gewesen

ſelbſt die Gelegenheiten meide, ſich mit ihr allein zu befinden. Anſelmo verſicherte ihr, ſie könne allen Argwohn fahren laſſen; denn Lothario liebe ein würdiges Mädchen in der Stadt und richte bisweilen Gedichte an ſie unter dem Namen Chloris, und wenn auch dies nicht wäre, ſo habe ſie dennoch von Lothario wegen ſeiner vertrauten Freundſchaft mit ihm nichts zu beſorgen. Hätte Lothario Camilla nicht zeitig einen Wink gegeben, daß das Liebesverſtändniß mit Chloris eine Erfindung ſey, deren er ſich gegen Anſelmo bedient habe, bloß um bisweilen Camilla ſelbſt loben zu können, ſo wäre ſie gewiß in die verzweiflungsvollen Stricke der Eiferſucht gefallen; weil ſie aber von Allem ſchon unterrichtet war, ſo machte ſie ſich deßhalb keine Sorge. Indem nun folgenden Tags alle drei miteinander zu Tiſche ſaßen, bat Anſelmo ſeinen Freund, ihm ein Gedicht auf ſeine Geliebte Chloris vorzuleſen, denn da Camilla nicht wiſſe, wer ſie ſey, ſo brauche er ja gar nicht zurückzuhalten.

„Und ſollte ſie dieſe Chloris auch kennen,“ ſprach Lothario, „ſo würde ich nicht nöthig haben, etwas zu verbergen; denn wenn ein Liebhaber die Reize ſeiner Geliebten erhebt und ſich zugleich über ihre Unerbittlichkeit beklagt, ſo ſetzt er gewiß ihren guten Ruf in keine Gefahr. Doch dem ſey, wie ihm wolle, hier iſt ein Sonett, welches ich geſtern auf die Sprödigkeit meiner Chloris machte.

Der ich an Worten arm, doch reich an Klagen,
Mich hört die Mitternacht, wenn ſchlafbeſiegt
Die ganze Welt in tiefſter Ruhe liegt,
Dem Himmel und der ſpröden Chloris klagen.

Und was ich Nachts in kranker Bruſt getragen,
Das läßt auch, wenn, vom Morgenwind gewiegt,
Aus diamantnem Thor die Sonne fliegt,
Kein Licht in meiner trüben Seele tagen.

Der Morgen ſchwindet, Mittag kommt heran,
Und ſenkrecht wie des Mittags Sonnenſtrahl
Trifft Liebe mich mit wachſender Gewalt.

Nun kehrt die Nacht zurück auf dunkler Bahn,
Und ich, ich finde gegen meine Qual
Den Himmel taub und Chloris marmorkalt.

Camilla war mit dem Sonett sehr zufrieden. Anselmo lobte es noch mehr und sagte: „Die Dame müsse übermäßig spröde seyn, die durch so klare Wahrheiten sich nicht erweichen lasse.“

„Ist denn alles wahr, was die verliebten Dichter in ihren Versen sagen?“ fragte Camilla.

„Als Dichter,“ antwortete Lotario, „reden sie nicht immer wahr; als Verliebte aber sind sie stets ärmer an Worten als an Wahrheit.“

„Daran ist kein Zweifel,“ sagte Anselmo, um den Worten Lotarios noch mehr Gewicht bei Camilla zu geben, welche aber desto weniger auf seinen Kunstgriff Achtung gab, je mehr sie bereits in den Lotario verliebt war; und da sie nicht nur an seinen Versen Vergnügen fand, sondern auch überzeugt seyn durfte, daß seine Wünsche, sowie seine Gedichte, nur sie selbst zum Gegenstand hatten, und daß sie

die Chloris war, welche er beſang, ſo bat ſie ihn, wenn er ſonſt noch ein Sonett oder ein andres Gedicht auswendig wüßte, es herzuſagen.

„Ich weiß wohl noch ein andres,“ erwiderte Lothario: „allein nicht, ob es ſo gut iſt, wie das erſte, oder vielmehr, ob das erſte nicht weniger ſchlecht iſt, doch Ihr mögt ſelbſt darüber entſcheiden; ſo lautet es:

Daß ich dich liebe, koſtet mir das Leben.
Du zweifelſt? So gewiſſer iſts, ſo ſchlimmer!
Und tödtet einſt mich deiner Auge Schimmer,
So wird in Liebe doch mein Geiſt entſchweben.

Aus Lethes Waſſern ſchlürf ich ohne Beben,
Mein Selbſt zergehe, wie mein Glück, in Trümmer:
Auch dann, in meiner ſtarren Bruſt, noch immer
Wird dein Bild, wie ich liebte, Zeugniß geben.

Dies Götterbild folgt mir ins Kampfgetümmel.
Zu ihm, durch deine Kälte angefeuert,
Bet ich, wenn alle guten Sterne ſchlafen.

Dem Schiffer weh, der bei geſchwärztem Himmel,
Wenn nirgends ſich ein Leuchte zeigt, ein Hafen,
In unbekannte Meere ziellos ſteuert.

Anſelmo lobte das zweite Sonett wie das erſte, und fügte mithin immer ein Glied nach dem andern zu der Kette, mit welcher ſeine Schande täglich feſter geſchlungen ward; denn je thätiger Lothario war, ihn zu entehren, deſto mehr überredete er ihn, ſeine Ehre ſtehe feſt gegründet, und jede Stufe, welche Camilla tiefer zum Abgrunde der Verächtlichkeit hinabſtieg, hielt ihr Gemahl für eine Staffel, auf welcher ſie immer höher und bis zum Gipfel des Ruhms und der Tugend ſich erhebe.

Als Camilla ſich einſt mit ihrer Kammerjungfer allein befand, ſagte ſie: „Ich ſchäme mich doch, liebe Lucella, daß ich mich ſo leicht hingegeben und dem Lothario den Sieg nicht ſchwerer gemacht habe: ich fürchte, er wird mich als verrufen und leichtſinnig tadeln, weil er nicht weiß, wie wenig es mir möglich war, der Gewalt zu widerſtehen, die mich zu ihm hinzog.“

„Laßt Euch das keinen Kummer machen, gnädige Frau,“ ſprach Lucella, „denn es hat nichts zu bedeuten, und der Mann einer

Gabe wird dadurch nicht verringert, daß man sie bald giebt, wenn sie nur gut und an sich selbst schätzbar ist; man pflegt sogar zu sagen, wer bald giebt, gebe doppelt." — „Man sagt aber auch: wohlfeile Waare wird nicht geachtet," erwiderte Camilla.

„Auf Euch läßt sich dies nicht anwenden," versetzte Lionella, „denn die Liebe kommt, wie ich gehört habe, bald geflogen, bald geschritten; bei dem Einen geht sie schnell, bei dem Andern langsam; Diesen macht sie dreist, Jenen verzagt; Einige verwundet sie nur leicht, Andre tödtlich; bisweilen hat sie die Laufbahn ihrer Wünsche kaum angetreten, so befindet sie sich auch schon am Ziele; der Platz, den sie des Morgens belagert, ist schon am Abend oft erobert, weil keine Kraft ihr widerstehen kann. Warum wollt Ihr denn Euch Kummer und Sorge machen, da es doch dem Lothario wie Euch gegangen ist, seitdem Amor die Abwesenheit unsers Herrn benützte, um Euch beide unter sein Joch zu bringen? Während dieser Zeit mußte nothwendig Alles ausgeführt werden, was er beschlossen hatte, ehe er dem Anselmo Zeit ließ, wieder zu kommen und ihm das Spiel zu verderben; denn um seine Absichten zu erreichen, hatte er keine beßre Gehilfin, als die Gelegenheit: sie ist es, die ihm in allen seinen Händeln, besonders im Anfange dienen mußte. Ich weiß das alles aus eigner Erfahrung, und nicht vom bloßen Hörensagen, und will Euch mit der Zeit wohl etwas davon erzählen; denn ich habe ebenfalls jugendliches Fleisch und Blut. Ueberdies habt Ihr Euch nicht so rasch und übereilt ergeben, daß Ihr nicht vorher an den Blicken, Seufzern, Reden, Verheißungen und Geschenken Eures Liebhabers seine ganze Gesinnung erkannt und dadurch, sowie durch seine persönlichen Verdienste, Euch überzeugt hättet, wie sehr Lothario Eurer Liebe würdig war. Laßt Euch demnach durch diese gar zu empfindsamen und ängstlichen Gedanken nicht beunruhigen, sondern seyd versichert, daß Lothario Euch ebenso hoch schätzt, als Ihr ihn, und da Ihr nun einmal in dem Garn der Liebe gefangen seyd, so freut Euch, daß derjenige, der Euch gefesselt hat, ein würdiger und schätzbarer Mann ist, bei welchem Ihr nicht nur Sanftmuth, Scharfsinn, Stärke und Schönheit, die vier S [1], welche, wie man sagt,

[1] Die vier S der Spanierinnen sind eigentlich: sabio, solo, solicito und secreto.

jeder gute Liebhaber besitzen muß, vereinigt findet, sondern ein ganzes Alphabet von guten Eigenschaften; denn er ist

Angenehm
Bieder — Cavalier
Dienstfertig — Edel — Freigebig
Gefällig
Herzhaft — Jung
Klug — Lebhaft — Mild
Nachgiebig
Offenherzig — Prächtig — Reich
die vier
S — S — S — S
nicht zu vergessen
Tapfer — Unverdrossen — Verständig
Wohlredend und Zärtlich.

„Das Q und X sind harte, fremde Buchstaben, und das Y wird aus Neuerungssucht von Vielen verschmäht; dafür besitzt aber Lothario außer den erwähnten vier S noch ein fünftes, nämlich Sorgfalt für Euern guten Namen.“

Camilla lächelte über das Alphabet ihrer Zofe, und merkte wohl, daß dieselbe in Liebeshändeln erfahrner war, als sie geglaubt hatte; und dies gestand Lionella selbst, indem sie ihrer Gebieterin entdeckte, daß sie mit einem Jüngling aus gutem Hause in der Stadt ein Liebesverständniß unterhalte. Camilla ward sehr unruhig darüber, weil sie wegen dieses Handels Gefahr für ihre eigne Ehre befürchtete. Sie fragte deßwegen, ob das Verhältniß sich weiter als auf erlaubten Umgang erstrecke, und Lionella entblödete sich nicht, zu bekennen, daß sie schon weiter gegangen sey. So gewiß ist es, daß die Fehltritte einer Hausfrau ihre Mägde zur Unverschämtheit veranlassen, und sobald jene aus der Bahn tritt, scheuen sich diese nicht, über die Schranken zu springen, ohne sich darum zu bekümmern, was ihre Herrschaft dazu sagt. Camilla blieb nichts übrig, als die Zofe zu bitten, sie möchte ihrem Liebhaber nichts von den Angelegenheiten ihrer Herrin entdecken, und auch ihren eignen Liebeshandel so geheim halten, daß weder Anselmo noch Lothario etwas davon erführe. Lionella versprach es, hielt aber ihr Wort so schlecht, daß Camilla bald gewahr ward, sie werde durch die Schuld ihres Mädchens um ihren guten Ruf kommen; denn kaum sah die freche und verwegne Zofe, daß ihre Gebieterin sich nicht betrug, wie sie sollte, so scheute sie sich nicht länger, ihren Liebhaber ins Haus kommen zu lassen, weil sie wußte, daß Camilla, wenn sie ihn auch gewahr würde, ihn nicht zu verrathen wagen dürfte; und dies ist eine von den bösen Folgen, welche die Vergehungen einer Hausfrau nach sich ziehen, daß sie zur Sklavin ihrer eignen Mägde wird und sich gezwungen sieht, die Unarten und Laster derselben selbst verhehlen zu helfen. So gieng es auch Camilla, welche zwar oft gewahr ward, daß Lionella ihren Liebhaber bei sich in der Kammer hatte, aber nicht nur keineswegs sie deßwegen zu schelten wagte, sondern ihr vielmehr Vorschub that, ihn zu verstecken, und ihr jedes Hinderniß aus dem Weg räumte, damit nur ihr Gemahl nichts erführe.

Bei dem allen konnte sie nicht verhindern, daß Lothario einst in der Morgendämmerung den jungen Mann aus ihrem Hause gehen sah. Anfänglich hätte er den Unbekannten fast für ein Gespenst

gehalten; wie er aber sah, daß sich derselbe das Gesicht mit dem Mantel verhüllte und mit ängstlicher Geberde davon schlich, gerieth er auf einen Einfall, wodurch er sie Alle hätte unglücklich machen können, wenn Camilla nicht Rath geschafft hätte. Er konnte sich nämlich nicht vorstellen, daß der Mensch, den er zu einer so ungewöhnlichen Stunde aus Anselmos Haus hatte kommen sehen, um Lionellens willen dort gewesen wäre; denn an diese dachte er in

dem Augenblick so wenig, als wäre sie nie in der Welt gewesen, sondern er glaubte vielmehr, Camilla habe sich eben so leichtsinnig einem Andern, wie ihm selbst ergeben; denn so ist es immer: ein ungetreues Weib verdirbt sich auch in der guten Meinung desjenigen, den sie nach langem Flehen erhört hat; denn dieser glaubt, sie werde noch leichter die Beute eines Andern werden; daher der kleinste Schatten von Verdacht ihm als unbezweifelte Gewißheit gilt. Es war, als wenn Lothario in dem Augenblick seinen gesunden Verstand verlöre, und als wenn alle vernünftige Ueberlegung von ihm wiche. Ohne im Geringsten zu bedenken, ob er recht oder auch nur klug handle, ließ er sich von der Wuth der Eifersucht, die ihm in den Eingeweiden wühlte, dermaßen verblenden, daß er vor Begierde, sich an Camilla zu rächen, die ihn doch nicht beleidigt hatte, zu Anselmo, der noch nicht einmal aufgestanden war, ins Haus eilte.

„Wisse, Anselmo," sprach er, „daß ich schon seit einigen Tagen mit mir selbst gekämpft und mir Gewalt angethan habe, um dir etwas zu verschweigen, welches dir nicht länger verborgen bleiben kann und darf. Wisse, daß Camillas Standhaftigkeit überwunden ist und daß sie sich mir ergeben hat. Wenn ich dir dies bisher verschwieg, so geschah es bloß, weil ich erst erforschen wollte, ob es vielleicht nur ein vorübergehender Einfall wäre, oder ob sie mich nur auf die Probe stellen wollte, um zu sehen, ob die Liebeserklärungen ernstlich gemeint wären, welche ich, dir zu gefallen, ihr gethan habe; auch stellte ich mir vor, wenn sie diejenige wäre, wofür wir beide sie hielten, so würde sie dir bereits von meinen Nachstellungen etwas gesagt haben. Weil ich aber sehe, daß sie damit zögert, so schließe ich, daß sie in völligem Ernst mir das Versprechen gegeben hat, meinen Besuch in deiner Rüstkammer anzunehmen, sobald du das nächstemal von Hause abwesend seyn würdest. (Dies war nämlich der Ort, wo Camilla wirklich mit ihm zusammen zu kommen pflegte.) Ich wünsche nicht, daß du dich mit deiner Rache übereilst, da das Verbrechen noch nicht weiter als in Gedanken begangen worden ist; denn es kann seyn, daß Camilla in der Zwischenzeit sich anders besinnt und ihren Vorsatz bereut. Weil du nun bisher meinen Rath immer, wo nicht ganz, doch zum Theile befolgt hast, so befolge auch

noch denjenigen, welchen ich jetzt dir geben will, damit du dich ohne Täuschung überzeugen und mit sorgfältiger Umsicht deine Maßregeln nehmen könnest. Stelle dich, als wolltest du, wie sonst, auf ein paar Tage verreisen, und richte es so ein, daß du dich hinter den Tapeten und dem Geräthe in deiner Rüstkammer versteckst, so können wir beide uns mit eignen Augen von Camillas Gesinnung überzeugen, und ist sie so schuldig, wie wir zwar nicht wünschen, aber doch befürchten müssen, so kannst du im Stillen und insgeheim deine Beleidigung rächen."

Anselmo war erstaunt und bestürzt über die Nachricht, welche Lothario ihm gab, indem er sie zu einer Zeit erfuhr, da ers am wenigsten vermuthete und gewiß glaubte, Camilla habe längst alle verstellten Angriffe Lotharios abgeschlagen, so daß er anfieng, sich ihres rühmlichen Siegs zu erfreuen. Lange Zeit schwieg er still, den Blick auf die Erde geheftet, endlich sagte er: „Du hast gehandelt, Lothario, wie ichs von deiner Freundschaft erwartete; ich habe in allen Stücken deinen Rath befolgt; thue, was du willst, und beobachte die Verschwiegenheit, die ein so außerordentlicher Vorfall erfordert."

Lothario versprach es, bereute aber schon beim Weggehen jedes Wort, da ihm einfiel, daß er sich an Camilla hätte rächen können, ohne zu so grausamen und niederträchtigen Mitteln zu greifen. Er verdammte seine Unvernunft, verwünschte seinen raschen Entschluß, und wußte nicht, wie ers anfangen sollte, das Geschehne wieder gut zu machen, oder wenigstens zu einem unschädlichen Ziele zu lenken. Endlich kam er darauf, Camilla Alles zu entdecken, und da es ihm an Gelegenheit hiezu nicht fehlte, so sprach er sie noch an demselben Tage unter vier Augen. Kaum befand sie sich mit ihm allein, so sagte sie zu ihm: „Liebster Lothario, mir liegt etwas Quälendes auf dem Herzen, wovon es fast zerspringen will, und es wäre ein Wunder, wenn dies nicht geschähe; denn die Unverschämtheit meiner Lucinella geht so weit, daß sie jede Nacht ihren Liebhaber zu sich ins Haus kommen läßt, und ihn bis zum Morgen bei sich behält, wobei meine Ehre die größte Gefahr lauft, weil Jedermann, der ihn zu so ungewöhnlicher Zeit aus meinem Hause kommen sieht, die

Freiheit hat, davon zu denken, wie er will. Was mich am meisten dabei verdrießt, ist, daß ich sie dafür weder bestrafen, noch schelten darf, weil das Bewußtseyn, daß sie um unsre Angelegenheiten weiß, mir den Zwang auflegt, zu den ihrigen zu schweigen; und dennoch fürchte ich, daß am Ende noch ein Unglück für uns daraus entstehen wird."

Lothario hielt im Anfange Alles für Verstellung und glaubte, Camilla wolle ihn nur vereden, der Mensch, den er gesehen, sey nicht um ihretwillen, sondern Lionellas wegen ins Haus gekommen. Wie er aber sah, daß sie weinte, und ihn mit schwerem Herzen um Hilfe bat, fieng er an, ihr zu glauben und ward deßwegen von Beschämung und Reue durchdrungen; indeß bat er Camilla, sie möchte sich Lionellas wegen keine Sorge machen, weil er wohl Mittel finden wolle, ihrer Unverschämtheit Grenzen zu setzen. Hierauf gestand er ihr, was er, verleitet von unsinniger Wuth der Eifersucht, zu Anselmo gesagt und daß er mit diesem verabredet habe, Anselmo solle sich in der Rüstkammer verstecken, um daselbst Zeuge ihrer Treulosigkeit zu seyn. Er bat sie wegen seiner Thorheit um Verzeihung und zugleich um ihren Rath, wie sie sich aus der Verlegenheit heraushelfen könnten, in die seine Unvernunft sie beide gesetzt habe.

Camilla erschrack über das, was sie von Lothario hörte, und machte ihm eben so bittre als gerechte Vorwürfe wegen seines ungegründeten Verdachts und wegen des unvernünftigen und feindseligen Entschlusses, den er deßhalb gefaßt hatte. Da sich aber die Weiber in der Geschwindigkeit, sey es zu guten oder zu bösen Endzwecken, von Natur besser zu helfen wissen, als die Männer, obgleich sie zu reiflicher und bedächtiger Ueberlegung weniger geschickt sind, so fand auch Camilla auf der Stelle ein Mittel, sich aus dieser, dem Anscheine nach unauflöslichen Verwicklung herauszuziehen. Sie ersuchte demnach den Lothario, es so zu veranstalten, daß Anselmo folgenden Tags am verabredeten Orte sich verstecke, weil sie Willens sey, gerade diesen Umstand so zu

benützen, daß ſie künftig ohne die geringſte Beſorgniß miteinander umgehen könnten. Ohne ihm ihren Plan völlig zu entdecken, bat ſie ihn nur, er möchte, wenn Anſelmo ſich verſteckt hätte, ſobald ſie durch Lionella ihn rufen ließe, erſcheinen und auf alles, was ſie ihn fragen würde, ſo antworten, als ob er nicht wüßte, daß Anſelmo ihn hören könne.

Lothario drang ſehr in ſie, ihm ihren Plan ganz zu entdecken, damit er deſto beſſer im Stand wäre, ſeinerſeits das Nöthige zu beobachten; allein Camilla erwiderte: „es iſt weiter nichts dabei zu beobachten, als daß du mir meine Fragen beantworteſt;“ denn ſie wollte ihm von ihrem Vorhaben deßwegen vorher keine genaue Nachricht geben, amit er nicht Einwendungen gegen ihren Plan machen, oder einen andern in Vorſchlag bringen möchte, der vielleicht nicht ſo gut wäre.

Lothario begab ſich hierauf hinweg, und folgenden Tags ſtellte ſich Anſelmo, als ob er wieder zu ſeinem Freund aufs Land gienge; er kam aber zurück und verſteckte ſich, was er deſto leichter thun konnte, da ihm Camilla und Lionella mit Fleiß dazu Gelegenheit gaben. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Herzklopfen er ſeinen Lauſcheplatz einnahm, da er mit eignen Augen zu ſehen erwartete, wie ſeine Ehre zu Grund gerichtet werde, und da er auf dem Punkte ſtand, das höchſte Gut zu verlieren, welches er in ſeiner Camilla zu beſitzen geglaubt.

Sobald Camilla und Lionella wußten, daß Anſelmo ſich verſteckt hatte, traten ſie in die Rüſtkammer, und beim Hereintreten ſprach Camilla mit einem tiefen Seufzer zu Lionella: „Ach liebſte Lionella! wäre es nicht beſſer, eh ich eine That vollführte, die ich dir aus Furcht, von dir verhindert zu werden, nicht entdecken mag, wenn du mit dem Dolche des Anſelmo, den ich von dir gefordert habe, dieſe entehrte Bruſt durchbohrteſt? Doch nein, thue es nicht, denn es iſt nicht billig, daß ich für die Schuld eines Andern büße. Ich will erſt wiſſen, was die frechen und unverſchämten Augen

dieses Lothario an mir entdeckt haben, daß er sich erdreisten durfte, mir den schändlichen Antrag zu thun, durch welchen er meine Ehre und die Bande der Freundschaft entweiht. Tritt ans Fenster und

rufe ihn herein, denn gewiß wartet er schon auf der Straße, in der Hoffnung, seine schändliche Absicht zu erreichen; ich aber werde ihm auf eine eben so grausame als lobenswürdige Art zuvorkommen."

„Um des Himmelswillen, gnädige Frau!“ rief die ſchlaue und gewandte Lionella, „was wollt Ihr mit dem Dolche machen? Ihr wollt doch nicht Euch ſelbſt, oder dem Lothario das Leben nehmen? Das Eine wie das Andre würde Eure Ehre und Euern guten Namen zu Grunde richten. Laßt Euch lieber nicht merken, daß er Euch beleidigt hat, und verhindert, daß dieſer böſe Menſch jetzt in Euer Haus kommt und uns allein antrifft. Bedenkt, daß wir ſchwache Frauenzimmer ſind, und daß er ein Mann und kühn und unternehmend iſt, und da ihn außerdem ſeine böſen Begierden taub und blind machen werden, ſo könnt Ihr vielleicht Euern Vorſatz nicht ſo ſchnell ausführen, als er bereits dasjenige vollbracht haben wird, was Euch theurer zu ſtehn kommen würde als der Verluſt Eures Lebens. Es iſt ein Unglück, daß unſer Herr Anſelmo dieſem gefährlichen Menſchen ſo viele Gewalt in ſeinem Hauſe eingeräumt hat; denn geſetzt, Ihr nähmt ihm das Leben, welches, wie ich fürchte, Eure Abſicht iſt, was ſollen wir hernach mit ſeinem Leichname anfangen?“

„Den mag Anſelmo begraben laſſen,“ verſetzte Camilla; „denn, er kann ſich für ſeine Mühe dadurch als hinlänglich belohnt betrachten, daß er ſeine eigne Schande in der Erde vergräbt. Eile nur, ihn zu rufen; denn jeder Augenblick, den ich durch Zaudern verliere, bis ich die mir zugefügte Beleidigung räche, ſcheint mir eine Verletzung der Treue zu ſeyn, die ich meinem Gemahle ſchuldig bin.“

Dies alles hörte Anſelmo, und jedes Wort, welches Camilla ſprach, ſetzte ihn in neue Bewegung; wie er aber vollends hörte, daß ſie Willens war, den Lothario zu verſtechen, fehlte wenig, daß er nicht hervorſprang und ſich zeigte, um ſie davon abzuhalten; er that es jedoch nicht, weil er ſehen wollte, wie weit löblicher Eifer und Entſchloſſenheit ſie führen würden, mit dem Vorſatze, dieſen zu rechter Zeit Maß und Ziel zu ſetzen. Indeſſen ſank Camilla in eine tiefe Ohnmacht, und warf ſich auf ein Bett, welches in der Kammer ſtand. Lionella fieng an, bitterlich zu weinen, und rief:

„O ich Unglückliche, wenn ich den Jammer erlebe, daß die Krone aller guten Weiber in der Welt, der Ausbund aller Zucht und Keuschheit, hier unter meinen Händen stirbt!“ Wer diese und noch mehr andre Ausrufungen von ihr hörte, der konnte nicht umhin, sie für die bekümmertste und treuste Zofe und ihre Frau für eine zweite verfolgte Penelope zu halten. Camilla erholte sich jedoch bald wieder, und sagte: „Was zauderst du, Lionella, den treulosesten Freund, welchen jemals die Sonne beschienen, oder die Nacht versteckt hat, zu rufen? Mach ein Ende, eile, laufe, damit nicht durch dein Zögern die Gluth meines Zorns erkalte, und meine gerechte Rache sich in leere Drohungen und Verwünschungen verwandle.“

„Gleich will ich ihn rufen," ſagte Lionella, „allein Ihr müßt mir vorher den Dolch geben, damit Ihr nicht, indem ich den Rücken kehre, eine That begeht, welche Allen, die Euch kennen, Lebenslang Thränen koſten würde."

„Sey unbeſorgt, Lionella," erwiderte Camilla, „das werde ich nicht thun; denn ſo raſch und unüberlegt der Plan, meine Ehre zu retten, dir auch ſcheinen mag, ſo werde ich doch nicht ſo unbedachtſam handeln, wie jene Lucretia, von welcher man ſagt, daß ſie ſich ums Leben brachte, ohne ſelbſt etwas Sträfliches begangen zu haben und ohne ſich an demjenigen zu rächen, der ihr dergleichen anmuthete. Ich will ſterben, wenn ich muß, aber nicht eher, bis ich mich an demjenigen gerächt habe, der mich veranlaßt hat, hieher zu kommen, um ſeine Verwegenheit zu beweinen, zu welcher ich ihm nie Anlaß gab."

Lionella ließ ſich lange bitten, ehe ſie gieng, den Lothario zu rufen; doch endlich gieng ſie hin. „O Himmel!" ſagte Camilla während ihrer Abweſenheit, „wäre es nicht klüger geweſen, wenn ich den Lothario abgewieſen hätte, wie ich ſo oft gethan habe, ſtatt ihm Gelegenheit zu geben, mich auch nur auf eine kurze Zeit für treulos zu halten, bis ich ihm ſeinen Irrthum benehme? Beſſer wäre es freilich wohl geweſen; allein ich würde mich ſelbſt nicht gerächt und der Ehre meines Gemahls nicht Genugthuung verſchafft haben, wenn Jener ſo leicht und ohne Strafe für ſeine böſen Begierden davon gekommen wäre. Mag der Treuloſe mit ſeinem Leben für ſeine ſchändliche Lüſternheit büßen. Mag die Welt erkennen, wenn ſie zufällig erfährt, daß Camilla nicht nur ihre Treue gegen ihren Gemahl zu bewähren, ſondern auch ihn an demjenigen zu rächen wußte, der ſich unterwand, ſie anzufechten. Bei dem allen hätte ich vielleicht beſſer gethan, dem Anſelmo von Allem Nachricht zu geben; allein ich hatte ihm ja bereits genug in dem Briefe geſagt, den ich ihm aufs Land ſchickte, und ich glaube, wenn er damals dem Unheil nicht vorbeugte, wovor ich ihn warnte, ſo ließ er ſich bloß durch ſein unbegränztes Vertrauen abhalten, welches ihm nicht erlaubte

zu denken, daß sein Busenfreund Anschläge gegen seine Ehre schmieden könnte; ja ich selbst glaubte es nachher lange Zeit nicht und würde es nie geglaubt haben, wenn seine Unverschämtheit nicht so weit gegangen wäre, daß er durch Geschenke, Versprechungen und heiße Thränen mir endlich die Augen öffnete. Doch wozu stelle ich jetzt diese Betrachtungen an? Braucht man etwa in einem herzhaft gefaßten Vorsatze sich noch durch neue Gründe zu bestärken? Mit nichten. Weg mit dem Verräther! Rache, schicke dich an! Mag der Treulose hereinkommen; er komme, er falle, gehe zu Grund, hernach mag es gehen, wie es will. Unbescholten empfieng mich derjenige, welchen der Himmel mir zum Gemahl gab; unbescholten will ich mich auch wieder von ihm trennen, und wenn es zum Schlimmsten kommt, so bade ich mich zu gleicher Zeit in meinem eignen, keuschen Blute und in dem unreinen Blute des treulosesten Freundes, der jemals den Namen der Freundschaft entweiht hat."

Indem sie diese Worte sprach, gieng sie mit gezücktem Dolche, mit raschen Schritten und in so heftiger Bewegung im Zimmer auf und ab, daß sie wie wahnsinnig schien, und mehr einem wüthenden Meuchelmörder, als einem zarten Frauenzimmer ähnlich war. Anselmo, welcher Alles durch die Tapete, hinter der er versteckt war, beobachten konnte, war voll Erstaunen, und hielt, was er gesehen und gehört hatte, schon für vollkommen hinreichend, um den stärksten Argwohn zu widerlegen; schon wünschte er, daß Lothario nicht kommen möchte, damit nicht plötzlich ein Unglück geschehe, und schon war er im Begriff hervorzutreten, sich seiner Gemahlin zu zeigen, sie zu umarmen und ihr Alles zu entdecken, als Lionella hereintrat und den Lothario an der Hand führte.

Sobald ihn Camilla erblickte, zog sie mit dem Dolche einen langen Strich vor sich auf den Boden. „Lothario," sprach sie, „höre, was ich dir sage: hüte dich, diese Linie zu überschreiten, oder ihr auch nur nahe zu treten, denn in dem Augenblicke, da du dies wagst, durchbohre ich mit dem Dolche, den du in meiner Hand siehst, meine Brust. Ehe du mir antwortest, höre zuvor noch einige

Worte, die ich dir ſagen will und dann erwidre mir, was du willſt. Vor allen Dingen laß mich fragen, Lothario, kennſt du meinen Gemahl Anſelmo und was hältſt du von ihm? Zweitens ſage mir, ob du glaubſt, auch mich zu kennen. Antworte mir unverzüglich und ohne Umſchweiſe; denn meine Fragen ſind nicht ſchwer zu beantworten."

Lothario war nicht ſo unerfahren, daß er nicht in dem Augenblicke, wo Camilla ihm befahl, den Anſelmo zu verſtecken, ihren Plan bereits errathen hätte; er wußte demnach ihre Abſicht auf den erſten Wink ſo geſchickt zu unterſtützen, daß ſie beiderſeits ihre Rollen bis zum höchſten Grade der Täuſchung ſpielten. Er gab ihr demnach zur Antwort: „Ich glaubte nicht, liebenswürdige Camilla, „daß du mich hätteſt rufen laſſen, um mir Fragen vorzulegen, die der Erwartung, mit welcher ich hieher gekommen bin, ſo wenig zuſagen. Thuſt du es, um die Gunſtbezeigungen, die du mich hoffen ließeſt, noch länger aufzuſchieben, ſo hätteſt du mir nicht ſo zeitig Hoffnung

machen ſollen; denn je näher man dem Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn glaubt, deſto ſchmerzlicher iſt es, dieſes Ziel weiter hinausgerückt zu ſehen. Damit du mir jedoch nicht vorwirfſt, ich laſſe deine Fragen unbeantwortet, ſo geſtehe ich dir, daß ich deinen Gemahl Anſelmo kenne und daß wir einander von unſrer zarten Jugend an gekannt haben. Unſrer Freundſchaft, welche dir genugſam bekannt iſt, mag ich nicht gedenken, um nicht ſelbſt als Zeuge der Beleidigung aufzutreten, welche die Liebe, die wohl noch größre Verirrungen entſchuldigen kann, mich antreibt, ihm zuzufügen. Ich kenne auch dich, Camilla, und ſchätze dich nicht weniger hoch, als er ſelbſt; denn für einen Schatz von geringerm Werthe hätte ich meine Pflicht gegen mich ſelbſt und die heiligen Bande der Freundſchaft nicht verletzt, die ich, gezwungen von der unwiderſtehlichen Macht der Liebe, zerriſſen und übertreten habe."

„Wenn du dieſes bekennſt," ſprach Camilla, „mit welcher Stirne darfſt du denn, du abgeſagter Feind alles deſſen, was wahrhaft liebenswürdig iſt, vor den Augen derjenigen erſcheinen, von welcher du weißt, daß ſie der Spiegel iſt, der das Bild desjenigen zurückwirft, an welchem du gleichfalls dich ſpiegeln und bedenken ſollteſt, wie wenig es dir ziemt, ihn zu beleidigen? Aber ich Unglückliche! faſt errathe ich, was dich bewogen hat, ſo wenig auf dasjenige zu achten, was du dir ſelbſt ſchuldig biſt. Vielleicht war es irgend eine Unbedachtſamkeit in meinem Betragen; denn Leichtſinn kann ich es nicht nennen, weil es nicht mit Vorſatz geſchehen iſt, ſondern mit der Unbefangenheit, mit welcher ein Weib oft unvorſetzlich demjenigen Blößen geben kann, zu welchem ſie ſich keines Argen verſieht. Denn ſage mir, Treuloſer, wann erwiderte ich deine Anmuthungen durch Worte oder durch Handlungen, welche dir nur einen Schatten von Hoffnung geben konnten, deine ſchändlichen Abſichten bei mir zu erreichen? wann begegnete ich deinen verliebten Reden anders, als mit der höchſten Mißbilligung und mit dem ſtrengſten Tadel? wann glaubte ich deinen häufigen Verheißungen, und wann nahm ich die Geſchenke, mit welchen du eben ſo verſchwenderiſch warſt? Weil es mir jedoch unmöglich ſcheint, daß Jemand einer Leidenſchaft lange nachhängen kann, wenn nicht einige Hoffnung ihn dazu aufmuntert,

ſo muß ich mir wohl vorſtellen, daß ich ſelbſt an deiner Vermeſſenheit Schuld bin und daß vielleicht irgend eine Unvorſichtigkeit in meinem Betragen deiner Hoffnung ſo lange Nahrung gegeben hat; daher ich auch mich ſelbſt für das Verbrechen beſtrafen will, welches du begangen haſt. Und damit du gewahr werdeſt, daß ich unmöglich weniger grauſam gegen dich verfahren könne, als gegen mich ſelbſt, ſo habe ich dich zum Zeugen des Opfers nehmen wollen, welches ich der beleidigten Ehre meines Gemahls bringe, an welchem du dich mit dem beſtimmteſten Vorſatze verſündigt haſt; ich aber gleichfalls, weil ich nicht mit größrer Vorſicht die Gelegenheiten vermieden habe, welche ich dir vielleicht gab, deine unerlaubten Hoffnungen zu nähren und ſie für gegründet zu halten. Ich ſage noch einmal: die Beſorgniß, daß meine Fahrläßigkeit dir zu ausſchweifenden Erwartungen Anlaß gegeben hat, quält mich am meiſten und bewegt mich, die Hand an mich ſelbſt zu legen, um mich zu beſtrafen; denn wenn ich meine Strafe von einer andern Hand empfienge, ſo würde vielleicht mein Fehler noch mehr ruchbar werden. Doch ehe ich dies thue, will ich ſterbend auch demjenigen das Leben rauben und ihn mit mir nehmen, welcher allein mich ſättigen kann mit der Rache, die ich dereinſt dort (es ſey, wo es wolle) vor der unpartheiiſchen und unwandelbaren Gerechtigkeit in der Beſtrafung desjenigen zu erblicken hoffe, der mich zu dieſem verzweifelten Schritte gebracht hat."

Indem ſie dieſe letzten Worte ſprach, gieng ſie mit gezücktem Dolche und dem anſcheinenden Vorſatze, den Lothario zu erſtechen, ſo raſch und heftig auf ihn los, daß er kaum wußte, ob ſie im Ernſte, oder nur verſtellter Weiſe auf ſeine Bruſt ziele, und alle Kraft und Geſchicklichkeit zuſammennehmen mußte, um nicht verwundet zu werden; ja ſie gieng ſo weit, daß ſie ihre verſtellte Wuth durch Vergießung ihres eignen Blutes bethätigen wollte; denn wie ſie fand, daß ſie dem Lothario keine Wunde beibringen konnte (oder wie ſie ſich wenigſtens ſo ſtellte), ſagte ſie: „Wenn das Schickſal mir nicht verſtatten will, meinen gerechten Wunſch ganz erfüllt zu ſehen, ſo ſoll es doch nicht vermögen, ihn völlig zu vereiteln." Unter dieſen Worten entwand ſie ihre Hand ſammt dem Dolche dem Lothario und gab ſich mit demſelben eine leichte

Fleischwunde unter der linken Achselgrube, worauf sie wie ohnmächtig hinsank.

Lionella und Lothario ſtanden wie verſteinert und wußten nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſollten, als ſie Camilla blutend auf der Erde liegen ſahen. Athemlos vor Schrecken, eilte Lothario, den Dolch aus der Wunde zu ziehen; doch indem er ſah, wie unbedeutend dieſe war, verlor ſich ſeine Beſorgniß, und er mußte aufs Neue die außerordentliche Verſchlagenheit der ſchönen Camilla bewundern. Um auch an ſeiner Seite nichts zu vernachläßigen, begann er eine lange und traurige Wehklage über Camilla, als wenn ſie wirklich todt wäre, und rief tauſend Verwünſchungen, nicht nur über ſich ſelbſt herab, ſondern auch über denjenigen, der ihn in dieſe Lage verſetzt habe; denn weil er wußte, daß Anſelmo ihn hörte, ſo ſagte er Dinge, wegen deren Jeder, der ſie vernahm, ihn noch mehr beklagen mußte, als die Camilla, wenn er ſie auch wirklich für todt hielt. Lionella nahm ſie in ihre Arme, legte ſie auf das Bett und bat den Lothario einen Wundarzt zu holen, der ſie heimlich verbände, und ihr zugleich zu rathen, was man dem Anſelmo ſagen ſolle, falls er wiederkäme, bevor die Wunde ihrer Gebieterin geheilt wäre. Lothario antwortete, ſie möchten ihm ſagen, was ſie wollten, er ſelbſt wüßte nichts Vernünftiges zu rathen; Lionella möchte jetzt nur ſuchen, Camilla vor Verblutung zu bewahren, denn er würde davon gehen und ſich vor allen Menſchen verbergen. Er entfernte ſich hierauf, unter Aeußerungen des bitterſten Schmerzes, ſobald er aber allein und ohne Zeugen war, fieng er an, über Camillas Verſchlagenheit und Lionellas gewandtes Betragen ſich zu kreuzigen und zu ſegnen. Er bedachte zugleich, wie ſehr Anſelmo ſich nunmehr für überzeugt halten müßte, daß er eine zweite Portia zur Frau habe, und konnte die Zeit kaum abwarten, ihn zu ſprechen und ihm zu dem Ausgange des mit Lüge und Wahrheit getriebnen Spiegelgefechtes Glück zu wünſchen.

Lionella ſtillte unterdeſſen mit leichter Mühe das Blut, welches aus der Wunde ihrer Gebieterin nicht ſtärker floß, als nöthig war, um dem Blendwerk einen Anſchein von Wichtigkeit zu geben; ſie wuſch die Wunde mit Wein, verband ſie, ſo gut ſie konnte, und führte dabei ſolche Reden, daß Anſelmo, wenn er auch nicht verdienſtlichen mehr gehört hätte, ſeine Frau für ein wahres Muſter

ehlicher Treue halten mußte. Camilla that Alles, um die Worte ihrer Zofe zu unterstützen; sie nannte sich muthlos und feige, weil sie die kostbaren Augenblicke nicht herzhaft benützt habe, um sich ein Leben zu nehmen, welches ihr verhaßt sey; sie fragte, ob sie ihrem Gemahle den ganzen Vorfall entdecken solle oder nicht. Die Zofe widerrieth es ihr, weil sie ihn dadurch in die Nothwendigkeit versetzen würde, sich an Lothario zu rächen, was er nicht ohne eigne Gefahr thun könne; da doch eine gute Gattin ihrem Gemahl keine Händel zuziehen, sondern suchen müsse, solche soviel als möglich zu verhüten. Camilla erwiderte: sie finde ihren Rath sehr gut und wolle ihn befolgen; allein auf jeden Fall müsse man doch irgend einen Vorwand wegen ihrer Wunde zu finden suchen, weil Anselmo diese unfehlbar bemerken werde; Lionella versicherte aber, sie könnte keine Lüge behaupten, wenn es auch nur im Scherz wäre.

„Wie soll ich es denn können," fragte Camilla, „da ich keine Unwahrheit erdenken, oder auch nur sagen könnte, wenn auch mein Leben davon abhienge? Und können wir dazu nicht Rath schaffen, so ist es besser, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, als uns von ihm über einer Unwahrheit ertappen lassen."

„Beruhigt Euch nur, gnädige Frau," versetzte Lionella, „vielleicht fällt mir bis morgen noch etwas ein, das wir ihm sagen können; vielleicht läßt sich auch Eure Wunde, da sie an einer solchen Stelle ist, vor ihm verheimlichen und der Himmel wird unsre guten und wohlmeinenden Absichten begünstigen. Haltet Euch nur ruhig und laßt Eure Lebensgeister sich sammeln, damit Euer Gemahl Euch in keiner heftigen Gemüthsbewegung antrifft; übrigens verlaßt Euch auf mich und auf Gott, der ein gutes Vorhaben immer gut gedeihen läßt."

Anselmo hatte mit der größten Aufmerksamkeit das Trauerspiel seiner gemordeten Ehre angesehen, welches die handelnden Personen mit so natürlichem Ausdrucke der Leidenschaft aufgeführt hatten, daß es schien, als wären sie wirklich das geworden, was sie zu seyn vorgaben. Mit Ungeduld erwartete er den Abend um seinen Schlupfwinkel zu verlassen, seinen lieben Freund Lothario zu besuchen und sich mit ihm über die köstliche Perle zu freuen, die er

an der geprüften Treue ſeiner Gemahlin gefunden habe. Camilla und Lionella erleichterten ihm die Gelegenheit, ſich wieder zu entfernen, und er benützte ſie, um ſich unverzüglich zu Lothario zu begeben, ihm unter unzähligen Umarmungen ſeine Freude zu beſchreiben und ſich in Lobſprüche über Camilla zu ergießen. Lothario hörte Alles an, ohne an ſeiner Freude auf irgend eine Art Theil nehmen zu können, weil ihm ſein Gewiſſen ſagte, wie gröblich er ſeinen Freund hintergangen und wie unverantwortlich er ihn beleidigt hatte. Anſelmo merkte zwar wohl, daß Lothario nicht froh war, glaubte aber, dies komme bloß daher, weil ſein Freund Camilla blutend verlaſſen und ſelbſt dieſen Unfall herbeigeführt habe, bat ihn deßwegen, ſich über Camillas Zuſtand keinen Kummer zu machen, indem die Wunde gewiß von keiner Bedeutung ſey, weil man ſie ja als eine ungefährliche zu verheimlichen gedenke und ſchloß mit dem Wunſche, Lothario möchte ſich freuen, ihn auf den Gipfel des Glücks gebracht zu haben, und künftighin mit ihm nichts als Lobgedichte machen, welche noch in ſpäten Zeiten Camilla bei der Nachwelt berühmt machen ſollten. Lothario lobte den Einfall und verſprach, Alles beizutragen, was nöthig wäre, um ein ſo herrliches Gebäude aufführen zu helfen.

So ward Anſelmo, auf die liſtigſte Art hintergangen. Er ſelbſt führte denjenigen ins Haus zurück, den er für das Werkzeug ſeines Glückes hielt, während dieſer ſeine Ehre zu Grunde richtete. Camilla empfieng den Lothario zum Schein mit finſtrer Miene, obgleich mit fröhlichem Herzen. Eine Zeitlang blieb der Betrug verborgen, bis nach einigen Monaten das Blatt ſich wandte, das mit ſo vieler Liſt verhehlte Verbrechen ans Licht kam, und dem Anſelmo ſeine unbeſonnene Neugier das Leben koſtete.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen.

In dem Augenblicke, da die Erzählung beinahe zu Ende war, stürzte Sancho aus der Kammer, wo sein Herr schlief herein und schrie laut: „Zu Hilfe! zu Hilfe! kommt doch meinem Herrn zu Hilfe, Ihr Herren! er ist in einem schrecklichen, hitzigen Kampfe. Ich will ein Schelm seyn, wenn er dem Riesen der Prinzessin Micomicona nicht Eins versetzt hat, daß er daran denken kann: den Kopf hat er ihm wenigstens vom Rumpf gehauen wie eine Rübe.“ — „Bist du toll, Sancho, daß du solches Zeug schwatzest?“ sprach der Pfarrer, und legte das Papier vor sich hin. „Wie Teufel soll denn der Riese zweitausend Meilen weit hergekommen seyn?“ Indem hörten sie einen schrecklichen Lärm in Don Quixotens Kammer, und sonderlich des Ritters Stimme: „Halt, Räuber, Spitzbube, Bösewicht! hier hab ich dich, und dein großer Säbel soll dir, bei Gott! nichts helfen.“ Zugleich klang es, als wenn er mit seinem Degen auf die Wände

loshiebe. „Steht doch nicht hin und horcht,“ schrie Sancho, „geht hinein und bringt sie auseinander und helft meinem Herrn. Zwar ich glaube nicht einmal, daß es mehr nöthig ist; denn sicher hat der Riese schon seinen Rest und muß dem lieben Gott schon von seinem bösen Lebenswandel Rechenschaft geben. Ich habe ja schon das Blut auf der Erde hinlaufen sehen, und der Kopf lag auf der Seite. Das ist ein Kopf! so groß wie der größte Weinschlauch!“ — „Tausend Sackerlot!“ schrie der Wirth, „sicherlich hat Don Quixoten der Teufel geritten, daß er mit meinen Schläuchen voll rothen Weins, die in der Kammer bei seinem Bette hiengen, Treffen hält, und daß der Pinsel da den Wein, der herausgelaufen ist, für Blut ansieht.“

Hiemit gieng er nebst den Andern in die Kammer hinein, wo sie Don Quixote in dem seltsamsten Aufzuge von der Welt fanden: er stand im Hemde da, und dies war so kurz, daß es vorn die Schenkel nur halb bedeckte und hinten fehlten noch sechs Zoll weiter; er hatte lange, welke, haarige und nicht gar saubere Füße, und auf dem Kopfe eine vor Zeiten rothe Mütze, die ihm der Wirth geliehen hatte, die aber fürchterlich schmutzig war; um den linken Arm hatte er die Bettdecke gewickelt (welcher Sancho aus guten Gründen sehr gram war), in der rechten Hand aber hielt er den bloßen Degen, mit dem er kreuzweis um sich hieb und stach, und schrie, als wenn er im Ernst mit einem Riesen kämpfte. Das Drolligste bei der Sache war, daß er die Augen noch fest zu hatte, weil er wirklich noch schlief, und vermuthlich von dem Riesenkampf träumte; denn seine Einbildungskraft war von dem vorhabenden Abenteuer so erhitzt, daß es ihm im Traume vorkam, als sey er schon in Micomicon angelangt und habe mit seinem Feinde angebunden.

Indessen hatten die armen Weinschläuche alle die Hiebe und Stiche richtig erhalten, welche dem Riesen zugedacht waren, so daß die ganze Kammer voll Wein schwamm. Der Wirth ward wüthend, als er den Unfug sah, er lief auf Don Quixote zu und schlug mit geballter Faust so derb auf ihn los, daß er, wäre Cardenio

und der Pfarrer nicht zugesprungen, den Riesenbändiger übel zugedeckt haben würde. Demungeachtet wachte der arme Ritter noch nicht auf, bis ihm Meister Niklas einen Eimer voll kalten Wassers über den Leib gegossen hatte. Davon erwachte er nun zwar, konnte aber noch nicht gehörig zu sich selbst kommen, um zu sehen, in was für einem Zustande er sich befand. Dorothea wollte eben in die Kammer treten, da sie aber sah, daß der Ritter so ein kurzes und durchsichtiges Hemd anhatte, zog sie sich zurück, und begehrte nicht weiter dem Treffen ihres Beschützers zuzuschauen. Sancho hatte indessen nichts Dringenderes zu thun, als den Kopf des Riesen in allen Ecken zu suchen. Da er ihn aber nicht finden konnte, sprach er ganz ungeduldig: „Ich weiß auch nicht, in dem Hause muß Alles behext seyn; in eben der Kammer da kriegte ich einmal ein ganzes Rudel Püffe, Rippenstöße und Maulschellen, und konnte nicht sehen, wie oder von wem sie kamen, und jetzt ist kein Härchen von dem Kopfe mehr da, als wenn ich nicht mit meinen leiblichen Augen gesehen hätte, wie er herunterflog und das Blut wie ein Brunnen herauslief.“ — „Was schwatzest du von Brunnen und Blut, Hundsfott?“ schrie der Wirth, „siehst du nicht, Schafskopf, daß Brunnen und Blut nichts anders sind, als meine Weinschläuche, die mir der Narr zerhackt hat, und daß der rothe Wein da in der Kammer fließt, daß man schwimmen könnte. Ich wollte, der Henker holte den, der mir solchen Unfug da angerichtet hat.“ — „Was schierts mich?“ versetzte Sancho, „ich weiß am besten, wo mich der Schuh drückt, und daß, wenn ich den Kopf nicht finde, meine Grafschaft zu Wasser wird.“ Kurz Sancho begann bei völlig wachendem Leibe fast närrischer herauszuschwatzen als sein Herr im Schlafe, so hatten ihm die Versprechungen den Kopf verrückt. Der Wirth wollte über die unbegreifliche Gleichgültigkeit des Schildknappen bei dieser Sache und über den Schaden, den ihm der Ritter angerichtet hatte, fast rasend werden, und schwur hoch und theuer, es sollte ihnen nicht so hingehen, wie das letztemal, da sie ohne Zahlung davon gezogen seyen; diesmal würden ihnen gewiß ihre Ritterfreiheiten nichts helfen, und bei Heller und Pfenning müßten sie ihn bezahlen bis auf die Pflaster für die zerstochnen Schläuche.

Der Pfarrer hielt unsern Ritter bei den Händen. Dieser, der sein Abenteuer vollendet zu haben und vor der Prinzessin Micomicona zu stehen glaubte, fiel dem Pfarrer zu Füßen und sprach:

„Eure Hoheit, durchlauchtigste Prinzessin, ist nun von aller Gefahr befreit, die Euch dies verworfne Geschöpf drohte, und ich bin auch meines Versprechens quitt und ledig, denn durch Gottes und deren Hilfe, für die ich lebe und webe, hab ich es erfüllt und Euch die versprochne Gab gewährt.“ — „Nu, hab ichs nicht gesagt?“ sprach Sancho, da er dies hörte: „ich weiß doch auch, daß ich nicht besoffen bin. Hat mein Herr den Riesen nicht wirklich eingesalzen? Das Spiel ist gewonnen, die Grafschaft kann mir nicht entgehen.“ Die ganze Gesellschaft lachte aus vollem Halse über die ungeheure Narrheit des Herrn und Dieners, ausgenommen der Wirth, der noch immer alle Teufel über seine Weinschläuche fluchte. Endlich brachten der Barbier, Cardenio und der Pfarrer Don Quixoten mit vieler

Mühe wieder ins Bett, und er ſchlief auch ſogleich, äußerſt müde, wieder ein. Sie giengen in die Stube zurück und tröſteten Sancho über den nicht gefundnen Rieſenkopf, der ſich auch endlich darüber zufrieden gab. Den Wirth hingegen konnten ſie nicht ſo leicht beruhigen, denn dem lagen ſeine Schläuche zu ſehr am Herzen. Die Wirthin kam auch dazu und erhob ein Zetergeſchrei, als ſie es erfuhr: „Verflucht ſey doch die Stunde und der Augenblick, da der Unglücksritter in mein Haus kam! Hätt ich ihn doch nie mit Augen geſehen, da er mir ſolchen Unfug macht! Das letztemal lief er auch davon, wie die Ratz vom Taubenhauſe und bezahlte keinen Pfifferling für Herberge, Bett, Abendbrod, Heu und Gerſte für ſich und ſeinen Kerl, für das Pferd und den Eſel, und das bloß, weil er ein fahrender Ritter ſey. Ich wollte, daß ihn und alle Abenteurer in der Welt zuſammen der Teufel holte, wenn ſie darum nicht bezahlen wollen, weils in ihren verwünſchten Ritterregiſtern ſo ſteht! Und ſeinetwegen kommt mir der Herr da auch (ſie wies auf Meiſter Niklas) und nimmt mir meinen Schwanz, ſchleppt ihn herum und bringt mir ihn um ein gutes Theil ſchlechter, ganz verſtoßen und abgenützt wieder, daß er nun nichts mehr dazu taugt, wozu ihn mein Mann ſonſt brauchte, und endlich kommt der verwünſchte Ritter wieder, ſticht mir meine Schläuche entzwei und läßt mir den Wein auslaufen. Wärs doch lieber ſein Blut geweſen, aber bei den Gebeinen meines Vaters, bei der Seligkeit meiner Mutter ſchwöre ich, er ſoll mir Alles bei Heller und Pfenning bezahlen, oder ich will nicht heißen, wie ich heiße, noch die Tochter meines Vaters ſeyn.“

Mit ſolchen Reden machte die Wirthin ihrem Unmuth Luft, von Maritorne getreulich unterſtützt. Die Tochter allein ſchwieg und lächelte nur von Zeit zu Zeit. Der Pfarrer beruhigte die aufgebrachte Wirthin, indem er verſprach, es ſollte Alles bezahlt und abgemacht werden, Schläuche und Wein und ſonderlich der verderbte Schwanz, woraus ſie ſo viel zu machen ſchien. Dorothea ſprach auch unſerm Sancho neuen Muth ein, und verſicherte ihn, daß, wenn es gewiß ſey, daß ſein Herr dem Rieſen den Kopf abgehauen habe und ſie wieder zum ruhigen Beſitz ihres Reichs gelange, ihm die beſte Grafſchaft darin gewiß nicht entgehen

solle. Sancho tröstete sich damit und versicherte die Prinzessin, er habe mit seinen eignen Augen den Riesenkopf gesehen. „Und damit Ihr merkt, daß ich nicht lüge," sprach er, „kann ich Euch sagen, er hatte einen Bart, der ihm runter bis auf den Gürtel gieng; aber daß ich ihn nicht finden kann, kommt meiner Treu bloß daher, weil in dem Hause Alles behext ist, wie ich sonst schon erfahren habe." — „Ich glaube es ja," sagte Dorothea, „nur Geduld lieber Sancho! es wird Alles gut gehen." — Als Alles ruhig war, setzte sich der Pfarrer wieder hin, nahm auf die Bitte der Anwesenden sein Papier und las die Erzählung von dem unvorsichtigen Neugierigen, von der ohnedies wenig mehr übrig war, vollends zu Ende.

Hoch erfreut über die geprüfte Tugend seiner Gattin, lebte Anselmo mit ihr sehr vergnügt. Camilla machte vorsätzlich dem Lothario eine unfreundliche Miene, damit Anselmo desto weniger ihre wahre Gesinnung argwöhnen möchte, und um der Sache noch mehr Schein zu geben, bat ihn Lothario um Erlaubniß sein Haus zu meiden, weil er deutlich sehe, daß der Camilla seine Gegenwart sehr zuwider sey. Allein der betrogne Anselmo redete ihm dies aus dem Sinne und trug demnach selbst auf jede Weise bei, seine Entehrung zu befördern, während er seinen Genuß zu erhöhen wähnte. Inzwischen setzte Lionella alle Rücksichten so sehr aus den Augen, daß sie aufs Frechste ihrer Lüsternheit den Zügel schießen ließ, weil Camilla nicht nur zu Allem schwieg, sondern ihr selbst behilflich war, ihren Begierden ohne Scheu zu fröhnen. Endlich aber fügte es sich, daß Anselmo an einem Abende Jemand in Lionellas Kammer gehen hörte. Indem er hineintreten und sehen wollte, wer es sey, hielt man die Thüre vor ihm zu, worüber er nur noch neugieriger ward, mit Gewalt in die Kammer drang und bemerkte, daß in dem Augenblick eine Mannsperson aus dem Fenster auf die Gasse sprang. Er wollte dem Entsprungnen nachlaufen, um ihn einzuholen, oder wenigstens zu sehen, wer er sey; allein Lionella hielt ihn auf, und bat ihn, kein Aufsehen zu machen und ihn nicht zu verfolgen, denn er sey ihr Liebhaber und verlobter Bräutigam. Anselmo wollte ihr nicht glauben, sondern zückte zornig den Dolch und drohte

ſie zu erſtechen, wenn ſie ihm nicht die reine Wahrheit bekenne. Sie wußte vor Angſt nicht, was ſie ſagte, und gab ihm zur Antwort: „Bringt mich nur nicht um, gnädiger Herr, ſo will ich Euch wohl wichtigere Dinge entdecken, als Ihr Euch vorſtellen könnt.“

„So rede gleich,“ ſprach Anſelmo, „oder du biſt des Todes.“

„Jetzt kann ich unmöglich,“ ſprach Lionella, „denn ich bin zu verwirrt, um zu reden; geduldet Euch aber bis morgen, ſo ſollt Ihr Dinge von mir erfahren, worüber Ihr erſtaunen werdet. Seyd indeſſen verſichert, daß derjenige, der aus dem Fenſter ſprang, ein junger Mann aus dieſer Stadt und wirklich mit mir verlobt iſt.“

Anſelmo ließ ſich dadurch beſänftigen, und wollte die beſtimmte Zeit abwarten; denn es fiel ihm nicht ein, etwas Böſes von Camilla zu hören, von deren Tugend er die ſprechendſten Beweiſe zu haben glaubte. Er gieng demnach hinaus und ſchloß Lionella in ihre Kammer ein, indem er ſagte, er würde ſie nicht eher herauslaſſen, bis ſie ihm Alles entdeckt hätte. Hierauf gieng er ſogleich zu Camilla, und erzählte was zwiſchen ihm und ihrer Kammerjungfer vorgefallen ſey, und daß ſie verſprochen habe, ihm große und wichtige Dinge zu entdecken. Man kann ſich Camillas Beſtürzung leicht denken: ſie durfte nicht zweifeln, daß Lionella dem Anſelmo Alles ſagen würde, was ſie von ihrer Untreue wußte, und gerieth darüber in ſo entſetzliche Angſt, daß ſie nicht das Herz hatte, zu erwarten, ob ihre Beſorgniß gegründet ſey oder nicht. Sobald ſie glaubte, daß Anſelmo ſchlief, packte ſie noch in derſelben Nacht ihre beſten Kleinode und etwas Geld zuſammen, ſchlich unbemerkt aus dem Hauſe, und floh nach Lotharios Wohnung, erzählte ihm das Vorgefallne, und bat ihn, ſie irgend wohin in Sicherheit zu bringen, oder mit ihr nach einem Orte zu entfliehen, wo ſie ſich vor Anſelmo verbergen könnten. Lothario gerieth über Camillas Bericht in ſolche Verwirrung, daß er ihr anfänglich kein Wort erwidern, noch weniger einen Entſchluß faſſen konnte. Endlich fiel ihm ein, ſie nach einem Kloſter zu bringen, deſſen Priorin ſeine Schweſter war; Camilla war damit zufrieden, und er führte ſie in möglichſter Eile dahin. Hierauf entfernte er ſich ſogleich aus der Stadt, ohne Jemand etwas von ſeiner Abreiſe zu ſagen. Wie es Tag ward, gieng Anſelmo,

ohne darauf zu merken, daß Camilla ihm an seiner Seite fehlte, nach der Kammer, wo er die Zofe eingeschlossen hatte, voll Neugierde zu hören, was sie ihm offenbaren werde. Wie er das Zimmer öffnete und hineingieng, war keine Lionella zu sehen und er fand nur an einem Fenster einige zusammengeknüpfte Betttücher hängen, an welchen sie, wie es schien, sich hinuntergelassen hatte und entflohen war. Voll Verdruß gieng er zurück, um dies seiner Frau zu sagen, wie er sie aber weder im Bette noch irgendwo im ganzen Hause fand, fieng er an Verdacht zu schöpfen. Er erkundigte sich nach ihr bei den Bedienten, aber Niemand konnte ihm von ihr Nachricht geben. Indem er sie noch überall suchte, ward er von Ungefähr gewahr, daß ihr Schmuckkästchen offen stand und daß die meisten ihrer Kleinode herausgenommen waren. Dies öffnete ihm vollends die Augen über sein Unglück und er überzeugte sich, daß nicht Lionella die Urheberin desselben sey. Voll Schmerz und Bestürzung eilte er jetzt im Nachtkleide zu seinem Freunde Lothario, um ihm sein Schicksal zu klagen; wie er aber auch diesen nicht fand und die Bedienten ihm sagten, daß er mitten in der Nacht sein Haus verlassen habe, wollte er von Sinnen kommen. Um das Maaß seines Unglücks voll zu machen, fand er im eignen Hause, als er zurückkam, weder männliche noch weibliche Bedienten. Alles stand leer und öde. Nun wußte er gar nicht mehr, was er denken und anfangen sollte, so daß er fast gänzlich den Verstand verlor. In einem einzigen Augenblicke sah er sich von seiner Gemahlin, seinem Freunde, seinen Bedienten, ja, wie es schien, vom Himmel selbst verlassen. Doch mehr als Alles schmerzte ihn der Verlust seiner Ehre, welchen Camillas Flucht außer allen Zweifel setzte.

Nach langem Besinnen entschloß er sich, zu demselben Freunde aufs Land zu gehen, bei welchem er sich aufgehalten hatte, als er die erste Veranlassung zu seinem Unglücke gab. Er verschloß sein Haus, stieg zu Pferde und machte sich mit beklommenem Herzen auf den Weg; doch kaum hatte er die Hälfte desselben zurückgelegt, als er, gebeugt von seinem Gram, sich genöthigt fühlte abzusteigen, sein Pferd an einen Baum band, und am Fuße desselben unter vielen wehmüthigen Seufzern hinsank, wo er fast bis zum Anbruche der

Nacht liegen blieb. Um diese Zeit kam ein Mann zu Pferde aus der Stadt vorbei, welchen er grüßte und fragte, was es in Florenz Neues gebe.

„Die sonderbarste Geschichte von der Welt," antwortete der Mann. „Man sagt überall, Lothario, der vertraute Freund des reichen Anselmo, der bei St. Giovanni wohnt, habe ihm diese Nacht seine Gemahlin Camilla entführt und Anselmo wird auch vermißt. Das alles hat eine Kammerjungfer Camillas ausgesagt, die man zum Gouverneur gebracht hat, weil sie in der Nacht sich an einem Betttuche aus dem Fenster hat herunterlassen wollen. Man

weiß zwar nicht genau, wie die Sache zusammenhängt; aber die ganze Stadt ist voll Verwunderung über diesen Vorfall, dessen man sich wegen der großen Freundschaft zwischen den Beiden nimmermehr versehen hätte, welche so weit gieng, daß man sie vorzugsweise die zwei Freunde zu nennen pflegte."

„Weiß man nicht, welchen Weg Lothario und Camilla genommen haben?" fragte Anselmo.

„Nein," antwortete der Mann, „obgleich der Gouverneur sich alle Mühe gegeben hat, ihnen auf die Spur zu kommen."

Diese unglückliche Nachricht, nach welcher der Fremde sich empfahl und weiter ritt, drohte dem Anselmo nicht nur den völligen Verlust des Verstandes, sondern auch des Lebens. Er raffte sich indessen auf, so gut er konnte und kam an im Hause seines Freundes. Dieser

wußte noch nichts von seinem Unglück, merkte aber wohl an seiner blassen Farbe und seinen entstellten Gesichtszügen, daß ihn ein schwerer Kummer drücken müsse. Anselmo bat ihn sogleich um ein Bett und Schreibzeug. Man gab es ihm und auf sein Verlangen ließ man ihn allein, sobald er sich niedergelegt hatte und verschloß das Zimmer. Kaum hatte man ihn verlassen, so überwältigte ihn das Gefühl seines Unglücks dermaßen, daß er sein Ende nah fühlte, und weil er von der Ursache seines plötzlichen Todes mit eigner Hand Bericht zu geben wünschte, so fieng er an, denselben aufzusetzen; allein ehe er seinen Aufsatz vollenden konnte, verließen ihn die Kräfte und der Schmerz, den er sich durch unbesonnene Neugier zugezogen hatte, raubte ihm das Leben.

Wie es spät war und Anselmo nichts von sich hören ließ, gieng der Herr des Hauses in sein Zimmer, um zu sehen, ob es vielleicht schlimmer mit ihm geworden sey. Er fand ihn im Bette, mit dem Oberleibe auf den Schreibtisch gelehnt und mit dem Gesichte auf einem beschriebnen Papier liegend und mit der Feder in der

Hand. Er rief, Anſelmo antwortete nicht; er trat näher, ſchüttelte ihm die Hand, fühlte, daß ſie kalt war, und konnte endlich nicht mehr an ſeinem Tode zweifeln. Aeußerſt betrübt und erſchrocken, rief er ſein Hausgeſinde zuſammen, um ihnen zu zeigen, welches Unglück ſich mit Anſelmo zugetragen habe. Er las das Papier, welches er für die Handſchrift deſſelben erkannte und worauf Folgendes geſchrieben war:

> Ein thörichter und unbeſonnener Wunſch hat mir das Leben gekoſtet. Wenn Camilla meinen Tod erfahren ſollte, ſo wiſſe ſie, daß ich ihr verzeihe; denn ſie war nicht verbunden Wunder zu thun und ich hatte nicht nöthig, Wunderthaten von ihr zu verlangen. Da ich demnach ſelbſt der Urheber meiner Schmach geweſen bin, ſo wäre es Unrecht, wenn.....

Bis ſo weit hatte Anſelmo geſchrieben, und man konnte daraus abnehmen, daß ihn der Tod überraſcht habe, ehe er den unvollendeten Gedanken ganz ausdrücken konnte. Sein Freund kündigte folgenden Tags den Todesfall Anſelmos Verwandten an, welche bereits wußten, was für ein Unglück ihn betroffen hatte und in welchem Kloſter Camilla ſich aufhielt.

Dieſe war dem Tode faſt ſo nahe wie ihr Gemahl, doch nicht ſo ſehr wegen der Nachricht von ſeinem Ableben, als weil ſie bald darauf erfuhr, daß Lothario fortgereist ſey. Man ſagt, ſie habe ſich geweigert, das Kloſter zu verlaſſen, obwohl ſie nunmehr Wittwe war; doch habe ſie eben ſo wenig den Schleier annehmen wollen, bis ſie bald darauf die Nachricht erhalten habe, Lothario ſey in einem Treffen geblieben, welches der Marſchall Lautrec dem tapfern Gonzalo Fernandez von Cordova im Neapolitaniſchen geliefert, und in welchem der reuige Freund ſeinen Tod gefunden habe. Wie Camilla dies erfuhr, legte ſie ihr Kloſtergelübde ab und endigte kurz darauf gleichfalls ihr Leben unter der Laſt des Kummers und der Schwermuth.

So brachte ein unvernünftiges Beginnen ſie alle drei zu einem unzeitigen Ende.

„Die Erzählung gefällt mir nicht übel," sprach der Pfarrer; „aber gewiß ist es keine wahre Geschichte, und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser seinen Plan nicht gut angelegt; denn es läßt sich nicht wohl denken, daß ein Ehemann so thöricht seyn sollte, einen so gefährlichen Versuch zu wagen, wie Anselmo. Zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten könnte man sich einen solchen Fall noch eher denken; allein zwischen Mann und Weib scheint er mir fast unmöglich. Die Art des Vortrags mißfällt mir übrigens nicht."

weiß zwar nicht genau, wie die Sache zuſammenhängt; aber die ganze Stadt iſt voll Verwunderung über dieſen Vorfall, deſſen man ſich wegen der großen Freundſchaft zwiſchen den Beiden nimmermehr verſehen hätte, welche ſo weit gieng, daß man ſie vorzugsweiſe die zwei Freunde zu nennen pflegte."

„Weiß man nicht, welchen Weg Lothario und Camilla genommen haben?" fragte Anſelmo.

„Nein," antwortete der Mann, „obgleich der Gouverneur ſich alle Mühe gegeben hat, ihnen auf die Spur zu kommen."

Dieſe unglückliche Nachricht, nach welcher der Fremde ſich empfahl und weiter ritt, drohte dem Anſelmo nicht nur den völligen Verluſt des Verſtandes, ſondern auch des Lebens. Er raffte ſich indeſſen auf, ſo gut er konnte und kam an im Hauſe ſeines Freundes. Dieſer

dies geschehen, so kamen die Fremden, welche ein ganz feines Ansehn hatten, stiegen ab und hoben die Dame vom Pferd. Der Eine führte sie hinein und setzte sie auf einen Stuhl, hart an der Kammerthüre, wo Cardenio hineingegangen war. Keiner von Allen hatte weder die Larve abgelegt, noch während der Zeit ein Wort geredet, bloß die Dame seufzte tief, als sie sich niedersetzte und ließ die Arme kraftlos sinken, wie eine ohnmächtige Person. Die Bedienten, welche zu Fuß gekommen waren, führten die Pferde in den Stall. Der Pfarrer, der aus den Leuten und ihrem Schweigen nicht klug werden konnte, gieng den Bedienten nach und befragte den Einen. „Wahrhaftig, lieber Herr!“ antwortete ihm dieser, „ich weiß es selbst nicht, wer diese Leute sind. Vornehm müssen sie seyn, und sonderlich, der die Dame hineinführte; denn die Andern halten ihn hoch, und nichts geschieht, als was er sagt.“ — „Und wer ist denn die Dame?“ fragte der Pfarrer weiter. „Das weiß ich eben so wenig,“ versetzte der Bursche, „denn ich habe ihr Gesicht den ganzen Weg noch nicht gesehen; seufzen habe ich sie wohl oft gehört und zwar so tief, als wollte sie gleich den Geist aufgeben. Mehr

können wir auch nicht von ihnen wissen, denn wir Beide, ich und mein Kamerad, sind erst zwei Tage bei ihnen; sie fanden uns unterwegs und beredeten uns, sie für einen guten Lohn bis Andalusien zu begleiten." — „Habt ihr keinen von ihnen nennen hören?" fragte der Pfarrer. „Nein, gewiß nicht," antwortete der Diener, „sie reisen so still, daß es ein Wunder ist und man hört nichts, als herzbrechende Seufzer und Schluchzen der armen Dame. Vermuthlich wird sie wider Willen fortgeschafft; wenn man ihrer Kleidung nach schließen soll, muß sie entweder eine Nonne seyn, oder noch eine werden sollen; und vielleicht ist sie darum eben so traurig, weil ihr das Klosterleben nicht ansteht."

Da der Pfarrer sah, daß er nichts erfahren konnte, gieng er wieder aus dem Stall zu Dorothea. Diese, als sie die verhüllte Dame so seufzen hörte, hatte gefragt, ob ihr nichts fehle und ob sie als Frauenzimmer ihr nicht mit Hilfe und Rath an die Hand gehen könne? Zu allen diesen Fragen schwieg die Unglückliche und beharrte auch, obgleich Dorothea wiederholt in sie drang, auf ihrem Stillschweigen bis der verlarvte Ritter, dem, wie der Bursche gesagt hatte, die Andern gehorchten, hereintrat und zu Dorothea sprach: „Gebt Euch keine Mühe, Sennora, diesem Frauenzimmer Gefälligkeiten zu erzeigen; denn es ist so ihre Art, für Nichts zu danken, was man ihr zu Liebe thut; verlangt auch keine Antwort von ihr, denn Ihr würdet sonst nur eine Lüge aus ihrem Mund vernehmen." — „Ich habe nie eine Lüge gesagt," sprach die Dame, „im Gegentheil hat mich nichts Anders als Aufrichtigkeit in diesen unglücklichen Zustand versetzt. Ihr selbst müßt bezeugen, daß bloß meine Wahrheitsliebe Euch zum Falschen und Lügner gemacht hat."

Cardenio hörte diese Reden ganz deutlich, da nur die Thüre von Don Quixotes Gemach zwischen ihm und der Sprecherin war. Plötzlich brach er daher in die Worte aus: „Himmel, was hör ich? was für eine Stimme ist dies, die mir ins Ohr schallt?" Auf diesen Ruf sah sich die Dame erschrocken um, und da sie Niemand erblickte, stand sie auf und wollte in die Kammer, aber der Ritter hielt sie auf. Indeß war ihr bei dieser Verwirrung die Taffetkappe vom Kopfe gefallen, wodurch sich ihr wunderschönes, obgleich blasses und

„Die Erzählung gefällt mir nicht übel," sprach der Pfarrer; „aber gewiß ist es keine wahre Geschichte, und wenn sie erdichtet ist, so hat der Verfasser seinen Plan nicht gut angelegt; denn es läßt sich nicht wohl denken, daß ein Ehemann so thöricht seyn sollte, einen so gefährlichen Versuch zu wagen, wie Anselmo. Zwischen einem Liebhaber und seiner Geliebten könnte man sich einen solchen Fall noch eher denken; allein zwischen Mann und Weib scheint er mir fast unmöglich. Die Art des Vortrags mißfällt mir übrigens nicht."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Handelt von andern seltsamen Dingen, die sich in der Schenke zugetragen

„Ein feiner Trupp Gäste kommt da!“ rief mit einemmal der Wirth, welcher unter der Hausthüre stand; „wenn die hier einkehren, da wirds hoch hergehen.“ — „Was sinds für Leute?“ fragte Cardenio. — „Es sind vier Reiter mit Schild und Lanzen; sie sitzen kurz in den Bügeln und haben alle schwarze Larven vor. Es ist auch eine Dame dabei, ganz weiß gekleidet, die auf einem Weibersattel reitet und ebenfalls das Gesicht verlarvt hat. Zwei Bedienten laufen zu Fuß nebenher.“ — „Sind sie noch weit?“ fragte der Pfarrer. „Eben werden sie da seyn,“ sprach der Wirth.

Da Dorothea dies hörte, bedeckte sie sich das Gesicht und Cardenio ging zu Don Quixoten in die Kammer. Kaum war

dies geſchehen, ſo kamen die Fremden, welche ein ganz feines Anſehn hatten, ſtiegen ab und hoben die Dame vom Pferd. Der Eine führte ſie hinein und ſetzte ſie auf einen Stuhl, hart an der Kammerthüre, wo Cardenio hineingegangen war. Keiner von Allen hatte weder die Larve abgelegt, noch während der Zeit ein Wort geredet, bloß die Dame ſeufzte tief, als ſie ſich niederſetzte und ließ die Arme kraftlos ſinken, wie eine ohnmächtige Perſon. Die Bedienten, welche zu Fuß gekommen waren, führten die Pferde in den Stall. Der Pfarrer, der aus den Leuten und ihrem Schweigen nicht klug werden konnte, gieng den Bedienten nach und befragte den Einen. „Wahrhaftig, lieber Herr!“ antwortete ihm dieſer, „ich weiß es ſelbſt nicht, wer dieſe Leute ſind. Vornehm müſſen ſie ſeyn, und ſonderlich, der die Dame hineinführte; denn die Andern halten ihn hoch, und nichts geſchieht, als was er ſagt.“ — „Und wer iſt denn die Dame?“ fragte der Pfarrer weiter. „Das weiß ich eben ſo wenig,“ verſetzte der Burſche, „denn ich habe ihr Geſicht den ganzen Weg noch nicht geſehen; ſeufzen habe ich ſie wohl oft gehört und zwar ſo tief, als wollte ſie gleich den Geiſt aufgeben. Mehr

können wir auch nicht von ihnen wissen, denn wir Beide, ich und mein Kamerad, sind erst zwei Tage bei ihnen; sie fanden uns unterwegs und beredeten uns, sie für einen guten Lohn bis Andalusien zu begleiten." — „Habt ihr keinen von ihnen nennen hören?" fragte der Pfarrer. „Nein, gewiß nicht," antwortete der Diener, „sie reisen so still, daß es ein Wunder ist und man hört nichts, als herzbrechende Seufzer und Schluchzen der armen Dame. Vermuthlich wird sie wider Willen fortgeschafft; wenn man ihrer Kleidung nach schließen soll, muß sie entweder eine Nonne seyn, oder noch eine werden sollen; und vielleicht ist sie darum eben so traurig, weil ihr das Klosterleben nicht ansteht."

Da der Pfarrer sah, daß er nichts erfahren konnte, gieng er wieder aus dem Stall zu Dorothea. Diese, als sie die verhüllte Dame so seufzen hörte, hatte gefragt, ob ihr nichts fehle und ob sie als Frauenzimmer ihr nicht mit Hilfe und Rath an die Hand gehen könne? Zu allen diesen Fragen schwieg die Unglückliche und beharrte auch, obgleich Dorothea wiederholt in sie drang, auf ihrem Stillschweigen bis der verlarvte Ritter, dem, wie der Bursche gesagt hatte, die Andern gehorchten, hereintrat und zu Dorothea sprach: „Gebt Euch keine Mühe, Sennora, diesem Frauenzimmer Gefälligkeiten zu erzeigen; denn es ist so ihre Art, für Nichts zu danken, was man ihr zu Liebe thut; verlangt auch keine Antwort von ihr, denn Ihr würdet sonst nur eine Lüge aus ihrem Mund vernehmen." — „Ich habe nie eine Lüge gesagt," sprach die Dame, „im Gegentheil hat mich nichts Anders als Aufrichtigkeit in diesen unglücklichen Zustand versetzt. Ihr selbst müßt bezeugen, daß bloß meine Wahrheitsliebe Euch zum Falschen und Lügner gemacht hat."

Cardenio hörte diese Reden ganz deutlich, da nur die Thüre von Don Quixotes Gemach zwischen ihm und der Sprecherin war. Plötzlich brach er daher in die Worte aus: „Himmel, was hör ich? was für eine Stimme ist dies, die mir ins Ohr schallt?" Auf diesen Ruf sah sich die Dame erschrocken um, und da sie Niemand erblickte, stand sie auf und wollte in die Kammer, aber der Ritter hielt sie auf. Indeß war ihr bei dieser Verwirrung die Taffetkappe vom Kopfe gefallen, wodurch sich ihr wunderschönes, obgleich blasses und

abgehärmtes Geſicht enthüllte. Sie ſah dabei ſo zerſtört aus und ihre Augen ſuchten allenthalben ſo ängſtlich etwas, daß ſie einer Wahnſinnigen glich, und Dorothea und die Andern, ohne zu wiſſen, was dies bedeuten ſolle, ſie herzlich bedauerten. Indem der Ritter ſich bemühte, ſie bei den Schultern feſtzuhalten, konnte er nicht verhindern, daß ihm die Larve vom Geſichte fiel, und Dorothea, welche eben nach der fremden Dame die Arme ausgeſtreckt hatte, erkannte in dem, welcher dieſelbe feſthielt, ihren Gemahl, Don Fernando. Kaum hatte ſie ihn erkannt, als ſie aus der Tiefe ihres Herzens ein langes und trauriges Wehe ertönen ließ und ohnmächtig zuſammenſank. Hätte der Barbier ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen, ſo wäre ſie zu Boden geſtürzt. Der Pfarrer lief ſogleich herzu und riß ihr die Larve vom Geſicht, um ſie mit Waſſer anzufriſchen. Indem erkannte ſie Don Fernando auch und ſtand wie entſetzt da. Gleichwohl ließ er Lucinden (denn dies war die Dame,) keineswegs los, während ſie ſich aus ſeinen Armen zu machen ſtrebte, denn ſie hatte Cardenio, wie dieſer ſie, am Seufzen erkannt. Cardenio hörte nicht minder Dorotheens Geſchrei, glaubte es ſey Lucinde und ſprang erſchrocken aus der Kammer hervor. Das Erſte, was er erblickte, war Don Fernando, der Lucinde in den Armen hielt. Don Fernando erkannte ihn ebenfalls ſogleich und alle Vier ſahen einander betroffen, verwirrt und ſtillſchweigend an, Dorothea den Don Fernando, Don Fernando den Cardenio, Cardenio Lucinde und Lucinde den Cardenio.

Lucinde brach das Schweigen zuerſt. „Laßt mich, Don Fernando,“ ſprach ſie, „um Eurer ſelbſt willen laßt mich los, wenn auch keine andere Rückſicht Euch dazu beſtimmen ſollte; an die Mauer laßt mich eilen, deren Epheu ich bin, an den Weinſtock mich ſchmiegen, von dem Ihr weder durch Ungeſtüm, noch durch Drohungen, weder durch Verſprechungen, noch durch Geſchenke mich habt losreißen können. Seht, wie mich der Himmel auf geheimen und wunderbaren Wegen meinem wahren Gatten zugeführt hat; und tauſend theure Erfahrungen haben Euch ja bewieſen, daß nur der Tod ihn aus meinem Gedächtniſſe verbannen kann. Laßt Euch durch ſo deutliche

Zeichen endlich bewegen, Eure Liebe — denn Ihr könnt ja doch nicht anders — Eure Liebe in Haß, Eure Zärtlichkeit in Abscheu zu verwandeln, und nehmt mir lieber vollends das Leben, das ich mit Freuden aufopfre, wenn es vor den Augen meines theuern Gemahls geschieht. Vielleicht daß mein Tod ihn von der Treue überzeugt, die ich ihm bis zum letzten Athemzug bewahrt habe."

In der Zwischenzeit war Dorothea wieder zu sich selbst gekommen. Als sie nun sah, daß dies Lucinde war, und Don Fernando weder von ihr abließ, noch ihr antwortete, sammelte sie alle ihre Kräfte, warf sich ihm zu Füßen und sprach unter einem Strome zärtlicher und bittrer Thränen: „Ach, mein Gebieter! wofern du nicht ganz geblendet bist von den Strahlen der Sonne, die jetzt umwölkt in deinen Armen ruht, so mußt du schon bemerkt haben, daß Dorothea dir zu Füßen liegt, sie, die unglücklich und trostlos bleiben wird, so lange du es nicht anders willst, ich, die du aus Güte oder Leidenschaft bis zu der Höhe erheben wolltest, daß sie sich die Deinige nennen dürfte; die in ihres Vaters Hause unbekannt, ehrbar und zufrieden lebte, bis sie durch dringendes Bitten und anscheinend tugendhafte Liebe bewogen, dir die Pforte ihrer Zurückgezogenheit öffnete und die Schlüssel ihrer Freiheit in deine Hände gab, ein Opfer, welches du mit solchem Undank erwidert hast, daß du mich hier so hast antreffen müssen und daß ich dich unter solchen Umständen erblicken muß. Denke jedoch nicht, daß entehrende Schritte mich hieher geführt haben, nein, nur der Kummer, mich von dir verlassen zu sehen, hat mich an diesen Ort gebracht. Du wolltest mich zu der Deinigen machen, und thatest es auf solche Weise, daß du nie aufhören kannst, der Meinige zu seyn, wenn du dich gleich jetzt von mir lossagen willst. Bedenke, mein Herr, ob ich dich nicht für die Schönheit und den Adel derjenigen, um derenwillen du mich verlassen willst, durch meine unüberschwängliche Liebe entschädigen kann. Du kannst nie der liebenswürdigen Lucinde gehören, weil du mein bist, und sie kann nie die Deinige werden, weil sie dem Cardenio gehört. Wenn du es reiflich überlegst, so muß es dir leichter werden, diejenige zu lieben, die dich anbetet, als diejenige zur Liebe zu bewegen, welche dich verschmäht. Du drängtest

dich in mein argloſes Herz, du beſtürmteſt meine Unſchuld; du kannteſt auch meinen Stand, und weißt, auf welche Bedingung ich mich dir ergab; folglich bleibt dir kein Vorwand und keine Ausflucht übrig zu klagen, daß du betrogen worden ſeyſt. Wenn du dies nicht läugnen kannſt und wenn du eben ſo ſehr ein Chriſt ſeyn willſt als ein Edelmann, wie darfſt du dann Anſtand nehmen, mich fortwährend ſo glücklich zu machen wie im Anfang? Willſt du mich nicht für das, was ich bin, für deine rechtmäßige Gemahlin, erkennen, ſo liebe und behalte mich wenigſtens als deine Magd; denn wie ich dir auch angehören mag, ſo werde ich mich bei dir doch immer glücklich ſchätzen. Verlaſſe und verſtoße mich nur nicht, ſondern ſchone der grauen Haare meiner Eltern, die ſich gegen die deinigen immer als treue Diener und Unterthanen betragen haben und dieſe Schmach von dir nicht verdienen. Wenn du glaubſt, den Adel deines Bluts durch die Vermiſchung mit dem meinigen zu entwürdigen, ſo bedenke, daß es unter den adelichen Geſchlechtern nur wenige oder gar keine giebt, bei denen nicht ähnliche Fälle eingetreten wären, und daß das Blut der Weiber weniger als das Blut der Männer bei der Ahnenfolge in Betrachtung kommt, zumal da der wahre Adel in der Tugend beſteht; und wenn du auf dieſe Verzicht thuſt, indem du mir dasjenige verſagſt, was du mir von Rechtswegen ſchuldig biſt, ſo bin ich adlicher als du. Mit einem Worte, mein Gebieter, es mag dir lieb ſeyn oder nicht, ſo bin ich deine Gemahlin; deine Worte zeugen für mich, und du kannſt und darfſt ſie nicht zur Lüge machen, wenn du dasjenige an dir ſelbſt ehren willſt, wegen deſſen Ermanglung du mich verſchmäheſt. Deine Verſprechungen zeugen für mich, der Himmel zeugt für mich, den du ſelbſt zum Zeugen deiner Gelübde angerufen haſt. Und wenn auch das Alles nicht wäre, ſo würde doch dein eignes Gewiſſen mitten unter dem Taumel der Luſt ſeine Stimme erheben, die Wahrheit meiner Worte bekräftigen und dir alle Freude und Zufriedenheit rauben."

Dieſe und andre Gründe brachte die troſtloſe Dorothea mit ſolcher Rührung und ſo vielen Thränen vor, daß alle Anweſenden, ſelbſt die Begleiter Fernandos, ſich nicht enthalten konnten, Thränen des Mitleids zu vergießen.

Don Fernando hörte sie stillschweigend an, bis sie ihre Rede geendigt hatte und nun so innig seufzte und schluchzte, daß er von Erz hätte seyn müssen, wenn er bei dem Ausdruck ihres Schmerzens ungerührt geblieben wäre. Lucinde betrachtete sie sowohl mit inniger Theilnahme an ihrer Bekümmerniß, als mit Bewunderung ihres Verstandes und ihrer Schönheit, und gern wäre sie ihr an die Brust geflogen, um ihr etwas zum Troste zu sagen, wenn sie sich den Armen Don Fernandos hätte entwinden können. Lange betrachtete dieser Dorothea voll Scham und Bestürzung, endlich ließ er Lucinden los, breitete seine Arme gegen Dorothea aus und sagte: „Du hast gesiegt, liebenswürdige Dorothea, es ist unmöglich, so viele vereinigte Wahrheiten zu läugnen."

Indem Don Fernando Lucinden losließ, wäre sie vor heftiger Bewegung fast hingesunken; doch Cardenio, welcher bisher, um die Blicke Fernandos nicht auf sich zu ziehen, hinter ihn getreten war, setzte jetzt alle Furcht auf die Seite, wagte es, sie in seine Arme zu schließen und sprach: „Wenn es der Wille des gütigen Himmels ist, dir, meine treue, standhafte und liebenswürdige Gebieterin, einige Ruhe zu gönnen, so glaube ich, daß du sie nirgends gewisser finden wirst, als in diesen Armen, die dich jetzt umfangen, die auch früher dich umfiengen, als ich noch so glücklich war, dich die Meinige nennen zu dürfen."

Wie Cardenio dies sagte, blickte Lucinde zu ihm auf, und da jetzt ihr Auge seine Gesichtszüge, sowie vorhin ihr Ohr seine Stimme erkannte, schlang sie, hingerissen von Zärtlichkeit, ohne Zurückhaltung die Arme um seinen Hals, lehnte ihre Wange an die seinige und sagte: „Ja, du bist der wahre, rechtmäßige Besitzer meines Herzens, welche Hindernisse auch das Schicksal in den Weg legen mag, und welche Gefahren auch ein Leben bedrohen mögen, das nur an dem deinigen hängt und nur dir gewidmet ist."

Don Fernando und alle Anwesenden waren voll Erstaunen über diesen außerordentlichen Auftritt; Dorothea glaubte jedoch zu bemerken, daß Don Fernando sich entfärbte und daß es schien,

als wollte er gegen Cardenio Gewalt gebrauchen, weil er eine Bewegung mit der Hand machte, wie um den Degen zu ziehen. Kaum

stieg dieser Gedanke in ihr auf, so umfaßte sie schnell seine Knie, küßte sie und hielt sie so fest umschlungen, daß er sich nicht rühren konnte. Mit Thränen in den Augen sagte sie zu ihm: „Was willst du, mein Einziggeliebter, bei diesem unverhofften Auftritte beginnen? Hier siehst du deine Gemahlin zu deinen Füßen, und jene, nach welcher du dich sehnst, liegt in den Armen ihres Gemahls. Bedenke, ob du dasjenige ändern kannst oder darfst, was die Fügung des

Himmels beſchloſſen hat, und ob es dir ziemt, Anſprüche auf diejenige zu machen, welche allen Anfechtungen zum Trotze ſtandhaft geblieben iſt und jetzt vor deinen Augen Thränen der Zärtlichkeit auf die Wangen und in den Buſen ihres rechtmäßigen Gemahls fließen läßt. Ich bitte dich um Gottes und deiner eignen Ehre willen, laß dieſe ihre freimüthige Erklärung dich nicht zum Zorne reizen, ſondern vielmehr ſo vollkommen beſänftigen, daß du dieſen Liebenden, ohne ſie zu hindern, verſtatteſt, einander im Frieden zu beſitzen, ſolange der Himmel es ihnen vergönnt; denn dadurch wirſt du den Edelmuth deiner Geſinnung beweiſen, und die Welt wird ſehen, daß Vernunft mehr als Leidenſchaft über dich vermag."

Cardenio, welcher während dieſer Rede Lucinde noch immer in ſeinen Armen hielt, heftete zu gleicher Zeit ſeine Blicke auf Don Fernando, entſchloſſen, bei der geringſten feindſeligen Bewegung, welche dieſer ſich gegen ihn erlauben würde, ihm und allen Andern mit voller Kraft zu widerſtehen, wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Doch in dieſem Augenblicke legten ſich die Freunde Fernandos, nebſt dem Pfarrer und dem Barbier, welche ſämmtlich zugegen waren, ins Mittel und ſelbſt der ehrliche Sancho Panſa blieb nicht müßig. Alle umgaben den Don Fernando und baten ihn, auf Dorotheas Thränen Rückſicht zu nehmen, und wenn (wie ſie nicht zweifelten) Alles wahr wäre, was ſie ſagte, ihre gerechte Erwartungen nicht zu täuſchen, ſondern zu erwägen, daß allem Anſcheine nach es ſich nicht von Ungefähr, ſondern durch eine beſondre Schickung des Himmels ſo gefügt habe, daß ſie insgeſammt an einem Orte, wo ſie es am wenigſten vermuthet hätten, einander angetroffen. Ueberdies gab der Pfarrer ihm zu bedenken, daß nichts als der Tod den Cardenio von Lucinden trennen könne und daß ſie beiderſeits, wenn auch die Schärfe des Schwerts ſie ſcheiden ſollte, den Tod ſelbſt für ein Glück halten würden. Da ſich demnach die Sachen nicht ändern ließen, ſo gebiete ihm die Klugheit, ſich ſelbſt zu überwinden, Edelmuth zu zeigen und freiwillig dieſes Paar das Glück genießen zu laſſen, welches der Himmel demſelben beſchieden. Er bat ihn zugleich, auf Dorotheas Schönheit, die nur wenige oder keine ihres Gleichen habe,

geſchweige denn von irgend Jemand übertroffen werde, auf ihre Demuth und ihre außerordentliche Liebe Rückſicht zu nehmen, vor allen Dingen aber nicht zu vergeſſen, daß er, wenn er als Edelmann und Chriſt handeln wolle, nicht umhin könne, ſein gegebnes Wort zu halten. Thue er dies, ſo erfülle er ſeine Pflicht gegen Gott und verdiene den Beifall aller vernünftigen Menſchen, welche wohl wiſſen, daß Schönheit und Sittſamkeit gepaart auf die Erhebung aus dem niedrigſten Stande zu den höchſten Stufen menſchlicher Größe Anſpruch machen können, ohne Herabwürdigung deßjenigen, der ſie zu ſich erhebe, und daß man es keinem Menſchen verdenken könne, wenn er ſich der Gewalt der Liebe überlaſſe, inſofern nichts Sündliches dabei zu Grunde liege. Dieſen Gründen fügten die Andern noch ſo viele und einleuchtende hinzu, daß Don Fernando, welcher ohnehin aus edelm Geblüte entſproſſen war, ſich erweichen und durch Wahrheiten überzeugen ließ, die er nicht abläugnen konnte, wenn er auch gewollt hätte. Zum Zeichen, daß er beſiegt den ihm vorgehaltnen Gründen nachgebe, neigte er ſich herab zu Dorothea, umarmte ſie und ſagte: „Steh auf, Geliebte, es ziemt ſich nicht, daß diejenige zu meinen Füßen liege, die über mein Herz gebietet. Wenn ich das, was ich jetzt ſage, bisher nicht durch die That bewieſen habe, ſo war es vielleicht der Wille des Himmels, daß ich vorher deine Treue und Liebe in vollem Umfange kennen lernen ſollte, um dich nach Verdienſt ſchätzen zu können. Zürne nur nicht länger, ich bitte dich, über mein ungerechtes Verfahren und meine unverzeihliche Vernachläßigung; denn dieſelbe Gewalt, welche mich dir unterworfen hat, machte mich dir auch abtrünnig. Um dich zu überzeugen, ſo betrachte nur die Augen der jetzt zufriednen Lucinde, ſo wirſt du in ihren Blicken die Entſchuldigung meines Fehltritts finden. Da ſie jetzt das Ziel ihrer Wünſche erreicht hat, und ich in dir Alles gefunden habe, was mich beglücken kann, ſo möge ſie lange Jahre ſicher und glücklich mit ihrem Cardenio leben und ich werde den Himmel bitten, mich eben ſo lange durch den Beſitz meiner Dorothea zu beglücken.“ Mit dieſen Worten umarmte er ſie aufs Neue und legte mit ſo vieler Zärtlichkeit ſeine Wange an die ihrige, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die im

Begriffe waren, als unwiderſprechliche Zeugen ſeiner Reue und Liebe zu fließen. Lucinde, Cardenio und alle Umſtehenden konnten ſich der ihrigen nicht erwehren, ſondern faſt alle vergoſſen ſo viele Zähren der Freude, theils über ihr eignes Glück, theils über das Glück der Andern, daß man hätte denken mögen, es wäre ihnen Allen großes Herzeleid widerfahren. Selbſt Sancho Panſa weinte mit; doch geſtand er nachher, er habe nur darüber geweint, daß Dorothea nicht die Königin Micomicona ſey, wofür er ſie gehalten und von welcher er ſich große Gnadenbezeigungen verſprochen.

Thränen und Verwundrung währten noch eine Zeit lang bei Allen. Hierauf warfen Cardenio und Lucinde ſich dem Don Fernando zu Füßen und dankten ihm für die Wohlthat, die er ihnen erzeigt hatte, in ſo verbindlichen Ausdrücken, daß er nicht Worte finden konnte, um ſie zu erwidern, ſondern ſie nur aufs freundſchaftlichſte und liebreichſte umarmte. Er bat hierauf Dorothea, ihm zu

sagen, wie sie nach diesem Orte gekommen sey, der so weit von ihrem Geburtsort entfernt liege. Sie erzählte ihm alle Umstände, welche Cardenio bereits von ihr gehört hatte, zwar mit wenigen Worten, aber mit so vieler Anmuth, daß sowohl Don Fernando als seine Begleiter ihr mit dem größten Vergnügen zuhörten, und gerne gewünscht hätten, ihr noch länger zuhören zu können. Don Fernando erzählte hierauf gleichfalls, was ihm in der Stadt begegnet war, seitdem man in Lucindens Busen das Papier gefunden, worin sie erklärte, daß sie nicht seine Gemahlin werden könne, weil sie Cardenios Braut sey. Er gestand, daß er sie habe umbringen wollen und daß er es würde gethan haben, wenn ihre Eltern ihn nicht daran verhindert hätten. Voll Scham und Verdruß sey er hierauf aus dem Hause gegangen, in der Absicht, eine bequemere Gelegenheit zur Rache abzuwarten, und am folgenden Tage habe er gehört, daß Lucinde im Hause ihrer Eltern vermißt werde und daß Niemand wisse, wohin sie gegangen. Nach einigen Monaten habe er erfahren, daß sie sich in einem Kloster befinde und Willens

sey, ihr Leben daselbst zuzubringen, wenn sie nicht die Gemahlin des Cardenio werden könne. Sobald er dies vernommen, habe er sich in Begleitung der drei Cavaliere, die bei ihm seyen, nach ihrem Zufluchtsorte begeben, übrigens vermieden, ihr zu Gesichte zu kommen, damit man nicht, wenn man seine Anwesenheit erführe, im Kloster gegen seine Anschläge auf der Hut seyn möchte. Wie er nun eines Tags die Gelegenheit abgewartet und die Klosterpforte offen gefunden, habe er zwei von seinen Freunden an der Pforte zur Wache gelassen und sich mit dem dritten ins Kloster verfügt, um Lucinden aufzusuchen, welche sie im Gespräch mit einer Nonne angetroffen. Ohne ihr einen Augenblick Zeit zur Besinnung zu lassen, haben sie sich ihrer bemächtigt und sie an einen Ort in Sicherheit

gebracht, woſelbſt er dafür geſorgt habe, ſie weiter fortzuſchaffen. Das Alles habe er ohne Gefahr ausführen können, weil das Kloſter weit von der Stadt in einer einſamen Gegend liege. Er ſetzte hinzu, ſobald Lucinde ſich in ſeiner Gewalt befunden, ſey ſie in eine tiefe Ohnmacht gefallen und ſeit dem Augenblick, da ſie wieder zu ſich gekommen, habe ſie beſtändig geſeufzt und geweint, ohne ein Wort zu reden. Schweigend und weinend ſey ſie endlich mit ihnen bis nach dieſem Wirthshauſe gekommen, welches er jetzt wie einen Himmel betrachten müſſe, weil ſie hier ſämmtlich das Ende ihrer irdiſchen Widerwärtigkeiten gefunden.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Geſchichte der berühmten Prinzeſſin Micomicona, ſammt andern anmuthigen Abenteuern.

Sancho wollte verzweifeln, als er ſeine Luftſchlöſſer auf einmal verſchwinden und die Prinzeſſin Micomicona ſich in Dorothea und den Rieſen Pandafilando in Don Fernando verwandeln ſah. Sein Herr lag noch in tiefem Schlafe und wußte kein Wort von Allem, was ſeither vorgegangen. Dorothea konnte ſich kaum beſinnen, ob ihr Glück ein Traum ſey oder nicht; Cardenio und Lucinden giengs ebenſo; Don Fernando dankte dem Himmel, auf ſo gute Art aus dem Labyrinthe gerückt worden zu ſeyn, das ihn mit Gefahr für Ehre und Seelenheil bedroht hatte; Jedermann in der Schenke war froh und vergnügt über den Ausgang dieſer ſo wunderbar verſchlungnen Händel, und der Pfarrer als ein verſtändiger Mann, wußte Alles ins rechte Licht zu ſetzen und Jedem auf paſſende Weiſe Glück zu

wünschen. Am meisten aber jubelte und frohlockte die Wirthin, welcher Cardenio und der Pfarrer den von Don Quixote angerichteten Schaden reichlich zu ersetzen versprochen hatten. Nur Sancho, wie gesagt, war traurig und niedergeschlagen. Mit schwermüthigem Gesichte gieng er hinein zu seinem Herrn, der eben erwachte, und sprach:

„Ihr könnt in Gottes Namen fortschlafen, gestrenger Herr, Ihr braucht auch weiter an keinen Riesen, noch an Einsetzung der Prinzessin in ihr Reich zu gedenken, es ist schon Alles vorbei und geschehen." — „Das glaub ich wohl," sprach Don Quixote, „nachdem ich ja mit dem ungeheuersten Riesen die berühmteste Schlacht in meinem Leben gefochten habe. Auf einen Hieb, patsch, lag der Kopf auf der Erde, und das Blut schoß heraus wie Ströme Wassers." — „Ja, sprecht lieber wie Ströme rothen Weins," versetzte Sancho; „wißt Ihrs denn nicht, daß Euer todter Riese ein Schlauch ist, den Ihr zu Fetzen gehauen habt? und das Blut sechs Ohm rothen Weins, den er im Leibe hatte? und der abgehauene Kopf ist die Hure, die mich gebar, und der Teufel soll Alles holen." — „Was sprichst du

Esel da?" fragte Don Quixote, „bist du auch bei Sinnen?" — „Steht nur auf und seht, was für saubre Arbeit Ihr geliefert habt," sprach Sancho; „sie werden uns schon die Zeche dafür machen. Ihr könnt auch die Prinzessin Micomicona in eine Alltagsjungfer, Namens Dorothea, verwandelt, nebst tausend andern Sachen sehen, darüber Ihr Euch kreutzigen und segnen werdet." — „Ich wundre mich hier über nichts," antwortete Don Quixote; „denn erinnerst du dich noch, wie ich, als wir das Letztemal hier waren, dir sagte, daß Alles in dem Hause durch Zauberei zugehe? Was Wunder, wenns jetzt wieder so ist?" — „Ich wollts gerne glauben," versetzte Sancho, „wenn nur meine Prelle auch Blendwerk und Zauberei gewesen wäre; aber das war nicht so, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Prelle, denn ich habs ja mit eignen Augen gesehen, wie unser jetziger nämlicher Wirth auch einen Zipfel vom Betttuche hielt und mich unter lautem Gelächter nach Herzensluft himmelhoch in die Luft schnellte. Und wenn man eben die Leute sieht und kennt, da mein' ich, so dumm, wie ich bin, sey weit und breit nicht die Rede von Zauberei, sondern von lauter Unglück und Prügelei." — „Genug, der Himmel wirds schon machen," sprach Don Quixote. „Gieb mir meine Kleider, und hilf mich anziehen, damit ich hinaus und sehen kann, was das für Verwandlungen sind, von denen du schwatzest."

Sancho gab sie ihm, und während er sich anzog, erzählte der Pfarrer Don Fernando und den Uebrigen die Geschichte von Don Quixotes Narrheiten, und was man für List habe brauchen müssen, ihn vom Armuthsfelsen herabzubringen, wo er wegen eingebildeter Verachtung von Seiten seiner Geliebten bleiben zu müssen geglaubt hätte. Zugleich theilte er ihnen alle von Sancho erzählte Abenteuer des Ritters mit, wobei sie nicht wenig lachten, und sich über diese seltsame Art von Narrheit wunderten. „Nun," sprach der Pfarrer zu Dorothea, „da mir die glückliche Entwicklung Eures Schicksals meine Prinzessin geraubt hat, muß ich auf eine andre Erfindung denken, unsern Junker vollends nach Hause zu bringen." Cardenio schlug vor, den angefangenen Faden fortzuspinnen, wobei Lucinde die Rolle der Dorothea übernehmen und fortspielen solle. „Nein," sprach Don Fernando, „das soll nicht seyn, Dorothea soll ihre

Erfindung vollenden, und da wir ohnedies nicht mehr weit von der Heimath des guten Junkers sind, will ich mit Vergnügen das Meinige zu seinem Besten beitragen." — „Wir haben kaum noch zwei Tagereisen nach Hause," sprach der Pfarrer. „Wenns auch mehr wäre," versetzte Don Fernando, „so würde ich doch die Reise gern dran wenden, ein so gutes Werk zu thun."

Während sie so im besten Gespräch waren, trat Don Quixote in völliger Rüstung und Heergeräthe zu ihnen herein; auf dem Kopf hatte er den zerschellten Helm Mambrins, am linken Arm die Tartsche und mit dem rechten stützte er sich auf seine Stange oder Lanze. Don Fernando und die Andern, die ihn noch nicht kannten, stutzten über die seltsame Figur unsers Ritters; denn sein meilenlanges, dürres, braungelbes Gesicht, seine zusammengestoppelten Waffen und sein feierlicher Anstand machten das seltsamste Ganze von der Welt. Sie schwiegen Alle und erwarteten, was er vorbringen würde. Mit erhabnem Ernste, und die Augen starr auf Dorothea gerichtet, begann

er nun folgendergeſtalt: „Schöne Dame, dieſer mein Stallmeiſter hinterbringt mir, daß Eure Hoheit ſich erniedrigt, ſich ihres vorigen Standes abgethan, ihr ganzes Weſen verändert und aus einer hohen Königin in eine gemeine Jungfrau ſich verwandelt habe. Iſt dies auf Willen und Befehl Eures Herrn Vaters, des Zauberkönigs, geſchehen, der etwa fürchtete, ich möchte Euch nicht die nöthige und ſchuldige Hilfe leiſten können: ſo ſag ich Euch hiemit, daß er von ſeiner Kunſt nicht das ABC verſteht, und noch ſchlechter in den Rittergeſchichten beſchlagen ſeyn muß. Denn hätte er ſie mit ſo vielem Fleiß, Verſtand und Nachdenken geleſen als ich, ſo würde er auf jedem Blatte gefunden haben, daß Ritter, die tief unter meinem Ruhme ſtehen, wohl größre Dinge ausgeführt haben. Denn was iſt Sonderliches daran, einen kleinen Rieſen niederzuhauen, ſo ſtolz er auch ſeyn mag? Sinds doch erſt einige Stunden, daß ich mit einem ſolchen — doch nein, ich will ſchweigen, damit mir Niemand vorwerfen kann, ich lüge; aber die Zeit, die Entdeckerin aller Dinge, wird es ſchon ans Tageslicht bringen, wenn wir am wenigſten daran denken." — „Mit einem paar Weinſchläuchen habt Ihr gefochten, nicht mit einem Rieſen!" ſchrie der Wirth; aber Don Fernando gebot ihm augenblicklich Stillſchweigen. „Kurz," fuhr Don Quixote fort, „ich ſage nur ſoviel, hohe und enterbte Dame, hat Euer Vater aus obbemeldeten Gründen die Verwandlung mit Euch vorgenommen, ſo glaubt ihm nicht, denn es iſt keine Gefahr auf der ganzen Erde, durch welche ſich nicht mein Schwert einen Weg machen könnte; dies Schwert, mit welchem ich Euch den Kopf Eures Feindes zu Füßen legen, und Euch Eure Krone in wenigen Tagen aufs Haupt ſetzen werde."

Don Quixote ſchwieg, und erwartete der Prinzeſſin Antwort hierauf. Dieſe wußte nun ſchon Don Fernandos Willen wegen Vollendung ihrer Rolle, und antwortete daher mit Würde und feierlicher Miene: „Wer Euch geſagt hat, edler Ritter von der traurigen Geſtalt, daß ich mich verwandelt und mein Weſen verändert habe, hat Euch ſehr unwahr berichtet, denn ich bin heute noch vollſtändig eine und eben dieſelbe, die ich geſtern geweſen. Zwar iſt es wahr,

daß ein gewiſſer glücklicher Zufall die angenehmſte Veränderung in meinem Schickſale gemacht hat, aber dadurch höre ich durchaus nicht auf zu ſeyn, was ich vorher war, habe auch nicht deßhalb den Gedanken aufgegeben, den ich zuvor hatte, mich Eures tapfern unüberwindlichen Arms zu bedienen. Laßt alſo ja, werther Ritter, die Ehre meines Vaters unangetaſtet und glaubt gewiß, daß er ein kluger und weiſer Mann war, weil er vermöge ſeiner Wiſſenſchaft den leichteſten und ſicherſten Weg, mich wiederum glücklich zu machen, fand; denn gewiß glaube ich, wärs nicht durch Euch geſchehen, nie wär ich wieder ſo glücklich geworden, als ich jetzt bin. Alle dieſe Herrn, welche gegenwärtig ſind, werden mir bezeugen, daß dies wahr iſt. Nichts iſt nun übrig, als daß wir uns morgen frühe auf den Weg machen; denn für heute iſt es ſchon zu ſpät. Wegen des übrigen guten Ausgangs meiner Sache verlaſſe ich mich gänzlich auf den Himmel und Euern tapfern Arm."

So ſprach die kluge Dorothea und Don Quixote kehrte ſich mit ziemlich finſterem Geſicht zu ſeinem Sancho: „Nun, mein feiner Sancho," ſprach er, „biſt du nicht der größte Schurke, den es in Spanien giebt? Geſteh, gottloſer Landſtreicher, haſt du mir nicht dieſen Augenblick noch geſagt, daß dieſe Prinzeſſin ſich in ein gemeines Mädchen, Namens Dorothea, verwandelt habe? und daß der Rieſenkopf, den ich abgehauen, die Hure ſey, die dich gebar, ſammt tauſend andern Tollheiten, die mich ſo verwirrt machten, als ich in meinem Leben noch nicht geweſen bin? Ich ſchwöre bei Gott" — hier blickte er gen Himmel und biß die Zähne zuſammen — „ich will ein Beiſpiel an dir ſtatuiren, das allen andern lügneriſchen Schildknappen fahrender Ritter von jetzt bis an der Welt Ende den Kopf zurechtſetzen ſoll."

„Seyd doch nicht ſo böſe, geſtrenger Herr," verſetzte Sancho, „es kann ja leicht ſeyn, daß ich mich wegen der Verwandlung der Prinzeſſin Micomicona geirrt habe, aber wegen des Rieſenkopfs oder wenigſtens darin, daß Ihr die Schläuche zerhackt habt und daß das Blut rother Wein iſt, hab ich, weiß Gott im

Himmel, Recht. Die Schläuche liegen ja noch, so wie Ihr sie zugerichtet habt, bei Euer Gestrengen Bette; der rothe Wein hat ein ganzes Meer in die Kammer gemacht und Ihr werdet schon sehen, was Ihr Euch eingebrockt habt; bei der Rechnung wird sichs ausweisen. Daß aber die gnädige Prinzessin noch das, was sie war, ist, freut mich von Herzen, denn ich finde meinen Vortheil so gut dabei als sonst Einer."

„Höre Sancho," sprach Don Quixote; „laß dir was sagen: du bist ein Schafskopf! vergieb mir und damit gut!"

„Ja gewiß," sagte Don Fernando; „nun kein Wort mehr davon. Die Prinzessin will, wie gesagt, ihre Reise bis morgen aufschieben, weil es jetzt schon zu spät ist. Indeß wollen wir die Nacht vergnügt unter uns zubringen und morgen insgesammt den Herrn Ritter Don Quixote begleiten, um Zeugen der großen und unerhörten Thaten zu seyn, welche er bei seinem schweren Unternehmen vollbringen wird."

„Die Ehre wird auf meiner Seite seyn, Euch zu dienen und zu begleiten," versetzte Don Quixote. „Zugleich danke ich Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, welche ich zu bestätigen suchen werde, sollte es auch mein Leben und, falls dies möglich wäre, mehr als mein Leben kosten." Hierauf fielen noch viele Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen zwischen Don Quixote und Don Fernando vor; aber die Ankunft eines Fremden in der Schenke, der gerade so, wie ein eben aus der Berberei zurückkommender Christensklave aussah, unterbrach sie. Er trug ein knappes Wamms von blauem Tuch mit halben Aermeln und ohne Kragen; die Hosen waren ebenfalls von blauer Leinwand, und auf dem Kopf hatte er eine dergleichen Mütze, außerdem trug er maurische Halbstiefeln und einen Säbel in einem Wehrgehäng, das ihm queer über die Brust gieng. Hinter ihm kam ein maurisch gekleidetes Frauenzimmer auf einem Maulthiere, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt und mit einer kleinen brocatenen Haube von Goldstoff; darüber trug

ſie einen weiten türkiſchen Mantel, der ihr von den Schultern bis zu den Füßen reichte. Die Mannsperſon war ſtark, wohl gewachſen, nicht viel über vierzig Jahre alt, ein wenig braun im Geſichte und trug einen großen Schnurrbart, ſowie einen Backenbart, der ihm trefflich ſtand. Kurz, man ſah, daß er, wenn er gut gekleidet wäre, einen Mann von Stande vorſtellen könnte. Er verlangte ein Zimmer, und ſchien es ungern zu hören, als man ihm ſagte, daß in der ganzen Schenke weiter keines als das allgemeine ſey. Indeſſen gieng er hin und hob die anſcheinende Maurin von ihrem Thiere herab. Lucinde, Dorothea, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes, für welche dieſe Tracht was ganz Neues war, umringten und betrachteten die Maurin. Dorothea, welche ohnedies von Natur

besonders freundlich und leutselig war, sah, daß die Fremde sich in Verlegenheit befand, weil sie kein besondres Zimmer bekam und sprach zu ihr: „Aergert Euch nicht, liebe Sennora, über den Mangel an Bequemlichkeiten, den Ihr hier findet, dies ist in den Schenken was ganz Gewöhnliches. Indeß, wenn Ihr Euch zu uns halten und in unsrer Gesellschaft die Nacht zubringen wollt," — sie deutete zugleich auf Lucinde — „so werdet Ihrs hier vielleicht erträglicher finden als anderswo." Die Verschleierte antwortete nichts darauf, sondern stand nur auf, legte die Hände kreutzweise auf die Brust, und beugte den Kopf und Leib zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. Aus ihrem Schweigen schlossen sie sogleich, daß sie eine Maurin sey und nicht spanisch sprechen könne.

Indeß kam der Sklave, welcher sich anderswo beschäftigt hatte, hinzu, und da er sah, daß sie seine Gefährtin umringt hatten und anredeten, sprach er: „Meine Damen, dies Frauenzimmer weiß kaum ein paar Worte spanisch und spricht bloß ihre Muttersprache, daher kann sie auch nicht beantworten, was man sie fragt." — „Wir haben sie nichts gefragt," versetzte Lucinde, „sondern ihr nur für diese Nacht unsre Gesellschaft und Kammer angeboten, welche wir herzlich gern mit ihr theilen wollen und wo sie so viel Bequemlichkeit haben soll, als der Ort erlaubt da es in unserm Wunsche liegt, jedem Fremden und besonders Frauenzimmern gefällig zu seyn." — „Ich küsse Euch in ihrem und meinem Namen dankbar die Hände, und schätze Euer gütiges Erbieten um so höher, da es von so angesehnen Personen ausgeht," sprach der Sklave. — „Sagt mir doch, lieber Herr," versetzte Dorothea, „ist dies Frauenzimmer eine Christin oder Maurin? Ihr Schweigen und ihre Tracht läßt uns vermuthen, daß leider das Letztere der Fall seyn werde." — „Ihrer Geburt und Tracht nach ist sie eine Maurin," antwortete der Sklave, „aber im Herzen ist sie eine gute Christin; denn sie verlangt von ganzem Herzen darnach, es zu werden." — „Sie ist also noch nicht getauft?" fragte Lucinde. — „Nein," sprach der Sklave, „wir haben, seit sie aus ihrem Vaterlande Algier weg ist, noch keine Gelegenheit dazu gehabt, und bisher ist sie noch nicht in so dringender Todesgefahr gewesen, daß ich sie ohne die Vorbereitungen, welche unsre

heilige Kirche erfordert, hätte taufen müſſen. Aber ſo Gott will, ſoll ſie bald mit aller der Würde getauft werden, welche ihr Stand erfordert; denn wir ſind Beide mehr, als unſre Kleidung verräth.“

Dieſe Rede machte alle neugierig zu erfahren, wer dieſe beiden Leute wohl ſeyn möchten; aber Niemand wagte es, ſie jetzt darum zu fragen, weil es ſchien, daß ſie lieber ausruhn als erzählen wollten. Dorothea nahm die Maurin bei der Hand, zog ſie neben ſich auf einen Stuhl nieder und bat ſie, ihren Schleier abzulegen. Sie ſah den Sklaven an, als wollte ſie ihn fragen: was ſpricht ſie zu mir? oder, was ſoll ich thun? Er ſagte ihr auf Aiſrabch, warum man ſie bitte und daß ſie es nur thun könne. Sie nahm darauf den Schleier ab und zeigte ein ſo ſchönes Geſicht, daß Dorothea ſie ſchöner fand

als Lucinden und Lucinde sie schöner als Dorothea, und alle Umstehenden bekannten, wenn Jemand ihren beiden Damen an Schönheit gleich komme, so sey es die Maurin, und Einige hielten diese sogar für noch schöner. Auch hier zeigte die Schönheit ihre Allgewalt, die Seelen zu fesseln und sich Liebe zu erwerben; denn Jedermann wollte sogleich der schönen Maurin dienen und ihr Höflichkeit bezeigen. Don Fernando fragte den Sklaven nach ihrem Namen. „Sie heißt Lela Zoraide," antwortete dieser. Sobald sie hörte, daß man den Christen um ihren Namen gefragt hatte, sagte sie sehr hastig und mit liebenswürdiger Verwirrung: „No, no, Zoraide: Maria, Maria!" und zeigte dadurch, sie wolle nicht mehr Zoraide, sondern Maria heißen. Diese Worte und das Feuer der Leidenschaft, mit welcher die Maurin es sagte, lockte den Umstehenden, sonderlich den Frauenzimmern, die von Natur weichherzig sind, mehr als eine Thräne ab. Lucinde umarmte sie voll Liebe und sprach: „Ja, ja, Maria, Maria!" und sogleich antwortete die Maurin wieder: „Ja, ja, Maria! nicht Zoraide."

Indeß war es schon spät geworden und der Wirth hatte auf Veranstaltung der Freunde Don Fernandos das Beste, was er konnte, zum Abendessen angeschafft. Da nun aufgetragen war, setzten sie sich alle an einen großen langen Schenktisch; denn in der ganzen Schenke war kein andrer, weder runder noch viereckiger zu finden. Obenan setzte man den Ritter, so sehr er auch diese Ehre verbat. Da er aber diesen Platz dennoch einnehmen mußte, verlangte er die Prinzessin Micomicona an seine Seite, weil er ihr Beschützer sey. Neben diese setzten sich Lucinde und Zoraide, ihnen gegenüber Don Fernando, Cardenio, der Sklave und die übrigen Ritter. Der Pfarrer und Barbier nahmen ihren Platz neben den Frauenzimmern. So speisten sie äußerst vergnügt, und was ihre Lust bei Tisch noch vermehrte, war die Stimmung, welche Don Quixoten anwandelte; denn derselbe Geist der Rede, der ihn ehedem beim Eichelmale der Ziegenhirten ergriffen hatte, kam jetzt wieder über ihn; er hörte plötzlich auf zu essen und begann folgendergestalt: „Gewiß, meine Herrn, wenn mans wohl überlegt, so muß man bekennen, daß fahrende Ritter in der Welt manche große und unerhörte

Dinge zu ſehen bekommen. Welcher Sterbliche unter der Sonne würde, wenn er jetzt herein in dieſes Kaſtell träte und uns ſo beiſammen ſähe, uns wohl für das halten, was wir ſind? Wer würde wohl dieſe Dame hier mir zur Seite, für die große Königin, als welche wir ſie Alle kennen, und mich für den Ritter von der traurigen Geſtalt halten, von dem der Mund der Fama ſo viel erzählt? Wer zweifelt nun noch, daß dieſe Kunſt und das Werk, ſo ich treibe, jede Kunſt und jedes Werk, das Menſchen jemals erfunden haben, weit übertreffe und in deſto größern Ehren zu halten ſey, je größern Gefahren es unterworfen iſt? Hinweg mit denen, welche behaupten, Gelehrſamkeit gehe über Waffen! Wer dies ſpricht, ſey er, wer er wolle, dem ſag ich ins Geſicht, er weiß nicht, was er redet. Dieſe Schwätzer führen gemeiniglich zu ihrem Behufe an, daß die Arbeiten des Geiſtes weit größer und edler ſeyen als die Arbeiten des Körpers, und daß das Waffenhandwerk ein bloßes Werk des Leibes ſey, gleich als ob der Kriegsmann weiter nichts wäre als ein Taglöhner und

Laſtträger, der nur Knochen braucht, und als ob uns in unſerm Stande nicht ſo manche Fälle vorkämen, in welchen nur Klugheit und Einſicht zum Ziele führen. Was arbeitet bei dem Helden, der ein Heer zu befehligen, oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat? Leib oder Geiſt? ſind Leibeskräfte allein hinreichend, des Feindes Plan und Kriegsliſten zu entdecken und ſeinen Abſichten zuvor zu kommen und ſie zu vereiteln? ſind dies nicht lauter Dinge, die ſein Verſtand allein thun muß und woran ſein Leib faſt gar keinen Theil nimmt? Da es nun ausgemacht iſt, daß der Gelehrte ſowohl als der Krieger Verſtand haben muß, ſo wollen wir doch unterſuchen, weſſen Geiſt am meiſten und vorzüglichſten arbeitet. Dies können wir nur aus dem mehr oder weniger edeln Zwecke beurtheilen, den ſich Jeder vorgeſetzt hat, als wornach eigentlich ſeine Würde zu ſchätzen iſt. Der Zweck des Gelehrten — ich rede hier nicht von dem, der ſich mit göttlichen Dingen und der Seligkeit unſrer Seele beſchäftigt, weil dieſer ohnehin den Vorzug vor allen Andern hat, ſondern nur von dem, der ſich mit menſchlichen Wiſſenſchaften, als mit Verwaltung der Gerechtigkeit, mit Beobachtung der Geſetze und Anderm dergleichen abgiebt, — der Zweck dieſes Gelehrten ſage ich, iſt unſtreitig edel, gut und lobenswürdig; aber bei weitem noch nicht ſo erhaben, als der Zweck des Kriegers — der Friede, welcher das größte Gut iſt, das wir in dieſem Leben genießen können. War nicht die erſte frohe Nachricht, welche in jener Nacht des Heils Engel in den Lüften der Welt und den Menſchen zuſangen: Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen? War nicht der Gruß, den der beſte Meiſter im Himmel und auf Erden ſeine Lieblinge und Jünger lehrte, daß ſie beim Eintritte in ein Haus ſagen ſollten: Friede ſey in dieſem Hauſe? und ſprach er nicht ſelbſt ſo vielmal: meinen Frieden geb ich Euch; meinen Frieden laß ich Euch; Friede ſey mit Euch! als wenn er ihnen einen Schatz und Juwel gäbe, ohne welchen für ſie im Himmel und auf Erden keine Glückſeligkeit wäre? Dieſer Friede iſt der wahre Zweck des Kriegs; denn Krieg und Waffen ſind einerlei. Da wir nun gefunden haben, daß Friede der Zweck des Kriegs und dieſer Zweck weit erhabner als der Zweck der Wiſſenſchaften iſt, ſo wollen wir auch das Andre

daß ein gewiſſer glücklicher Zufall die angenehmſte Veränderung in meinem Schickſale gemacht hat, aber dadurch höre ich durchaus nicht auf zu ſeyn, was ich vorher war, habe auch nicht deßhalb den Gedanken aufgegeben, den ich zuvor hatte, mich Eures tapfern unüberwindlichen Arms zu bedienen. Laßt alſo ja, werther Ritter, die Ehre meines Vaters unangetaſtet und glaubt gewiß, daß er ein kluger und weiſer Mann war, weil er vermöge ſeiner Wiſſenſchaft den leichteſten und ſicherſten Weg, mich wiederum glücklich zu machen, fand; denn gewiß glaube ich, wärs nicht durch Euch geſchehen, nie wär ich wieder ſo glücklich geworden, als ich jetzt bin. Alle dieſe Herrn, welche gegenwärtig ſind, werden mir bezeugen, daß dies wahr iſt. Nichts iſt nun übrig, als daß wir uns morgen frühe auf den Weg machen; denn für heute iſt es ſchon zu ſpät. Wegen des übrigen guten Ausgangs meiner Sache verlaſſe ich mich gänzlich auf den Himmel und Euern tapfern Arm."

So ſprach die kluge Dorothea und Don Quixote kehrte ſich mit ziemlich finſterem Geſicht zu ſeinem Sancho: „Nun, mein feiner Sancho," ſprach er, „biſt du nicht der größte Schurke, den es in Spanien giebt? Geſteh, gottloſer Landſtreicher, haſt du mir nicht dieſen Augenblick noch geſagt, daß dieſe Prinzeſſin ſich in ein gemeines Mädchen, Namens Dorothea, verwandelt habe? und daß der Rieſenkopf, den ich abgehauen, die Hure ſey, die dich gebar, ſammt tauſend andern Tollheiten, die mich ſo verwirrt machten, als ich in meinem Leben noch nicht geweſen bin? Ich ſchwöre bei Gott" — hier blickte er gen Himmel und biß die Zähne zuſammen — „ich will ein Beiſpiel an dir ſtatuiren, das allen andern lügneriſchen Schildknappen fahrender Ritter von jetzt bis an der Welt Ende den Kopf zurechtſetzen ſoll."

„Seyd doch nicht ſo böſe, geſtrenger Herr," verſetzte Sancho, „es kann ja leicht ſeyn, daß ich mich wegen der Verwandlung der Prinzeſſin Micomicona geirrt habe, aber wegen des Rieſenkopfs oder wenigſtens darin, daß Ihr die Schläuche zerhackt habt und daß das Blut rother Wein iſt, hab ich, weiß Gott im

Himmel, Recht. Die Schläuche liegen ja noch, so wie Ihr sie zugerichtet habt, bei Euer Gestrengen Bette; der rothe Wein hat ein ganzes Meer in die Kammer gemacht und Ihr werdet schon sehen, was Ihr Euch eingebrockt habt; bei der Rechnung wird sichs ausweisen. Daß aber die gnädige Prinzessin noch das, was sie war, ist, freut mich von Herzen, denn ich finde meinen Vortheil so gut dabei als sonst Einer."

„Höre Sancho," sprach Don Quixote; „laß dir was sagen: du bist ein Schafskopf! vergieb mir und damit gut!"

„Ja gewiß," sagte Don Fernando; „nun kein Wort mehr davon. Die Prinzessin will, wie gesagt, ihre Reise bis morgen aufschieben, weil es jetzt schon zu spät ist. Indeß wollen wir die Nacht vergnügt unter uns zubringen und morgen insgesammt den Herrn Ritter Don Quixote begleiten, um Zeugen der großen und unerhörten Thaten zu seyn, welche er bei seinem schweren Unternehmen vollbringen wird."

„Die Ehre wird auf meiner Seite seyn, Euch zu dienen und zu begleiten," versetzte Don Quixote. „Zugleich danke ich Euch für die gute Meinung, die Ihr von mir habt, welche ich zu bestätigen suchen werde, sollte es auch mein Leben und, falls dies möglich wäre, mehr als mein Leben kosten." Hierauf fielen noch viele Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen zwischen Don Quixote und Don Fernando vor; aber die Ankunft eines Fremden in der Schenke, der gerade so, wie ein eben aus der Berberei zurückkommender Christensklave aussah, unterbrach sie. Er trug ein knappes Wamms von blauem Tuch mit halben Aermeln und ohne Kragen; die Hosen waren ebenfalls von blauer Leinwand, und auf dem Kopf hatte er eine dergleichen Mütze, außerdem trug er maurische Halbstiefeln und einen Säbel in einem Wehrgehäng, das ihm queer über die Brust gieng. Hinter ihm kam ein maurisch gekleidetes Frauenzimmer auf einem Maulthiere, das Gesicht mit einem Schleier bedeckt und mit einer kleinen brocatenen Haube von Goldstoff; darüber trug

sie einen weiten türkischen Mantel, der ihr von den Schultern bis zu den Füßen reichte. Die Mannsperson war stark, wohl gewachsen, nicht viel über vierzig Jahre alt, ein wenig braun im Gesichte und trug einen großen Schnurrbart, sowie einen Backenbart, der ihm trefflich stand. Kurz, man sah, daß er, wenn er gut gekleidet wäre, einen Mann von Stande vorstellen könnte. Er verlangte ein Zimmer, und schien es ungern zu hören, als man ihm sagte, daß in der ganzen Schenke weiter keines als das allgemeine sey. Indessen gieng er hin und hob die anscheinende Maurin von ihrem Thiere herab. Lucinde, Dorothea, die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes, für welche diese Tracht was ganz Neues war, umringten und betrachteten die Maurin. Dorothea, welche ohnedies von Natur

besonders freundlich und leutselig war, sah, daß die Fremde sich in Verlegenheit befand, weil sie kein besondres Zimmer bekam und sprach zu ihr: „Aergert Euch nicht, liebe Sennora, über den Mangel an Bequemlichkeiten, den Ihr hier findet, dies ist in den Schenken was ganz Gewöhnliches. Indeß, wenn Ihr Euch zu uns halten und in unsrer Gesellschaft die Nacht zubringen wollt," — sie deutete zugleich auf Lucinde — „so werdet Ihrs hier vielleicht erträglicher finden als anderswo." Die Verschleierte antwortete nichts darauf, sondern stand nur auf, legte die Hände kreuzweise auf die Brust, und beugte den Kopf und Leib zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. Aus ihrem Schweigen schlossen sie sogleich, daß sie eine Maurin sey und nicht spanisch sprechen könne.

Indeß kam der Sklave, welcher sich anderswo beschäftigt hatte, hinzu, und da er sah, daß sie seine Gefährtin umringt hatten und anredeten, sprach er: „Meine Damen, dies Frauenzimmer weiß kaum ein paar Worte spanisch und spricht bloß ihre Muttersprache, daher kann sie auch nicht beantworten, was man sie fragt." — „Wir haben sie nichts gefragt," versetzte Lucinde, „sondern ihr nur für diese Nacht unsre Gesellschaft und Kammer angeboten, welche wir herzlich gern mit ihr theilen wollen und wo sie so viel Bequemlichkeit haben soll, als der Ort erlaubt da es in unserm Wunsche liegt, jedem Fremden und besonders Frauenzimmern gefällig zu seyn." — „Ich küsse Euch in ihrem und meinem Namen dankbar die Hände, und schätze Euer gütiges Erbieten um so höher, da es von so angesehnen Personen ausgeht," sprach der Sklave. — „Sagt mir doch, lieber Herr," versetzte Dorothea, „ist dies Frauenzimmer eine Christin oder Maurin? Ihr Schweigen und ihre Tracht läßt uns vermuthen, daß leider das Letztere der Fall seyn werde." — „Ihrer Geburt und Tracht nach ist sie eine Maurin," antwortete der Sklave, „aber im Herzen ist sie eine gute Christin; denn sie verlangt von ganzem Herzen darnach, es zu werden." — „Sie ist also noch nicht getauft?" fragte Lucinde. — „Nein," sprach der Sklave, „wir haben, seit sie aus ihrem Vaterlande Algier weg ist, noch keine Gelegenheit dazu gehabt, und bisher ist sie noch nicht in so dringender Todesgefahr gewesen, daß ich sie ohne die Vorbereitungen, welche unsre

heilige Kirche erfordert, hätte taufen müſſen. Aber ſo Gott will, ſoll ſie bald mit aller der Würde getauft werden, welche ihr Stand erfordert; denn wir ſind Beide mehr, als unſre Kleidung verräth."

Dieſe Rede machte alle neugierig zu erfahren, wer dieſe beiden Leute wohl ſeyn möchten; aber Niemand wagte es, ſie jetzt darum zu fragen, weil es ſchien, daß ſie lieber ausruhn als erzählen wollten. Dorothea nahm die Maurin bei der Hand, zog ſie neben ſich auf einen Stuhl nieder und bat ſie, ihren Schleier abzulegen. Sie ſah den Sklaven an, als wollte ſie ihn fragen: was ſpricht ſie zu mir? oder, was ſoll ich thun? Er ſagte ihr auf Aiſrabch, warum man ſie bitte und daß ſie es nur thun könne. Sie nahm darauf den Schleier ab und zeigte ein ſo ſchönes Geſicht, daß Dorothea ſie ſchöner fand

als Lucinden und Lucinde sie schöner als Dorothea, und alle Umstehenden bekannten, wenn Jemand ihren beiden Damen an Schönheit gleich komme, so sey es die Maurin, und Einige hielten diese sogar für noch schöner. Auch hier zeigte die Schönheit ihre Allgewalt, die Seelen zu fesseln und sich Liebe zu erwerben; denn Jedermann wollte sogleich der schönen Maurin dienen und ihr Höflichkeit bezeigen. Don Fernando fragte den Sklaven nach ihrem Namen. „Sie heißt Lela Zoraide," antwortete dieser. Sobald sie hörte, daß man den Christen um ihren Namen gefragt hatte, sagte sie sehr hastig und mit liebenswürdiger Verwirrung: „No, no, Zoraide: Maria, Maria!" und zeigte dadurch, sie wolle nicht mehr Zoraide, sondern Maria heißen. Diese Worte und das Feuer der Leidenschaft, mit welcher die Maurin es sagte, lockte den Umstehenden, sonderlich den Frauenzimmern, die von Natur weichherzig sind, mehr als eine Thräne ab. Lucinde umarmte sie voll Liebe und sprach: „Ja, ja, Maria, Maria!" und sogleich antwortete die Maurin wieder: „Ja, ja, Maria! nicht Zoraide."

Indeß war es schon spät geworden und der Wirth hatte auf Veranstaltung der Freunde Don Fernandos das Beste, was er konnte, zum Abendessen angeschafft. Da nun aufgetragen war, setzten sie sich alle an einen großen langen Schenktisch; denn in der ganzen Schenke war kein andrer, weder runder noch viereckiger zu finden. Obenan setzte man den Ritter, so sehr er auch diese Ehre verbat. Da er aber diesen Platz dennoch einnehmen mußte, verlangte er die Prinzessin Micomicona an seine Seite, weil er ihr Beschützer sey. Neben diese setzten sich Lucinde und Zoraide, ihnen gegenüber Don Fernando, Cardenio, der Sklave und die übrigen Ritter. Der Pfarrer und Barbier nahmen ihren Platz neben den Frauenzimmern. So speisten sie äußerst vergnügt, und was ihre Lust bei Tisch noch vermehrte, war die Stimmung, welche Don Quixoten anwandelte; denn derselbe Geist der Rede, der ihn ehedem beim Eichelmale der Ziegenhirten ergriffen hatte, kam jetzt wieder über ihn; er hörte plötzlich auf zu essen und begann folgendergestalt: „Gewiß, meine Herrn, wenn mans wohl überlegt, so muß man bekennen, daß fahrende Ritter in der Welt manche große und unerhörte

Dinge zu sehen bekommen. Welcher Sterbliche unter der Sonne würde, wenn er jetzt herein in dieses Kastell träte und uns so beisammen sähe, uns wohl für das halten, was wir sind? Wer würde wohl diese Dame hier mir zur Seite, für die große Königin, als welche wir sie Alle kennen, und mich für den Ritter von der traurigen Gestalt halten, von dem der Mund der Fama so viel erzählt? Wer zweifelt nun noch, daß diese Kunst und das Werk, so ich treibe, jede Kunst und jedes Werk, das Menschen jemals erfunden haben, weit übertreffe und in desto größern Ehren zu halten sey, je größern Gefahren es unterworfen ist? Hinweg mit denen, welche behaupten, Gelehrsamkeit gehe über Waffen! Wer dies spricht, sey er, wer er wolle, dem sag ich ins Gesicht, er weiß nicht, was er redet. Diese Schwätzer führen gemeiniglich zu ihrem Behufe an, daß die Arbeiten des Geistes weit größer und edler seyen als die Arbeiten des Körpers, und daß das Waffenhandwerk ein bloßes Werk des Leibes sey, gleich als ob der Kriegsmann weiter nichts wäre als ein Taglöhner und

Lastträger, der nur Knochen braucht, und als ob uns in unserm Stande nicht so manche Fälle vorkämen, in welchen nur Klugheit und Einsicht zum Ziele führen. Was arbeitet bei dem Helden, der ein Heer zu befehligen, oder eine belagerte Stadt zu vertheidigen hat? Leib oder Geist? sind Leibeskräfte allein hinreichend, des Feindes Plan und Kriegslisten zu entdecken und seinen Absichten zuvor zu kommen und sie zu vereiteln? sind dies nicht lauter Dinge, die sein Verstand allein thun muß und woran sein Leib fast gar keinen Theil nimmt? Da es nun ausgemacht ist, daß der Gelehrte sowohl als der Krieger Verstand haben muß, so wollen wir doch untersuchen, wessen Geist am meisten und vorzüglichsten arbeitet. Dies können wir nur aus dem mehr oder weniger edeln Zwecke beurtheilen, den sich Jeder vorgesetzt hat, als wornach eigentlich seine Würde zu schätzen ist. Der Zweck des Gelehrten — ich rede hier nicht von dem, der sich mit göttlichen Dingen und der Seligkeit unsrer Seele beschäftigt, weil dieser ohnehin den Vorzug vor allen Andern hat, sondern nur von dem, der sich mit menschlichen Wissenschaften, als mit Verwaltung der Gerechtigkeit, mit Beobachtung der Gesetze und Anderm dergleichen abgiebt, — der Zweck dieses Gelehrten sage ich, ist unstreitig edel, gut und lobenswürdig; aber bei weitem noch nicht so erhaben, als der Zweck des Kriegers — der Friede, welcher das größte Gut ist, das wir in diesem Leben genießen können. War nicht die erste frohe Nachricht, welche in jener Nacht des Heils Engel in den Lüften der Welt und den Menschen zusangen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen? War nicht der Gruß, den der beste Meister im Himmel und auf Erden seine Lieblinge und Jünger lehrte, daß sie beim Eintritte in ein Haus sagen sollten: Friede sey in diesem Hause? und sprach er nicht selbst so vielmal: meinen Frieden geb ich Euch; meinen Frieden laß ich Euch; Friede sey mit Euch! als wenn er ihnen einen Schatz und Juwel gäbe, ohne welchen für sie im Himmel und auf Erden keine Glückseligkeit wäre? Dieser Friede ist der wahre Zweck des Kriegs; denn Krieg und Waffen sind einerlei. Da wir nun gefunden haben, daß Friede der Zweck des Kriegs und dieser Zweck weit erhabner als der Zweck der Wissenschaften ist, so wollen wir auch das Andre

unterſuchen: weſſen Leibeskräfte mehr arbeiten, die des Kriegers oder die des Gelehrten?“

Wer unſern Ritter ſo gut und vernünftig reden hörte, konnte ihn gewiß nicht für einen Narren halten; alle Anweſenden vergaßen es wenigſtens in dieſem Augenblicke, und da die meiſten ohnedies Soldaten waren, hörten ſie ihm mit vielem Vergnügen die ganze Rede hindurch zu.

Don Quixote fuhr alſo fort: „Die Noth des Gelehrten iſt meiſtens Armuth. Ich ſage darum nicht, daß alle Gelehrten arm ſind, ſondern ſetze hier nur den ſchlimmſten Fall. Wenn ich vom Gelehrten ſage, er iſt arm, ſo darf ich ſeine Leiden weiter nicht zergliedern; denn einem Armen gehts gewiß nicht wohl: er leidet von allen Seiten, bald Hunger, bald Kälte, bald Blöße, bald trifft dies Alles zuſammen. Doch geht es ihm nie ſo übel, daß er gar nichts zu eſſen hätte; er findet doch immer noch ſein tägliches Brod, wär es auch ein paar Stunden ſpäter, als andre Leute eſſen, und von den übrigen Brocken der Reichen. Das größte Elend des Studirenden beſteht darin, daß er der Kloſterſuppe nachgehen muß. Es fehlt ihm auch nie an andrer Leute Kohlpfanne oder Kamin, woran er ſich, wenn auch nicht wärmen, doch ein wenig aufthauen kann und Nachts ſchläft er doch immer noch unter einem Dache. Andre Kleinigkeiten, die man unter ſeine Uebel rechnen könnte, will ich hier nicht erwähnen; denn daß er zuweilen kein Hemd anzuziehen hat, daß an ſeinen Schuhen kein Stich mehr hält, daß ſein Rock kein Härchen Wolle mehr hat und daß er ſich bei jedem Schmauſe, den ihm das gute Glück in den Wurf bringt, gleich eine Unverdaulichkeit an den Hals ißt, ſind Sachen von zu geringer Erheblichkeit, als daß ſie hier in Anſchlag kommen könnten. Auf dieſem obgleich rauhen und beſchwerlichen Wege, auf dem er bald hier ſtrauchelt, bald dort fällt, bald wieder aufſteht, bald auf die Seite geſtoßen wird, gelangt er doch endlich, wohin er will, und wie viele haben wir ihrer geſehen, die, nachdem ſie ein günſtiger Wind des Glücks durch dieſe Klippen geführt hatte, auf den Gipfel der Ehre erhoben worden ſind? Sie ſaßen auf einem Stuhle und regierten die Welt; ihr Hunger verwandelte ſich in Sättigung, ihr Froſt in ſanfte Wärme, ihre Nacktheit

in Feierkleider, und statt der harten Erde, auf welcher sie sonst schliefen, liegen sie jetzt auf holländischer Leinwand und Damast — eine Belohnung, welche ihre Tugend wohl verdient hatte. Aber vergleichen wir ihre Leiden einmal mit den Leiden des Kriegers, und gleich sollt ihr sehen, meine Herrn, daß dieselben gegen diese fast ganz verschwinden."

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwiſchen den Waffen und Wiſſenſchaften.

Don Quixote fuhr fort: „Wir haben den Gelehrten in ſeiner Armuth betrachtet, ſehen wir nun, ob der Soldat reicher iſt. Bei Gott, kein ärmeres Geſchöpf iſt unter der Sonne, als er. Von dem ſchlechten Solde, den er oft ſpät, zuweilen gar nicht bekommt, ſoll er leben, und wagt er etwas zu rauben, ſo läuft dabei ſein Gewiſſen und ſein Leben Gefahr. Wie oft iſt er ſo nackt, daß ſein zerhackter Koller ihm Hemde, Rock, Feierkleid und Alles iſt. Muß er ſich nicht oft mitten im Winter unter offnem Himmel und bei der ſtrengſten Kälte bloß an ſeinem eignen Athem wärmen, der, da er aus leerem Leibe kommt, wider den Lauf der Natur ſelbſt kalt iſt? Nun bricht die Nacht ein, und er hofft ſich vielleicht im Bette von allen Uebeln des Tags zu erholen? Gut! wenn er ſich es nicht ſelbſt zu eng macht, ſo hat er ein ziemlich geräumiges Bett und kann ſich auf der Erde nach Herzensluſt ausſtrecken und hin- und herwälzen, ohne Furcht, ſich in die Betttücher zu verwickeln. Nun kommt der Tag und die Stunde, da er graduirt werden ſoll, ich meine, der Tag der Schlacht, und ſiehe, da ſetzt man ihm ein Baret von Pflaſtern auf den Kopf, um

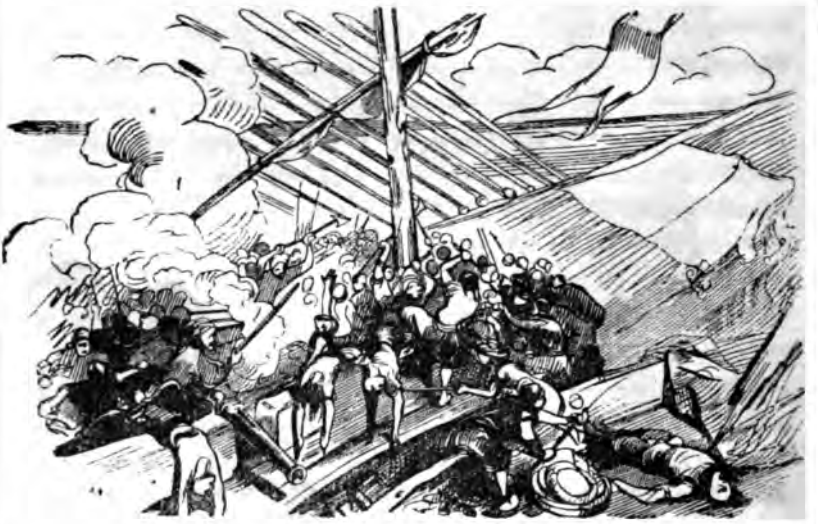
damit ein Loch zu verſtopfen, das ihm eine Kugel in den Schädel geſchlagen hat, oder ſchneidet ihm einen Arm, ein Bein ab. Und iſt dies nicht der Fall, ſondern bringt ihn der gute Himmel friſch und geſund davon, ſo bleibt er zum mindeſten ſo arm, als er war. Muß er nicht manchem Treffen und Scharmützel beigewohnt haben und aus allen glücklich durchgekommen ſeyn, wenn ers zu etwas bringen und ſich emporſchwingen will? Aber wie ſelten ſind dieſe Wunder! Habt Ihr wohl je bedacht, meine Herrn, wie klein die Zahl der durch den Krieg glücklich Gewordnen gegen die Zahl derjenigen iſt, welche der Krieg weggerafft hat? Habt Ihrs, ſo müßt Ihr bekennen, daß zwiſchen beiden Theilen gar kein Verhältniß ſtatt findet, daß man für die Letztern kaum Ziffern genug hat, Jene aber an den

Fingern herzählen kann. Ganz anders verhält ſichs mit den Gelehrten, die auf die eine oder andre Art ihr Unterkommen finden, während den Soldaten bei größern Mühſeligkeiten kleinere Belohnung erwartet. Hierauf könnte man zwar antworten, es ſey leichter, zweitauſend Gelehrte, als dreißigtauſend Soldaten zu belohnen, weil jene durch Aemter, die man ohnedies Niemand anders geben kann, dieſe aber ſchlechterdings aus dem Beutel des Herrn, dem ſie dienen, belohnt werden müſſen. Allein dies beſtätigt meinen Satz nur noch mehr."

„Doch laſſen wir dies bei Seite, um uns nicht in ein Labyrinth zu verwickeln, und kommen wir auf den Vorzug der Waffen vor den Wiſſenſchaften zurück. Dies iſt der ſtreitige Punkt, den ich noch auszumachen habe, und zwar eben durch die Gründe, welche jeder Theil für ſeine Sache anführt. Der Gelehrte ſagt: die Waffen können ohne Wiſſenſchaft nicht beſtehen, denn der Krieg habe auch ſeine Geſetze, denen er unterworfen ſey; Geſetze aber gehören für die Gelehrten. Die Vertheidiger der Waffen ſagen: ohne dieſe können keine Geſetze beſtehen; denn die Waffen müſſen Republiken und Königreiche aufrecht erhalten, Städte vertheidigen, Heerſtraßen ſicher machen und die Meere von Seeräubern reinigen; kurz, ohne ſie würden Staaten und Reiche, Städte und Wege, Waſſer und Land fortwährend den gewaltſamen Zerrüttungen des Kriegs ausgeſetzt ſeyn. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß man, jemehr ein Ding koſtet, daſſelbe deſto höher ſchätzt. Nun koſtet zwar, berühmt und ein großer Mann zu werden, einem Gelehrten viele Zeit, Nachtwachen, Hunger, Blöße, Kopfweh, Unverdaulichkeiten und andre damit verknüpfte Unannehmlichkeiten, die ich zum Theil ſchon erwähnt habe. Aber ein braver Soldat zu werden, koſtet alles dies und noch ohne Vergleich mehr, weil man keine Stunde ſeines Lebens ſicher iſt. Und welche Mühſeligkeit kann wohl ein Gelehrter dem Elende eines Soldaten entgegenſetzen, der in einer Feſtung belagert wird? Da ſteht er auf einer Schanze oder auf einem Bollwerke Schildwache und fühlt, daß die Feinde unter ſeinen Füßen eine Mine angelegt haben; keinen Fingerbreit darf er ſeinem Poſten und der Todesgefahr entweichen, die ihn ſo nahe bedroht. Alles, was er

thun kann, iſt, ſeinem Hauptmann Nachricht von dem, was vorgeht, zu geben, damit man durch Gegenminen helfen könne; er ſelbſt aber muß ſtehen bleiben, in ſteter Furcht, ohne Flügel in die Wolken zu fliegen und ohne Fallſchirm herunterzuſtürzen. Oder ſcheint Euch dieſe Gefahr noch nicht ſchrecklich genug, ſo wollen wir ſehen, wie Euch die andere ſcheint, wenn auf dem weiten Meere zwei Galeeren ſich angreifen. Mit den Vordertheilen hängen ſie bereits zuſammen, und der Soldat hat nicht mehr Platz, als zwei Fuß breit auf dem Verdecke, nichts ſieht er vor ſich, als drohende Werkzeuge des Todes; kaum eine Lanze lang vor ihm ſtehen die offnen Schlünde der Kanonen, und beim nächſten Fehltritte, den er thut, ſtürzt er in Neptuns Abgründe hinab. Dennoch tritt er unverzagten Sinnes hin, bietet ſeine Bruſt allen feindlichen Gewehren zum Ziele dar und bringt durch dieſen

engen Weg hinüber in das feindliche Schiff. Und was am wunderbarſten iſt, kaum ſtürzt einer für immer todt dahin, ſo ſteht ſchon ein Andrer auf eben dem Platze, wo jener fiel, und ſtürzt auch dieſer ins Meer, welches wie ein Feind auf ihn lauert, ſo rückt ein Dritter und ein Vierter ohne Zagen und Zögern dem gleichen Tod entgegen.



Gewiß ein Heldenmuth, wovon man nirgends ſonſt im Kriege glänzendere Proben finden kann. Glückſelig waren die Zeiten, welche die ſchreckliche Wuth der großen und kleinen Feuergewehre noch nicht kannten! Gewiß muß der Erfinder für das fluchwürdige Geſchenk, welches er der Welt gab, in der Hölle büßen, weil er machte, daß nun der feigherzigſte Schurke dem tapferſten Ritter das Leben rauben kann. Denn mitten im Feuer des Muths, das ſeine edle Bruſt entzündet, kommt eine heilloſe Kugel, ohne daß man weiß, wie oder woher? und

wirft einen Mann darnieder, der Jahrhunderte zu leben verdient hätte. Wenn ich dies bedenke, so ärgerts mich in der Seele, daß ich in einem so abscheulichen Zeitalter, als das unsrige ist, ein fahrender Ritter geworden bin; denn ungeachtet mir schlechterdings keine Gefahr Furcht einjagen kann, so schlägt mich doch der Gedanke nieder, daß ein wenig Pulver und Blei dem Laufe meiner Thaten ein Ziel setzen und mir die Gelegenheit rauben könnte, mich durch die Stärke meines Arms und die Schneide meines Schwerts in der ganzen entdeckten Welt berühmt zu machen. Aber füge es der Himmel, wie er will; je größern Gefahren ich mich unterwerfe und um wie viel mehr ich unternehme, als die fahrenden Ritter voriger Zeiten, desto größer wird auch mein Ruhm seyn."

Diese lange Rede hielt Don Quixote, indeß die Andern speisten, und vergaß darüber, einen Bissen zu sich zu nehmen, ob ihn gleich Sancho etlichemale daran erinnert und gesagt hatte, er könne ja nach dem Essen reden, soviel er wolle. Alle, die ihm zugehört hatten, beklagten aufs Neue, daß ein so guter und über alle andre Dinge richtig denkender Kopf den Verstand verliere, sobald er auf sein verwünschtes Ritterhandwerk komme. Der Pfarrer billigte vollkommen, was er zum Lobe der Waffen gesagt hatte, und versicherte ihm, daß er, obwohl selbst Gelehrter und Graduirter, dennoch völlig seiner Meinung sey. Endlich hatte man abgespeist, das Tischtuch ward weggenommen, und die Wirthin, deren Tochter und Maritornes machten Don Quixotens Kammer zum Nachtlager für die Frauenzimmer zurecht. Während dies geschah, bat Don Fernando den Sklaven um die Erzählung seiner Geschichte, denn diese konnte, nach dem, was man gleich bei seiner Ankunft mit Zoraide bemerkt, nicht anders als merkwürdig und unterhaltend seyn. „Herzlich gern will ich Euch den Gefallen thun," sagte der Sklave, „nur befürchte ich, meine Erzählung möchte Euch das gehoffte Vergnügen nicht gewähren; indeß will ich, um nicht ungehorsam zu seyn, sie beginnen." Der Pfarrer und alle Uebrigen dankten ihm unter Wiederholung ihrer Bitte, und da er von so Vielen aufgefordert wurde, sagte er: „Wer mit bestem Rechte befehlen kann, hat nicht nöthig zu bitten. So schenkt mir denn Eure Aufmerksamkeit, und hört meine

„Uschali, Dey von Algier, ein kühner und tapfrer Korsar, hatte die malteſiſche Hauptgaleere angegriffen, und ihr ſo heftig zugeſetzt, daß nur noch drei Ritter lebendig am Bord, und auch dieſe ſchwer verwundet waren. Die Hauptgaleere des Don Giovanni Andrea, auf welcher ich mit meiner Compagnie mich befand, eilte der malteſiſchen Flotte zu Hilfe, ich that, was bei ſolcher Gelegenheit meine Pflicht war, und ſprang in die feindliche Galeere, die aber in demſelben Augenblick vor der unſrigen die Flucht nahm, ſo daß meine Soldaten mir nicht folgen konnten, und ſo befand ich mich allein unter den Feinden, welchen ich nicht widerſtehen konnte. Bedeckt mit

Wunden, ward ich gefangen, und wie Euch, meine Herrn, vermuthlich bekannt iſt, ſo rettete ſich Uschali damals mit ſeinem ganzen Geſchwader; ich blieb demnach in ſeiner Gewalt, und war unter ſo vielen

Fröhlichen der einzige Betrübte und der Einzige, welcher in Gefangenschaft gerieth, während so Viele ihre Freiheit erlangten, denn nicht weniger als fünfzehntausend Christen, die auf der türkischen Flotte als Ruderknechte hatten dienen müssen, wurden an diesem Tage aus der Sklaverei erlöst."

„Ich ward nach Constantinopel geführt, woselbst der Sultan Selim meinen Herrn zum Großadmiral machte, weil er sich in der Schlacht so gut gehalten, und die Hauptstandarte der Malteser als ein Zeichen seiner Tapferkeit davon getragen hatte. Im folgenden Jahre 1572 war ich an Bord der türkischen Admiralsgaleere zu Navarino: ich sah und bemerkte die Gelegenheit, die man damals versäumte, die ganze türkische Flotte im Hafen wegzunehmen; denn die Seesoldaten und Janitscharen erwarteten, daß man sie daselbst angreifen werde, und unsre Flotte hatte ihnen so viel Furcht eingejagt, daß sie insgesammt schon ihre Bündel geschnürt und ihre Passamaken, wie sie die Schuhe nennen, gewichst hatten, um sich ohne Gefecht ans Land zu retten. Allein der Himmel fügte es anders, und es lag nicht an dem Verfahren oder an der Unachtsamkeit unsers Admirals, sondern die Sünden der Christenheit waren Schuld daran, daß der Wille und die Zulassung Gottes uns diese Geißel zu beständiger Züchtigung bestimmte. Genug, Uschali zog sich zurück nach Modon, einer Insel bei Navarino, setzte seine Leute ans Land, befestigte die Einfahrt des Hafens und hielt sich still, bis Don Juan zurückgieng. Auf dieser Rückfahrt ward die Galeere la Presa genommen, welche ein Sohn des berühmten Korsaren Barbarossa führte; die neapolitanische Hauptgaleere la Loba that diesen Fang unter dem Befehl des glücklichen und unüberwindlichen Don Alvaro de Bazan, Marquis von Santa Cruz, dieses Sohns des Kriegsgottes und Vaters der Soldaten. Ich kann mich nicht enthalten, Euch einen Umstand zu erzählen, der hiebei vorfiel. Barbarossas Sohn war so grausam und behandelte seine Sklaven so unmenschlich, daß diese, sobald sie sahen, daß die Loba Jagd auf sie machte und im Begriff war zu entern, insgesammt auf einmal die Ruder gehen ließen, ihren Befehlshaber, der auf dem Vorderkastell stand und sie mit Geschrei zum Rudern antrieb, beim Kopf nahmen und ihn einander von einer Bank

zur andern zuwarfen, wobei sie ihn dergestalt bearbeiteten, daß seine schwarze Seele zum Teufel fuhr, als er kaum bei dem Mastbaum vorbeigekommen war. Dies war die Frucht seiner Grausamkeit gegen sie und ihres Hasses gegen ihn."

„Wir kehrten zurück nach Constantinopel, und im folgenden Jahre 1573 erfuhr man daselbst, daß Don Juan Tunis erobert, den Muley Hamed in Besitz dieser Stadt gesetzt und dadurch dem Muley Hamidah, dem grausamsten und tapfersten Mauren von der Welt, alle Hoffnung benommen habe, wieder auf den Thron zu gelangen. Dieser Verlust war für den Groß-Sultan sehr empfindlich, und vermöge der Schlauheit, die seinem ganzen Hause eigen ist, schloß er mit den Venetianern einen Frieden,

welchen diese noch mehr wünschten als er selbst; worauf er 1574 Goletta und die Citadelle bei Tunis angriff, die Don Juan angelegt, aber noch nicht vollendet hatte."

„Während aller dieser Begebenheiten saß ich auf der Ruderbank und hatte keine Aussicht, meine Freiheit zu erlangen, wenigstens nicht für ein Lösegeld, weil ich entschlossen war, meinem Vater nichts von meinem Unglück zu melden. Goletta und die Citadelle wurden von den Türken erobert, welche mit 75,000 Mann regelmäßiger Truppen und mit mehr als 400,000 Mauren und andern afrikanischen Söldnern davor lagen, und so viel Kriegsgeräth und Munition bei sich hatten, auch außerdem einen solchen Troß mit sich führten, daß sie im Stande gewesen wären, Goletta und die Citadelle mit Erdwürfen zu verschütten."

„Goletta, welches man bisher für unüberwindlich gehalten hatte, fiel zuerst, jedoch nicht aus Mangel tapfrer Vertheidigung, vielmehr that die Besatzung Wunder der Tapferkeit; allein die Erfahrung zeigte, wie leicht man in diesem sandigen Lande mit den Belagerungsarbeiten fertig werden kann; denn, wenn man sonst Wasser antrifft, sobald man einige Spannen tief gegraben hat, so konnten die Türken zwei Klafter tief graben, ohne Wasser zu finden. Sie konnten demnach ihre Schanzen vermittelst aufgethürmter Sandsäcke so hoch bringen, daß sie die Mauern der Festung von obenher zu beschießen waren, und daß es der Besatzung nicht möglich gewesen, in den Werken Stand zu halten. Viele meinten, die unsrigen hätten sich nicht in Goletta einsperren, sondern dem Feinde bei der Landung im Freien die Spitze bieten sollen; allein so urtheilen nur Leute, die nicht dabei gewesen sind und nichts von der Sache verstehen; denn da sich in Goletta und in der Citadelle kaum siebentausend Mann befanden, wie hätte denn diese Handvoll Menschen, wenn sie auch noch so tapfer waren, dem zahllosen Heer der Feinde auf freiem Felde Widerstand leisten können? und wie konnte überhaupt eine Festung sich halten, welcher man keine Verstärkung zuschickte? zumal da sie von einem so zahlreichen und entschloßnen Feinde in dessen eignem Lande angegriffen ward. Manche glaubten hingegen (und dieser Meinung bin ich selbst),

der Himmel habe aus beſondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelaſſen, daß dieſe Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerſtört ward, dieſer Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verſchlang und in ſich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verſchwendete, als um das Andenken feſtzubehalten, daß der ſiegreiche Karl V. dieſes Neſt einſt erobert habe, als hätte es dieſes Steinhaufens bedurft, um ſeinen Namen zu verewigen."

„Die Citadelle gieng ebenfalls verloren; doch jeder Schritt wurd den Türken ſtreitig gemacht, und die Beſatzung vertheidigte ſich mit ſolchem Muth und mit ſolcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptſtürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenſchaft, und unter dieſen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer jeder ſeinen Platz behauptet hatte."

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See ſtand, und von Don Juan Zanuguera, einem valencianiſchen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch beſonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand ſich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er ſich aufs äußerſte vertheidigt hatte, den Verluſt des Platzes ſo ſehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Conſtantinopel in der Gefangenſchaft den Geiſt aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändiſcher Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren ſehr viele bedeutende Männer und unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewieſen hatte. Sein Tod war deſto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er ſich anvertraut hatte, als die Feſtung nicht mehr zu retten war, und die ſich erboten hatten, ihn in mauriſcher Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genueſiſchen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woſelbſt

Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Fähndrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente, und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein Paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen." — Indem der

der Himmel habe aus beſondrer Gnade und Güte gegen Spanien es zugelaſſen, daß dieſe Mördergrube voll Bosheit und Uebelthaten zerſtört ward, dieſer Schlund und Schwamm, der alle Schätze der Nation verſchlang und in ſich zog, welche man zu keinem andern Endzweck verſchwendete, als um das Andenken feſtzubehalten, daß der ſiegreiche Karl V. dieſes Neſt einſt erobert habe, als hätte es dieſes Steinhaufens bedurft, um ſeinen Namen zu verewigen."

„Die Citadelle gieng ebenfalls verloren; doch jeder Schritt ward den Türken ſtreitig gemacht, und die Beſatzung vertheidigte ſich mit ſolchem Muth und mit ſolcher Beharrlichkeit, daß in zweiundzwanzig Hauptſtürmen 25,000 Türken auf dem Platze blieben. Nur dreihundert Mann geriethen lebendig in Gefangenſchaft, und unter dieſen war nicht ein Unverwundeter, woraus man abnehmen kann, wie tapfer jeder ſeinen Platz behauptet hatte."

„Ein kleines Schloß oder ein Thurm, welcher mitten im See ſtand, und von Don Juan Zanuguera, einem valencianiſchen Edelmann, vertheidigt war, mußte noch beſonders erobert werden. Unter den Gefangnen befand ſich Don Pedro Puertocarrero, Befehlshaber von Goletta, welcher, nachdem er ſich aufs äußerſte vertheidigt hatte, den Verluſt des Platzes ſo ſehr zu Herzen nahm, daß er auf der Fahrt nach Conſtantinopel in der Gefangenſchaft den Geiſt aufgab. Der Commandant der Citadelle, Gabriel Cerbelloni, ein mailändiſcher Edelmann, trefflicher Ingenieur und tapfrer Krieger, ward ebenfalls gefangen. Unter den Getödteten in beiden Plätzen waren ſehr viele bedeutende Männer und unter Andern Pagano Doria, Ritter vom Orden des heiligen Johannes, ein Mann von vortrefflichem Herzen, welches er durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeinen Bruder, den berühmten Giovanni Andrea Doria, bewieſen hatte. Sein Tod war deſto bedauernswürdiger, weil er von einigen Eingebornen ermordet ward, denen er ſich anvertraut hatte, als die Feſtung nicht mehr zu retten war, und die ſich erboten hatten, ihn in mauriſcher Kleidung nach Tabarka, einem kleinen genueſiſchen Hafen, oder einer Factorei zu bringen, woſelbſt

Perlen gefischt werden. Statt dessen hieben sie ihm den Kopf ab, und brachten ihn dem türkischen Befehlshaber, der aber an ihnen das Sprichwort wahr machte, daß man den Verrath zwar benützt, den Verräther aber haßt; denn man sagt, er habe die Meuchelmörder hängen lassen, weil sie ihm den Ritter nicht lebendig überliefert hätten. Unter den Gefangnen befand sich auch ein gewisser Don Pedro de Aguilar, gebürtig aus einem mir nicht erinnerlichen Orte in Andalusien. Er stand als Fähndrich im Dienst, war ein tapfrer Soldat, ein verständiger Mann und ein guter Dichter. Ich erwähnte seiner, weil es der Zufall so fügte, daß er auf unsre Galeere kam, mit mir unter einem Herrn diente, und auf derselben Ruderbank saß. Ehe wir von jenem Hafen ausliefen, machte dieser Cavalier ein Paar Sonette, als Denkgedichte auf Goletta und die Citadelle, die ich Euch wohl noch hersagen kann, weil ich sie auswendig weiß, und ich glaube, sie werden Euch eher Vergnügen, als Langeweile machen." — Indem der

Sklave den Namen Don Pedro de Aguilar nannte, ſah Fernando ſeine Begleiter an, die alle drei lächelten; und wie der Sklave im Begriffe war, die Sonette herzuſagen, ſprach einer von ihnen zu ihm: „Ehe Ihr weiter fortfahrt, mein Herr, ſagt mir doch, was aus dieſem Don Pedro de Aguilar, deſſen Ihr erwähnt, geworden iſt.“

„Alles, was ich Euch von ihm ſagen kann,“ erwiderte der Sklave, „iſt, daß er nach Verlauf von zwei Jahren, die er in Conſtantinopel zubrachte, in arnautiſcher Kleidung mit einem griechiſchen Spion entwiſchte. Ich weiß zwar nicht, ob er glücklich entkommen iſt; allein ich hoffe es, weil ich ein Jahr nachher den Griechen wieder in Conſtantinopel geſehen habe; ich hatte aber nicht Gelegenheit, ihn zu fragen, wie ſeine Reiſe abgelaufen ſey.“

„So kann ich es Euch ſagen,“ ſprach der Cavalier; „denn dieſer Don Pedro iſt mein Bruder und lebt jetzt in unſerer Stadt geſund und vermögend, iſt verheirathet, und Vater von drei Kindern.“

„Gott ſey gelobt!“ antwortete der Sklave, „daß er ihm ſo große Wohlthat erzeigt hat, denn ich glaube nicht, daß es ein größeres Glück auf Erden gibt, als die verlorne Freiheit wieder zu erlangen.“

„Was noch mehr iſt,“ verſetzte der Cavalier, „ich kenne auch die Sonette, die mein Bruder gedichtet hat.“

„So bitt ich Euch, ſie uns mitzutheilen,“ ſagte der Sklave, „denn Ihr könnt ſie gewiß beſſer vortragen als ich.“

Vierzigstes Kapitel.

Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort.

Also," sprach der Cavalier, „lautete das Sonnet auf Goletta:

„Ihr Heldengeister, die ihr aufgeflogen
Vom Staub, wo modernd eure Hülle ruht,
Die ihr befreit, dort unter Gottes Huth,
Im Frieden wohnt, am blauen Himmelsbogen!

Von edelm Thatendurste fortgezogen,
Die Kraft zu prüfen und den kühnen Muth,
Habt ihr mit eignem und mit Feindes Blut
Den Sand am Meer geröthet und die Wogen.

Es schwand die Lebenskraft aus euern Sehnen;
Auch da noch blieb euch Gott und Ehre theuer,
Besiegt erranget ihr die Siegeskrone.

Ihr sanket, starbt: euch fließen unsre Thränen;
Dort fielt ihr, zwischen Speeren und Gemäuer,
Und Preis und Glorie ward euch zum Lohne."

„Eben so habe ich es auch gehört," sprach der Sklave.

„Und das andre auf die Citadelle," sagte der Cavalier, „lautete, wo ich nicht irre, folgendermaßen:

Hier, wo der Pflug nicht geht, nicht Früchte prangen,
Wo Trümmer rings mit Trümmern ſich vermählen,
Hier ſind dreitauſend wackre Männerſeelen
Zu einer beſſern Heimath eingegangen.

Hier fochten ſie den Streit, den blutig langen:
Nicht Einer will ſich feig von hinnen ſtehlen:
Gefallen ſind, die ihrer Reihe fehlen,
Und Jeder will den Todesſtreich empfangen.

Seitdem der Boden, wo Karthago ſtand,
Der gluthverbrannte, ſich in giergen Zügen
Von Heldenblut und Thränen ſatt getrunken,

Sind hier, an dieſem öden, harten Strand,
Nie Seelen Edlerer emporgeſtiegen,
Nie Leiber Tapfrerer ins Grab geſunken."

Man fand die Sonette nicht übel, und der Sklave freute ſich über die Nachricht, die er von ſeinem Mitgefangnen erhielt, worauf er ſeine Erzählung folgendermaßen fortſetzte:

„Wie Goletta und die Citadelle übergegangen waren, machten die Türken Anſtalt Goletta zu ſchleifen; denn die Citadelle war ſchon ſo zugerichtet, daß nichts zu ſchleifen daſelbſt übrig blieb. Um nicht zu viel Zeit und Arbeit aufzuwenden, untergruben ſie die Werke an drei Stellen, aber keine Mine war hinreichend, die alten Mauern, die man für den ſchwächſten Theil hielt, zu zerſtören, da hingegen Alles, was von Fratins neu angelegten Werken noch übrig geblieben war, mit leichter Mühe geſprengt ward. Die Flotte kehrte ſiegprangend nach Conſtantinopel zurück, und nach einigen Monaten ſtarb mein Herr Uſchali, den man gewöhnlich Uſchali Fartach, den krätzigen Renegaten, nannte; denn er war wirklich krätzig, und es iſt eine alte Gewohnheit bei den Türken, daß man den Leuten Beinamen giebt von Fehlern, die ſie an ſich haben, oder von Tugenden, die ſie beſitzen, denn eigentliche Geſchlechtsnamen giebt es bei ihnen nicht mehr als vier, welche an Adel mit dem Hauſe Osmans wetteifern; und alle übrigen bekommen Namen und Beinamen entweder von Gebrechen oder von Vorzügen des Geiſtes, oder des Leibs. Dieſer Krätzige diente dem Großſultan vierzehn Jahre als Ruderknecht, und wie er bereits über vier und dreißig Jahre alt war, nahm er aus Erbitterung

über einen Türken, der ihm auf der Ruderbank eine Ohrfeige gegeben, den türkiſchen Glauben an, und verließ die Religion ſeiner Väter, um ſich an Jenem rächen zu können. Er war ſo tapfer, daß er, ohne ſich der erniedrigenden Mittel zu bedienen, wodurch die meiſten Günſtlinge der Sultane emporſteigen, Dey von Algier und hernach Großadmiral ward, und demnach die dritte Ehrenſtelle im türkiſchen Reiche erhielt. Er war aus Calabrien gebürtig und ein rechtſchaffner Mann, der ſeine Sklaven, deren er über drei Tauſend hatte, ſehr menſchlich behandelte. Dieſe wurden ſämmtlich nach ſeinem Tode, vermöge ſeines letzten Willens, zwiſchen dem Großſultan und den Renegaten, die unter ihm gedient hatten, vertheilt; denn der Großſultan erbt von jedem ſeiner Unterthanen, und geht mit deſſen hinterlaßnen Kindern zu gleichen Theilen. Ich ward einem venetianiſchen Renegaten zu Theil, welchen Uſchali als Schiffsjungen zum Gefangnen gemacht hatte und ſo lieb gewann, daß er ihn unter allen ſeinen Leuten am beſten hielt; er ward aber einer von den grauſamſten Renegaten, die man je geſehen hat. Er hieß Haſſan Aga [1] und ward ſehr reich und endlich Dey von Algier. Ich gieng gewiſſermaßen gerne mit ihm von Conſtantinopel ab, weil ich Spanien um ſo viel näher kam; denn ich hatte zwar nicht die Abſicht, Jemanden in meinem Vaterlande Nachricht von meinem unglücklichen Schickſale zu geben, allein ich hoffte, das Glück werde mir vielleicht in Algier günſtiger ſeyn, als in Conſtantinopel, woſelbſt ich ohne Erfolg unzählige Verſuche gemacht hatte zu entkommen; und ich nahm mir vor, in Algier auf neue Mittel zu ſinnen, um dasjenige zu erlangen, wornach ich mich ſo ſehr ſehnte; denn nie verließ mich die Hoffnung, endlich wieder die Freiheit zu erlangen, und wenn mir auch noch ſo viele Maßregeln, Anſtalten und Entwürfe fehl ſchlugen, ſo ſann ich doch augenblicklich wieder auf neue Plane, die meine Hoffnung nährten, wenn ſie auch noch ſo ſchwach und gering war. Damit vertrieb ich mir die Zeit in dem Gefängniſſe, welches die Türken Bagno nennen, und woſelbſt man die Chriſtenſklaven einſchließt, welche dem Dey und auch wohl bisweilen Privatperſonen gehören, ingleichen diejenigen, die man Almagen oder Gefangne des Stadtraths nennt. Dieſe letztern

[1] Cervantes ſchreibt Azanaga.

werden vom Divan zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und ihnen wird es beſonders ſchwer, ihre Freiheit zu erlangen, weil ſie dem Gemeinweſen gehören und keinen beſtimmten Herrn haben, mit welchem ſie ſich wegen ihres Löſegelds abfinden könnten, wenn ſie auch im Stande wären, es anzuſchaffen. In dieſe Bagnos pflegen, wie ich geſagt habe, einige Privatperſonen ihre Sklaven zu ſchicken, beſonders wenn ſie ihre Auslöſung erwarten, weil ſie dort ſo lange ſicher aufbewahrt werden, bis das Löſegeld ankommt. Die Sklaven des Dey, deren Auslöſung erwartet wird, gehen auch nicht mit zur Arbeit, es wäre denn, daß ihr Löſegeld lang ausbliebe, in welchem Falle man ſie mit den andern nach Holz gehen läßt, welches eine ſchwere Arbeit iſt, damit ſie deſto dringender um Geld ſchreiben. Mich rechnete man mit unter dieſe Zahl; denn weil man wußte, daß ich Hauptmann war, ſo half es mir nichts, daß ich mein Unvermögen und meine Armuth betheuerte, ſondern man ſetzte mich mit unter die Zahl der Edelleute und andrer Perſonen, auf deren Auslöſung man rechnete. Man legte mir Ketten an, aber mehr zum Zeichen der erwarteten Auslöſung, als um mich damit zu feſſeln; und ſo lebte ich in dieſem Bagno auf gleichem Fuße mit vielen Cavalieren und andern angeſehenen Leuten, deren Loskaufung man entgegen ſah.

„Obwohl wir nun ſelbſt manchmal und faſt beſtändig von Hunger und Blöße Vieles ausſtanden, ſo ſchmerzte uns doch Alles nicht ſo ſehr, als wenn wir hören und ſehen mußten, mit welcher unerhörten Grauſamkeit mein Herr den Chriſten begegnete. Kein Tag vergieng, an dem er nicht einen oder den andern hängen, ſpießen oder ihm die Ohren abſchneiden ließ, und zwar oft entweder ohne alle Urſache, oder um ſo geringfügiger Dinge willen, daß die Türken ſelbſt ſagten, er thue es bloß, weil es ihm Vergnügen mache, ein Henker des ganzen Menſchengeſchlechts zu ſeyn. Ein einziger ſpaniſcher Soldat, ein gewiſſer Saavedra [1], konnte mit ihm fertig werden; denn obgleich dieſer, um ſich in Freiheit zu ſetzen, ſchon mancherlei Dinge unternommen hatte, die man zu Algier in vielen Jahren nicht vergeſſen wird, ſo ließ er ihm doch nie einen Schlag geben und ſagte ihm nicht einmal ein hartes Wort, und doch fürchteten wir, daß er für den

[1] Siehe die Einleitung.

geringsten von den vielen Streichen, die er versuchte, würde gespießt werden, und wäre die Zeit nicht zu kurz, so erzählte ich einige von den Wagestücken dieses Soldaten, die Euch vielleicht besser unterhalten und mehr in Verwunderung setzen würden, als meine eigne Geschichte.

„Ich muß bemerken, daß die Fenster oben im Hause eines gewissen reichen und vornehmen Mauren in den Hof unsers Gefängnisses hinausgiengen. Nach maurischer Bauart waren diese nicht größer noch besser als ein paar Löcher und überdies waren sie mit dichten und starken Gittern versehen. Einst traf es sich, indem ich mit dreien meiner Kameraden mich auf einem Platz im Hofe dieses Gefängnisses befand, woselbst wir zum Zeitvertreib mit unsern Ketten herumzuspringen versuchten, während die übrigen Christen auf die Arbeit gegangen waren, daß ich von ungefähr in die Höhe sah und an dem

vergitterten Fenſter einen Stock gewahr ward, woran ein Tuch hieng, und daß man mit dem Stock eine Bewegung machte, als wenn man uns näher zu kommen und ihn in Empfang zu nehmen winkte. Wir bemerkten dies, und einer von meinen Kameraden trat hinzu, um zu verſuchen, ob man ihm den Stock zuwerfen würde; allein wie er ſich näherte, ward der Stock zurückgezogen und hin und her bewegt, wie man den Kopf zu ſchütteln pflegt, um ein verneinendes Zeichen zu geben. Mein Kamerad trat zurück, der Stock ward wieder heruntergehalten und man winkte wie vorhin. Ein andrer von uns trat hinzu und es gieng ihm wie dem erſten; auch der dritte machte den Verſuch und ward abgewieſen wie die beiden andern. Wie ich dies ſah, wollte ich nicht unterlaſſen, mein Glück gleichfalls zu verſuchen, und kaum hatte ich mich unter das Fenſter geſtellt, ſo ließ man den Stock in das Bagno herunterfallen, und er fiel mir gerade vor die Füße. Ich nahm das Tuch ab und fand in einem Knoten zehn Cianis eingebunden, kleine mauriſche Goldmünzen, deren

jede zehn Realen werth iſt. Ob mir der Fund erfreulich war, brauche ich wohl nicht zu ſagen; er verurſachte mir jedoch nicht weniger Verwunderung als Freude, indem ich mir nicht erklären konnte, woher

uns dieſer Schatz käme und zwar mir insbeſondre, weil man dadurch, daß der Stock nur für mich herunterfiel, zu erkennen gab, die Wohlthat ſey ausſchließlich mir zugedacht. Ich nahm das Geld, zerbrach den Stock und gieng nach dem Raſenplatze zurück, und indem ich nach dem Fenſter blickte, ſah ich, daß eine ſehr weiße Hand es öffnete

und wieder verſchloß. Wir merkten daraus, oder vermutheten wenigſtens, daß ein Frauenzimmer in dieſem Hauſe unſre Wohlthäterin ſey, und zum Zeichen unſrer Dankbarkeit machten wir nach mauriſcher

Art unſre Verbeugungen mit dem Kopf und Oberleibe und mit kreuzweiſe auf die Bruſt gelegten Händen. Bald nachher ward aus demſelben Fenſter ein kleines Kreuz von Stäbchen herausgehalten und wieder zurückgezogen. Dies veranlaßte uns zu vermuthen, daß eine chriſtliche Sklavin ſich in dem Haus befände, die ſich ſo wohlthätig gegen uns bezeigte, obgleich das blendende Weiß der Hand und die Armbänder, die wir an derſelben bemerkt hatten, dieſer Vermuthung widerſprachen und uns auf den Gedanken brachten, eine chriſtlich geborne Renegatin im Hauſe zu vermuthen, welche die Mauren gerne zu ihren Gemahlinnen wählen und ſie den Weibern ihrer eignen Nation vorziehen. Wir trafen jedoch mit allen dieſen Vermuthungen weit vom Ziele; inzwiſchen waren von der Zeit an unſre Augen beſtändig auf das Fenſter gerichtet, an welchem uns der Stock wie ein Glücksſtern erſchienen war. Es vergiengen aber wohl vierzehn Tage, ohne daß der Stock, die Hand, oder irgend ein andres Zeichen ſich wieder ſehen ließ, und obwohl wir indeß uns alle Mühe gaben, zu erfahren, wer in dem Hauſe wohne, ſo brachten wir doch weiter nichts heraus, als daß der Herr dieſes Hauſes ein reicher Maure Namens Hadſchi Murat ſey, geweſener Alkaide von la Pota, welches ein Amt von großer Auszeichnung iſt. Wie wir aber am wenigſten daran dachten, daß es wieder Cianis regnen werde, kam unvermuthet der Stock mit einem dem Anſehen nach noch beſſer gefüllten Tuche zum Vorſchein, und zwar ebenſo wie das vorigemal, zu einer Zeit, da kein Fremder in unſerm Hofe zugegen war. Wir wiederholten unſern vorigen Verſuch, indem jeder meiner drei Kameraden vor mir unter das Fenſter trat, und auch diesmal ward der Stock für keinen andern als für mich heruntergelaſſen. Ich öffnete das Tuch und fand vierzig ſpaniſche halbe Dublonen darin und einen Brief, der in arabiſcher Sprache geſchrieben und am Ende mit einem großen Kreuze bezeichnet war. Ich küßte das Kreuz, nahm die Goldſtücke und gieng nach dem Platze zurück; wir machten unſre Verbeugungen, die Hand ließ ſich wieder ſehen, ich gab ein Zeichen, daß ich den Brief leſen werde, und das Fenſter ward wieder zugemacht.

„Wir alle waren voll Verwunderung und Freude über dieſen Vorfall; weil aber keiner von uns arabiſch verſtand, ſo quälte uns die

Neugier zu erfahren, was in dem Brief ſtehe, und wir waren nicht wenig verlegen, Jemand zu finden, der ihn uns leſen könnte. Endlich wagte ich es, mich einem aus Murcia gebürtigen Renegaten anzuvertrauen, der ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich betragen und mir auch manche Dinge im Vertrauen entdeckt hatte, die ihn nöthigen mußten, auch mein Geheimniß zu bewahren; denn einige Renegaten pflegen, wenn ſie die Abſicht haben, nach den chriſtlichen Ländern zurückzukehren, ſich von vornehmen chriſtlichen Gefangnen Scheine geben zu laſſen, worin dieſe in der bündigſten Form bezeugen, daß der Vorzeiger derſelben ein rechtſchaffner Mann ſey, der ſich ſtets der Chriſten angenommen habe, und daß er bei erſter Gelegenheit zu entweichen wünſche. Einige laſſen ſich dieſe Scheine aus redlicher Abſicht geben, andre aber mißbrauchen ſie zu Streifzügen auf chriſtlichem Boden. Wenn ſie nämlich von Ungefähr Schiffbruch leiden oder gefangen werden, ſo zeigen ſie ihre Scheine vor, und berufen ſich darin auf ihren beurkundeten Vorſatz, im Lande der Chriſten zu bleiben, indem ſie vorgeben, daß ſie nur in dieſer Abſicht die Türken auf ihrem Streifzuge begleitet hätten. Damit ſchützen ſie ſich vor der erſten Gefahr, verſöhnen ſich zum Scheine mit der Kirche, wobei ſie nichts verlieren, gehen aber, ſobald ſie ihre Gelegenheit abſehen, wieder nach der Berberei, und bleiben, was ſie waren. Andre hingegen verſchaffen ſich jene Papiere, um ſie zu guten Endzwecken zu gebrauchen, und bleiben bei den Chriſten. Mein Freund war einer der gutgeſinnten Renegaten und beſaß Zeugniſſe von allen unſren Kameraden, daher wir zu ihm das beſte Vertrauen hatten; denn wenn die Mauren dieſe Papiere bei ihm gefunden hätten, ſo würden ſie ihn lebendig verbrannt haben. Ich wußte, daß er das Arabiſche ſehr gut verſtand und nicht nur ſprechen, ſondern auch ſchreiben konnte. Ehe ich jedoch mich ihm völlig entdeckte, bat ich ihn bloß, mir dieſes Papier zu leſen, welches ich zufällig in einem Winkel meines Gefängniſſes gefunden hätte. Er öffnete den Brief und las ihn bedächtlich und mit halblauter Stimme durch. Ich fragte, ob er ihn verſtehe, und er antwortete mir: Sehr gut, und wenn Ihr den Inhalt von Wort zu Wort wiſſen wollt, ſo gebt mir nur Feder und Dinte. Dieſe verſchafften wir ihm, und wie er mit ſeiner Ueberſetzung fertig war, ſagte

er: „Hier iſt Alles wörtlich ins Spaniſche überſetzt, was das mauriſche Pariet enthält; merkt Euch nur, daß überall, wo Lela Maria genannt wird, von der heiligen Jungfrau die Rede iſt.“ Wir laſen den Brief, der Folgendes enthielt:

„Wie ich noch ein Kind war, hatte mein Vater eine Sklavin, die mich den Segensgruß der Chriſten in meiner Mutterſprache lehrte und mir viel Gutes von der Lela Maria ſagte. Die Chriſtin ſtarb und ich bin verſichert, daß ſie nicht ins Feuer, ſondern zu Allah gekommen iſt, denn ſie iſt mir ſeitdem zweimal erſchienen, und hat mir geſagt, ich ſolle ins Land der Chriſten ziehn, um Lela Maria zu ſehen, die mir ſehr gut ſey. Ich weiß nicht, wie ich dahin kommen ſoll. Viele Chriſten habe ich aus dieſem Fenſter ſchon geſehen, aber keiner iſt mir ſo ſehr als du wie ein Edelmann vorgekommen. Ich bin ſchön und jung und habe viel Geld, das ich mitnehmen kann. Sieh zu, ob du Anſtalt machen kannſt, daß wir entfliehen, ſo ſollſt du dort mein Gemahl werden, wenn du willſt; oder wenn du das nicht willſt, ſo liegt mir auch nicht viel daran, weil mir Lela Maria wohl einen andern Gemahl geben wird.“

„Sieh dich vor, wem du meinen Brief zu lesen giebst: vertraue dich keinem Mauren, denn sie sind alle Betrüger. Ich bin ängstlich besorgt, daß du dich nicht Verräthern anvertraust; denn wenn mein Vater etwas erführe, er würde mich in einen Brunnen stürzen und mit Steinen verschütten. Ich werde einen Faden an diesen Stock knüpfen; binde deine Antwort daran, oder wenn du Niemand hast, der arabisch schreiben kann, so antworte mir durch Zeichen: Lela Maria wird geben, daß ich dich verstehe. Mögen Allah und sie dich beschützen und dieses Kreuz, welches ich tausendmal küsse, wie mir die Christin gelehrt hat."

„Denkt, meine Herrn, welche Freude und Verwundrung dieser Brief uns verursachen mußte. Beide stiegen in uns zu einer solchen Höhe, daß der Renegat wohl merkte, das Papier sey nicht durch Zufall gefunden, sondern wirklich an einen von uns geschrieben worden. Er bat demnach, wir möchten uns ihm anvertrauen, wenn er in seiner Meinung sich nicht irrte, und ihm Alles entdecken, weil er gerne sein Leben für uns wagen wolle, um uns die Freiheit zu verschaffen. Mit diesen Worten zog er ein Crucifix aus dem Busen, und schwur mit vielen Thränen bei dem Göttlichen, den dieses Bild vorstelle, und an welchen er, ungeachtet seiner Sünde und Verirrung treulich und aufrichtig glaube, daß er in allen Angelegenheiten, die wir ihm anvertrauen würden, Treue und Verschwiegenheit beobachten wolle, weil es ihm ahne, daß diejenige, die diesen Brief geschrieben, die Vermittlerin unsrer Freiheit werden, und zugleich auch ihm Gelegenheit verschaffen werde, sich mit der Kirche zu versöhnen, von welcher Unwissenheit und Sünde ihn als ein faules Glied getrennt habe. Der Renegat sagte dies mit so vielen Thränen und Zeichen ernstlicher Reue, daß wir uns einmüthig entschlossen, ihm ohne Zurückhaltung Alles zu entdecken; wir zeigten ihm das Fenster, an welchem der Stock zu erscheinen pflegte, und er versprach, sich alle Mühe zu geben, um zu erfahren, wer in dem Hause wohne. Wir hielten es auch für nöthig, den Brief der Maurin unverzüglich zu beantworten, und da wir an dem Renegaten einen guten Schreiber zur Hand hatten, so setzte er ohne Zeitverlust alles auf, was ich ihm in die Feder sagte, und was ich Euch noch wörtlich wiederholen kann, weil ich von Allem, was damals vorfiel, nicht den kleinsten Umstand vergessen habe, und auch in

meinem Leben nicht vergeſſen werde. Wir antworteten der Maurin in folgenden Ausdrücken:

„Der wahre Allah ſey dein Beſchützer, edle Jungfrau, und die heilige Maria, welche die wahre Mutter Gottes iſt und dir ins Herz gegeben hat, in das Land der Chriſten zu ziehen, weil ſie dich lieb hat. Bitte ſie, dir die Mittel anzuzeigen, wie du ihren Befehl ausführen kannſt, denn ſie iſt ſo liebreich, daß ſie es gewiß thun wird. Ich und alle Chriſten, die bei mir ſind, verſprechen dir, Alles für dich zu thun, was wir können und unſer Leben daran zu wagen. Unterlaſſe nicht, mir zu ſchreiben und mir Nachricht zu geben, wie du deine Maßregeln nehmen willſt. Ich werde dir immer antworten, denn der große Allah hat, wie du aus dieſem Briefe ſiehſt, uns einen Chriſten zugeführt, welcher deine Sprache ſehr gut leſen und ſchreiben kann. Du kannſt uns demnach ohne Furcht, von Allem, was du willſt, Nachricht geben. Auf deine Aeußerung, daß du mich, ſo bald du auf chriſtlichem Boden ankömmſt, zum Gemahl annehmen wolleſt, antworte ich dir als ein guter Chriſt, daß ich der Deinige ſeyn will, und du kannſt verſichert ſeyn, daß die Chriſten ihr Wort beſſer halten als die Mauren. Allah und Maria ſeine Mutter ſeyen deine Beſchützer, edle Jungfrau!“

„Wie der Brief fertig war, wartete ich nach meiner Gewohnheit, bis nach zwei Tagen das Bagno einmal wieder leer war, und begab mich alsdann nach dem gewöhnlichen Platze, um zu verſuchen, ob ſich der Stock ſehen ließe, welcher auch bald zum Vorſcheine kam. Sobald ich ihn erblickte, ohne jedoch unterſcheiden zu können, wer ihn heraushielt, zeigte ich den Brief, um anzudeuten, daß man den Faden anknüpfen möchte; doch dies war bereits geſchehen, und ich band meinen Brief daran. Bald darauf erſchien unſer Glücksſtern wieder mit der weißen Friedensfahne des Bündelchens, welches man herunterfallen ließ. Ich öffnete es und fand darin an Gold und Silbermünze über fünfzig Thaler, wodurch unſre Freude fünfzigmal vermehrt und die Hoffnung, unſre Freiheit zu erlangen, verſtärkt ward. Denſelben Abend kam unſer Renegat wieder und ſagte uns, was er erfahren, nämlich, daß Hadſchi Murat, der Maure, den man uns ſchon genannt hatte, in dieſem Haus wohne, daß er ein überaus reicher Mann ſey und eine einzige Tochter habe, die dereinſt ſein ganzes Vermögen erben werde; man halte ſie in der ganzen Stadt für

das schönste Frauenzimmer der Berberei, und mancher Vornehme habe sich bereits um ihre Hand beworben, sie aber dieselben sämmtlich ausgeschlagen; auch habe sie, wie man ihm gesagt, eine Christensklavin gehabt, die aber schon gestorben sey. Dies alles stimmte mit dem Inhalt des Briefes überein, wir berathschlagten uns demnach mit dem Renegaten über die Mittel, die Maurin zu entführen, und mit ihr nach einem christlichen Lande zu entkommen, und wurden einig, vor der Hand auf neue Nachrichten von Zoraiden zu warten (so hieß diejenige, welche jetzt wünscht Maria genannt zu werden); denn wir sahen wohl ein, daß sie die Einzige sey, die uns aus der Verlegenheit ziehen könne.

„Sofort bat der Renegat, daß wir uns unbedingt auf ihn verlassen sollten, denn er werde sein Leben daran wagen, uns die Freiheit zu verschaffen. Während der nächsten vier Tage waren immer Leute im Bagno; am fünften aber, da es wieder leer war, erschien auch der Stock (der sich unterdessen nicht hatte sehen lassen), und zwar mit einem wohlgefüllten Bündel, das eine reiche Ausbeute versprach. Stock und Tuch neigten sich zu mir herab, und ich fand einen zweiten Brief nebst hundert Thalern in Gold darin und keine kleine Münze dabei. Da der Renegat eben bei uns war, gaben wir ihm den Brief in unsrer Baracke zu lesen, und er übersetzte ihn wie folgt:

„Ich weiß dir keine Mittel anzugeben, mein Herr, wie wir nach Spanien kommen können, und Lela Maria hat mir auch nichts gesagt, obwohl ich sie darum gebeten habe. Ich kann weiter nichts thun, als dir aus diesem Fenster große Summen Geldes zuwerfen. Kaufe dich und deine Freunde damit los und lasse einen von Euch nach dem Christenlande reisen, um ein Schiff zu kaufen und die Andern abzuholen. Ihr werdet mich auf meines Vaters Landhause, vor dem Thore Bab Asson, dicht bei dem Hafen finden, wo ich den Sommer mit meinem Vater und unserm Gesinde zubringen soll und wo Ihr bei Nacht mich ohne Gefahr abholen und an Bord bringen könnt. Vergiß nicht, daß du versprochen hast, mein Gemahl zu werden, sonst werde ich Lela Maria bitten, dich zu strafen. Wenn du dich auf keinen Andern verlassen kannst, so kaufe dich selbst los und reise hin, um ein Schiff zu holen; denn ich weiß, daß du eher als ein Andrer wiederkommen wirst, weil du ein Christ bist und ein Edelmann. Erkundige dich genau nach dem Gartenhause, und wenn du hier

wieder auf- und abgehſt, ſo werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer iſt und werde dir viel Geld geben. Allah behüte dich mein Herr!"

„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn geleſen hatten, wollte Jeder der Erſte ſeyn, der ſich loskaufte, mit dem Verſprechen pünktlich abzureiſen und wieder zu kommen. Ich ſelbſt erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und ſagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen ſeine Freiheit erhalte, bis wir alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß manche nach der Befreiung das während der Gefangenſchaft gegebene Wort nicht halten, und oft ſchon hätten vornehme Gefangne Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und ſeine Befreier abzuholen, aber nie ſeyen ſie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieſelbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtniſſe vertilgt habe. Zum Beweiſe, daß er uns die Wahrheit ſage, erzählte er eine Geſchichte, die ſich erſt kürzlich mit einigen chriſtlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den ſonderbarſten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo ſich täglich die unglaublichſten Begebenheiten ereignen. Statt deſſen ſchlug er uns vor, wir ſollten ihm ſelbſt ſo viel Geld geben, als die Loskaufung eines Chriſten betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küſtenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer deſſelben bald Mittel finden, uns alle aus dem Bagno abzuholen und einzuſchiffen, zumal wenn die Maurin ihrem Verſprechen gemäß uns ſo viel Geld gebe, daß wir alle uns loskaufen könnten; denn ſobald wir alle frei ſeyen, könne man ſogar am hellen Tage uns an Bord kommen laſſen. Die einzige Schwierigkeit werde darin beſtehen, daß die Mauren den Renegaten keine andre Schiffe auszurüſten geſtatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn ſie Spanier ſeyen, möchten mit denſelben nach einem chriſtlichen Lande entweichen. Dieſe Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagariniſchen Mauren ein Schiff kaufe und denſelben am Handel Theil nehmen laſſe. Unter dieſem Vorwand

wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen, und das Uebrige würde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Mallorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte, allein wir wagten es nicht dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Verständniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir sämmtlich das unsrige willig würden hingegeben haben. Wir entschlossen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er so vernünftig sey, als wenn ihn Lela Maria selbst gegeben hätte, und es solle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie spät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich versicherte ihr zugleich auf's neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, so gab sie mir vermittelst des Stocks und des Tuchs 2000 Goldstücke, wobei sich ein Zettel befand, in welchem sie mir sagte, daß sie am nächsten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe sie dahin abgienge, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieses noch nicht hinreiche, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns so viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal da sie die Schlüssel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten 500 Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit 800 kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufman aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von

wieder auf- und abgehſt, ſo werde ich daraus abnehmen, daß das Bagno leer iſt und werde dir viel Geld geben. Allah behüte dich mein Herr!"

„Dies war der Inhalt des zweiten Briefs. Wie wir ihn geleſen hatten, wollte Jeder der Erſte ſeyn, der ſich loskaufte, mit dem Verſprechen pünktlich abzureiſen und wieder zu kommen. Ich ſelbſt erbot mich dazu, allein der Renegat wollte nicht einwilligen, und ſagte, er werde nie zugeben, daß Einer vor den Uebrigen ſeine Freiheit erhalte, bis wir alle auf einmal loskämen; denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß manche nach der Befreiung das während der Gefangenſchaft gegebene Wort nicht halten, und oft ſchon hätten vornehme Gefangne Jemand losgekauft und ihm nach Valencia oder nach Mallorca Geld mitgegeben, um ein Schiff zu kaufen und ſeine Befreier abzuholen, aber nie ſeyen ſie wiedergekommen, weil die Erlangung der Freiheit und die Furcht, dieſelbe wieder zu verlieren, jede Erinnerung an die Pflicht aus ihrem Gedächtniſſe vertilgt habe. Zum Beweiſe, daß er uns die Wahrheit ſage, erzählte er eine Geſchichte, die ſich erſt kürzlich mit einigen chriſtlichen Cavalieren zugetragen hatte, eine von den ſonderbarſten, die jemals in einem Lande vorgefallen, wo ſich täglich die unglaublichſten Begebenheiten ereignen. Statt deſſen ſchlug er uns vor, wir ſollten ihm ſelbſt ſo viel Geld geben, als die Loskaufung eines Chriſten betragen würde, dann wolle er in Algier unter dem Vorwande des Küſtenhandels nach Tetuan ein Schiff kaufen, und als Eigenthümer deſſelben bald Mittel finden, uns alle aus dem Bagno abzuholen und einzuſchiffen, zumal wenn die Maurin ihrem Verſprechen gemäß uns ſo viel Geld gebe, daß wir alle uns loskaufen könnten; denn ſobald wir alle frei ſeyen, könne man ſogar am hellen Tage uns an Bord kommen laſſen. Die einzige Schwierigkeit werde darin beſtehen, daß die Mauren den Renegaten keine andre Schiffe auszurüſten geſtatten, als große bewaffnete zum Kreuzen, aus Furcht, diejenigen, welche leichte Schiffe kaufen, zumal wenn ſie Spanier ſeyen, möchten mit denſelben nach einem chriſtlichen Lande entweichen. Dieſe Schwierigkeit hoffte er jedoch dadurch zu heben, daß er mit einem tagariniſchen Mauren ein Schiff kaufe und denſelben am Handel Theil nehmen laſſe. Unter dieſem Vorwand

wolle er sich in den Besitz des Schiffes setzen, und das Uebrige würde sich dann von selbst finden. Ich und meine Kameraden hielten es zwar für besser, ein Schiff von Mallorca kommen zu lassen, wie die Maurin vorgeschlagen hatte, allein wir wagten es nicht dem Renegaten zu widersprechen, damit er, wenn wir ihm nicht folgten, uns nicht verriethe und in Lebensgefahr brächte, wenn er unser Verständniß mit Zoraiden bekannt machte, für deren Leben wir sämmtlich das unsrige willig würden hingegeben haben. Wir entschlossen uns demnach, Alles Gott und dem Renegaten zu überlassen, und gaben Zoraiden auf der Stelle zur Antwort, daß wir in allen Stücken ihren Rath befolgen werden, weil er so vernünftig sey, als wenn ihn Lela Maria selbst gegeben hätte, und es solle von ihr allein abhängen, wie früh oder wie spät wir ihn in Ausführung bringen würden. Ich versicherte ihr zugleich auf's neue, daß ich ihr Gemahl werden wolle, und da ich mich am folgenden Tage zufällig allein im Bagno befand, so gab sie mir vermittelst des Stocks und des Tuchs 2000 Goldstücke, wobei sich ein Zettel befand, in welchem sie mir sagte, daß sie am nächsten Freitage nach ihres Vaters Garten gehen werde; ehe sie dahin abgienge, wolle sie uns noch mehr Geld geben, und wenn auch dieses noch nicht hinreiche, möchten wir sie es nur wissen lassen, denn sie könne uns so viel geben, als wir brauchten, weil ihr Vater so reich sey, daß er den Abgang nicht merken werde; zumal da sie die Schlüssel zu Allem in ihren Händen habe.

„Wir gaben sogleich dem Renegaten 500 Goldstücke, um ein Schiff zu kaufen, und mit 800 kaufte ich mich selbst los, indem ich das Geld bei einem Kaufman aus Valencia niederlegte, der sich eben in Algier befand, und sich bei dem Dey für mich verbürgen mußte, daß er nach Ankunft des ersten Schiffs aus Valencia das Lösegeld für mich bezahlen wolle; denn wenn er ihm das Geld gleich baar gegeben hätte, so würde ihn der Dey im Verdacht gehabt haben, daß es schon längst in Algier angekommen sey, und daß der Kaufmann den Empfang verschwiegen habe, um damit zu wuchern. Mein Herr war überhaupt so voll von Ränken, daß ich es keineswegs wagen durfte, ihm das Geld gleich auszahlen zu lassen. Am Donnerstag, bevor die schöne Zoraide sich nach ihrem Landhause begab, erhielten wir von

ihr noch tauſend Goldſtücke und die Nachricht, daß ſie im Begriff ſey, abzugehen, mit der Bitte ich möchte, ſobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufſuchen, und Gelegenheit nehmen, ſie dort zu ſprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und ſie bitte, ſich und uns alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche ſie von der Chriſtin gelernt habe.

„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch ſie das Bagno verlaſſen könnten und nicht aus Ungeduld ſich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheile vorzunehmen, wenn ſie mich in Freiheit geſehen und ſich ſelbſt noch in der Sklaverei befunden hätten; denn obwohl ſie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, ſo wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranſtaltete deßwegen ihre Auslöſung auf dieſelbe Art wie die meinige und ließ alles Geld bei dem Kaufmanne niederlegen, damit er ſicher und ruhig die nöthige Bürgſchaft für uns leiſten könne. Von unſerm Plan und Geheimniſſe ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszuſetzen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Beschluß der Geschichte des Sklaven.

nalvoll war die Spannung, worin stetes Warten uns hielt; indeß hatte unser Renegat bereits nach 14 Tagen ein sehr gutes Fahrzeug ausgerüstet, worin sich für mehr als 30 Personen Raum fand, und um seiner Sache gewiß zu seyn und ihr einen Schein zu geben, machte er eine Reise nach Sargel, welches 30 Meilen von Algier nach der Seite von Oran zu liegt und wo starker Handel mit trocknen Feigen getrieben wird. Zwei- oder dreimal wiederholte er diese Reise in Gesellschaft des schon erwähnten Tagariners. Tagariner nennt man nämlich in der Berberei die Mauren aus Aragon; die aus Granada werden Mudachares genannt; in Fes nennt man die Letztern auch Eltsches, und die Kaiser daselbst bedienen sich ihrer besonders gern im Kriege. So oft der Renegat mit seinem Schiffe zurückkam, landete er immer in einer kleinen Bucht, die kaum ein paar Bogenschüsse von dem Garten entfernt war, woselbst uns Zoraide erwartete, ließ dort seine Mannschaft bald ihr Gebet verrichten, bald Uebungen anstellen, um sich spielend auf die Rolle vorzubereiten, die er nächstens im Ernst ausführen wollte. Er gieng deßwegen auch oft nach Zoraidens Garten und bat um einige Früchte, die ihm ihr Vater,

obwohl er ihn nicht kannte, gerne gab. Er hätte zwar, wie er hernach äußerte, Zoraiden gerne gesprochen, um ihr zu sagen, daß er derjenige sey, der sie vermöge meines Auftrags nach dem Christenlande führen solle, und daß sie sich getrost auf ihn verlassen könne; allein es war ihm noch nie gelungen, weil die mauriſchen Frauenzimmer sich nie vor Mauren oder Türken sehen lassen, wenn ihr Ehemann oder ihr Vater es nicht ausdrücklich befielt, da sie hingegen mit den Christensklaven frei reden und umgehen, vielleicht mehr, als sich geziemt. Es wäre mir auch wirklich nicht lieb gewesen, wenn er Zoraiden gesprochen hätte; denn es würde sie vielleicht sehr befremdet haben, wenn sie gesehen, daß ein Renegat um ihre Angelegenheiten

wüßte; allein Gott lenkte es anders und gab nicht zu, daß er seine wohlgemeinte Absicht erreichte.

„Weil er nun fand, daß man ihn frei und ungehindert nach Sargel und zurück fahren ließ, daß er vor Anker gehen konnte, wann, wo und wie er wollte, daß sein Kamerad, der Tagariner, ihm in allen Stücken den Willen ließ, daß ich mich losgekauft hatte und uns nichts mehr fehlte, als eine Anzahl Christensklaven zum Rudern, so bat er mich, diejenigen selbst auszusuchen, die ich außer den Losgekauften mitzunehmen wünsche, und mit ihnen Abrede zu nehmen, daß sie sich auf nächsten Freitag zur Abreise fertig halten könnten. Ich sprach demnach mit zwölf Spaniern, lauter rüstigen und gewandten Ruderern, und zwar mit solchen, die am freiesten aus der Stadt gehen konnten. Es war kein geringes Glück, daß ich um diese Zeit noch so viele antraf, weil eben zwanzig Schiffe in der See kreuzten, welche alles tüchtige Rudervolk mitgenommen hatten, und ich würde auch diese nicht bekommen haben, wenn nicht zum Glück ihr Herr diesen Sommer zu Hause geblieben wäre, um eine Galione auszurüsten, die auf der Werfte lag. Ich sagte ihnen weiter nichts, als daß sie sich nächsten Freitag Abends einzeln, ohne Aufsehen zu erregen, aus der Stadt schleichen und hinter Hadschi Murats Garten mich erwarten möchten. Diesen Wink gab ich jedem von ihnen besonders, und bedeutete ihm dabei, wenn er an dem verabredeten Orte mehr andre Christen anträfe, so möchte er ihnen nichts weiter sagen, als daß ich ihn dahin beschieden habe.

„Nun blieb mir noch das Wichtigste übrig, nämlich Zoraiden zu benachrichtigen, damit sie wachsam und bereit sey und nicht erschrecke, wenn wir sie unvermuthet früher überraschten, als sie die Ankunft eines Schiffs aus einem christlichen Lande erwarten konnte. Ich entschloß mich demnach, in den Garten zu gehen und zu versuchen, ob ich sie sprechen könnte. Indem ich unter dem Vorwand, einige Kräuter zu sammeln, hineintrat, war Zoraidens Vater der Erste, der mir begegnete. Er fragte mich in der Frankensprache, die in der ganzen Berberei und selbst in Konstantinopel zwischen den Türken und Christen gesprochen wird, und die weder türkisch, noch spanisch, noch sonst eine bestimmte Sprache, sondern eine

ihr noch tauſend Goldſtücke und die Nachricht, daß ſie im Begriff ſey, abzugehen, mit der Bitte ich möchte, ſobald ich mich losgekauft hätte, den Garten ihres Vaters aufſuchen, und Gelegenheit nehmen, ſie dort zu ſprechen. Ich erwiderte mit wenigen Worten, daß ich Alles erfüllen werde und ſie bitte, ſich und uns alle der Lela Maria durch die Gebete zu empfehlen, welche ſie von der Chriſtin gelernt habe.

„Hierauf ward Verfügung getroffen, meine drei Kameraden gleichfalls loszukaufen, damit auch ſie das Bagno verlaſſen könnten und nicht aus Ungeduld ſich vom Teufel verblenden ließen, etwas zu Zoraidens Nachtheile vorzunehmen, wenn ſie mich in Freiheit geſehen und ſich ſelbſt noch in der Sklaverei befunden hätten; denn obwohl ſie Männer waren, deren Stand und Denkungsart dergleichen nicht von ihnen befürchten ließ, ſo wollte ich doch nichts dem Zufall anheimgeben, und veranſtaltete deßwegen ihre Auslöſung auf dieſelbe Art wie die meinige und ließ alles Geld bei dem Kaufmanne niederlegen, damit er ſicher und ruhig die nöthige Bürgſchaft für uns leiſten könne. Von unſerm Plan und Geheimniſſe ließen wir ihn jedoch nie etwas merken, um uns keiner Gefahr auszuſetzen.

bald erhöhen, bald schwächen, manchmal sogar völlig zerstören. Zoraide zeigte sich mir damals in dem prächtigen Schmuck und in der größten Fülle der Schönheit; mir zum wenigsten schien sie die Schönste zu seyn, die ich bis dahin gesehen hatte. Da ich nun überdies die große Verbindlichkeit empfand, die sie mir aufgelegt, so glaubte ich in ihr eine Göttin des Himmels zu erblicken, die zur Erde gekommen sey, um mir Heil und Wonne zu bringen. Wie sie zu uns kam, sagte ihr Vater in seiner Sprache zu ihr, ich sey ein Sklave des Arnauten Mami, und wolle Salat holen. Sie nahm sogleich das Wort und fragte mich in der Frankensprache, ob ich ein Edelmann sey und warum ich mich nicht loskaufe. Ich antwortete ihr, ich habe mich bereits losgekauft und sie könne aus dem Betrag meines Lösegelds abnehmen, welchen Werth mein Herr auf mich setzte, da ich ihm 1500 Sultaninnen hätte bezahlen müssen.

„Wenn du meinem Vater gehörtest," sagte sie, „so würde ich ihm wahrlich rathen, dich für zweimal so viel nicht loszugeben; denn ihr Christen sagt uns Mauren immer Unwahrheiten und stellt euch arm, um uns zu hintergehen."

„Das mag wohl bisweilen der Fall seyn," antwortete ich; „mit meinem Herrn bin ich aber aufrichtig umgegangen, und werde mich stets gegen Jedermann aufrichtig betragen."

„Wann wirst du denn abreisen?" fragte sie.

„Ich glaube morgen, denn es ist ein französisches Schiff hier, welches morgen abgehen wird, und auf diesem denke ich mich einzuschiffen."

„Wäre es nicht besser," sagte sie, „ein Schiff aus Spanien abzuwarten, als dich den Franzosen anzuvertrauen, die euch nicht gewogen sind?"

„Nein," erwiderte ich; „denn wenn es auch gewiß wäre, daß ein spanisches Schiff, wie man sagt, unterwegs sich befindet, so mag ich doch nicht darauf warten, weil es sichrer ist, morgen abzureisen. Mein Verlangen, wieder in mein Vaterland und in die Arme derjenigen, die mir theuer sind, zu eilen, ist so groß, daß ich eine spätere Gelegenheit nicht abwarten möchte, wenn sie auch noch so einladend wäre."

„Du bist also vermuthlich in deinem Vaterlande verheirathet," sprach Zoraide, „und sehnst dich, deine Gattin wieder zu sehen?"

„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen."

„Iſt das Frauenzimmer ſchön," fragte ſie, „welcher du dein Wort gegeben haſt?"

„So ſchön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe ſagen, noch ſie treuer ſchildern kann, als wenn ich ſage, daß ſie dir ſehr ähnlich iſt."

„Ihr Vater lachte darüber herzlich und ſagte: „Wahrlich, Chriſt, dann muß ſie ſehr ſchön ſeyn; denn ſchöner iſt wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte ſie nur recht, ſo wirſt du geſtehen müſſen, daß ich nicht zuviel ſage."

„Während dieſer Unterredung war Zoraidens Vater faſt beſtändig unſer Dolmetſcher, weil ihm die Frankenſprache geläufiger war, als ſeiner Tochter; denn obwohl ſie dieſe Zwitterſprache ebenfalls verſtand, ſo mußte ſie ſich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verſtändlich machen. Indem wir noch von dieſen und andern Dingen ſprachen, kam ein Maure mit Geſchrei gelaufen, um ſeinem Herrn zu ſagen, daß vier Türken über die Gartenmauer geſprungen ſeyen und reife Früchte abriſſen. Der Alte ſtutzte und Zoraide erſchrack; denn die Mauren fürchten ſich ſehr vor den Türken und beſonders vor den Soldaten, die unverſchämt ſind und ſich gegen ihre mauriſchen Schutzgenoſſen ſo anmaßend betragen, als wenn dieſe ihre Leibeignen wären. „Geh in dein Zimmer, meine Tochter," ſagte der Alte, „bis ich dieſe Hunde abgefertigt habe, und du, Chriſt, ſuche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

„Ich neigte mich vor ihm, und er gieng hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Dieſe ſtellte ſich zwar, als ob ſie dahin gienge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen ſie die Gebüſche des Gartens vor ſeinen Augen, ſo kam ſie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in ihren Blicken: „Gehſt du fort, Chriſt? gehſt du wirklich fort?"

„Ja, ich gehe," gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächſten Freitag und erſchrick nicht, wenn du uns kommen ſiehſt, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Chriſten." Ich ſuchte mich ſo auszudrücken, daß ſie mich vollkommen verſtehen

mußte, und sie schlang ihren Arm um meinen Hals und gieng mit wankenden Schritten nach dem Hause zu. Durch einen Zufall, welcher sehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeschickt hatte, und überraschte uns in dieser Stellung.

Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits geſehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ihren Arm, der noch um meinen Hals geſchlungen war, nicht zurückzog, ſondern ſich vielmehr noch feſter an mich ſchmiegte, ihr Haupt an meine Bruſt lehnte und die Knie ſinken ließ, als wenn ſie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls ſtellte, als ob ich nur durch die Umſtände genöthigt würde, ſie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er ſeine Tochter in dieſem Zuſtand erblickte, fragte er, was ihr fehle. Wie ſie ihm keine Antwort gab, ſagte er: „Ganz gewiß iſt ſie vor Schrecken über das Einſteigen dieſer Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm ſie hierauf aus meinen Armen und drückte ſie an ſeine Bruſt. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne ſchwamm, und ſagte: „Geh fort, Chriſt, geh fort!“

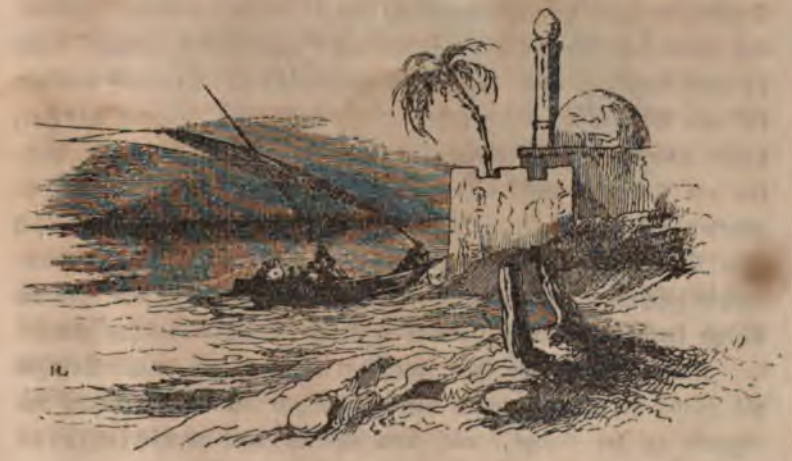
„Warum ſoll er gehen?“ ſprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken ſind ſchon fort. Du brauchſt nicht bange zu haben, denn hier haſt du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken ſind in der Güte wieder davongegangen, wie ſie gekommen waren.“

„Dieſe haben ſie gewiß erſchreckt, mein Herr, wie du vermutheſt,“ ſagte ich zu ihrem Vater; „weil ſie aber ſagt, daß ich gehen ſoll, ſo will ich ſie nicht beſchweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr ſagt, giebts nirgends ſo gute Kräuter zum Salat, wie hier.“

„Komm ſo oft du willſt,“ erwiderte Hadſchi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenoſſen keinen Widerwillen zeigen wollen, ſondern ſie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat ſammeln ſolleſt.“

„Ich nahm hierauf von Beiden Abſchied; Zoraide folgte, wie es ſchien, mit ſchwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchſtrich unter dem Vorwande, Kräuter zu ſammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hauſe und Alles, was uns die Ausführung unſers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallnen, und kaum

konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bescherte. Die Zeit verging, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit kluger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben den Garten, welchen die



„Nein," erwiderte ich; „allein ich habe mein Wort gegeben, gleich nach meiner Ankunft mich zu verheirathen."

„Iſt das Frauenzimmer ſchön," fragte ſie, „welcher du dein Wort gegeben haſt?"

„So ſchön, daß ich weder mehr zu ihrem Lobe ſagen, noch ſie treuer ſchildern kann, als wenn ich ſage, daß ſie dir ſehr ähnlich iſt."

„Ihr Vater lachte darüber herzlich und ſagte: „Wahrlich, Chriſt, dann muß ſie ſehr ſchön ſeyn; denn ſchöner iſt wohl keine im Lande, als meine Tochter. Betrachte ſie nur recht, ſo wirſt du geſtehen müſſen, daß ich nicht zuviel ſage."

„Während dieſer Unterredung war Zoraidens Vater faſt beſtändig unſer Dolmetſcher, weil ihm die Frankenſprache geläufiger war, als ſeiner Tochter; denn obwohl ſie dieſe Zwitterſprache ebenfalls verſtand, ſo mußte ſie ſich doch mehr durch Zeichen, als durch Worte verſtändlich machen. Indem wir noch von dieſen und andern Dingen ſprachen, kam ein Maure mit Geſchrei gelaufen, um ſeinem Herrn zu ſagen, daß vier Türken über die Gartenmauer geſprungen ſeyen und reife Früchte abriſſen. Der Alte ſtutzte und Zoraide erſchrack; denn die Mauren fürchten ſich ſehr vor den Türken und beſonders vor den Soldaten, die unverſchämt ſind und ſich gegen ihre mauriſchen Schutzgenoſſen ſo anmaßend betragen, als wenn dieſe ihre Leibeignen wären. „Geh in dein Zimmer, meine Tochter," ſagte der Alte, „bis ich dieſe Hunde abgefertigt habe, und du, Chriſt, ſuche deine Kräuter und gehe mit Gott; Allah geleite dich glücklich in dein Vaterland."

„Ich neigte mich vor ihm, und er gieng hin, die Türken wegzujagen, und ließ mich mit Zoraiden allein. Dieſe ſtellte ſich zwar, als ob ſie dahin gienge, wohin ihr Vater ihr zu gehen befahl, aber kaum verbargen ſie die Gebüſche des Gartens vor ſeinen Augen, ſo kam ſie zu mir zurück, und fragte mich mit Thränen in ihren Blicken: „Gehſt du fort, Chriſt? gehſt du wirklich fort?"

„Ja, ich gehe," gab ich ihr zur Antwort, „aber nicht ohne dich. Erwarte mich am nächſten Freitag und erſchrick nicht, wenn du uns kommen ſiehſt, denn wir gehen gewiß nach dem Lande der Chriſten." Ich ſuchte mich ſo auszudrücken, daß ſie mich vollkommen verſtehen

mußte, und ſie ſchlang ihren Arm um meinen Hals und gieng mit wankenden Schritten nach dem Hauſe zu. Durch einen Zufall, welcher ſehr unglücklich hätte für uns ablaufen können, wenn es der Himmel nicht verhütet, kam ihr Vater zurück, nachdem er die Türken fortgeſchickt hatte, und überraſchte uns in dieſer Stellung.

Wir wurden jedoch zeitig genug gewahr, daß er uns bereits geſehen, und Zoraide hatte die Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ihren Arm, der noch um meinen Hals geſchlungen war, nicht zurückzog, ſondern ſich vielmehr noch feſter an mich ſchmiegte, ihr Haupt an meine Bruſt lehnte und die Knie ſinken ließ, als wenn ſie ohnmächtig würde, wobei ich mich gleichfalls ſtellte, als ob ich nur durch die Umſtände genöthigt würde, ſie in meinen Armen zu halten. Ihr Vater kam eilig gelaufen, und wie er ſeine Tochter in dieſem Zuſtand erblickte, fragte er, was ihr fehle. Wie ſie ihm keine Antwort gab, ſagte er: „Ganz gewiß iſt ſie vor Schrecken über das Einſteigen dieſer Hunde ohnmächtig geworden.“ Er nahm ſie hierauf aus meinen Armen und drückte ſie an ſeine Bruſt. Mit einem Seufzer öffnete Zoraide ihre Augen, in welcher noch eine Thräne ſchwamm, und ſagte: „Geh fort, Chriſt, geh fort!“

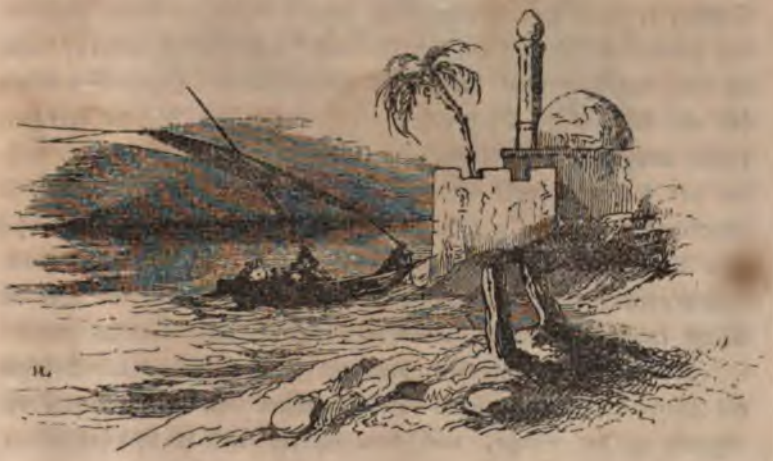
„Warum ſoll er gehen?“ ſprach ihr Vater, „er hat dir ja nichts zu Leide gethan, und die Türken ſind ſchon fort. Du brauchſt nicht bange zu haben, denn hier haſt du dich vor Niemand zu fürchten, und die Türken ſind in der Güte wieder davongegangen, wie ſie gekommen waren.“

„Dieſe haben ſie gewiß erſchreckt, mein Herr, wie du vermutheſt,“ ſagte ich zu ihrem Vater; „weil ſie aber ſagt, daß ich gehen ſoll, ſo will ich ſie nicht beſchweren. Lebe wohl, und mit deiner Erlaubniß komme ich gelegentlich wieder, um Kräuter zu holen. Denn, wie mein Herr ſagt, giebts nirgends ſo gute Kräuter zum Salat, wie hier.“

„Komm ſo oft du willſt,“ erwiderte Hadſchi Murat; „denn meine Tochter hat gegen dich und deine Glaubensgenoſſen keinen Widerwillen zeigen wollen, ſondern ſie hat dich entweder um der Türken willen gehen heißen oder damit du deinen Salat ſammeln ſolleſt.“

„Ich nahm hierauf von Beiden Abſchied; Zoraide folgte, wie es ſchien, mit ſchwerem Herzen ihrem Vater, und ich durchſtrich unter dem Vorwande, Kräuter zu ſammeln, den ganzen Garten nach meinem Gefallen, und bemerkte mir jeden Aus- und Eingang, die Zugänge zum Hauſe und Alles, was uns die Ausführung unſers Vorhabens erleichtern konnte. Hierauf entfernte ich mich und gab dem Renegaten und meinen Kameraden Bericht von allem Vorgefallnen, und kaum

konnte ich die Stunde erwarten, die mich in den ruhigen Besitz des Schatzes setzen sollte, welchen das Glück mir in der Person der schönen und liebenswürdigen Zoraide bescherte. Die Zeit vergieng, und endlich kam der Tag und die Stunde, wornach wir sämmtlich uns sehnten, und da Jeder die Maßregeln genau befolgte, die wir mit kluger Vorsicht und reifer Ueberlegung genommen hatten, so gelang uns Alles nach Wunsch. Nächsten Freitag nach meiner Unterredung mit Zoraiden legte sich Morenago (so hieß der Renegat) bei anbrechender Nacht mit seiner Barke fest neben den Garten, welchen die



ſchöne Zoraide bewohnte, vor Anker. Die Chriſten, welche die Ruder bedienen ſollten, hatten ſich bereits eingefunden und da und dort in der Nähe verſteckt. Alle warteten mit Ungeduld auf meine Ankunft und brannten vor Begierde, das vor ihnen liegende Schiff zu entern, weil ſie nicht wußten, daß der Renegat mit uns einverſtanden war, ſondern ſich einbildeten, daß ſie das Schiff mit Gewalt nehmen, die Mannſchaft niedermetzeln und durch dieſe That die Freiheit erlangen ſollten. Indem ich mich meinen Kameraden zeigte, kamen auch die Andern, wie ſie uns erblickten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor und geſellten ſich zu uns. Das Stadtthor war um dieſe Zeit ſchon geſchloſſen und in der Gegend umher kein Menſch mehr zu ſehen. Sobald wir verſammelt waren, wurde überlegt, ob wir ſogleich Zoraiden abholen, oder vorher die tagariniſchen Mauren, die als Schiffsleute auf der Barke dienten, überwältigen ſollten. Indem wir noch darüber rathſchlagten, kam unſer Renegat und fragte, warum wir zauderten und den Augenblick nicht benützten, da die meiſten ſeiner Leute ſchliefen und die Uebrigen ſich keines Böſen verſähen. Wir ſagten ihm, woran wir Anſtand nähmen, und er antwortete, wir müßten vor allen Dingen uns zuerſt des Schiffes bemeiſtern, welches wir mit der größten Leichtigkeit und ohne Gefahr ausführen und hernach Zoraide abholen könnten. Sein Rath gefiel uns, und ohne länger Zeit zu verlieren, begaben wir uns unter ſeiner Anführung nach dem Schiffe; er ſelbſt ſprang zuerſt mit dem Säbel in der Fauſt an Bord, und gebot den Mauren auf dem Verdeck, ſich nicht zu rühren, wenn ſie nicht den Augenblick des Todes ſeyn wollten. Unterdeſſen waren faſt alle Chriſten an Bord gekommen; die Mauren, die nie viel Herz hatten und ihren Schiffsherrn eine ſolche Sprache führen hörten, dachten vor Schrecken nicht daran, zu den Waffen zu greifen, womit ſie ohnehin ſchlecht oder gar nicht verſehen waren, ſondern ließen ſich ohne Widerſtand von den Chriſten binden, welches in der Geſchwindigkeit geſchah und wobei man ihnen drohte, ſie insgeſammt über die Klinge ſpringen zu laſſen, wenn ſie nur einen Laut von ſich gäben.

„Sobald wir uns ihrer verſichert und die Hälfte der Unſrigen als Wache bei ihnen gelaſſen hatten, giengen wir Uebrigen, den Renegaten an der Spitze, nach dem Garten des Hadſchi Murat.

Wir waren so glücklich, die Gartenthüre mit leichter Mühe zu öffnen, und kamen in aller Stille bis an das Haus, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Die schöne Zoraide wartete auf uns an einem Fenster, und sobald sie Menschentritte vernahm, fragte sie mit leiser Stimme, ob wir Nasarani (Christen) seyen. Ich bejahte es, und bat sie herunter zu kommen. Wie sie mich erkannte, verweilte sie nicht einen Augenblick, sondern eilte, ohne mir zu antworten, herab, öffnete die Thüre, und zeigte sich uns Allen in unbeschreiblicher Schönheit und Pracht. Sobald ich sie erblickte, ergriff ich eine ihrer Hände und küßte sie, welches der Renegat und meine Kameraden gleichfalls

thaten, und die Uebrigen, welche nicht um unser Geheimniß wußten, folgten unserm Beispiele, wodurch wir ihr zu huldigen, und sie für unsre Befreierin zu erkennen schienen. Der Renegat fragte sie, ob ihr Vater auch im Garten sey.

„Ja," sagte sie, „er schläft."

„Sollen wir ihn nicht wecken," fragte der Renegat, „und ihn und Alles, was er an Sachen von Werth in diesem schönen Garten hat, mitnehmen?"

„Nein," sagte sie, „meinen Vater muß Niemand antasten, und in diesem Hause ist weiter nichts, als was ich mitnehme, und was wohl hinreichen wird, um Euch alle reich und zufrieden zu machen. Wartet nur ein wenig, so werdet Ihr es selbst sehen."

Sie gieng hierauf wieder hinein und bat uns, kein Geräusch zu machen, bis sie in wenigen Minuten wiederkomme. Indeß fragte ich den Renegaten, was er mit ihr gesprochen, und nachdem er mirs gesagt hatte, bat ich ihn, ja nichts vorzunehmen, was ihr mißfällig seyn könnte. Sie kam wieder mit einem Kästchen voll Gold, welches so schwer war, daß sie es kaum tragen konnte. Unglücklicherweise erwachte in der Zwischenzeit Zoraidens Vater und hörte das

Geräuſch im Garten, das wir nicht gänzlich vermeiden konnten, und wie er ans Fenſter kam, ward er bald gewahr, daß viele Chriſten in ſeinem Garten waren, und fieng an, aus vollem Halſe zu rufen: „Chriſten, Chriſten, Diebe, Diebe!“ Sein Geſchrei verſetzte uns alle in Schrecken und Verlegenheit; allein der Renegat, der die Gefahr ſah, worin wir ſchwebten, und wie nothwendig es war, mit unſrer Unternehmung zu eilen, ehe Lärm entſtand, ſprang geſchwind mit einigen der Unſrigen die Treppe hinauf, während deſſen ich Zoraiden nicht verlaſſen durfte, die mir ohnmächtig in die Arme geſunken. Der Renegat und ſeine Gehilfen giengen ſo hurtig zu Werke, daß ſie in wenigen Minuten mit dem Hadſchi Murat herunterkamen, dem ſie die Hände gebunden und ein Tuch in den Mund geſtopft hatten, ſo daß er kein Wort reden konnte; wobei ſie ihm drohten, beim erſten Laut, den er von ſich gäbe, ihn umzubringen. Wie ſeine Tochter ihn gewahr ward, bedeckte ſie ihre Augen, um ihn nicht zu ſehen, und ihr Vater erſchrack, wie er ſie erblickte, weil er nicht wußte, daß ſie ſich uns freiwillig in die Arme geworfen.

Wir durften jetzt keine Zeit mehr verlieren, ſondern eilten, ſo ſchnell wir konnten, nach der Barke, woſelbſt unſre Kameraden ſchon mit Ungeduld auf uns warteten, weil ſie befürchteten, es ſey uns etwas Widriges begegnet. Es war kaum zwei Uhr nach Mitternacht, als wir ſchon ſämmtlich an Bord waren. Zoraidens Vater wurden augenblicklich die Bande von den Händen und das Tuch aus dem Munde genommen, nachdem ihn der Renegat nochmals gewarnt hatte, kein Wort von ſich hören zu laſſen, ſo lieb ihm ſein Leben ſey. Wie er ſeine Tochter an Bord ſah, fieng er an wehmüthig zu ſeufzen, zumal als er fand, daß ich ſie in meine Arme ſchloß und daß ſie es geſchehen ließ, ohne ſich mit Worten oder Geberden dagegen zu ſträuben; er ſchwieg jedoch ſtill, aus Furcht, der Renegat möchte ſeine wiederholte Drohung erfüllen. Als Zoraide ſah, daß wir im Begriffe ſtanden, die Ruder zu löſen, daß nicht nur ſie, ſondern auch ihr Vater ſich bei uns an Bord befand, und daß die mauriſchen Seeleute gebunden waren, ließ ſie mich durch den Renegaten bitten, ihr zu Liebe die Bande der Mauren zu löſen, und ihrem Vater die Freiheit zu

ſchenken, weil ſie lieber ſich ſelbſt ins Meer ſtürzen, als zugeben würde, daß man vor ihren Augen und durch ihr Verſchulden ihren Vater, der ſie ſtets zärtlich geliebt, in die Gefangenſchaft ſchleppe. Der Renegat ſagte mir dieſes und ich hatte nichts dawider; allein er wandte dagegen ein, daß es nicht rathſam ſey, weil jene, wenn wir ſie ans Land ſetzten, ſogleich Alles auf dem Lande und in der Stadt in Bewegung bringen und Anſtalt machen würden, daß man uns mit einigen leichten Fregatten nachſetze, und landwärts und ſeewärts den Weg verlege, und es uns unmöglich mache zu entkommen. Dagegen ſchlug er vor, den Mauren die Freiheit zu ſchenken, ſobald wir wieder chriſtlichen Boden beträten. Dieſen Vorſchlag billigten wir Alle, und auch Zoraide gab ſich zufrieden, wie man ihr die Urſache erklärte, warum man ihren Wunſch nicht ſogleich erfüllen könne. Unſre rüſtigen Jünglinge griffen hierauf in der Stille mit Freuden und Munterkeit zu den Rudern, und wir empfahlen uns Gott von ganzem Herzen, und ſteuerten nach Mallorca, weil die baleariſchen Inſeln uns zunächſt lagen. Da jedoch der Wind ein wenig nördlich lief und die See ziemlich hohl gieng, ſo konnten wir dieſen Strich nicht halten, ſondern mußten längs der Küſte nach der Gegend von Oran ſteuern. Dies war uns ſehr unangenehm, weil wir befürchteten, zu Sargel entdeckt zu werden, welches an dieſer Küſte dreißig Meilen von Algier liegt, oder einem von den Schiffen zu begegnen, die gewöhnlich mit Waaren von Tetuan kommen; doch hätten wirs mit den Letztern, wenn nur keine bewaffneten Kaperſchiffe darunter waren, allenfalls aufgenommen, weil wir uns für ſtark genug hielten, nicht nur mit ihnen zu fechten, ſondern wohl gar ein Schiff zu erobern, worauf wir unſre Fahrt bequemer und ſichrer fortſetzen könnten. Zoraide lehnte unterwegs ihr Geſicht an mich, weil ſie den Anblick ihres Vaters nicht ertragen konnte, und ich hörte ſie oft Lela Marien zu Hilfe rufen.

Wir mochten ungefähr dreißig Meilen gerudert haben, als wir uns bei anbrechendem Tage kaum drei Büchſenſchüſſe vom Lande entfernt fanden. Wir ſahen zwar eine wüſte Gegend vor uns, wo Niemand war, der uns entdecken konnte; nichts deſto weniger hielten

wir, weil die See etwas ruhiger geworden war, aus allen Kräften vom Lande ab. Nachdem wir ungefähr zwei Meilen in die See gestochen hatten, wollten wir unsre Mannschaft einander wechselsweise im Rudern ablösen lassen, damit jeder Zeit hätte, etwas zu essen, indem wir mit Lebensmitteln reichlich versehen waren; doch keiner von ihnen wollte die Ruder verlassen, sondern sie sagten, man möchte nur denen zu essen geben, die nicht ruderten, weil sie jetzt keine Zeit verlieren dürften, um auszuruhen. Wir ließen ihnen demnach ihren Willen; doch bald darauf erhob sich ein frischer Wind, wir setzten die Segel bei, nahmen die Ruder ein, und steuerten, weil wir nicht anders konnten, nach Oran. Wir segelten so schnell, daß wir in einer Stunde vier Meilen zurücklegten, und fürchteten uns vor keiner andern Gefahr als vor Seeräubern. Unsern tagariner Mauren gaben wir zu essen, und der Renegat versprach ihnen, daß wir sie nicht als Sklaven behandeln, sondern bei der ersten Gelegenheit in Freiheit setzen wollten. Eben dieses versicherten wir auch dem Vater Zoraidens, allein er gab uns zur Antwort: „Wenn ich Euch Christen auch sonst irgend eine großmüthige oder wohlthätige Handlung zutraue, so müßt Ihr mich doch nicht für so einfältig halten, daß ich mir einbilden könnte, Ihr würdet mir die Freiheit schenken; denn Ihr hättet Euch gewiß nicht so vieler Gefahr ausgesetzt, um sie mir zu rauben, wenn Ihr Willens wäret, sie mir so großmüthig wieder zu geben, zumal da Ihr wißt, wer ich bin, und wie theuer Ihr mir meine Freiheit verkaufen könnt. Ja, wenn Ihr nur den Preis dafür bestimmen wolltet, so würde ich Euch gerne Alles geben, was Ihr verlangtet, um mich und diese meine unglückliche Tochter auszulösen, oder auch nur sie allein, die mir lieber ist als meine Seele.“

Indem er dies sagte, vergoß er so bittre Thränen, daß wir Alle Mitleid mit ihm hatten, und Zoraide sich nicht enthalten konnte, zu ihm aufzuschauen. Von seinen Thränen so gerührt, entwand sie sich meinen Armen, sank in die Arme ihres Vaters, und vermischte ihre Thränen so zärtlich mit den seinigen, daß manche von uns mit ihr weinen mußten. Wie aber ihr Vater sie so festlich

geschmückt sah, fragte er: „Was bedeutet dies, meine Tochter? Gestern Abend, eh' uns dieses schreckliche Unglück begegnete, verließest

du mich in deiner häuslichen Kleidung, und jetzt sehe ich dich in dem köstlichsten Schmucke, den ich dir in glücklichern Tagen geben konnte. Ich begreife nicht, wann du Zeit hattest, dich so zu schmücken, oder welche fröhliche Veranlassung du dazu finden konntest. Erkläre mir dies; denn ich bin darüber mehr erstaunt, als über das Unglück, worin ich mich gestürzt sehe."

Der Renegat verdolmetschte uns alles, was der Maure zu seiner Tochter sagte, die nicht im Stande war, ihm ein Wort zu erwidern. Wie er aber vollends in einem Winkel das Kästchen gewahr ward, in welchem er seine Schätze zu verwahren pflegte, und wie er sich erinnerte, daß er es in der Stadt gelassen und nicht mit nach seinem Landhause genommen hatte, ward er noch bestürzter, und fragte seine Tochter, wie es in unsre Hände gekommen und was darin sey.

Der Renegat überhob sie der Mühe, ihm zu antworten: „Bemüht Euch nicht, mein Herr," sprach er, „Eure Tochter so Vieles zu fragen; denn eine einzige Antwort, die ich Euch geben kann, wird Alles auf einmal erklären. Wisset demnach, daß Zoraide eine Christin, und daß sie es ist, die unsre Fesseln zerbrochen und unsre Gefangenschaft in Freiheit verwandelt hat. Aus freiem Willen begleitet sie uns jetzt und freut sich, wie ich glaube, über die Veränderung ihres Zustands, wie eine Person, die aus der Finsterniß ans Licht, aus dem Grabe zur Auferstehung und aus der Marter zur Wonne gelangt."

„Ist das wahr, was dieser Mann spricht, meine Tochter?" fragte der Alte.

„Ja, es ist wahr," anwortete Zoraide.

„Also bist du wirklich eine Christin, und hast deinen Vater in die Hände seiner Feinde überliefert?"

„Eine Christin bin ich," erwiderte sie; „allein ich bin nicht Schuld daran, daß du hier bist, denn nie war es meine Absicht, dich aus Muthwillen zu verlassen, oder dir wehe zu thun, sondern nur mein eignes Glück zu befördern."

„Und welches Glück hast du denn gefunden, meine Tochter?"

„Das mußt du Lela Marien fragen," antwortete Zoraide: „Sie wird es dir besser erklären können, als ich."

Kaum hatte der Maure dies gehört, so stürzte er sich plötzlich ins Meer und wäre gewiß ertrunken, wenn ihn nicht seine langen, weiten Kleider eine Zeitlang über dem Wasser gehalten hätten. Zoraide jammerte um Hilfe, und wir Alle eilten hinzu, packten ihn beim Kleide und zogen ihn halb todt und besinnungslos aus dem

Wasser, während Zoraide sich so sehr grämte und ihn so herzlich und wehmüthig beklagte, als ob er wirklich todt gewesen wäre. Wir legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, er gab viel Wasser von sich, und erst nach zwei Stunden konnte er sich völlig wieder erholen.

Indeſſen ſetzte der Wind um, und trieb uns wieder nach der Küſte. Zum Glück erreichten wir eine kleine Bucht hinter einem kleinen Vorgebirge, welches die Mauren das Vorgebirg der Cavia Rumia, oder des böſen Chriſtenweibes, nennen, weil bei ihnen die Sage geht, daß dort das unglückliche Weib begraben liege, um deſſen willen einſt Spanien verloren ging [1]; denn Cavia heißt in ihrer Sprache ein böſes Weib, und Rumia eine Chriſtin, und ſie halten es für ein ſchlimmes Zeichen, wenn man bei dieſem Vorgebirge ankern muß, was daher auch nie ohne Noth von ihnen geſchieht. Wir aber bargen uns hier bei keinem böſen Weibe, ſondern fanden einen ſichern Ankerplatz, woſelbſt wir vor dem ſtürmiſchen Meere geſchützt waren; wir ſtellten am Lande Schildwachen aus, ließen die Ruder nicht aus den Händen, während wir von dem Vorrathe des Renegaten zehrten, und baten Gott und die heilige Jungfrau um Hilfe und Beiſtand, um die glücklich angefangne Unternehmung eben ſo glücklich zu Ende zu bringen.

Auf Zoraidens Bitte ward zugleich Anſtalt getroffen, ihren Vater und die mauriſchen Gefangnen an's Land zu ſetzen. Wir verſprachen ihr, ſie insgeſammt frei zu geben, ſobald wir im Begriff wären, wieder abzufahren, weil wir an dieſem unbewohnten Orte nichts zu befürchten hatten. Der Himmel erhörte unſer Gebet; der Wind war uns bald wieder günſtig, das Meer wurde ruhig und erlaubte uns, die Reiſe fröhlich anzutreten. Wir löſten demnach den Mauren ihre Bande und ſetzten ſie einzeln nacheinander zu ihrer großen Verwunderung an's Land. Indem wir nun auch Zoraidens Vater an's Land ſetzen wollten, der ſich völlig wieder erholt hatte, ſagte er: „Weßwegen denkt ihr wohl, ihr Chriſten, daß dieſes böſe Weibsbild es gerne ſieht, wenn ihr mir die Freiheit gebt? Meint ihr, es geſchehe aus Mitleiden mit mir? Nein, wahrhaftig nicht, ſondern ſie ſcheut ſich nur, bei der Ausführung ihrer ſträflichen Abſicht mich zum Zeugen zu haben. Glaubt nur nicht, daß ſie darum ihre Religion ändern will, weil ſie die eurige für beſſer hält, ſondern weil ſie weiß, daß man in eurem Lande ſich mehr Ausſchweifungen erlaubt, als in dem unſrigen."

[1] Bezieht ſich auf Florinde, Tochter des Grafen Julian von Ceuta, die durch Roderich, den letzten weſtgothiſchen König Spaniens, verführt wurde, und deren Vater daher aus Rachſucht die Saracenen in's Land rief.

Hierauf wandte er sich gegen Zoraiden, und ich mußte ihn mit einem meiner Kameraden bei beiden Armen festhalten, damit er sich nicht an ihr vergriffe, indem er sie anschrie: „Du ehrvergeßnes,

leichtfertiges Mädchen, wohin lässest du dich führen in deiner Verblendung und Verkehrtheit von diesen Hunden, unsern gebornen Feinden? Verflucht sey die Stunde, da ich dich zeugte, verflucht sey die Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit ich dich erzog."

Da ich merkte, daß er vielleicht noch lange nicht aufhören würde, ließ ich ihn eiligst an's Land bringen; er fuhr aber noch immer fort uns nachzufluchen, zu jammern und seinen Propheten anzurufen, er solle Gott bitten, uns zu zerschmettern und zu vernichten. Als wir uns schon so weit entfernt hatten, daß wir seine Worte nicht mehr verstehen konnten, sahen wir noch, wie er sich den Bart ausraufte und auf der Erde wälzte. Noch einmal erhob er jedoch seine Stimme so laut, daß wir hören konnten, wie er ausrief: „Kehre wieder, geliebte Tochter, komm' wieder an's Land: ich verzeihe dir Alles. Laß diesen Leuten das Geld, das sie in Händen haben, und komme wieder, deinen bekümmerten Vater zu trösten, der hier in der öden Sandwüste sein Leben lassen muß, wenn du ihn verlässest."

Alle diese Worte hörte Zoraide mit Schmerzen und Thränen, konnte ihm aber nur antworten: „Lieber Vater! Allah gebe, daß Lela Maria, die mich bewogen hat, eine Christin zu werden, dich in deiner Bekümmerniß tröste. Allah weiß, daß ich nicht anders handeln konnte und daß diese Christen meiner besondern Zuneigung nichts zu danken haben; denn es wäre mir unmöglich gewesen, zu Hause zu bleiben und nicht mit ihnen zu gehen, wenn ich es auch gewollt hätte: so groß war der Drang meines Herzens, ein Werk auszuführen, das ich für eben so verdienstlich halte, als es dir, mein Vater, sträflich scheint."

Von diesen Ausrufungen konnte ihr Vater nichts mehr hören, weil wir ihn bereits aus dem Gesichte verloren hatten. Ich suchte demnach Zoraiden zu trösten, und wir setzten unsre Fahrt mit so günstigem Winde fort, daß wir alle Hoffnung hatten, die spanische Küste am folgenden Morgen zu erreichen. Weil aber das Gute selten oder niemals ohne Beimischung des Bösen kommt, sondern gemeiniglich von schlimmen Zufällen begleitet oder unterbrochen wird, die es trüben und verbittern, so fügte es auch unser Schicksal anders mit uns, oder waren vielleicht die Flüche des Mauren Schuld, denn Flüche der

Eltern, mögen die Eltern ſeyn wer ſie wollen, ſind immer furchtbar für ihre Kinder. Ich ſage, es fügte ſich etwa um die dritte Stunde der Nacht, als wir nicht weit vom Lande und unter vollen Segeln waren und alle Ruder feſtgebunden hatten, weil wir ſie nicht brauchten, daß wir bei hellem Mondlicht ein andres rund gebautes Schiff gewahr wurden, welches alle Segel beigeſetzt hatte, mit vollem Winde fuhr und an uns grade vorüberſteuerte, und zwar ſo nahe, daß wir, um nicht an daſſelbe zu ſtoßen, den Lauf unſers Schiffes mäßigen mußten, während auch jene anhielten, um uns vorbei zu laſſen. Die Mannſchaft am Bord rief uns zu und fragte, wer wir ſeyen, wohin wir ſchiffen, und woher wir kommen? Weil ſie uns aber in franzöſiſcher Sprache anredeten, ſagte der Renegat, wir ſollten ja nicht antworten, da ſie gewiß franzöſiſche Seeräuber ſeyen, die Jedermann plünderten. Wir ſchwiegen demnach ſtill, allein ſobald wir an ihnen vorbeigekommen waren, feuerten ſie plötzlich zwei Stücke auf uns ab, welche vermuthlich mit Kettenkugeln geladen waren; denn der eine Schuß nahm uns Maſt und Segel weg, daß beide über Bord fielen, und der andre traf uns dermaßen zwiſchen Wind und Waſſer, daß wir ſahen, wir müßten ſinken, und die Andern mit lautem Geſchrei baten, ſie möchten uns retten und in ihr Schiff aufnehmen, weil wir Gefahr liefen zu ertrinken. Sie drehten hierauf bei und ſetzten ihr Boot aus, worein ein Dutzend Franzoſen mit geladnen Flinten und brennenden Lunten ſtiegen und zu uns an Bord kamen. Wie ſie fanden, daß unſrer ſo Wenige waren und daß unſer Schiff ſinken müßte, nahmen ſie uns an Bord und ſagten: wir hätten unſer Unglück blos der Unhöflichkeit beizumeſſen, ihnen nicht geantwortet zu haben. Unſer Renegat nahm unterdeſſen das Kiſtchen, worin ſich Zoraidens Schätze befanden, und warf es unbemerkt in's Meer. Genug, wir wurden ſämmtlich zu den Franzoſen an Bord gebracht, die uns zuerſt Alles abfragten, was ſie wiſſen wollten, und hierauf ſo rein ausplünderten, als ob wir ihre ärgſten Feinde wären. Zoraiden nahmen ſie ſogar die Ringe, die ſie an den Knöcheln trug; doch ſchmerzte mich dies nicht ſo ſehr, als die Beſorgniß, daß man ihr, nachdem man ſie aller Koſtbarkeiten beraubt hatte, auch noch das köſtlichſte Kleinod entreißen würde, worauf

ſie und ich den größten Werth ſetzte. Doch die Begierden dieſes Geſindels gehen nur auf Geld und Geldeswerth, deſſen ſie nie genug bekommen können, und hierin trieben ſie es ſo weit, daß ſie uns ſogar die Sklavenkittel genommen hätten, wären dieſe ihnen zu irgend etwas nütze geweſen. Einige von ihnen meinten ſogar, man ſollte uns alle in ein Segel wickeln und in's Meer werfen, weil ſie Willens waren, unter dem Namen von Bretagnern in einigen ſpaniſchen Häfen zu handeln, woſelbſt ſie befürchten mußten, beſtraft zu werden, wenn ſie uns lebendig mitbrächten und ihre Räuberei durch uns an's Licht käme. Allein der Hauptmann, welcher meine Zoraide beraubt hatte, erklärte, daß er mit dem Fang ſich begnüge, und in keinem ſpaniſchen Hafen einlaufen, ſondern in der Nacht, oder wann er ſonſt könne, durch die Meerenge und nach Rochelle ſegeln wolle, woſelbſt er zu Hauſe war. Demzufolge entſchloſſen ſie ſich, uns ihr Boot zu geben, nebſt den nöthigſten Dingen, die wir auf unſrer kurzen Fahrt brauchen würden. Dieſes thaten ſie auch am folgenden Tage, wie ſie ſich bereits im Geſicht der ſpaniſchen Küſte befanden. Bei dem Anblicke derſelben vergaßen wir allen Kummer und unſre Armuth ſo vollkommen, als wenn wir ſie nie empfunden hätten: ſo groß iſt die Freude über Wiedererlangung der verlornen Freiheit. Es war ungefähr um Mittagszeit, als ſie uns in das Boot ſteigen ließen: ſie gaben uns ein paar Fäßchen Waſſer und etwas Schiffszwieback auf den Weg, und ich weiß nicht, welche Anwandlung von Mitleiden den Hauptmann bewog, daß er Zoraiden beim Einſteigen in's Boot noch vierzig Dukaten mitgab und ſeinen Leuten nicht erlaubte, ihr die Kleider zu nehmen, die ſie noch jetzt trägt.

Wir ſtiegen in's Boot, ohne uns zu beklagen, ſondern dankten ihnen vielmehr für das erwieſene Gute. Sie ſteuerten der Meerenge, wir dem vor uns liegenden Lande, wohin unſre Blicke unverwandt gerichtet waren, ſo eifrig zu, daß wir mit Sonnenuntergang nahe genug waren, um nach unſrer Rechnung vor dem völligen Eintritt der Nacht die Küſte zu erreichen. Weil aber der Mond nicht ſchien, der Himmel bedeckt war und wir jenen Theil der Küſte nicht kannten, ſo hielten es Einige von uns für unſicher zu landen, Andre hingegen waren der Meinung, daß dies auf jeden Fall geſchehen müſſe, wenn

auch auf einem kahlen Felſen und fern von einem bewohnten Orte; denn nur ſo vermieden wir die Gefahr, vor der wir uns mit Recht fürchteten, nämlich Seeräubern von Tetuan in die Hände zu fallen, welche oft vor der Morgendämmerung auslaufen, des Morgens an der ſpaniſchen Küſte rauben und vor dem Abend mit ihrer Beute ſchon wieder zu Hauſe ſind. Endlich vereinigten ſich die Meinungen dahin, daß wir uns langſam der Küſte nähern und, wenn wir am Ufer keine Brandung fänden, landen ſollten, wo wir könnten. Dies thaten wir und kamen kurz vor Mitternacht an den Fuß eines finſtern und hohen Berges, der jedoch nicht ſo ſchroff aus dem Waſſer emporſtieg, daß wir nicht einen kleinen Platz gefunden hätten, wo wir bequem ausſteigen konnten. Wir ſetzten unſer Boot auf den ſandigen Strand, ſprangen ſämmtlich an's Ufer und küßten den Boden, indem wir mit Freudethränen Gott unſerm Herrn für die unſchätzbare Wohlthat dankten, daß er uns die Reiſe glücklich hatte zurücklegen laſſen. Wir nahmen unſern Vorrath aus dem Boote, zogen es vollends auf den Strand und ſtiegen eine große Strecke den Berg hinan; denn noch wußten wir nicht, wie uns war, und konnten uns kaum überreden, daß wir bereits chriſtlichen Boden beträten. Der Morgen ſchien uns ſpäter anzubrechen, als wir wünſchten, und nun erſtiegen wir vollends den Gipfel des Bergs, um zu ſehen, ob wir nicht ein Dorf oder wenigſtens einige Schäferhütten entdecken könnten; allein trotz aller Anſtrengung wurden wir weder Dörfer, noch Menſchen, weder Wege, noch Stege gewahr. Nichtsdeſtoweniger entſchloſſen wir uns, weiter in's Land hinein zu gehen, weil wir nicht zweifelten, bald Jemand zu finden, der uns ſagen könnte, wo wir ſeyen. Nichts ſchmerzte mich dabei ſo ſehr, als daß Zoraide dieſen beſchwerlichen Weg zu Fuß machen mußte; denn wenn ich ſie bisweilen auch eine Strecke weit auf den Armen trug, ſo litt ſie doch mehr bei dem Gedanken, mir beſchwerlich zu fallen, als ſie ſich durch das Ausruhen erleichtert fand, und wollte mir daher die Mühe durchaus nicht wieder anmuthen, ſondern wanderte fröhlich und unverdroſſen an meiner Hand fort. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörten wir, zum deutlichen Zeichen, daß unweit eine Heerde ſeyn müſſe, das Geklingel einer Schelle, und indem wir uns umſahen, fanden wir

unter einem Korkbaum einen Schäferknaben, der sorglos und ruhig mit seinem Messer an einem Stecken schnitzelte. Wir riefen ihm; er sah

sich um, lief aber sogleich davon, weil er (wie wir hernach erfuhren) Zoraiden und den Renegaten zuerst gewahr ward, denn weil diese maurisch gekleidet waren, meinte er, alle Mauren aus der Berberei seyen ihm schon auf den Fersen. Er lief demnach in der größten Eile durch den Wald und schrie aus vollem Halse: „Mauren im Lande, Mauren, Mauren! in's Gewehr, in's Gewehr!" Sein Geschrei setzte uns in einige Verlegenheit, und wir wußten nicht recht, wie wir uns verhalten sollten; weil wir jedoch erwarten mußten, daß der Lärm des Hirten die Landleute in Bewegung bringen, und daß die Strandreiterei bald ausrücken würde, um zu sehen, was es gäbe, so beschlossen wir, der Renegat solle seine maurische Kleidung ablegen und eine Sklavenjacke

anziehen, die ihm einer von unſern Kameraden lieh, obgleich er ſelbſt deßwegen in bloßem Hemde gehen mußte. Hierauf empfahlen wir uns Gott und gingen denſelben Weg, den der Hirte genommen hatte, in beſtändiger Erwartung, der Reiterei zu begegnen. Wir irrten auch nicht, denn nach Verlauf von zwei Stunden, wie wir aus dem Gehölz auf eine Ebene kamen, erblickten wir ungefähr fünfzig Reiter, die im kurzen Galopp uns entgegen kamen. Sobald wir ſie gewahr

wurden, machten wir Halt, um ſie zu erwarten. Wie ſie aber näher kamen und ſtatt der Mauren, die ſie aufſuchten, einen Trupp armer Chriſtenſklaven vor ſich ſahen, verwunderten ſie ſich ſehr und fragten uns, ob wir vielleicht diejenigen ſeyen, um derentwillen der Hirte zum Gewehr gerufen habe.

„Ja wohl ſind wir's," antwortete ich und wollte eben anfangen, ihm unſre Schickſale zu erzählen und woher wir kämen; aber einer von unſern Kameraden, welcher den Reiter erkannte, fiel mir in die Rede und rief: „Gott ſey Dank, meine Herren, daß er uns ſo glücklich geführt hat; denn wenn ich nicht irre, ſo gehört der Boden, den wir betreten, zu Velez Malaga, und wenn mich, nach einer vierjährigen

Gefangenſchaft meine Erinnerung nicht täuſcht, ſo ſeyd Ihr, mein Herr, der uns fragt, mein Oheim Pedro de Buſtamente."

Kaum hatte der Chriſtenſklave dies geſagt, ſo ſprang der Reiter vom Pferde, umarmte den Jüngling und ſagte: „Lieber, beſter Neffe, ja wohl kenne ich dich wieder. Ich und meine Schweſter, deine Mutter, hatten dich ſchon als todt beweint, und nun läßt Gott uns die Freude erleben, dich wieder zu ſehen. Daß du in Algier ſeyſt, hatten wir ſchon gehört, und nach deiner Kleidung und der Kleidung aller deiner Kameraden zu urtheilen, müßt ihr auf eine wunderbare Art die Freiheit erlangt haben."

„Gewiß," erwiderte der Jüngling; „und es wird uns nicht an Zeit fehlen, Euch dies Alles zu erzählen."

Als die Reiter fanden, daß wir Chriſtenſklaven waren, ſtiegen ſie ab, und jeder bot uns ſein Pferd nach Velez Malaga an, das noch anderthalb Meilen entfernt war. Einige gingen hin, um das Boot, deſſen Stelle wir ihnen bezeichnet hatten, nach der Stadt zu bringen; die Andern nahmen uns zum Theil hinter ſich auf ihre Pferde, und Zoraide nahm Platz hinter dem Oheim unſers Kameraden. Alle Menſchen aus der Stadt kamen uns entgegen, weil ſie durch einen Vorausgegangnen ſchon von unſrer Ankunft gehört hatten. Sie wunderten ſich zwar nicht, Chriſtenſklaven in Freiheit oder Mauren in Banden zu ſehen, weil beide in dieſen Gegenden nichts Neues ſind; allein Jeder verwunderte ſich über Zoraidens Schönheit, welche durch die Bewegung auf ihrer Fußreiſe und durch die Freude, ſich in einem chriſtlichen Lande zu befinden, ungemein erhöht war. Das frohe Gefühl, alle Gefahr nunmehr glücklich überſtanden zu haben, verbreitete über ihre Wangen ein ſo liebliches Roth, daß ich, wenn mich damals meine Liebe nicht getäuſcht hat, wohl ſagen möchte, es ſey nie ein ſchöneres Frauenzimmer in der Welt geweſen, wenigſtens unter allen, die ich in meinem Leben geſehen habe.

Unſer Zug ging geraden Wegs nach der Kirche, um Gott für die uns erwieſene Gnade zu danken. Indem Zoraide hineintrat, ſagte ſie, ſie ſähe dort Geſichter, welche mit Lela Marien Aehnlichkeit haben. Wir ſagten ihr, daß es Abbildungen derſelben ſeyen, und

der Renegat erklärte ihr, so gut er konnte, den Zweck derselben, damit sie ihnen ihre Ehrerbietung ebenso beweise, als wenn sie in jedem derselben die wirkliche Lela Maria vor sich sähe, die ihr erschienen sey. Da sie einen feinen Verstand besitzt und leicht etwas begreift, so begriff sie bald Alles, was man ihr von den Bildern sagte. Man vertheilte uns hierauf in der Stadt in verschiedne Quartiere; den Renegaten aber, Zoraiden und mich nahm unser Kamerad mit sich nach dem Hause seiner Eltern, welche im behaglichen Mittelstande lebten und uns so liebreich aufnahmen, wie ihren eignen Sohn. Sechs Tage blieben wir in Velez Malaga, worauf unser Renegat, nachdem er vorläufig seine Maßregeln genommen hatte, nach Granada ging, um sich durch Vermittlung der heiligen Inquisition in den allerheiligsten Schooß der Kirche wieder aufnehmen zu lassen. Die übrigen befreiten Christen zogen ein jeder, wohin es ihm am besten

dünkte. Zoraide und ich blieben zuletzt allein zurück und hatten weiter nichts, als das Geld, welches der Franzose ihr aus Höflichkeit gegeben. Von diesem Gelde kaufte ich das Thier, worauf sie reitet. Bisher habe ich wie ein Vater und Begleiter für sie gesorgt, aber noch nicht die Rechte eines Gemahls bei ihr geltend gemacht. Wir ziehen jetzt hin, um zu sehen, ob mein Vater noch lebe, und ob es einem von meinen Brüdern besser geglückt ist, als mir; doch hat mir der Himmel in Zoraiden einen Schatz geschenkt, welcher nach meinem Gefühl durch kein andres Glück, das mir noch bevorstehen möchte, überwogen werden kann. Die Geduld, mit welcher sie alle Beschwerlichkeiten der Armuth erträgt, und die Begierde, die sie äußert, eine Christin zu werden, verdienen meine ganze Bewunderung und haben mich ihr auf immer zu eigen gemacht. Mein Wunsch, mich mit ihr näher und inniger zu verbinden, findet jedoch bisher noch ein Hinderniß in der Ungewißheit, ob mir auch in meinem Vaterlande ein Plätzchen beschieden ist, woselbst ich mit ihr mich niederlassen kann, und ob nicht die Zeit und der Tod solche Veränderungen in meiner Familie und in den Glücksumständen derselben gemacht haben, daß ich vielleicht weder meinen Vater, noch meine Brüder antreffe, und kein Mensch mehr mich kennt, im Falle jene nicht mehr am Leben sind.

Dieß ist Alles, meine Herrn, was ich Euch von meinen Begebenheiten zu erzählen habe. Euer einsichtsvolles Urtheil mag entscheiden, ob Ihr sie unterhaltend und wundersam genug gefunden habt. Ich kann Euch versichern, daß ich mich gern etwas kürzer gefaßt hätte, und doch habe ich mancher kleinen Umstände nicht erwähnt, um Euch keine Langweile zu verursachen.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Neue Begebenheiten in dem Wirthshauſe und andre merkwürdige Vorfälle.

Als der Sklave ſchwieg, ſagte Don Fernando: „In der That, Herr Hauptmann, die Art, wie Ihr dieſe außerordentlichen Begebenheiten erzählt habt, war den ſeltſamen und wundervollen Umſtänden ganz angemeſſen. Alles iſt ſonderbar und ungewöhnlich und reich an Ereigniſſen, welche Jeden, der davon hört, in Erſtaunen verſetzen, und wir haben Euch mit ſo vielem Vergnügen zugehört, daß, wenn Ihr uns bis an den Morgen erzählet, wir dennoch wünſchen würden, Ihr möchtet von vorne wieder anfangen.“

Don Fernando und alle Uebrigen erboten ſich hierauf dem Hauptmanne zu allen möglichen Dienſten mit Rath und That in ſo liebreichen Ausdrücken und mit ſo vieler Herzlichkeit, daß er ſich von ihrem Wohlwollen vollkommen überzeugte. Don Fernando insbeſondre verſprach ihm, wenn er mit ihm reiſen wolle, ſeinen Bruder, den Marquis, zu erſuchen, bei Zoraiden Pathenſtelle zu vertreten, und er ſelbſt erbot ſich, ihn ſo auszurüſten, daß er ſeinem Range gemäß

mit Bequemlichkeit und Anstand in seine Vaterstadt zurückkehren könne. Der Hauptmann dankte auf's verbindlichste für dies großmüthige Anerbieten, welches er jedoch mit Bescheidenheit ablehnte.

Als es eben Nacht werden wollte, kam noch eine Kutsche in Begleitung einiger Diener zu Pferd vor dem Wirthshause angefahren. Die

Reisenden verlangten Quartier; allein die Wirthin antwortete, es sey im ganzen Hause keine Hand breit Raum mehr übrig.

„Dem sey, wie ihm wolle," sprach einer von den Bedienten; „der Herr Oberrichter ist hier, und für ihn muß Platz gemacht werden."

Als die Wirthin dies hörte, stutzte sie und sagte: „Die Wahrheit zu sagen, mein Herr, so fehlt es uns an Betten. Wenn aber der Herr Oberrichter Bettzeug mitgebracht hat, wie ich nicht zweifle, so soll er willkommen seyn, und ich und mein Mann wollen Seiner Gestrengen gern unser eignes Zimmer einräumen."

„Sehr gut," sprach der Bediente; und es stieg ein Mann aus dem Wagen, dessen Kleidung sein Amt und seine Würde ankündigte, denn sein langes Gewand mit aufgeschlagnen Aermeln bezeichnete hinlänglich den Oberrichter, welchen der Bediente angemeldet hatte. Er führte ein Mädchen in Reisekleidern an der Hand, das dem Aussehen

nach sechzehn bis siebenzehn Jahre alt und von einnehmender Schönheit war, so daß wer Lucinde, Dorothea und Zoraide nicht gesehen hatte, schwerlich geglaubt haben würde, daß es ein schöneres Mädchen geben könne. Don Quixote stand nicht weit von der Thüre, als der Oberrichter mit seiner schönen Gefährtin in die Schenke trat, und sagte zu den Eintretenden: „Euer Gestrengen können ohne Bedenken

in dieſes Schloß einziehen und in demſelben verweilen; denn obwohl es etwas eng und unbequem iſt, ſo kann doch kein Plätzchen in der Welt ſo klein und beſetzt ſeyn, daß Waffen und Wiſſenſchaften nicht Raum darin fänden, zumal wenn Waffen und Wiſſenſchaften von der Schönheit begleitet und eingeführt werden, ſo wie die Gelahrtheit Euer Geſtrengen von dieſem Fräulein begleitet und eingeführt wird, vor welcher nicht nur die Thore der Schlöſſer ſich aufthun, ſondern auch Felſen zerſpalten und Berge ſich zertheilen und ebnen müſſen, um ihr Platz zu machen. Ich ſage: Euer Geſtrengen können füglich hereinkommen in dieſes Paradies; denn hier findet Ihr Sonnen und Sterne, welche verdienen, ſich zu dem Himmel zu geſellen, den Ihr mitbringt. Hier findet Ihr die Waffen in ihrem vollen Glanz und die Schönheit in ihrem höchſten Uebermaaß.“

Der Oberrichter wußte nicht, was er aus Don Quixotes Rede machen ſollte; er betrachtete ihn von oben bis unten, und verwunderte ſich nicht weniger über ſeine Geſtalt, als über ſeine Rede. Ehe er Worte finden konnte, um die Anrede zu erwidern, ſtieg ſeine Verwunderung noch höher, wie er Lucinden, Dorothea und Zoraide erblickte, welche alle drei herbei eilten, um die neuen Gäſte zu ſehen und das hübſche Mädchen zu bewillkommnen. Indeß empfingen Don Fernando, Cardenio und der Pfarrer den Oberrichter mit verſtändlichern und verbindlichern Worten. Genug, der Herr Oberrichter konnte bei ſeinem Eintritte nicht umhin, zu erſtaunen und ſich zu verwundern über Alles, was er ſah und hörte, während die ſchönen Damen ſeine liebenswürdige Begleiterin bewillkommneten. Er ſah zwar wohl, daß er von lauter vornehmen Perſonen umgeben war, aber Don Quixotes Miene, Geſtalt und Aufzug konnte er nicht damit reimen.

Wie die erſten Höflichkeitsbezeigungen vorbei waren, und man die wenigen Bequemlichkeiten berechnet hatte, welche das Wirthshaus gewähren konnte, ward beſchloſſen, daß die Frauenzimmer ihrer Abrede gemäß in dem ſchon beſchriebnen Kämmerchen übernachten, und die Herren auf dem Vorplatze bleiben und ihnen gleichſam zu Beſchützern dienen ſollten. Der Oberrichter gab es gerne zu, daß ſeine Tochter (das hübſche Mädchen, welches mit ihm gekommen war) bei

den andern Frauenzimmern bliebe, welches ihr ſelbſt lieb war; und mit dem wenigen Bettzeuge des Wirths und mit der Hälfte desjenigen, welches der Oberrichter mitgebracht hatte, bereitete man für ſie Alle ein bequemeres Nachtlager, als ſie erwartet hatten.

Der Hauptmann hatte ſchon im erſten Augenblicke, wie der Oberrichter hereintrat, eine geheime Ahnung empfunden, daß dieſer ſein Bruder ſey, und fragte daher einen Bedienten nach dem Namen deſſelben und aus welcher Provinz er gebürtig ſey; der Bediente antwortete, ſein Herr heiße Don Juan Perez de Viedma, und er habe gehört, daß er aus einem Orte in den Gebirgen von Leon ſtamme. Dieſe Nachricht, nebſt dem, was ſeine eignen Augen ſchon bemerkt hatten, überzeugten ihn, daß der Oberrichter derjenige von ſeinen Brüdern ſey, der ſich nach des Vaters Rath den Wiſſenſchaften gewidmet hatte. Verwundert und erfreut zog er Don Fernando, Cardenio und den Pfarrer auf die Seite, und erzählte ihnen, was er ſo eben erfahren, und daß der Oberrichter ſein leiblicher Bruder ſey. Der Bediente hatte ihm auch geſagt, daß er als Oberrichter nach Merico gehe, daß das ſchöne Mädchen ſeine Tochter und daß die Mutter bei der Geburt derſelben geſtorben ſey, und ihm dies Kind und ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen habe. Er bat ſie demnach, ihm zu rathen, wie er ſich ihm zu erkennen geben, oder wie er vorläufig erforſchen ſolle, ob ſein Bruder, wenn er ſich ihm entdecke, ihn als armen Mann verſchmähen oder mit brüderlicher Liebe aufnehmen werde.

„Laßt mich nur machen, Herr Hauptmann,“ ſagte der Pfarrer, „ich will ihn bald ausforſchen, und zweifle gar nicht, daß Ihr eine gute Aufnahme finden werdet; denn der Verſtand und die Würde, die ſich in den feinen Manieren Eures Bruders ausſprechen, laſſen mich weder einen thörichten Stolz, noch Mangel an Gefühl bei ihm erwarten, oder daß er nicht wiſſen ſollte, wie viel von den Launen des Glücks abhängt.“

„Bei dem Allem,“ ſagte der Hauptmann, „möchte ich mich doch nicht plötzlich zu erkennen geben, ſondern mich nur allmählich ihm entdecken.“

„Ich gebe Euch mein Wort," erwiderte der Pfarrer, „daß es zu Eurer beiderseitigen Zufriedenheit ausfallen soll."

Inzwiſchen hatte man für den Oberrichter ein Abendeſſen bereitet, und die Andern leiſteten ihm bei Tiſche Geſellſchaft, bis auf den Hauptmann und die Frauenzimmer, welche in ihrer Kammer blieben. Während der Mahlzeit ſagte der Pfarrer: „Herr Oberrichter, wie ich einſt einige Jahre in Konſtantinopel gefangen war, hatte ich einen Kameraden Eures Namens, der einer von den tapferſten Hauptleuten in der ganzen ſpaniſchen Infanterie, aber auch eben ſo unglücklich, als tapfer und unternehmend war."

„Wie hieß der Hauptmann, mein Herr?" fragte der Oberrichter.

„Er hieß Ruy Perez de Viedma," antwortete der Pfarrer, „und war aus einem Orte in den Gebirgen von Leon gebürtig. Einſt erzählte er mir einen Auftritt, der zwiſchen ſeinem Vater und ihm und ſeinen Brüdern vorgefallen ſeyn ſoll, und den ich, wenn ihn mir nicht ein ſo glaubwürdiger Mann erzählt hätte, für eines von den Märchen würde gehalten haben, womit ſich alte Mütterchen im Winter beim Kamin zu unterhalten pflegen. Er ſagte mir nämlich, ſein Vater habe ſein Vermögen unter drei Söhne vertheilt, und ihnen zu gleicher Zeit beſſer gerathen, als ein Cato; und ich kann Euch verſichern, daß es ihm in dem Soldatenſtande, welchem er ſich dieſem Rathe gemäß gewidmet hatte, ſo gut geglückt war, daß er ſich in wenigen Jahren bloß durch Muth und durch Verdienſte bis zum Hauptmann beim Fußvolke aufgedient hatte, und daß er auf dem beſten Wege war, Marſchall zu werden, hätte ihm das Schickſal nicht ſo übel gewollt, daß er am Tage der glorreichen Schlacht bei Lepanto, woſelbſt er ein glücklicheres Loos erwarten durfte, ſeine Freiheit in demſelben Augenblicke verlor, in welchem ſo Viele ſie wieder erlangten. Ich ſelbſt ward in Goletta gefangen, und durch mancherlei Zufälle fügte es ſich hernach, daß wir in Konſtantinopel Unglücksgefährten wurden. Von dort kam er nach Algier, woſelbſt er, wie ich höre, eines der wunderbarſten Schickſale von der Welt gehabt hat."

Hier fuhr der Pfarrer fort, in aller Kürze zu erzählen, wie es dem Gefangnen gegangen war, und der Oberrichter hörte aufmerkſamer zu, als je bei einem Prozeſſe. Wie der Pfarrer auf die Begebenheit mit den Seeräubern kam, ſagte er bloß, daß die Chriſten auf jenem Schiffe den Gefangnen, deſſen Kameraden und die ſchöne Maurin ausgeplündert und in die äußerſte Noth und Dürftigkeit verſetzt haben, verſchwieg dann aber, was weiter aus ihnen geworden, ob ſie nach Spanien zurückgekommen, oder von den Seeräubern nach Frankreich geſchleppt worden ſeyen.

Der Hauptmann, welcher dicht beim Pfarrer ſaß und Alles hören konnte, merkte genau auf den Eindruck, den die Erzählung auf ſeinen Bruder machte. Mit einem tiefen Seufzer und Thränen in den Augen ſagte dieſer zu dem Pfarrer, als derſelbe aufhörte zu erzählen: „Ach, mein Herr, Ihr wißt nicht, wie nahe dieſe Geſchichte mich angeht, ſo nahe, daß ich mich der Thränen nicht enthalten kann, wie ſehr ich mich auch bemühe, dieſelben vor Euch zu verbergen. Dieſer tapfre Hauptmann, von dem Ihr redet, iſt mein älteſter Bruder. Weil er kühner und unternehmender war, als mein jüngerer Bruder und ich, ſo wählte er den ehrenvollen Soldatenſtand, als einen von den dreien, die mein Vater uns vorſchlug, wie Euer Kamerad in der Erzählung, die Euch ſo märchenhaft geſchienen, geſagt hat. Ich ſelbſt widmete mich den Wiſſenſchaften, welche mich durch Gottes Hilfe und durch meinen Fleiß zu der Würde erhoben haben, womit Ihr mich bekleidet ſeht. Mein jüngerer Bruder befindet ſich in Peru, und hat von ſeinem Ueberfluſſe meinem Vater ſolche Summen herübergeſchickt, daß er ihm nicht nur die mitgenommenen Gelder reichlich wieder erſtattet, ſondern ihn auch in den Stand geſetzt hat, mit ſeiner angebornen Freigebigkeit zu leben; und auch mir hat er dadurch die Mittel verſchafft, mit mehr Anſtand und Unabhängigkeit meinen Studien abzuwarten und mich in der Folge zu meinem jetzigen Amte empor zu ſchwingen. Mein Vater lebt noch, und nichts macht ihm Kummer, als daß er nicht weiß, wie es ſeinem älteſten Sohne geht, und er bittet Gott täglich und ſtündlich, ihn nur noch ſo lange leben zu laſſen, bis er ſeinen Sohn lebendig wieder

erblickt. Ich kann nicht begreifen, warum er als ein verſtändiger Mann während ſeiner vielen Leiden und Freuden ſeinem Vater nie die geringſte Nachricht von ſich gegeben hat; denn wenn dieſer oder irgend einer von uns etwas davon erfahren hätte, ſo wäre das Wunderwerk mit dem Stäbchen nicht nöthig geweſen, um ihm ſein Löſegeld zu verſchaffen. Jetzt aber quält mich die Ungewißheit, ob die Franzoſen ihn losgelaſſen, oder ob ſie ihn ermordet haben, um ihre Räuberei zu verhehlen, und ich werde meine Reiſe nicht mehr ſo fröhlich fortſetzen, als ich ſie angetreten habe, ſondern mit Kummer und Betrübniß im Herzen. O mein guter Bruder! wüßt' ich nur jetzt, wo du biſt, ſo würde ich dich aufſuchen, und nicht ruhen, bis ich deiner Trübſal abgeholfen, wenn ich ſelbſt auch für dich leiden müßte. O wenn doch Jemand unſerm alten Vater die Nachricht brächte, daß du noch lebteſt! wäre es auch in den finſtern Kerkern der Berberei, ſo

würden seine Reichthümer und die Reichthümer deiner Brüder dich daraus erlösen. O liebenswürdige und edelmüthige Zoraide! könnten wir dir doch die Wohlthat vergelten, die du unserm Bruder erzeigt hast! könnten wir doch gegenwärtig seyn, wenn deine Seele wiedergeboren wird, und eine Vermählung feiern, die uns alle so glücklich machen würde!"

Diese und andre Worte des Oberrichters zeugten von so inniger Theilnahme an den Schicksalen seines Bruders, daß alle Anwesenden von seiner Bekümmerniß tief gerührt wurden. Da nun der Pfarrer fand, daß Alles nach seinem und des Hauptmanns Wunsche ging, so wollte er die Gesellschaft nicht lange in dieser wehmüthigen Stimmung lassen, sondern stand vom Tische auf, ging zu Zoraiden hinein, nahm sie bei der Hand, faßte mit der andern den Arm des

Hauptmanns, und führte Beide, gefolgt von Lucinden, Dorothea und der Tochter des Oberrichters, heraus zu dem Letztern und zu der übrigen Gesellschaft. „Trocknet Eure Thränen, Herr Oberrichter," sprach er, „und erfreut Euch des Glücks, welches Ihr so sehnlich wünscht. Hier seht Ihr Euren guten Bruder und Eure liebenswürdige Schwägerin. Dieser hier ist der Hauptmann Viedma, und diese die schöne Maurin, welche so viel für ihn gethan hat. Die Franzosen, von denen ich Euch erzählte, versetzten sie beide in die kümmerlichen Umstände, worin sie vor Euch erscheinen, damit Ihr Gelegenheit hättet, ihnen Beweise Eurer großmüthigen Gesinnung zu geben."

Der Hauptmann eilte seinem Bruder in die Arme. Dieser legte ihm beide Hände auf die Brust, um ihn recht zu betrachten, und da er ihn bald an seinen Gesichtszügen erkannte, schloß er ihn mit solcher Innigkeit in die Arme und vergoß so herzliche Freudethränen, daß die meisten Anwesenden mit ihm weinen mußten. Die zärtlichen Gefühle, welche beide Brüder einander durch Worte und Handlungen zu erkennen gaben, lassen sich kaum nachempfinden, geschweige beschreiben. Kurze Mittheilungen der Begebenheiten ihres Lebens wurden beständig unterbrochen durch Aeußerungen ihrer brüderlichen Liebe; bald umarmte der Oberrichter Zoraide und bat sie, über sein Vermögen zu gebieten, bald führte er seine Tochter in ihre Arme, und man sah die schöne Maurin ihre Thränen mit den Thränen der liebenswürdigen Christin vermischen.

Don Quixote verlor sich staunend und schweigend in Betrachtung über diese wunderbaren Ereignisse, und ermangelte nicht, sie insgesammt auf Rechnung des abenteuernden Ritterthums zu setzen.

Man ward einig, der Hauptmann solle mit Zoraide umkehren und in Gesellschaft des Oberrichters nach Sevilla gehen, und dem alten Vater solle ihre Befreiung und ihre Ankunft gemeldet und die Bitte geäußert werden, bei Zoraidens Taufe und Vermählung

gegenwärtig zu ſeyn; denn der Oberrichter konnte ſeinen Reiſeplan nicht ändern, weil er Nachricht hatte, daß binnen einem Monat eine Flotte von Sevilla nach Neuſpanien abgehen werde, welche Gelegenheit er nicht verſäumen durfte. Alle Uebrigen vereinigten ſich, dem Hauptmanne ihre Freude über die glückliche Veränderung ſeiner Umſtände zu bezeigen; und da nunmehr die Nacht ſchon bald verſtrichen war, ſo wurde beſchloſſen, den übrigen Theil derſelben der Ruhe zu widmen.

Don Quixote erbot ſich, das Schloß zu bewachen, damit nicht irgend ein Rieſe oder ſonſt ein umherſtreichender Unhold ſich's einfallen laſſe, den großen Schatz von Schönheit zu ſtehlen, welchen daſſelbe in ſich faßte. Diejenigen, die ihn kannten, bezeigten ihm ihre Dankbarkeit, und ſchilderten gelegentlich dem Oberrichter ſeine ſonderbare Schwärmerei, welche dieſen nicht wenig beluſtigte. Sancho Panſa war der Einzige, der vor Unmuth außer ſich war, weil man erſt ſo ſpät ſchlafen ging; doch dafür war auch ſein Lager das beſte von allen, denn er legte ſich auf den weichen Saumſattel ſeines Eſels, mußte aber theuer genug dafür bezahlen, wie man in der Folge ſehen wird. Nachdem hierauf die Frauenzimmer ſich in ihre Kammer begeben, und die Herren ſich, ſo gut ſie konnten, gebettet hatten, ging Don Quixote hinaus, um vor dem Schloſſe verſprochenermaßen Schildwache zu halten.

Nicht lange vor Anbruch der Morgenröthe hörten die Damen eine volltönende und überaus angenehme Stimme, welche ſie alle aufmerkſam machte, beſonders Dorotheen, die noch ganz munter war, und an deren Seite Donna Clara von Viedma, die Tochter des Oberrichters, ſchlummerte. Niemand konnte errathen, wer der angenehme Sänger ſey, deſſen Geſang von keiner andern Stimme, noch von einem Inſtrumente begleitet ward, und der ſich, wie es ſchien, bald im Hofe, bald im Stalle hören ließ. Indem ſie mit geſpannter Neugier horchten, klopfte Cardenio an die Thüre und rief: „Wer nicht ſchläft, höre zu, denn ihr werdet einen Maulthiertreiber hören, der bezaubernd ſchön ſingt!“

„Wir hören schon, mein Herr," sagte Dorothea; und Cardenio entfernte sich wieder. Dorothea horchte mit gespannter Aufmerksamkeit und vernahm folgendes Lied.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Die anmuthige Geſchichte von dem Eſelstreiber, nebſt andern ſeltſamen Auftritten in dem Wirthshauſe.

Ich ſchiff' auf tiefem Meere,
Es iſt das Meer der Liebe,
Schiff' ohne Raſt, ohn' Hoffnung,
Je einen Port zu finden.

Folg' ſchiffend einem Sterne,
Der fernher lieblich ſchimmert:
So hell, ſo rein, ſo glänzend
Sah Palinurus keinen.

Wohin er führt, nicht weiß ich's,
Ich ſchiff' nur immer weiter,
Den Blick nach ihm gerichtet,
Bald froh, bald voller Sorgen.

Ein ängſtlich ſprödes Weſen
Und übertriebne Strenge
Verhüllen mir als Wolken
Die Leuchte meiner Seele.

O Stern voll sanfter Klarheit,
Von dessen Licht ich lebe,
Sobald du mir entschwindest,
Schlägt meine letzte Stunde!

Als der Sänger so weit gesungen hatte, wollte Dorothea gerne der Donna Clara das Vergnügen gönnen, die schöne Stimme mit anzuhören, weckte sie demnach und sagte: „Verzeihen Sie, liebes Kind, daß ich Sie wecke, um Sie eine Stimme hören zu lassen, die so angenehm ist, wie Sie vielleicht noch keine in Ihrem Leben gehört haben.“

Clara erwachte, allein noch halb schlaftrunken, verstand sie anfänglich nicht, was Dorothea sagte, sondern bat sie, es zu

wiederholen, worauf ſie endlich aufmerkſam ward; aber kaum hatte ſie ein paar Verſe von dem Liede gehört, in welchem der Sänger noch fortfuhr, ſo überfiel ſie ein ſo ſtarkes Zittern, als wenn ſie im Fieber läge. Sie ſchmiegte ſich an Dorothea und ſagte: „Ach, meine Theuerſte, warum haben Sie mich geweckt? Es wäre in dieſem Augenblicke das größte Glück für mich, wenn meine Augen und Ohren verſchloſſen wären, damit ich nur dieſen bedauernswürdigen Sänger weder hören, noch ſehen möchte.“

„Was ſagen Sie, mein Kind?“ ſprach Dorothea. „Es ſoll ja nur einer von den Eſelstreibern ſeyn, welcher ſingt.“

„Nein, er beſitzt Landgüter,“ erwiderte Donna Clara, „und überdies einen Platz in meinem Herzen, den ihm, falls er nicht ſelbſt drauf verzichtet, in Ewigkeit Niemand entreißen wird.“

Dorothea verwunderte ſich über die Wärme, mit welcher das junge Mädchen ſich ausdrückte, da jene weit über ihr zartes Alter hinauszugehen ſchien. „Sie reden in Räthſeln, liebe Donna Clara,“ ſagte ſie, „die ich nicht verſtehe; erklären Sie ſich deutlicher; was meinen Sie mit dem Herrn, der Gewalt über Landgüter und Herzen hat, und mit dem Sänger, deſſen Stimme Sie ſo ſehr beunruhigt? Doch warten Sie lieber noch ein wenig, ſo gern ich Ihnen auch Ihre Unruhe benehmen möchte, ſo ungern möchte ich doch das Vergnügen entbehren, den Sänger zu vernehmen, der, wie mir dünkt, ſich eben anſchickt, ein neues Lied zu ſingen.“

„In Gottes Namen!“ ſprach Donna Clara, und hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu, worüber Dorothea ſich noch mehr verwunderte. Dieſe hörte indeſſen dem Sänger zu, wie er das folgende Lied ſang:

O Hoffnung, die mich leitet
Auf ſteiler, dornenvoller Bahn,
Die raſtlos weit und weiter ſchreitet
Zum ſelbſtgewählten Ziel hinan,
Harr' aus! du wirſt mir's noch erwerben,
Siehſt du gleich vor dir nur Verderben.

Dem wird kein Kranz zu Theile,
Der träger Ruhe nur ſich weiht,
Und fern iſt noch von ſeinem Heile,
Wer nicht die Stirn dem Schickſal beut:
Sich bettend auf dem Sinnenpfühle,
Erliegt er trügriſchem Gefühle.

Daß nur zu hohem Preiſe
Man Liebe kauft, iſt recht und klar:
Das Schönſte auf dem Erdenkreiſe
Wägt Amors Wage ja uns dar:
Was leichten Kaufs davongetragen,
Wird auch gering nur angeſchlagen.

Unmögliches vollbringen
Kann, wer von Amors Flammen brennt:
Beharrlich kühn will ich erzwingen
Das Schwerſte, was die Liebe kennt;
Sollt' ich den Himmel drob verſcherzen,
Nichts reißt dies Ziel mir aus dem Herzen.

Hier ſchwieg der Sänger, und Donna Clara fing auf's Neue an zu ſchluchzen. Dorothea ward dadurch noch neugieriger, die Veranlaſſung eines ſo lieblichen Geſangs und ſolcher bittern Thränen zu erfahren. Sie fragte demnach Clara nochmals, was ſie mit den vorhin geſagten Worten gemeint habe. Donna Clara ſchloß ſie feſt in die Arme, legte ihren Mund an Dorotheas Ohr, um nicht von Lucinden gehört zu werden, und flüſterte ihr zu: „Liebe Freundin, dieſer Sänger iſt der Sohn eines arragoniſchen Edelmanns, welcher zwei Dörfer beſitzt und in Madrid dem Hauſe meines Vaters gegenüber wohnte. Die Fenſter unſrer Häuſer waren zwar beſtändig im Winter mit Vorhängen und Sommers mit Gittern verſehen; aber dennoch hatte mich dieſer junge Edelmann, ich weiß nicht, wie oder wo? in der Kirche oder an einem andern Orte? geſehen. Genug, er verliebte ſich in mich,

und gab mir dies durch so viele zärtliche Geberden und Thränen von seinem Fenster aus zu erkennen, daß ich ihm glauben und auch gut werden mußte, obgleich ich nicht recht wußte, was er von mir verlangte. Unter andern Zeichen, die er mir gab, legte er auch bisweilen die Hände fest ineinander, woraus ich schloß, daß er mich zu

heirathen wünſche. Das wäre mir nun zwar recht geweſen; weil ich aber keine Mutter hatte, mit der ich mich darüber berathſchlagen konnte, ließ ich es dabei bewenden, und gab ihm keine andre Aufmunterung, als daß ich, wenn unſre beiden Väter nicht zu Hauſe waren, den Vorhang oder das Gitter ein wenig aufhob und mich vor ihm ſehen ließ, worüber er denn immer eine Freude bezeigte, als ob er närriſch werden wollte. Indeß kam die Abreiſe meines Vaters heran, und er hörte davon, aber nicht durch mich, denn ich hatte nie Gelegenheit,

es ihm zu ſagen. Er ward krank, ich glaube, vor Betrübniß, und folglich bekam ich ihn am Tage unſrer Abreiſe nicht zu ſehen und konnte nicht einmal durch Blicke von ihm Abſchied nehmen. Allein ein paar Tage nach unſrer Abfahrt, als wir eine Tagreiſe von hier in einer Herberge einkehrten, ſah ich ihn vor der Hausthüre ſtehen, natürlich wie ein Saumer gekleidet, ſo daß ich ſelbſt ihn nicht würde erkannt haben, wenn mir ſein Bild nicht ſo tief in's Herz geprägt wäre. Ich erkannte ihn, wunderte mich und freute mich. Er ſah mich nur an, wenn mein Vater es nicht bemerkte, deſſen Blicken er immer ausweicht, wenn er unterwegs oder in den Herbergen, wo wir einkehren, an uns vorbeigeht. Da ich nun weiß, wer er iſt, und daß er bloß aus Liebe zu mir ſolche lange Reiſen zu Fuß macht, ſo betrübt mich das ſehr, und meine Augen ſind immer auf ſeine Fußſtapfen geheftet. Ich weiß nicht, in welcher Abſicht er gekommen iſt, und wie er ſeinen Vater ſo hat verlaſſen können, der ihn außerordentlich liebt, weil er ſein einziger Sohn iſt, und weil er es auch verdient, wie Sie ſelbſt geſtehen würden, wenn Sie ihn ſähen. Und ich kann Ihnen ſagen, Alles, was er da ſingt, das macht er aus ſeinem eignen Kopf, und man hat mir geſagt, daß er ein ſehr geſchickter Student und Dichter ſey. Was das Schlimmſte iſt, jedesmal, wenn ich ihn ſehe oder ihn ſingen höre, ſo zittre und bebe ich immer vor Angſt, daß mein Vater ihn erkennen und hinter das Geheimniß unſrer Wünſche kommen werde. Ich habe ihm zwar in meinem Leben noch kein Wort geſagt, aber dennoch habe ich ihn ſo lieb, daß ich ohne ihn nicht werde leben können. Das iſt Alles, was ich Ihnen von dieſem Sänger zu ſagen weiß, deſſen Stimme Ihnen ſo ſehr gefallen hat. Schon dieſe allein könnte Sie überzeugen, daß er kein Eſelstreiber iſt, ſondern ein Herr, der über Landgüter und Herzen gebieten kann, wie ich geſagt habe."

„Sagen Sie nun nichts mehr, liebe Donna Clara," ſprach Dorothea und küßte ſie tauſendmal. „Warten Sie nur bis es Tag wird, ſo hoffe ich mit Gottes Hilfe Ihre Angelegenheiten zu einem ſo glücklichen Ende zu leiten, als der unſchuldige Anfang es verdient."

„Ach nein," seufzte Donna Clara; „wie kann ich ein glückliches Ende erwarten, da sein Vater so reich und so vornehm ist, daß er meinen wird, ich verdiene kaum, die Magd, vielweniger die Gemahlin seines Sohns zu seyn? Und ohne Wissen und Willen meines Vaters würde ich um Alles in der Welt nicht heirathen. Ich wünschte nur, daß dieser Jüngling von mir abließe und umkehrte; denn wer weiß, ob mir nicht leichter würde, als mir jetzt ist, wenn ich ihn nicht mehr sähe und weit von ihm wegreiste? Und doch muß ich gestehen, daß ich mir auch von diesem Mittel nur wenig Hilfe verspreche. Ich weiß auch gar nicht, wer Teufel es gemacht hat, daß ich ihm so sehr gut geworden bin, da ich noch so jung bin und er ebenfalls; denn ich glaube gewiß, wir sind von gleichem Alter, und ich bin noch nicht volle sechzehn Jahre alt, sondern wie mein Vater sagt, werde ich erst künftigen Michaelistag sechzehn werden."

Dorothea mußte lächeln über die kindliche Unschuld, mit welcher Donna Clara sich ausdrückte. „Lassen Sie uns nur den kleinen Rest der Nacht verschlafen, meine Liebe!" sagte sie. „Morgen früh denke ich, so Gott will, Rath zu schaffen, oder es müßte mir schlecht von statten gehen."

Damit begaben sie sich beide zur Ruhe, und in der Schenke herrschte nunmehr überall die tiefste Stille. Nur die Tochter der Wirthin und Maritornes schliefen nicht, sondern weil sie wußten, von welcher Thorheit der Ritter angesteckt war, und daß er draußen in voller Rüstung zu Pferde Schildwache hielt, so nahmen sie sich vor, ihm einen Streich zu spielen, oder sich wenigstens einstweilen die Zeit zu vertreiben und seine Narrheiten anzuhören.

Im ganzen Hause war auf der Seite gegen das Feld hinaus kein Fenster, sondern nur ein Loch an dem Heuboden, durch welches man das Stroh hinunterwarf. An dieses Loch machten sich die beiden Fräulein von der Schenke, sahen hinaus, erblickten den Ritter zu Pferde, unbeweglich auf seine Lanze gelehnt, und hörten von Zeit zu

Zeit ſo herzbrechende Seufzer von ihm, als wollte er den Geiſt aufgeben. Zuweilen brach er mit ungemein zärtlicher und ſanfter Stimme aus: „O meine Gebieterin, Fräulein Dulcinea von Toboſo, Gipfel aller Schönheit, Schatz aller Klugheit und Vernunft, Inbegriff aller Holdſeligkeit und guter Sitte, Ausbund aller Ehrbarkeit und Tugend, höchſte Idee alles Ehrbaren, Nützlichen und Angenehmen in der Welt! o, was wirſt du jetzt machen? denkſt du vielleicht an den liebesgefangnen Ritter dein, der ſo viele Gefahren, bloß dir zum Dienſte, freiwillig übernimmt? O holde Luna, Göttin mit dem dreifachen Geſicht, gib mir doch jetzt einige Nachricht von ihr. Vielleicht blickſt du jetzt, ihre Schönheit beneidend, auf ſie herab, wie ſie in einer Galerie ihres prächtigen Palaſtes luſtwandelt, oder wie

sie, mit ihrer schönen Brust halb über das Geländer eines Balkons gelehnt, darauf sinnt, in welcher Weise sie, ihrer Tugend und Keuschheit unbeschadet, die Martern lindern wolle, welche mein kummervolles Herz um ihretwillen leidet, wie glorreich sie meine Schmerzen enden, meinen Kummer stillen, mein Leben vom Tode erretten und meine treuen Dienste belohnen will? Und du, Phöbus, der du gewiß schon deine Pferde anspannest, um früher auszufahren, damit du meine Göttin sehen mögest, sag' ihr, ich bitte dich, sobald du sie erblickst, meinen Gruß; aber hüte dich, sie zu küssen; denn ich würde dann eifersüchtiger auf dich seyn als du auf jene leichtfüßige Undankbare, der du schwitzend und keuchend durch die thessalischen Felder bis an die Ufer des Peneus, oder wohin es sonst war, — denn genau entsinne ich mich des Namens jetzo nicht, — aus Liebe und Eifersucht nachliefest."

So weit war Don Quixote in seiner traurigen Liebesklage gekommen, als die Wirthstochter ihm winkte und ganz leise zurief: „Herr Ritter, seyd doch so gütig und kommt ein wenig näher!" Auf diesen Zuruf kehrte sich Don Quixote um, und sah beim hellen Mondlicht, wie man ihm aus dem Bodenloch zuwinkte, welches ihm wenigstens ein großes Prachtfenster mit goldnen Gittern zu seyn schien, dergleichen für solche Schlösser passen, als in seinen Gedanken die Schenke eines war. Sogleich stellte ihm seine überspannte Phantasie wie ehedem vor, das schöne Fräulein, Tochter des Herrn dieses Schlosses, sey in Liebe zu ihm entbrannt und komme, ihn um Erhörung zu bitten. In diesen Gedanken wendete er den Rozinante, und ritt, um nicht unhöflich zu seyn, hin unter das Bodenloch. Als er nun die beiden Mädchen erblickte, sprach er: „Es thut mir in der Seele leid, schönes und gnädiges Fräulein, daß Ihr Euren verliebten Sinn auf einen Gegenstand gerichtet habt, der Eure Trefflichkeit und Liebreizungen so wenig belohnen kann. Klaget deßhalb ja nicht diesen armen verliebten Ritter an, dem es die Liebe unmöglich macht, seinen Sinn und Willen auf eine Andre, als diejenige zu lenken, welche in dem Augenblicke, da seine Augen zuerst sie sahen, Selbstherrscherin seiner Seele wurde. Verzeiht mir, gnädiges

Fräulein, zieht Euch zurück in Euer Zimmer, zeigt mir Eure Gunst nicht weiter, daß ich nicht noch undankbarer seyn muß. Findet Ihr aber vermöge Eurer Liebe zu mir noch etwas außer Liebe, womit ich Euch dienen kann, so gebietet, und ich schwöre bei dieser meiner abwesenden Feindin, es Euch auf der Stelle zu gewähren, wär es auch ein Zopf vom Schlangenhaare der Medusa, oder die Strahlen der Sonne in einer Flasche."

„Mein gnädiges Fräulein bedarf Alles dessen nicht, Herr Ritter," versetzte Maritornes.

„Und was verlangt sie denn sonst, liebe Frau Oberhofmeisterin?" fragte Don Quixote.

„Nichts als eine von Euren schönen Händen," sprach Maritornes, um ihre Liebesglut zu kühlen, welche sie mit Gefahr ihrer Ehre hieher an dieses Fenster treibt; denn erführe es ihr Herr Vater, gewiß, er schnitte ihr wenigstens die Ohren ab."

„Das wollt' ich doch wohl sehen," versetzte Don Quixote; „er soll es gewiß bleiben lassen, wenn er nicht das schrecklichste Ende nehmen will, so jemals ein Vater unter der Sonne hatte, der seine Hände an die zarten Glieder seiner verliebten Tochter legte."

Maritornes fand den Ritter sehr geneigt, ihre Bitte zu erfüllen und seine Hand herzureichen. Sogleich fiel ihr ein Streich ein, den sie ihm spielen wollte; sie lief daher eiligst hinunter in den Stall, holte die Halfter von Sanchos Esel und sprang wieder hinauf an ihr Bodenloch. Der Ritter war indeß in die Höhe gestiegen und stand mit den Füßen im Sattel seines Rozinante, um hinauf in das Fenster zu langen und dem liebeskranken Fräulein seine Hand zur Linderung ihrer Schmerzen zu reichen. „Hier, schönstes Fräulein," sprach er, indem er sie hinreichte, „nehmt diese Hand, oder besser zu sagen, diese Geißel aller Böswichter auf Erden. Nehmt, sage ich, diese Hand, in welche noch kein Weib die ihrige gelegt hat,

ſelbſt die nicht, welche doch unumſchränkte Beſitzerin meines ganzen Leibes iſt. Nicht zum Kuſſe reiche ich ſie Euch, ſondern damit Ihr das Gewebe ihrer Nerven, die Gedrungenheit ihrer Muskeln, ihre

großen ſtrotzenden Adern bewundern und daraus ſchließen könnet, was für Stärke der Arm beſitze, dem dieſe Hand zugehört." — „Das wollen wir gleich ſehen!" ſprach Maritornes, warf ihm damit eine Schlinge, die ſie am Halfterſtricke gemacht hatte, um die Fauſt und band den Halfter mit dem andern Ende an einem Riegel der Heubodenthüre feſt.

Don Quixote, der den rauhen Strick um ſeine Hand fühlte, ſprach ganz betroffen: „Wie, gnädiges Fräulein, ſcheint es doch, als wolltet Ihr meine Hand eher wund reiben, als ſtreicheln? Laßt ſie die Strenge nicht entgelten, die ich Euch erzeigen muß: ſie hat keinen Theil daran, und es wäre ungerecht von Euch, wenn Ihr gegen einen ſo kleinen Theil meines Leibes Euren ganzen Zorn auslaſſen wolltet. Wer wahrhaftig liebt, kann ſich nie ſo grauſam rächen." Aber keine Seele hörte unſers armen Ritters Klagen; denn ſobald ihn Maritornes feſtgebunden hatte, lief ſie mit ihrer Gefährtin davon, ließ den guten Junker hängen, und wollte ſich mit der Andern faſt todt über den Streich lachen, den ſie ihm geſpielt.

So ſtand nun, wie geſagt, Ritter Don Quixote auf ſeinem Rozinante da, hatte den Arm feſtgebunden im Bodenloche ſtecken, und ſchwebte in ſchrecklicher Angſt, Rozinante möchte unter ihm weggehen und ihn an der Hand in der Luft hängen laſſen. Aus dieſer Furcht traute er ſich nicht, die geringſte Bewegung zu machen, ungeachtet er von der Geduld und Sanftmuth des guten Rozinante hätte ſicher hoffen können, daß er ein ganzes Jahrhundert hindurch wie ein Stein auf einer Stelle würde geſtanden haben. Da ſich nun Don Quixote ſo angebunden und beide Damen verſchwunden ſah, bildete er ſich feſt ein, es müſſe abermals eine Art von Verzauberung ſtattfinden, dergleichen er ſchon mehr in dieſem Kaſtell erfahren hatte, wie z. B. die letzte Prügelſuppe von dem in einen Mohren verzauberten Eſelstreiber, und verwünſchte daher im Herzen ſeine Unvorſichtigkeit, daß er's zum zweitenmale gewagt, in ein Kaſtell zu gehen, woraus er ſchon das erſtemal ſo übel weggekommen, da es doch Regel der fahrenden Ritter iſt, ein Abenteuer, welches ihnen zum erſtenmale mißlungen, als für einen Andern aufgehoben zu betrachten, und daher nicht mehr zu beſtehen. Trotz dem zerrte er an ſeinem Arme, ob er

sich nicht losmachen könne, aber Maritornes hatte ihn so fest gebunden, daß Alles vergeblich war. Freilich mußte er auch mit Vorsicht ziehen, damit Rozinante sich nicht rühre; sich auf den Sattel niederzulassen, war ihm ganz unmöglich, keine andre Wahl blieb also übrig, als stehen zu bleiben oder sich den Arm auszureißen. Bald ergoß er sich in Klagen über den Verlust, welchen die Welt erleide, weil er so lange verzaubert dastehen müsse; denn daß er verzaubert sey, darüber war er im Reinen; bald rief er seinem getreuen Knappen, der im tiefen Schlaf auf seinem Saumsattel schnarchte und nicht einmal an die Mutter dachte, die ihn geboren, bald bat er den weisen Lirgandeo oder den Alquife um Hilfe, bald ersuchte er seine Freundin Urganda, ihm beizustehen.

So fand ihn endlich die Morgenröthe, und jetzt brüllte er vor Scham und Verzweiflung wie ein Stier, und gab alle Hoffnung auf, daß der anbrechende Tag ihm Erlösung bringen werde. Denn er hielt seine Zauberei für eine ewige, und zwar um so sicherer, weil Rozinante sich im Geringsten nicht bewegte, so daß er des Glaubens ward, er selbst und sein Gaul müßten in dieser Stellung, ohne zu essen und zu trinken, stehen bleiben, bis der Einfluß seines bösen Sterns vorübergehe, oder bis ein geschickter Zauberer den Zauber wieder löse. Er irrte jedoch in seiner Rechnung; denn als es kaum anfing zu tagen, kamen vier wohlgekleidete und wohlberittene, mit Feuerrohren bewaffnete Männer vor dem Wirthshause an. Sie klopften heftig an die noch verschlossene Thüre. Don Quixote, welcher trotz seiner Lage nicht vergaß, daß er auf der Schildwache stand, rief ihnen gebieterisch zu: „Ihr Ritter oder Knappen, oder wer ihr sonst seyd, habt hier nicht an das Thor dieses Kastells zu klopfen; denn ihr selbst müßt wohl wissen, daß um diese Stunde diejenigen, die darin sind, entweder noch schlafen, oder daß es wenigstens nicht Sitte ist, die Thore solcher Festungen zu öffnen, ehe die Sonne den ganzen Weltraum erleuchtet. Weichet zurück und erwartet den hellen Tag, so wollen wir sehen, ob man euch einlassen soll oder nicht!“

„Wo zum Teufel gibt's hier ein Kastell oder eine Festung, wegen deren wir viele Umstände machen sollten?“ fragte einer von den Reitern. „Seyd Ihr der Wirth, so laßt aufmachen. Wir sind

Reiſende, und wollen hier nur unſern Pferden ein Futter geben und weiter reiten, denn wir haben Eile."

„Meint Ihr denn, Ritter, daß ich einem Gaſtwirth ähnlich ſehe?" fragte Don Quixote.

„Wem Ihr ähnlich ſeht, weiß ich nicht," ſprach der Reiter; „aber das weiß ich, daß Ihr tolles Zeug ſchwatzt, wenn Ihr dieſe Kneipe ein Kaſtell nennt."

„Ein Kaſtell iſt's," erwiderte Don Quixote, „und eins von den beſten in der ganzen Provinz, und es ſind Perſonen darin, die wohl Kronen auf dem Haupte getragen und Scepter in den Händen geführt haben."

„Sage lieber: das Scepter auf dem Kopf und die Krone in der Hand," verſetzte der Reiter. „Am Ende liegt hier vermuthlich ein Trupp wandernder Schauſpieler, bei denen die Krone und Scepter, wovon Ihr ſchwatzt, nichts Seltnes ſind. In eine winzige Kneipe, wie dieſe, wo man keinen Laut hört, werden wohl keine Perſonen einkehren, die Scepter und Kronen verdienen."

„Ihr wißt wenig von der Welt Lauf," ſprach Don Quixote, „weil Ihr nicht mit den Begebenheiten bekannt ſeyd, die fahrenden Rittern zuſtoßen."

Die Reiter wurden des Schwatzens müde und klopften auf's Neue ſo laut, daß der Wirth ſammt Allen, die in der Schenke waren, aufwachte, und ſich erhob, um zu ſehen, wer anklopfe. Unterdeſſen traf es ſich, während Rozinante traurig und niedergeſchlagen, mit geſenkten Ohren, unbeweglich unter ſeinem unglücklichen Herrn daſtand, daß eine von den Stutten der Reiter ſich ihm näherte und ihn beroch. Weil er nun auch von Fleiſch und Bein war und nicht von Holz, wie er wohl zu ſeyn ſchien, ſo konnte er nicht umhin, ſich zu fühlen, und die Artigkeit derjenigen, die ihn berochen hatte, zu erwidern. Kaum hatte er ſich nur ein wenig von der Stelle bewegt, ſo glitſchten Don Quixotes Füße vom Sattel herab, und er würde zur Erde gefallen ſeyn, wäre er nicht beim Arme hängen geblieben. Dies verurſachte ihm jedoch einen ſo heftigen Schmerz, daß er meinte, die Hand ſey ihm abgehanen oder der Arm ausgeriſſen; denn er kam dem Boden ſo nahe, daß ihn die Spitzen ſeiner Zehen

berührten, und dies war für ihn deſto ſchlimmer; denn weil er empfand, wie wenig ihm noch fehlte, um die Füße ganz auf die Erde zu bringen, ſo gab er ſich alle Mühe, ſich zu recken und zu ſtrecken, um den Erdboden zu erreichen, ſo wie einer, den man auf der Folter in die Höhe zieht, ſeine Marter dadurch vermehrt, daß er vergeblich ſtrebt, ſeine Füße zur Erde zu bringen, zu welcher ſie faſt hinabreichen.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke.

Entſetzlich ſchrie Don Quixote, ſo daß der Wirth ganz erſchrocken die Thüre öffnete und hinauslief, um zu ſehen, wer dieſes Geſchrei erhebe; und auch diejenigen, welche draußen waren, eilten hinzu. Maritornes, die von dem Lärmen bereits erwacht war, konnte ſich die Urſache leicht erklären, lief daher geſchwind nach dem Heuboden, ohne daß es Jemand gewahr ward, und machte die Halfter los, woran Don Quixote hing, der hierauf den Augenblick zu Boden fiel. Der Wirth und die Reiſenden traten zu ihm und fragten, was ihm fehle, daß er ſo gewaltig ſchreie. Ohne ein Wort zu erwidern, ſtreifte er den Strick von der Hand, ſtand auf, ſchwang ſich auf ſeinen Rozinante, warf ſeine Tartſche vor, legte die Lanze ein, ritt eine Strecke in's Feld, kam in kurzem Galopp zurück und rief: „Wer da behauptet, daß ich mit Recht angezaubert geweſen, dem ſage ich, daß er lügt und daß ich ihm hiemit Trotz biete und ihn zum Kampf ausfordre, wenn die Prinzeſſin Micomicona mir es erlaubt!“

Die neuen Gäste verwunderten sich über Don Quixotes Reden; der Wirth half ihnen aber aus dem Traume, indem er zu verstehen gab, wen sie vor sich hätten, und sie bat, sich nicht an ihn zu kehren, weil er nicht recht gescheit sey. Sie fragten hierauf den Wirth, ob nicht ein Jüngling von ungefähr fünfzehn Jahren in sein Haus gekommen sey, der sich wie ein Eselstreiber verkleidet habe, und den sie ihm völlig so bezeichneten, wie Donna Claras Liebhaber gekleidet ging. Der Wirth antwortete, es seyen so viele Fremde in seinem Hause, daß er denjenigen, welchen sie ihm beschrieben, nicht bemerkt habe. Unterdeß hatte doch Einer von ihnen den Reisewagen gesehen, worin der Oberrichter gekommen war. „Gewiß, er ist hier," sagte dieser zu seinem Kameraden, „denn hier steht der Wagen, dem er immer nachfolgen soll. Laßt Einen von uns an der Thüre bleiben, während die Andern hineingehen und ihn aufsuchen. Es kann auch wohl Einer draußen verweilen, damit er nicht über die Hofmauer entspringt." Zwei von ihnen gingen hierauf in's Haus, Einer blieb an der Thüre, und ein Anderer ging draußen auf und ab, welches Alles dem Wirthe sehr auffiel, weil er nicht wußte, was die Haussuchung bedeuten solle, obwohl er vermuthete, daß sie den Jüngling suchten, welchen sie ihm beschrieben hatten.

Da es nun völlig Tag geworden war, und Don Quixote so großen Lärm gemacht hatte, so wachten bereits Alle und standen auf. Auch Donna Clara und Dorothea verließen ihr Lager, obgleich sie beide wenig geschlafen hatten, die eine vor Unruhe, weil ihr Liebhaber so nahe bei ihr war, und die andere vor Neugier, ihn zu sehen. Da Don Quixote sah, daß keiner von den vier Reisigen sich um ihn bekümmerte oder ihm auch nur antwortete, wollte er vor Zorn und Verdruß rasend werden, und wenn er nur geglaubt hätte, daß nach den Rittergesetzen ein fahrender Ritter sich mit Fug in ein neues Abenteuer einlassen könne, nachdem er versprochen, sich mit keinem andern abzugeben, bis das bereits übernommene bestanden wäre, so würde er sie alle angegriffen und genöthigt haben, ihm auch wider Willen zu antworten. Weil er aber glaubte, es zieme sich nicht für ihn, etwas Neues zu unternehmen, bevor er die Prinzessin Micomicona in ihr Reich eingesetzt, so schwieg er und

verhielt ſich ruhig, in Erwartung deſſen, was aus den Nachſuchungen der Fremden würde. Einer von dieſen fand den Jüngling, den ſie ſuchten, wie er eben neben einem Eſelstreiber ſchlief, ohne ſich träumen zu laſſen, daß man ihn hier ſuchen, und noch weniger, daß man ihn finden werde. Der Menſch ſchüttelte ihn beim Arm und ſagte:

„Wahrlich, Don Louis, das Kleid, welches Ihr tragt, ſchickt ſich trefflich für einen jungen Herrn von Eurem Stande, und das Lager, worauf ich Euch treffe, paßt ſehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat.“

Der Jüngling rieb ſich den Schlaf aus den Augen und ſah demjenigen, der ihn beim Arm gefaßt hatte, ſteif in's Geſicht. Wie er ihn für einen Bedienten ſeines Vaters erkannte, erſchrack er ſo ſehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte; der Bediente aber fuhr fort und ſagte: „Hier iſt nichts Anderes zu thun, Don Louis, als Euch geduldig zu ergeben und nach Hauſe zu kehren, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater aus der Welt gehe; denn Geringeres läßt uns ſein Gram über Eure Entweichung nicht befürchten.“

„Wie hat denn mein Vater erfahren,“ fragte Don Louis, „daß ich dieſen Weg, und zwar in dieſer Verkleidung genommen habe?“

„Ein Student," ſagte der Bediente, „dem Ihr Eure Abſicht entdeckt habt, hat es ihm geſagt, aus Mitleiden mit dem Kummer, den Euer Vater empfand, als er Euch vermißte. Derſelbe ſchickte ſogleich vier von ſeinen Bedienten ab, um Euch aufzuſuchen, und wir freuen uns außerordentlich, daß wir ſo glücklich zurückkehren und Euch demjenigen wieder bringen werden, der ſo große Sehnſucht nach Euch fühlt."

„Das wird davon abhängen," erwiderte Don Louis, „ob ich es für gut finde, und wie es der Himmel fügt."

„Was anders könnt Ihr für gut finden," verſetzte der Bediente, „und was kann der Himmel anders wollen, als daß Ihr Euch bequemt, zurückzukehren, da es durchaus nicht anders ſeyn kann."

Dieſe ganze Unterredung hatte der Eſelstreiber, welcher neben Don Louis lag, mit angehört. Er ſtand auf und ging hin zu Don Fernando, Cardenio und den Uebrigen, die ſich bereits angekleidet hatten, und erzählte ihnen, was vorgefallen, nämlich, daß der Bediente den Jüngling Don genannt, und daß er ihn wieder nach ſeinem väterlichen Hauſe bringen wolle, wozu aber der junge Herr keine Luſt bezeige. Dieſe Nachrichten, und der Eindruck, welchen die ſchöne Stimme des Jünglings auf ſie gemacht hatte, erregten ihre Neugier, zu erfahren, wer er wäre, und ſich ſeiner anzunehmen, falls man Gewalt gegen ihn gebrauchen wollte. Sie gingen demnach miteinander dahin, wo er noch im Wortwechſel mit ſeinem Bedienten begriffen war. Dorothea kam ebenfalls aus ihrem Zimmer und mit ihr Donna Clara in großer Unruhe. Dorothea zog den Cardenio auf die Seite und erzählte ihm mit wenigen Worten die Begebenheiten des Sängers und der Donna Clara, und er ſagte ihr wieder, was mit den Bedienten vorgefallen, die der Vater des Don Louis ausgeſandt hätte, um ihn aufzuſuchen. Er konnte ihr dies jedoch nicht ſo leiſe ſagen, daß Donna Clara nicht etwas davon verſtanden hätte, welche darüber ſo beſtürzt wurde, daß ſie hingeſunken wäre, hätte Dorothea ſie nicht gehalten. Cardenio bat deßwegen Dorothea, wieder mit ihr in die Kammer zu gehen, und verſprach ihr, Alles zu vermitteln, worauf die beiden Frauenzimmer ſich zurückbegaben.

Alle vier Bedienten, welche nach Don Louis ausgeſandt waren, hatten ſich unterdeſſen um ihn her verſammelt und redeten

ihm zu, mit ihnen zu gehen und ſeinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er durchaus nicht eher gehen werde, bis er eine gewiſſe Sache abgemacht, von welcher ſein Leben, ſeine Ehre und ſeine Glückſeligkeit abhänge. Die Bedienten ſetzten ihm hierauf noch dringender zu, und erklärten, ſie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren, und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, ſo müßten ſie ihn mit Gewalt zurückführen.

„Das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen," ſprach Don Louis, „wenn Ihr mich nicht vorher um's Leben bringt; und wenn es Euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuſchleppen, ſo würde es mir dennoch das Leben koſten."

Ueber dieſem Gezänke waren bereits alle Gäſte in der Schenke zuſammengekommen, Cardenio, Don Fernando und ſeine Begleiter, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier, und ſelbſt Don Quixote, welcher glaubte, daß das Caſtell jetzt einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geſchichte des Jünglings ſchon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum ſie darauf beſtänden, ihn wider Willen mitzunehmen.

„Weil wir wünſchen, ſeinem Vater das Leben zu friſten," antwortete Einer von ihnen, „welches die Entweichung dieſes jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier iſt nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu ſchwatzen," ſagte Don Louis. „Ich bin ein freier Mann, und gehe zurück, wenn es mir gefällt, und wenn ich nicht will, ſo darf Keiner von Euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," ſagte der Bediente; „und wenn ſie das nicht kann, ſo zwingt ſie uns, unſern Auftrag und unſere Pflicht zu erfüllen."

„Was ſoll denn das alles bedeuten?" fragte der Oberrichter.

„Ei, Herr Oberrichter" ſprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar ſeines Herrn ſehr wohl kannte, „kennen Euer Gnaden dieſen jungen Herrn nicht? Er iſt ja der Sohn Eures Nachbars, und hat ſich in dieſer Kleidung, die ſeinem Stande ſo wenig angemeſſen iſt, aus dem Hauſe ſeines Vaters entfernt."

Der Oberrichter betrachtete ihn genauer, und wie er ihn erkannte, umarmte er ihn und sagte: „Was sind das für Jugendstreiche, Don Louis? oder was für wichtige Ursachen konnten Euch bewegen, Euch in einer solchen Kleidung betreten zu lassen, die sich so wenig für Euren Stand schickt?“

Dem Jüngling kamen die Thränen in die Augen, und er konnte dem Oberrichter kein Wort erwidern. Dieser gebot den Bedienten Ruhe und versprach, Alles in Ordnung zu bringen. Hierauf nahm er den Don Louis auf die Seite und fragte ihn, warum er hieher gekommen? Doch indem er ihn hierüber und über andere Dinge befragte, entstand großer Lärm vor der Hausthüre; denn ein paar Gäste, die in der Schenke übernachtet, wurden gewahr, daß Jedermann mit seiner Neugier wegen des Jünglings und mit den vier Bedienten beschäftgit war, und wollten versuchen, sich davon zu machen, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Allein der Wirth, mehr um seine eigenen, als um anderer Leute Sachen bekümmert, hielt sie an, wie sie aus der Thüre gehen wollten, forderte sein Geld und verwies ihnen ihre Unrechtlichkeit in solchen Ausdrücken, daß sie ihm mit Faustschlägen antworteten und ihn dermaßen bearbeiteten, daß der arme Wirth genöthigt war, um Hilfe zu schreien. Die Wirthin und ihre Tochter sahen Niemand, der besser Zeit hatte, ihm beizuspringen, als Don Quixote, und die Tochter rief diesem zu: „Helfet, Herr Ritter, um der Tapferkeit willen, die Euch Gott gegeben hat! Steht meinem Vater bei, den ein paar gottlose Menschen zu Brei dreschen!“

Langsam und kaltblütig antwortete Don Quixote: „Schönes Fräulein, Euer Begehr kann dermalen nicht stattfinden, sintemal ich jetzt kein anderes Abenteuer bestehen kann, bevor ich dasjenige ausgeführt, wozu mein gegebenes Wort mich verbunden hält. Ich will Euch aber sagen, was ich für Euch thun kann: lauft und sagt Eurem Vater, er soll sich im Kampf zu halten suchen und den Sieg sich nicht entreißen lassen, derweilen ich die Prinzessin Micomicona um Erlaubniß bitte, ihm in seiner Noth beizustehen, und wenn sie mir diese nicht versagt, so seyd versichert, daß ich ihn daraus erretten werde.“

„Gott verzeih' mir!“ rief Maritornes; „ehe Euer Gnaden diese Erlaubniß bekommen, kann mein armer Herr schon in der andern Welt seyn.“

„Laßt mich die beſagte Erlaubniß nur erlangen," erwiderte Don Quixote; „denn wenn ich ſie erhalte, ſo iſt wenig daran gelegen, ob er ſchon in der andern Welt iſt, denn ich hole ihn aller Welt zum Trotz von dort zurück, oder räche Euch dermaßen an denen, die ihn dahin geſchickt haben, daß Ihr mehr als mittelmäßig mit mir werdet zufrieden ſeyn."

Ohne Weiteres ließ er ſich vor Dorothea auf ein Knie nieder, und bat nach allen Formen fahrenden Ritterthums: „Ihro Hoheit möge geruhen, ihm zu vergönnen, dem Caſtellan des Schloſſes in hartem Kampf und Drangſal zu helfen und beizuſpringen."

Die Prinzeſſin gewährte ihm ohne Schwierigkeit ſeine Bitte, worauf er ſtracks den Schild vorwarf, das Schwert ergriff und an die Thüre ging, woſelbſt die beiden Gäſte noch immer weidlich auf den Wirth losſchlugen. Wie er aber dahin kam, ſtutzte er und blieb

ſtehen. Maritornes und die Wirthin riefen ihm zu, warum er zaudere, ihrem Herrn und Ehemann beizuſtehen?

„Ich zaudere," ſprach Don Quixote, „weil es mir nicht ziemt, mein Schwert gegen Knappen zu ziehen. Ruft mir aber nur meinen Knappen Sancho her; denn ihm gebührt es, dieſe Vertheidigung und Rache zu übernehmen."

Dies alles begab ſich vor der Hausthüre, und es regnete Maulſchellen und Fauſtſchläge auf Koſten des Wirths, während die Wirthin, ihre Tochter und Maritornes vor Verdruß raſend werden wollten, daß Don Quixote müßig daſtand und ihren Ehemann, Vater und Herrn mißhandeln ließ. Wir müſſen ihn jedoch vor der Hand hier verlaſſen, und es wird ſich ja wohl Jemand finden, der ihm beiſteht; wo nicht, ſo muß er die Hand auf den Mund legen und ſich gedulden, wenn er mehr unternommen, als er ausfechten kann. Wir wollen indeß unſre fünfzig Schritte zurückgehen und hören, was Don Louis dem Oberrichter zur Antwort gab, als wir ihn mit ihm allein ließen, und als dieſer ihn fragte, warum er zu Fuß und in ſo unſchicklicher Kleidung eine ſolche Reiſe unternommen.

Der Jüngling drückte ihm mit beklommenem Herzen die Hände, und ſagte unter Vergießung häufiger Thränen: „Mein Herr, ich muß Euch nur geſtehen, von dem erſten Augenblicke an, da der gütige Himmel durch unſre nahe Nachbarſchaft mir Gelegenheit gab, Eure liebenswürdige Tochter Donna Clara zu ſehen, war ſie unumſchränkte Gebieterin über mein Herz, und wenn es Euch, mein theurer Herr und Vater, nicht zuwider wäre, ſo würde ſie von dieſer Stunde an meine Gemahlin. Um ihretwillen verließ ich das Haus meines Vaters, um ihretwillen zog ich dieſe Kleider an, um ihr überall nachzufolgen, wie der Pfeil nach dem Ziele ſtrebt und die Nadel nach dem Nordpol. Sie ſelbſt weiß von meiner Liebe weiter nichts, als was meine Augen ihr von ferne bisweilen durch zärtliche Blicke mögen entdeckt haben. Ihr wißt, mein Herr, wie reich und adelich meine Eltern ſind, und daß ich ihr einziger Erbe bin. Wenn Ihr meint, daß dieſe Rückſichten hinlänglich ſind, um Euch zu bewegen, mein Glück vollkommen zu machen, ſo erkennt mich nur auf der Stelle für Euern Sohn; denn geſetzt auch, mein Vater hätte Abſichten mit mir, welche dem Glücke, das

verhielt ſich ruhig, in Erwartung deſſen, was aus den Nachſuchungen der Fremden würde. Einer von dieſen fand den Jüngling, den ſie ſuchten, wie er eben neben einem Eſelstreiber ſchlief, ohne ſich träumen zu laſſen, daß man ihn hier ſuchen, und noch weniger, daß man ihn finden werde. Der Menſch ſchüttelte ihn beim Arm und ſagte:

„Wahrlich, Don Louis, das Kleid, welches Ihr tragt, ſchickt ſich trefflich für einen jungen Herrn von Eurem Stande, und das Lager, worauf ich Euch treffe, paßt ſehr zu der Zärtlichkeit, mit welcher Eure Mutter Euch erzogen hat.“

Der Jüngling rieb ſich den Schlaf aus den Augen und ſah demjenigen, der ihn beim Arm gefaßt hatte, ſteif in's Geſicht. Wie er ihn für einen Bedienten ſeines Vaters erkannte, erſchrack er ſo ſehr, daß er ihm geraume Zeit nicht antworten konnte; der Bediente aber fuhr fort und ſagte: „Hier iſt nichts Anderes zu thun, Don Louis, als Euch geduldig zu ergeben und nach Hauſe zu kehren, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Vater aus der Welt gehe; denn Geringeres läßt uns ſein Gram über Eure Entweichung nicht befürchten.“

„Wie hat denn mein Vater erfahren,“ fragte Don Louis, „daß ich dieſen Weg, und zwar in dieſer Verkleidung genommen habe?“

zu thun sey. Don Louis küßte ihm mit Inbrunst die Hände und benetzte sie mit Thränen, die wohl ein Marmorbild hätten erweichen können, wie vielmehr das Herz des Oberrichters, welchem die Bemerkung nicht entging, daß seine Tochter durch die Heirath ein glänzendes Glück machen würde; er wünschte jedoch, daß es wo möglich mit Genehmigung des Vaters von Don Louis geschehe, der aber, wie er wußte, mit seinem Sohne sehr hoch hinaus wollte.

Indeß hatten die Gäste und der Wirth bereits Friede gemacht, indem Don Quixote die ersteren mehr durch Güte und Ueberredung, als durch Drohungen dahin vermochte, daß sie dem Wirthe seine Rechnung bezahlten, und auch die Bedienten des Don Louis warteten nur auf den Ausgang seiner Unterredung mit dem Oberrichter und auf den Entschluß ihres jungen Herrn.

Allein der Teufel, der nie schläft, führte in demselben Augenblicke den Barbier her, welchem Don Quixote jüngst den Helm Mambrins geraubt, und Sancho das Geschirr seines Esels genommen und es gegen das seinige ausgetauscht hatte. Indem dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, ward er den Sancho gewahr, wie er eben am Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum erblickte er den Sattel und erkannte ihn für den seinigen, so ging er auf Sancho los und rief: „Hab' ich Dich, Erzspitzbube? Heraus mit meinem Becken und Saumsattel und mit allen Sachen, die Du mir gestohlen hast!"

Sancho, der so unvermuthet angegriffen ward, und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß das Blut darnach floß. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los, und rief so laut, daß die ganze Schenke davon erscholl: „Hilfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier todtschlagen, weil ich mein Eigenthum von ihm wieder haben will."

ihm zu, mit ihnen zu gehen und ſeinen Vater zu beruhigen. Er antwortete ihnen aber, daß er durchaus nicht eher gehen werde, bis er eine gewiſſe Sache abgemacht, von welcher ſein Leben, ſeine Ehre und ſeine Glückſeligkeit abhänge. Die Bedienten ſetzten ihm hierauf noch dringender zu, und erklärten, ſie würden auf keinen Fall ohne ihn zurückkehren, und wenn er nicht in der Güte mitgehen wolle, ſo müßten ſie ihn mit Gewalt zurückführen.

„Das ſollt Ihr wohl bleiben laſſen," ſprach Don Louis, „wenn Ihr mich nicht vorher um's Leben bringt; und wenn es Euch auch gelänge, mich auf irgend eine Art fortzuſchleppen, ſo würde es mir dennoch das Leben koſten."

Ueber dieſem Gezänke waren bereits alle Gäſte in der Schenke zuſammengekommen, Cardenio, Don Fernando und ſeine Begleiter, der Oberrichter, der Pfarrer, der Barbier, und ſelbſt Don Quixote, welcher glaubte, daß das Caſtell jetzt einer Schildwache nicht länger bedürfe. Cardenio, welcher mit der Geſchichte des Jünglings ſchon bekannt war, fragte die, welche ihn wegführen wollten, warum ſie darauf beſtänden, ihn wider Willen mitzunehmen.

„Weil wir wünſchen, ſeinem Vater das Leben zu friſten," antwortete Einer von ihnen, „welches die Entweichung dieſes jungen Herrn in große Gefahr gebracht hat."

„Hier iſt nicht der Ort, von meinen Angelegenheiten zu ſchwatzen," ſagte Don Louis. „Ich bin ein freier Mann, und gehe zurück, wenn es mir gefällt, und wenn ich nicht will, ſo darf Keiner von Euch mich dazu zwingen."

„Die Vernunft muß Euch dazu zwingen," ſagte der Bediente; „und wenn ſie das nicht kann, ſo zwingt ſie uns, unſern Auftrag und unſere Pflicht zu erfüllen."

„Was ſoll denn das alles bedeuten?" fragte der Oberrichter.

„Ei, Herr Oberrichter" ſprach der Bediente, der ihn als einen Nachbar ſeines Herrn ſehr wohl kannte, „kennen Euer Gnaden dieſen jungen Herrn nicht? Er iſt ja der Sohn Eures Nachbars, und hat ſich in dieſer Kleidung, die ſeinem Stande ſo wenig angemeſſen iſt, aus dem Hauſe ſeines Vaters entfernt."

fort, und der Barbier sagte unter Anderm: „Meine Herren, so wahr ich lebe, dieser Saumsattel gehört mir, und ich kenne ihn so gut, als wenn ich selbst ihn gezeugt und geboren hätte. Dort steht mein Esel im Stalle und kann's beweisen. Legt ihm den Saumsattel auf, und wenn er ihm nicht auf den Rücken paßt wie gegossen, so nennt mich einen Schelm. Was noch mehr ist, an demselben Tage, da sie mir ihn abnahmen, raubten sie mir auch ein Bartbecken, das noch nie gebraucht und seinen baaren Thaler werth war."

Jetzt konnte Don Quixote nicht länger anstehen, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit Jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne, und sagte: „Damit Euer Gnaden sammt und sonders einsehen, wie sehr dieser ehrliche Knappe im Irrthum steckt, so braucht Ihr nur zu bemerken, wie fälschlich er ein Ding Bartbecken nennt, welches nie etwas Anderes war, ist oder seyn wird, als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher, offener Fehde abgenommen, und ihn dadurch zu meinem recht- und gesetzmäßigen Eigenthum erworben habe. Was den Saumsattel betrifft, darauf kann ich mich nicht einlassen, und will weiter nichts davon sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropfen überwunden hatte, mich um Erlaubniß bat, das Reitzeug seines Gauls zu nehmen und den seinigen damit auszurüsten. Ich erlaubte es ihm und er nahm es, und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich keine andere Ursache davon anzugeben, als daß dergleichen Verwandlungen bei Gegenständen, die den fahrenden Rittern vorkommen, nichts Ungewöhnliches sind. Um dieses zu beweisen, so geh hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser ehrliche Mensch zum Bartbecken machen will."

„Mein Seel, Herr!" sprach Sancho, „wenn wir keinen bessern Beweis haben, um uns zu rechtfertigen, als Ihr beibringen wollt, so ist Mambrins Helm so gut ein Bartbecken, als das Reitzeug dieses Ehrenmannes ein Saumsattel ist."

„Thu', was ich dir befehle!" sagte Don Quixote; „es wird ja wohl nicht Alles hier im Hause mit Zauberei zugehen."

Sancho ging und brachte das Bartbecken, welches Don Quixote in die Hand nahm und sprach: „Urtheilen Euer Gnaden

jetzt selbst, mit welcher Stirne dieser Knappe behaupten darf, dies sey ein Bartbecken, und nicht der Helm, von welchem ich sprach; ich schwöre bei dem Orden der Ritterschaft, zu welchem ich gehöre, daß dies derselbe Helm ist, den ich ihm abnahm, und daß nichts weder dazu gethan, noch davon genommen ward."

„Das ist gewiß," sprach Sancho; „denn seitdem ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis diese Stunde nur in einem einzigen

Treffen gebraucht, nämlich wie er die unglücklichen Gefangenen befreite, und wenn er dieſen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, ſo wäre es ihm ſehr ſchlimm bekommen, denn bei dem Strauße hat's Steine geregnet."

ich selbst für mich gefunden, in den Weg träten, so kann doch die Zeit eher alles Andere ändern und zerstören, als die Neigungen des Menschen."

Hier schwieg der verliebte Jüngling, und der Oberrichter war eben so sehr erstaunt über die einnehmende Art, mit welcher Don Louis ihm seine Wünsche entdeckt hatte, als unschlüssig, was er auf einen so überraschenden Antrag erwidern solle. Er bat ihn demnach, sich zu gedulden, und seine Leute dahin zu vermögen, daß sie nicht noch an demselben Tage wieder nach Hause gingen, damit man Zeit hätte, zu überlegen, was zu allerseitigem Besten bei der Sache

zu thun sey. Don Louis küßte ihm mit Inbrunst die Hände und benetzte sie mit Thränen, die wohl ein Marmorbild hätten erweichen können, wie vielmehr das Herz des Oberrichters, welchem die Bemerkung nicht entging, daß seine Tochter durch die Heirath ein glänzendes Glück machen würde; er wünschte jedoch, daß es wo möglich mit Genehmigung des Vaters von Don Louis geschehe, der aber, wie er wußte, mit seinem Sohne sehr hoch hinaus wollte.

Indeß hatten die Gäste und der Wirth bereits Friede gemacht, indem Don Quixote die ersteren mehr durch Güte und Ueberredung, als durch Drohungen dahin vermochte, daß sie dem Wirthe seine Rechnung bezahlten, und auch die Bedienten des Don Louis warteten nur auf den Ausgang seiner Unterredung mit dem Oberrichter und auf den Entschluß ihres jungen Herrn.

Allein der Teufel, der nie schläft, führte in demselben Augenblicke den Barbier her, welchem Don Quixote jüngst den Helm Mambrins geraubt, und Sancho das Geschirr seines Esels genommen und es gegen das seinige ausgetauscht hatte. Indem dieser Barbier seinen Esel in den Stall zog, ward er den Sancho gewahr, wie er eben am Saumsattel etwas zurecht machte. Kaum erblickte er den Sattel und erkannte ihn für den seinigen, so ging er auf Sancho los und rief: „Hab' ich Dich, Erzspitzbube? Heraus mit meinem Becken und Saumsattel und mit allen Sachen, die Du mir gestohlen hast!"

Sancho, der so unvermuthet angegriffen ward, und die Schimpfwörter hörte, die man gegen ihn ausstieß, hielt mit der einen Hand den Saumsattel fest und gab mit der andern dem Barbier eine so derbe Maulschelle, daß das Blut darnach floß. Dieser ließ aber den Saumsattel nicht los, und rief so laut, daß die ganze Schenke davon erscholl: „Hilfe im Namen des Königs und der Gerechtigkeit! Ein Schelm und Straßenräuber will mich hier todtschlagen, weil ich mein Eigenthum von ihm wieder haben will."

„Du lügst!“ schrie Sancho; „ich bin kein Straßenräuber. Diese Beute hat mein Herr Don Quixote in ehrlicher Fehde gewonnen.“

Don Quixote war schon dazu gekommen und bemerkte mit Wohlgefallen, wie sein Knappe in Vertheidigung und Angriff sich so tapfer benahm, und von dem Augenblicke an hielt er ihn für einen wackern Kerl und nahm sich vor, ihn bei erster Gelegenheit zum Ritter zu schlagen, weil er meinte, daß er den Ritterschlag wohl verdiene. Unterdessen dauerte der Zank

fort, und der Barbier sagte unter Anderm: „Meine Herren, so wahr ich lebe, dieser Saumsattel gehört mir, und ich kenne ihn so gut, als wenn ich selbst ihn gezeugt und geboren hätte. Dort steht mein Esel im Stalle und kann's beweisen. Legt ihm den Saumsattel auf, und wenn er ihm nicht auf den Rücken paßt wie gegossen, so nennt mich einen Schelm. Was noch mehr ist, an demselben Tage, da sie mir ihn abnahmen, raubten sie mir auch ein Bartbecken, das noch nie gebraucht und seinen baaren Thaler werth war."

Jetzt konnte Don Quixote nicht länger anstehen, sich in die Sache zu mischen. Er trat zwischen die beiden Parteien, brachte sie auseinander, legte den Saumsattel auf die Erde, damit Jeder bis nach ausgemachter Sache ihn sehen könne, und sagte: „Damit Euer Gnaden sammt und sonders einsehen, wie sehr dieser ehrliche Knappe im Irrthum steckt, so braucht Ihr nur zu bemerken, wie fälschlich er ein Ding Bartbecken nennt, welches nie etwas Anderes war, ist oder seyn wird, als Mambrins Helm, den ich ihm in ehrlicher, offener Fehde abgenommen, und ihn dadurch zu meinem recht- und gesetzmäßigen Eigenthum erworben habe. Was den Saumsattel betrifft, darauf kann ich mich nicht einlassen, und will weiter nichts davon sagen, als daß mein Schildknappe Sancho, nachdem ich diesen feigen Tropfen überwunden hatte, mich um Erlaubniß bat, das Reitzeug seines Gauls zu nehmen und den seinigen damit auszurüsten. Ich erlaubte es ihm und er nahm es, und wenn es sich aus einem Reitzeuge in einen Saumsattel verwandelt hat, so weiß ich keine andere Ursache davon anzugeben, als daß dergleichen Verwandlungen bei Gegenständen, die den fahrenden Rittern vorkommen, nichts Ungewöhnliches sind. Um dieses zu beweisen, so geh hin, Freund Sancho, und hole mir den Helm, den dieser ehrliche Mensch zum Bartbecken machen will."

„Mein Seel, Herr!" sprach Sancho, „wenn wir keinen bessern Beweis haben, um uns zu rechtfertigen, als Ihr beibringen wollt, so ist Mambrins Helm so gut ein Bartbecken, als das Reitzeug dieses Ehrenmannes ein Saumsattel ist."

„Thu', was ich dir befehle!“ sagte Don Quixote; „es wird ja wohl nicht Alles hier im Hause mit Zauberei zugehen.“

Sancho ging und brachte das Bartbecken, welches Don Quixote in die Hand nahm und sprach: „Urtheilen Euer Gnaden

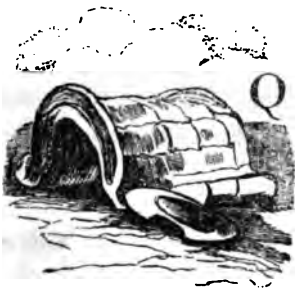
jetzt selbst, mit welcher Stirne dieser Knappe behaupten darf, dies sey ein Bartbecken, und nicht der Helm, von welchem ich sprach; ich schwöre bei dem Orden der Ritterschaft, zu welchem ich gehöre, daß dies derselbe Helm ist, den ich ihm abnahm, und daß nichts weder dazu gethan, noch davon genommen ward.“

„Das ist gewiß,“ sprach Sancho; „denn seitdem ihn mein Herr gewann, hat er ihn bis diese Stunde nur in einem einzigen

Treffen gebraucht, nämlich wie er die unglücklichen Gefangenen befreite, und wenn er dieſen Bartbeckenhelm damals nicht gehabt hätte, ſo wäre es ihm ſehr ſchlimm bekommen, denn bei dem Strauße hat's Steine geregnet."

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Entſcheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumſattel, ſammt andern Vorfällen der Wahrheit gemäß dargeſtellt.



uackſalbert ſo lange Ihr wollt!“ rief der Barbier; „aus einem Bartbecken werdet Ihr keinen Helm machen: nicht wahr, Euer Gnaden?“

„Und wer das Gegentheil behauptet,“ ſchrie Don Quixote, „den will ich empfinden laſſen, daß er lügt, falls er ein Ritter iſt, und iſt er ein Knappe, ſo ſage ich ihm, daß er tauſendmal lügt und noch einmal lügt.“

Unſer Meiſter Niklas, der bei dem ganzen Auftritte gegenwärtig war und Don Quixotes Grillen ſo gut kannte, hatte ſeine Luſt daran, Oel in's Feuer zu gießen und zum Vergnügen der Uebrigen den Spaß weiter zu treiben. Er ſagte demnach zu dem fremden Barbier: „Mein Herr Barbier, oder was Ihr ſonſt ſeyn mögt, wiſſet, daß ich Euer Amtsbruder bin und ſeit zwanzig Jahren meinen Meiſterbrief aufweiſen kann und alle Barbier-Inſtrumente vom größten bis zum kleinſten ſehr wohl kenne. Ich bin auch in meiner Jugend

einmal Soldat gewesen, so daß ich wohl weiß, was ein Helm, ein Sturmhut oder eine Pickelhaube ist, und was sonst noch zum Kriegsgeräth gehört und zu den Waffen der Soldaten. Aber mit aller Achtung für den, der es besser weiß und versteht, muß ich sagen, daß das Ding, welches dieser gute Herr in der Hand hat, nicht allein kein Bartbecken, sondern so sehr davon verschieden ist, wie Schwarz von Weiß und wie die Wahrheit von der Lüge. Ich muß zugleich sagen, daß es zwar ein Helm ist, aber kein vollständiger Helm."

„Freilich nicht," sagte Don Quixote; „denn es fehlt ihm fast die Hälfte, nämlich die Halsberge."

„Sehr richtig!" sagte der Pfarrer, der in die Absicht seines Freundes, des Barbiers, einging. Cardenio, Don Fernando und seine Kameraden bestätigten den Ausspruch, und selbst der Oberrichter würde den Spaß mit unterstützt haben, wenn nicht die Angelegenheiten des Don Louis seine Gedanken ernsthafter beschäftigt und ihn verhindert hätten, auf diese Possen zu achten.

„Gott sey bei mir!" sagte der geschraubte Barbier; „ist es möglich, daß so viele ehrsame Leute sagen, dies sey kein Bartbecken, sondern ein Helm? So was könnte wohl eine ganze Universität mit aller ihrer Weisheit in Verwunderung setzen. Ei nun, wenn dies Bartbecken ein Helm ist, so wird wohl auch der Saumsattel ein Reitzeug seyn müssen, wie dieser Herr sagt." — „Es scheint mir mehr einem Saumsattel ähnlich," sprach Don Quixote; „allein ich habe schon gesagt, daß ich mich darauf nicht einlasse, zu entscheiden, ob dies ein Pferds- oder Eselssattel sey."

„Ob es ein Saumsattel oder Turnierzeug sey," sprach der Pfarrer, „das kann Niemand besser entscheiden, als Herr Don Quixote, welchem wir in solchen ritterlichen Sachen sammt und sonders unsere Meinungen unterwerfen."

„Bei Gott! meine Herren," erwiderte Don Quixote, „ich bin nun zum zweitenmale in dieses Schloß eingekehrt, und habe schon so viele außerordentliche Dinge hier erlebt, daß ich mir nicht getraue, auf irgend eine Frage über Dinge, die hier geschehen, bestimmt zu antworten, weil mir däucht, daß hier platterdings Alles mit Zauberei zugeht. Das erstemal hat ein verzauberter Mohr, der hier spukt,

mich übel mitgenommen, und Sancho kam unter den Händen ſeiner Helfershelfer nicht beſſer weg, und vorige Nacht habe ich wieder ein paar Stunden an dieſem Arm in der Luft hängen müſſen, ohne begreifen zu können, wie und warum mich dieſes Unglück betroffen hat. Es wäre demnach ſehr verwegen von mir gehandelt, wenn ich in einer ſo verwickelten Sache ein entſcheidendes Urtheil ausſprechen wollte. Was die Behauptung derjenigen betrifft, welche ſagen, dieſes ſey ein Bartbecken und kein Helm, ſo habe ich ſolche bereits widerlegt, ob aber jenes dort ein Saumſattel oder ein Reitzeug ſey, das getraue ich mir nicht beſtimmt zu entſcheiden, ſondern überlaſſe es eurem Gutachten. Denn weil ihr nicht zu Rittern geſchlagen ſeyd, ſo haben vielleicht die Zaubereien, ſo hier vorgehen, keinen Einfluß auf euch, und laſſen euch den richtigen Gebrauch eurer Sinne, ſo daß ihr die Sachen in dieſem Schloſſe beurtheilen könnet, wie ſie wirklich ſind, und nicht wie ſie mir ſcheinen."

„Herr Don Quixote hat allerdings ſehr richtig bemerkt," ſprach Don Fernando, „daß es diesmal uns Andern zukommt, dieſen Fall zu entſcheiden, und damit Alles dabei ordentlich zugehe, ſo will ich insgeheim die Stimmen dieſer Herren ſammeln, und hernach treulich und deutlich berichten, wie ſie ausfallen."

Denjenigen, welche Don Quixotes Grillen bereits kannten, machten dieſe Auftritte vielen Spaß; die Andern aber, die nichts davon wußten, hielten Alles für ein tolles Narrenſpiel, beſonders die vier Diener des Don Louis, er ſelbſt gleichfalls und noch drei andere Gäſte, welche von ungefähr in der Schenke eingekehrt waren und große Aehnlichkeit mit Schergen hatten, und das waren ſie auch in der That. Der Barbier aber wollte vollends aus der Haut fahren, wie ihm ſein Bartbecken vor den Augen in einen Helm verwandelt ward, und er jeden Augenblick erwarten mußte, auch den Saumſattel in ein köſtliches Reitzeug verwandelt zu ſehen. Alle mußten indeß über die Geſchäftigkeit lachen, mit welcher Don Fernando die Stimmen ſammelte, und ſich von Jedem in's Ohr ſagen ließ, ob das Kleinod, worüber geſtritten ward, ein Saumſattel oder ein Reitzeug ſey. Nachdem er von Don Quixotes Bekannten die Stimmen eingeſammelt hatte, ſagte er zu dem fremden Barbier: „Die Wahrheit

zu gestehen, mein guter Freund, so bin ich schon müde, Stimmen zu sammeln, weil ich finde, daß Jeder, den ich frage, mir antwortet, man müsse nicht gescheit seyn, wenn man nicht sehe, daß dies kein Saumsattel für einen Esel sey, sondern ein Reitzeng für ein Pferd, und zwar für ein recht edles Pferd. Ihr müßt demnach Geduld haben, denn es ist nun einmal, trotz Euch und Eurem Esel, kein Saumsattel, sondern ein Pferdegeschirr, und Ihr, mein Freund, habt Euern Prozeß verloren."

„Mein Erbtheil im Himmel will ich verlieren," sprach der arme Barbier, „wenn Ihr insgesammt nicht sehr irrt, und ich will nicht zu Gott kommen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß dies ein Saumsattel ist und kein Geschirr für ein Kampfroß. Aber Gewalt geht — ich will nicht sagen wovor, und ich bin doch, weiß Gott! nüchtern, und habe diesen Morgen noch gar nichts im Leib, als die leidige Erbsünde."

Diese närrischen Reden des Barbiers lieferten nicht weniger Stoff zum Lachen, als die Thorheiten Don Quirote's, welcher am Ende sagte: „Hier ist weiter nichts zu thun, als daß Jeder das Seinige nehme, und wem Gott es gibt, dem laß es St. Peter gedeihen."

„Wenn dies nicht ein verabredeter Spaß ist," sagte einer von den Dienern des Don Louis, „so weiß ich nicht, wie so viele vernünftige Leute, wie diese sind oder zu seyn scheinen, sagen und behaupten können, dies sey kein Bartbecken und jenes kein Saumsattel. Weil sie aber so fest darauf bestehen, so bilde ich mir ein, daß ein Geheimniß dahinter steckt, da sie so etwas schnurstracks gegen alle Wahrheit und gegen allen Augenschein behaupten. Denn hol' mich" — und er sagte rund heraus, wer — „wenn ich mir weißmachen lasse, daß dies nicht ein Bartbecken ist und jenes ein Saumsattel für einen Esel."

„Oder auch wohl für eine Eselin," sprach der Pfarrer.

„Gleichviel!" sagte der Bediente, „darauf kommt's nicht an, sondern nur, ob's ein Saumsattel ist oder nicht."

Einer von den Schergen, die hereingekommen waren, hatte die Streitfrage mit angehört, und sagte voll Verdruß und Aergerniß: „Allerdings ist's ein Saumsattel, so gewiß ich meines Vaters Sohn

bin, und wer anders spricht oder gesprochen hat, dem muß der Verstand in Wein gefallen seyn."

„Das lügt Ihr, wie ein Schelm!" rief Don Quixote, und erhob die Picke, die er nie aus den Händen ließ, und würde dem Schergen einen solchen Schlag auf den Kopf gegeben haben, daß er ihn niedergeschmettert hätte, wenn er nicht auf die Seite gesprungen wäre. Die Picke zersplitterte zu Trümmern am Boden, und die andern Schergen, die ihren Kameraden mißhandelt sahen, erhoben ihre Stimme und forderten Hilfe für die heilige Brüderschaft. Der Wirth, welcher mit zu der Truppe gehörte, lief geschwind nach Amtsstab und Degen und gesellte sich zu seinen Kameraden, und die Bedienten des Don Louis umringten ihren jungen Herrn, damit er im Getümmel nicht entwischen möchte. Der Barbier, welcher das ganze Haus in Aufruhr sah, wollte wieder nach seinem Saumsattel greifen, allein Sancho ließ ihn nicht fahren. Don Quixote zog das Schwert und ging los auf die Schergen. Don Louis rief seinen Dienern zu, sie sollen sich um ihn nicht

bekümmern, sondern Don Quixote beistehen, welchem auch Don Fernando und Cardenio zu Hilfe kamen. Der Pfarrer rief, die Wirthin schrie, ihre Tochter ängstete sich, Maritornes heulte, Dorothea war erstaunt, Lucinde erschrocken und Donna Clara ohnmächtig; der Barbier prügelte Sancho, Sancho drasch den Barbier, Don Louis, welchen einer von seinen Leuten beim Arm fassen wollte, gab dem Kerl eine Maulschelle, daß ihm die Zähne wackelten, der Oberrichter stand dem Don Louis bei, Don Fernando hatte einen von den Schaarwächtern unter sich und trat ihn nach Herzenslust mit Füßen, und der Wirth erhob auf's Neue seine Stimme und forderte Hilfe für die heilige Brüderschaft. Mit einem Worte, in der ganzen Schenke gab es nichts als Lärm, Geheul, Geschrei, Verwirrung, Angst, Schrecken, Unheil, Hiebe, Maulschellen, Prügel, Rippenstöße und blutige Köpfe.

Aber mitten in diesem Chaosgetümmel und Wirrwar der Dinge kam es dem Ritter Don Quixote plötzlich vor, er befinde sich im Handgemenge in dem Lager des Agramante. Er rief deßwegen mit einer Stimme, die das ganze Wirthshaus durchdonnerte: „Jeder halte ein, Jeder stecke sein Schwert in die Scheide, Jeder schweige still und höre mich an, Jeder, dem sein Leben lieb ist!" Dieser laute Zuruf brachte Alle zum Schweigen, und Don Quixote fuhr fort: „Sagte ich es Euch nicht, meine Herren, dieses Castell sey verzaubert und es müsse eine Legion Teufel darin hausen? Seht nun, wie hier der Augenschein meine Worte bestätigt, wie die Zwietracht, die in dem Lager Agramante's herrschte, hieher gekommen und unter uns getreten ist. Seht, wie man hier um ein Schwert, dort um ein Roß, hier um einen Adler, dort um einen Helm kämpft, und wie wir Alle streiten und Keiner den Andern versteht. Darum kommt her, meine Herren, Herr Oberrichter und Herr Pfarrer, Einer von Euch sey König Agramante, der Andere König Sobrino, und stiftet Frieden zwischen uns; denn beim allmächtigen Gott, es ist doch Schimpf und Schande, daß so viele angesehene Personen, wie wir, einander um nichts und wieder nichts die Hälse brechen."

Die Schergen, die das Rothwälsch des Ritters nicht verstanden und von Don Fernando und Cardenio übel waren bearbeitet

worden, wollten ſich nicht zur Ruhe bequemen, wohl aber der Barbier, der in dem Scharmützel an ſeinem eigenen Barte und an ſeinem Saumſattel zu Schaden gekommen war. Sancho gehorchte als ein treuer Diener ſeinem Herrn auf den erſten Wink, und die vier Bedienten des Don Louis verhielten ſich ebenfalls ruhig, weil ſie merkten, daß ihnen das Gegentheil ſchlecht bekommen würde. Nur der Wirth ließ nicht nach, darauf zu dringen, daß man den Narren für ſeine tollen Streiche züchtigen müſſe, wodurch er jeden Augenblick das Haus in Aufruhr bringe. Endlich war der Lärm für diesmal geſtillt: der Saumſattel blieb in der Einbildung des Ritters ein Reitzeug, das Bartbecken ein Helm und die Schenke eine ritterliche Burg, bis zum jüngſten Tage.

Wie nun Alles ruhig war und der Oberrichter und der Pfarrer durch ihr Zureden das gute Vernehmen wieder hergeſtellt hatten, drangen die Bedienten des Don Louis auf's Neue in ihn mit Bitten, er möchte ſogleich mit ihnen nach Hauſe gehen. Während er mit ihnen unterhandelte, berathſchlagte der Oberrichter mit Don Fernando, Cardenio und dem Pfarrer, wie er ſich bei der Sache verhalten ſolle, und erzählte ihnen, was ihm Don Louis entdeckt habe. Man beſchloß endlich, Don Fernando ſolle ſich den Bedienten zu erkennen geben, und ihnen ſagen, er wünſche Don Louis mit nach Andaluſien zu nehmen, woſelbſt ſein Bruder, der Marquis, ihn mit gebührender Achtung aufnehmen werde; denn die Aeußerungen des jungen Herrn geben deutlich zu erkennen, daß man ihn vor der Hand nicht dahin bringen werde, vor ſeinem Vater zu erſcheinen, wenn man ihn auch zerriſſe. Da die Bedienten den Rang Don Fernando's erfuhren und wie Don Louis geſinnt war, nahmen ſie untereinander Abrede, daß drei von ihnen zu ſeinem Vater zurückkehren und ihm das Vorgefallene erzählen, der vierte aber ſo lange bei ihm bleiben ſolle, bis man ihn abhole oder ſehe, was ſein Vater weiter verfüge.

So ward demnach dieſer verwickelte Handel durch das Anſehen des Königs Agramante und durch die Klugheit des Königs Sobrino glücklich beigelegt. Kaum wurde aber der Störer des Friedens und Feind der Eintracht gewahr, daß ſeine Abſicht vereitelt war und er vergeblich die Geſellſchaft in jenen Strudel von Zwiſtigkeiten

hineingezogen hatte, so entschloß er sich zu einem neuen Versuche, und erregte neuen Zank und neue Unruhen. Die Schergen hatten sich nämlich zwar besänftigen lassen, weil sie merkten, mit welchen vornehmen Leuten sie angebunden, und zogen sich demnach aus dem Handel, denn sie würden ja doch zuletzt den Kürzern gezogen haben; doch einer von ihnen und zwar derjenige, welchen Don Fernando unter den Füßen gehabt hatte, erinnerte sich, daß unter mehrern Verhaftsbefehlen, die er bei sich führte, auch einer befindlich war, welcher Don Quixote betraf, den die heilige Brüderschaft wegen Befreiung der Galeerensklaven aufzuheben befohlen, wie Sancho schon längst mit Recht befürchtet hatte. Sobald ihm dies einfiel, zog

er ſeine Pergamente aus dem Buſen, ſuchte das rechte heraus und fing an, weil ihm das Leſen eben nicht ſehr geläufig war, es bedächtig durchzuſehen, und bei jedem Worte die Augen auf Don Quixote zu heften. Er verglich ſeine Geſichtszüge genau mit der Beſchreibung in dem Steckbriefe, und überzeugte ſich bald, daß dieſer derſelbe ſey, der in dem Briefe bezeichnet war. Kaum war er deſſen verſichert, ſo ſteckte er ſeine Pergamente wieder in den Buſen, nahm den Steckbrief in die linke Hand, packte Don Quixote mit der rechten ſo kräftig beim Kragen, daß er kaum athmen konnte, und rief mit lauter Stimme: „Helfet der heiligen Brüderſchaft, und damit ihr ſeht, daß ich berechtigt bin, euch dazu aufzufordern, ſo leſet dieſen Steckbrief, worin geſchrieben ſteht, daß dieſer Straßenräuber verhaftet werden ſolle.“

Der Pfarrer nahm den Steckbrief und fand, daß der Scherge die Wahrheit ſagte, und daß Don Quixote deutlich und richtig bezeichnet war. Wie ſich dieſer von einem gemeinen Kerl mißhandelt ſah, ward er ſo wüthend, daß ſich ihm das Eingeweide im Leibe umkehrte, und er griff dem Schergen mit beiden Fäuſten ſo kräftig an die Gurgel, daß er ihm eher würde die Seele ausgewürgt, als ihn losgelaſſen haben, wären dem Schergen nicht ſeine Kameraden beigeſprungen. Der Wirth, welcher ſeinen Amtsbruder nicht im Stiche laſſen durfte, kam ihm ebenfalls zu Hilfe, und die Wirthin, die ihren Mann ſchon wieder in Händel verwickelt ſah, erhob auf's Neue ihre Stimme, deren heller Ton auch die Maritornes und ihre Tochter herbeizog, welche insgeſammt Himmel und Erde um Beiſtand anſchrieen.

„Meiner Treu!“ ſprach Sancho, wie er ſah, daß es wieder losging, „mein Herr mag wohl mit Recht ſagen, der Teufel treibe ſein Spiel in dieſem Caſtell, denn man hat keine Stunde Ruhe darin.“

Don Fernando brachte den Schergen und Don Quixote auseinander, und beide waren froh, wie er ihnen die Hände löste,

mit welchen sie, der Eine in den Rockkragen, der Andere in die Gurgel seines Gegners, sich eingeklammert hatten. Die Schergen ließen unterdessen nicht ab, zu fordern und zu begehren, daß ihr Gefangener ihnen wohlgebunden überliefert werde, weil der Dienst des Königs und der heiligen Brüderschaft dies erheische, in deren Namen sie nochmals Hilfe und Beistand verlangten, um diesen Landstreicher und Straßenräuber zu verhaften.

Don Quixote lachte über ihre Reden und antwortete ganz kaltblütig: „Was wollt ihr einfältiges, ungeschliffenes Gesindel? Nennt ihr es Straßenraub, wenn man Gefesselten die Freiheit gibt, Gefangene erlöst, Unglücklichen beispringt, Gefallene aufrichtet und den Nothleidenden Hilfe leistet? Ha! ehrloses Geschmeiß, die ihr wegen eurer gemeinen und niederträchtigen Denkart nicht werth seyd, daß euch der Himmel einsehen läßt, welchen hohen Werth die fahrende Ritterschaft in sich schließt, und wie sündlich und unvernünftig ihr handelt, wenn ihr nicht schon den Schatten, wie vielmehr denn die wirkliche Person eines jeden fahrenden Ritters in Demuth verehrt. Kommt her! nicht Landreiter seyd ihr, sondern Landstreicher unter dem Deckmantel der heiligen Brüderschaft; sagt an, wer war der Dummkopf, der den Befehl unterschrieb, einen fahrenden Ritter, wie ich bin, in Verhaft zu nehmen? wer war der Einfältige, der nicht weiß, daß fahrende Ritter keiner Gerichtsbarkeit unterworfen sind, daß ihr Schwert ihr Recht, ihr Wille ihr Gesetz, ihr Wohlgefallen ihre Richtschnur ist? Ich frage noch einmal, wer war der Gimpel, der nicht wußte, daß keine Ahnentafel in der Welt so viele Vorzüge, Gerechtsame und Freiheiten gewähren kann, als ein Ritter empfängt an dem Tage, da er zum Ritter geschlagen wird und sich dem beschwerlichen Orden der Ritterschaft widmet? Welcher fahrende Ritter hat in seinem Leben Schooß, Kopfgeld, Prinzessinsteuer, Zoll, Weggeld oder Geleit bezahlt? wo ist der Schneider, der ihm jemals Macherlohn für seine Kleider abforderte? welcher Burgherr nahm ihn auf in sein Schloß und verlangte von ihm Bezahlung für seine Zeche? welcher König zog ihn nicht an seine Tafel? welche adeliche Maid verliebte sich nicht in ihn und ergab sich nicht gänzlich seinem Willen und Wohlgefallen? mit einem Worte,

wo iſt, wo war und wo wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter ſeyn, dem es an Muth fehlt, um mit ſeinem einzelnen Arme vierhundert Schergen je vierhundert Stockprügel zu geben, wenn ſie gegen ihn aufſtehen?

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert.

Toll genug dünkte den Schergen, was der edle Ritter daherschwatzte, und zwischen hinein gab sich noch überdies der Pfarrer alle Mühe, sie zu überzeugen, daß Don Quixote nicht recht bei Sinnen sey, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen können, und daß es nicht der Mühe werth wäre, die Sache weiter zu treiben und ihn gefänglich abzuführen, weil man ihn doch als Wahnsinnigen wieder loslassen würde. Derjenige, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sey nicht seine Sache, zu untersuchen, wie es in Don Quixote's Kopf aussehe, sondern er müsse den Befehl seiner Obern ausführen, und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertmal loslassen, wenn er ihn einmal gefänglich eingebracht hätte.

wo iſt, wo war und wo wird jemals in der Welt ein fahrender Ritter ſeyn, dem es an Muth fehlt, um mit ſeinem einzelnen Arme vierhundert Schergen je vierhundert Stockprügel zu geben, wenn ſie gegen ihn aufſtehen?

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derselbe wird in einen Käfig gezaubert.

Toll genug dünkte den Schergen, was der edle Ritter daherschwatzte, und zwischen hinein gab sich noch überdies der Pfarrer alle Mühe, sie zu überzeugen, daß Don Quixote nicht recht bei Sinnen sey, wie sie aus seinen Reden und Handlungen schließen können, und daß es nicht der Mühe werth wäre, die Sache weiter zu treiben und ihn gefänglich abzuführen, weil man ihn doch als Wahnsinnigen wieder loslassen würde. Derjenige, welcher den Steckbrief bei sich hatte, wandte aber dagegen ein, es sey nicht seine Sache, zu untersuchen, wie es in Don Quixote's Kopf aussehe, sondern er müsse den Befehl seiner Obern ausführen, und diese möchten ihn hernach seinetwegen dreihundertmal loslassen, wenn er ihn einmal gefänglich eingebracht hätte.

„Nichtsdeſtoweniger," ſagte der Pfarrer, „ſolltet ihr ihn doch diesmal nicht aufheben, und er würde ſich auch wohl ſchwerlich von euch aufheben laſſen."

Genug, der Pfarrer wußte ſo Vieles zu ſagen und Don Quixote wußte ſo viele neue Thorheiten zu begehen, daß die Schergen noch närriſcher hätten ſeyn müſſen, als er ſelbſt, wenn ſie nicht eingeſehen hätten, woran es ihm fehle. Sie ließen ſich demnach nicht nur beſänftigen, ſondern ſogar bewegen, zwiſchen dem fremden Barbier und Sancho Panſa, die noch immer miteinander zankten, den Frieden vollends zu Stande zu bringen. Als Handlanger der Gerechtigkeit ſchlichteten ſie die Sache dergeſtalt, daß beide Theile zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen zufrieden geſtellt wurden; denn es ward ausgemacht, daß der Tauſch zwar mit den Saumſätteln, aber nicht mit den Gurten und dem übrigen Zugehör ſtattfinden ſolle. Was Mambrins Helm betraf, ſo gab der Pfarrer dem Barbier heimlich, ohne daß Don Quixote etwas davon erfuhr, acht Realen, und der Barbier gab ihm dagegen einen Schein, daß er das Geld empfangen habe und ſich aller weitern Anſprüche enthalten wolle, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem die beiden wichtigſten und ſchwierigſten Sachen abgethan waren, kam es noch darauf an, die Bedienten des Don Louis dahin zu vermögen, daß ihrer drei zurückgingen und der vierte ihn begleite, wenn er mit Don Fernando abreiſen würde, und da einmal das gute Glück der Liebenden angefangen hatte, Lanzen zu brechen und Berge zu ebnen, ſo wollte es nunmehr ſein Werk vollenden und auch das Uebrige zu guter Endſchaft gedeihen laſſen. Die Bedienten ließen ſich Alles gefallen, was Don Louis von ihnen verlangte, und Donna Clara ward darüber ſo froh, daß Jedermann in ihren Blicken leſen konnte, wie froh ſie war.

Zoraide verſtand von Allem, was vorging, wenig oder nichts; inzwiſchen war ſie traurig mit den Traurigen und froh mit den Fröhlichen, je nachdem ſie die Empfindungen auf dem Geſichte eines Jeden abwechſeln ſah, und beſonders in den Mienen ihres geliebten Spaniers, an dem ihre Blicke und Gedanken beſtändig hafteten.

Der Wirth hatte indessen bemerkt, daß der Pfarrer sich mit dem Barbier abgefunden; er kam demnach und forderte gleichfalls Bezahlung für die vorige Zeche des Junkers, und Schadenersatz für seine Schläuche und seinen Wein, und schwor, daß weder Rozinante, noch Sancho's Esel aus seinem Stalle kommen sollten, bevor Alles bis auf den letzten Heller bezahlt wäre. Auch dieses brachte der Pfarrer in Ordnung; Don Fernando bezahlte, obwohl der Oberrichter ebenfalls mit vieler Bereitwilligkeit seine Börse anbot.

Ein Jeder wurde demnach so vollkommen zufrieden gestellt, daß die Schenke nicht mehr dem lärmenden Lager Agramante's ähnlich war, mit welchem Don Quixote sie verglichen hatte, sondern daß Ruhe und Friede daselbst herrschten, wie zu den Zeiten Octavians, und Jeder mußte gestehen, daß man Alles der Klugheit und Beredsamkeit des Pfarrers und der großen Freigebigkeit Don Fernando's zu danken habe.

Da nun Don Quixote sah, daß die vielen Händel, worein er selbst und sein Schildknappe verwickelt gewesen, glücklich beendigt waren, so glaubte er, es sey Zeit, seine angetretene Ritterschaft fortzusetzen und das große Abenteuer zu Ende zu bringen, wozu er berufen und auserwählt worden war. Mit diesem festen Vorsatze warf er sich demnach Dorotheen zu Füßen, welche ihm jedoch nicht eher erlauben wollte zu reden, bis er aufstünde. Er gehorchte, richtete sich auf die Beine und sprach: „Es ist ein bekanntes Sprichwort, daß der Fleiß Vater des Glücks ist, und oft hat die Erfahrung gelehrt, daß der Eifer eines guten Sachwalters nicht selten eine mißliche Sache zu guter Endschaft gebracht hat; nirgends aber bestätigt sich die Wahrheit dieses Satzes mehr, als im Kriege, wo man durch Schnelligkeit und Thätigkeit die Anschläge des Feindes am leichtesten vereitelt, und ihn überwindet, wenn man ihm nicht Zeit läßt, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Ich sage dieses darum, erhabene und vortreffliche Prinzessin! weil mir dünkt, daß unser Aufenthalt hier in diesem Castelle jetzt von keinem Nutzen mehr seyn, sondern uns im Gegentheile so viel schaden kann, daß wir es dereinst sehr hart empfinden würden. Denn wer weiß, ob Euer Feind, der Riese, nicht vielleicht durch heimliche und geschäftige Spione bereits erfahren hat, daß ich komme,

Hilf Himmel, wie ergrimmte Don Quixote über das ungezogene Geſchwätz ſeines Knappen. Mit kreiſchender Stimme, ſtotternder Zunge und funkelnden Augen fuhr er ihn an: „O du niederträchtiger, ungeberdiger, grober, dummer, bäuriſcher, boshafter und gottsvergeſſener Verläumder und Läſterer! Wie unterſtehſt du dich, dergleichen Reden in meiner Gegenwart und im Beiſeyn erlauchter Frauen vorzubringen, und ſolche ſchändliche und abſcheuliche Dinge in deinem verrückten Schädel auszuhecken? Geh' mir aus den Augen, du Scheuſal der Natur, du Sack voll Lügen, du Zeughaus der Betrügerei, Abgrund von Schelmenſtreichen, Erfinder von Bosheiten, Ausſprenger von Narrentheidungen und Erzfeind aller Ehrerbietung, die man königlichen Perſonen ſchuldig iſt! Geh', und komm' mir nicht wieder zu Geſicht, wenn du nicht meinen Zorn fühlen willſt!" Dies ſprach er mit gerunzelter Stirne, mit aufgeblaſenen Backen und Wildheit im Blicke, und ſtampfte dabei mit dem rechten Fuße fürchterlich auf den Boden, woraus man abnehmen konnte, welch ein Grimm in ſeinen Eingeweiden kochte. Sancho ward über dieſe wüthenden Reden und Geberden ſo beſtürzt, daß er gewünſcht hätte, die Erde möchte ſich unter ſeinen Füßen aufthun und ihn verſchlingen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Rücken zu kehren und ſich dem zornigen Blicke ſeines Herrn zu entziehen. Doch die kluge Dorothea, welche Don Quixote durch und durch kennen gelernt hatte, ſagte, um ſeinen Zorn zu beſänftigen: „Zürnet nicht, Herr Ritter von der traurigen Geſtalt, über die einfältigen Dinge, welche Euer ehrlicher Schildknappe geſagt hat; denn wer weiß, wie er dazu iſt veranlaßt worden? Sonſt wäre es ihm bei ſeiner geſunden Vernunft und bei ſeiner chriſtlichen Geſinnung gewiß nicht möglich, Jemand etwas Unrechtes nachzuſagen. Es iſt demnach kein Zweifel, da Alles in dieſem Schloſſe, wie Ihr ſelbſt ſagt, mit Zauberei zugeht, daß Sancho, vielleicht getäuſcht durch ſolche Teufeleien, wirklich dieſe Erſcheinungen gehabt hat, die meiner Ehre ſo nachtheilig ſind."

„Ich ſchwöre beim allmächtigen Gott," erwiderte Don Quixote, „daß Eure Hoheit den Nagel auf den Kopf getroffen haben, und daß dem Sünder von Sancho irgend ein leidiges Geſicht erſchienen und Sachen vorgeſpiegelt hat, die ihm ohne Zauberei nimmer

in den Sinn gekommen wären; denn insoweit bin ich von der Gutmüthigkeit und Arglosigkeit des armen Tropfs überzeugt, daß er nie vorsätzlich von Jemand Böses reden wird."

„So ist's und dabei bleibt's!" sagte Don Fernando; „und folglich, Herr Don Quixote, sollten Euer Gnaden ihm verzeihen und ihn wieder in den Schooß Eurer Gewogenheit aufnehmen, sicut erat in principio, ehe diese Erscheinungen ihm den Kopf verrückten."

Don Quixote versprach, ihm zu verzeihen, und der Pfarrer führte ihn wieder herein. Sancho kam demüthig zu seinem Herrn,

kniete vor ihm nieder und bat ihn um ſeine Hand, die er ihm auch zum Kuſſe darreichte; darauf gab er dem Knappen ſeinen Segen und ſagte: „Nun wirſt du doch einſehen, mein Sohn Sancho, daß es wahr iſt, was ich dir ſchon oft geſagt habe, und daß Alles, was in dieſem Schloſſe vorgeht, durch Hexerei geſchieht.“

„Das glaub' ich auch,“ ſprach Sancho, „die Prelle ausgenommen, mit welcher es ganz natürlich zuging.“

„Denke das nicht,“ erwiderte Don Quixote; „denn wenn dies geweſen wäre, ſo hätte ich dich ſchon damals oder doch jetzt gerächt, aber weder damals, noch jetzt konnte ich es thun, und wußte nicht einmal, an wem ich Rache für deine Beleidigung ausüben ſollte.“

Jedermann ward neugierig, zu wiſſen, wie es mit dieſer Prelle zugegangen, und der Wirth beſchrieb ihnen Sancho's Luftfahrt mit allen Umſtänden, worüber ſie alle recht herzlich lachten, und worüber Sancho ſich eben ſo ſehr würde geärgert haben, wenn ihm ſein Herr nicht nochmals verſichert hätte, daß es lauter Zauberei geweſen ſey. Sancho ging jedoch in ſeiner Einfalt nie ſo weit, daß er es nicht für wahre, unbezweifelte Wirklichkeit, ohne Beimiſchung von Betrug, gehalten hätte, durch Menſchen von Fleiſch und Bein, nicht aber durch Geſpenſter, wie ſein Herr glaubte und behauptete, geprellt worden zu ſeyn.

Zwei Tage hatte die anſehnliche Geſellſchaft in der Schenke bereits zugebracht. Weil man demnach glaubte, es ſey nunmehr Zeit, aufzubrechen, ſo dachte man auf Mittel, wie der Pfarrer und der Barbier ihrem Wunſche gemäß Don Quixote wieder nach ſeinem Dorfe bringen könnten, um ihn dort von ſeiner Thorheit, wo möglich, zu heilen, ohne daß Dorothea und Don Fernando nöthig hätten, mit ihnen umzukehren und die Befreiung der Prinzeſſin Micomicona fortzuſpielen.

Während ihrer Berathung ruhte Don Quixote von den Mühen und Anſtrengungen, die er hatte durchmachen müſſen, auf dem Bette aus, und ſo beſchloſſen ſie denn einmüthig, den Ochſenkarren eines zufällig angekommenen Fuhrmanns zu miethen, und fügten aus kreuzweiſe verbundenen Latten eine Art von Käfig zuſammen, worin der Ritter Raum zum Sitzen hatte.

Don Fernando und seine Begleiter, die Bedienten des Don Louis, die Schergen und der Wirth verkleideten sich nach Anleitung des Pfarrers, der eine auf diese, der andere auf jene Art, damit Don Quixote sie für lauter neue Personen halten möchte, die er in der Schenke noch nicht gesehen hätte. So näherten sie sich in aller Stille dem Lager, worauf er von seinen Abenteuern ausruhte. Indem er noch ruhig und unbesorgt vor einem solchen Ueberfalle schlief, bemächtigten sie sich seiner und banden ihm Hände und Füße so fest, daß er sich nicht rühren konnte, sondern nur mit Erstaunen nach den Gestalten umherblickte, die ihn umgaben. Doch in dem Augenblicke brachte ihn seine stets rege Einbildung auf den närrischen Gedanken, daß alle diese Gestalten lauter Gespenster des verzauberten Schlosses seyen, und daß man auch ihn selbst verzaubert habe, weil er sich weder rühren, noch vertheidigen konnte, und gerade so hatte der Pfarrer sich Alles gedacht und den Plan seines Possenspiels darnach angelegt. Sancho war der Einzige, der seine eigene Gestalt behalten hatte und bei seinen eigenen Gedanken blieb; denn obwohl er fast eben so närrisch war, wie sein Herr, so wußte er doch recht gut, wer alle diese verkleideten Personen seyen; er wagte es aber nicht, seinen Mund zu öffnen, bis er sähe, wo es mit der Ueberrumpelung und Verhaftung seines Herrn hinauswolle, welcher ebenfalls

kein Wort sprach, sondern mit Geduld das Ende seiner Anfechtung abwartete. Dieses bestand darin, daß man den Käfig hereinbrachte, den Junker hineinsperrte und das Lattenwerk fest genug vernagelte,

um es auch mit Gewalt nicht erbrechen zu können. Sodann nahmen Einige den Käfig auf ihre Schultern, und indem sie ihn aus dem Zimmer trugen, ließ eine furchtbare Stimme, so laut der Barbier, nämlich nicht der mit dem Eselssattel, sondern Meister Niklas, sie hervorbringen konnte, in folgenden Worten sich vernehmen: „Ritter von der traurigen Gestalt, laß dir dein Gefängniß nicht zu Herzen gehen, denn dieses ist nothwendig, damit du desto geschwinder das große Abenteuer zu Ende bringest, welchem deine Tapferkeit dich unterzogen hat. Alles wird vollendet werden, wenn der grimmige Löwe von der Mancha, vereint mit der weißen Taube von Toboso, seinen stolzen Nacken unter das sanfte Joch des Ehestandes schmiegen wird; aus welcher unerhörten Verbindung tapfre Jungen an das Licht der Welt kommen und mit reißenden Krallen ihrem mächtigen Vater

nachahmen werden: und das alles wird geschehen, ehe denn der Verfolger der flüchtigen Nymphe zweimal die strahlenden Bilder seiner natürlichen Bahn in schnellem Laufe besucht hat. Und du, edelster und folgsamster aller Schildknappen, die jemals ein Schwert an der Seite, Haar im Bart und Witterung in der Nase hatten, werde nicht traurig oder verdrossen, indem du siehst, wie die Krone der fahrenden Ritterschaft vor deinen Augen entführt wird; denn bald, wofern es dem Baumeister der Welt also genehm ist, wirst du dich so hoch und erhaben sehen, daß du selbst dich nicht mehr kennen wirst, und keine von den Verheißungen, welche dein guter Herr dir gegeben hat, wird unerfüllt bleiben. Ich versichere dir auch im Namen der weisen Zauberin Frau Nimmerwahr, daß dein Lohn richtig soll bezahlt werden, wie du thatsächlich sehen wirst, wenn du den Fußstapfen des tapfern verzauberten Ritters folgst, denn es ist nothwendig, daß ihr zusammen dahin kommt, von wannen der Ausgang war. Da es mir nicht erlaubt ist, euch mehr zu sagen, so fahret mit Gott, und ich kehre zurück, ich weiß wohl wohin."

Gegen das Ende dieser Weissagung erhob der Barbier seine Stimme und ließ sie dann allmählich und sanft verklingen, so daß selbst diejenigen, welche den Spaß mit angestellt hatten, sich fast dadurch täuschen ließen. Don Quixote fand sich durch die Weissagung sehr getröstet, weil er den Sinn derselben leicht errieth, daß er nämlich durch ein heiliges Band mit seiner geliebten Dulcinea von Toboso sollte vereinigt werden, und daß aus ihrem gesegneten Schooße die jungen Löwen, seine Söhne, zum ewigen Ruhme von der Mancha entsprießen würden. In dieser festen Ueberzeugung erhob er seine Stimme und sagte mit einem herzbrechenden Seufzer: „O du, wer du auch seyn magst, der du mir so viel Glück verkündigt hast, ich bitte dich, den weisen Zauberer, welcher über meine Angelegenheiten waltet, in meinem Namen zu ersuchen, daß er mich in diesem Gefängnisse, worin man mich jetzt wegführt, nicht umkommen lasse, ehe diese erfreulichen und unvergleichlichen Verheißungen, die man mir jetzt gegeben hat, in Erfüllung gehen; denn geschieht dieses, so werde ich die Drangsale meiner Haft als Wonne, die Ketten, so mich fesseln, als Blumenkränze, und das Lager, worauf man mich

gelegt hat, nicht als den harten Boden eines Schlachtfeldes, ſondern als ein weiches, reichbepolſtertes Brautbett betrachten. Was die Beruhigung meines Knappen Sancho Panſa betrifft, ſo verlaſſe ich mich auf ſeine Treue und Rechtlichkeit, daß er in guten und böſen Tagen nicht von mir weichen wird, und wenn auch ſein oder mein Unglück mich verhindern ſollte, ihm die verſprochene Inſel oder etwas Anderes von gleichem Werthe zu geben, ſo kann wenigſtens ſein Lohn ihm nicht entgehen; weil in meinem Teſtamente, welches ich bereits gemacht habe, ausdrücklich beſtimmt iſt, wieviel man ihm, nicht nach Maßgabe ſeiner vielen und guten Dienſte, ſondern nach Maßgabe meines Vermögens, geben ſoll."

Sancho Panſa neigte ſich ſehr demüthig vor ihm und küßte ihm beide Hände; denn eine allein konnte ſein Herr ihm nicht reichen, weil ſie beide zuſammengebunden waren. Hierauf hoben die Geſpenſter den Käfig auf den Karren und machten ihn feſt.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und andern merkwürdigen Vorfällen.

„Lieber Sancho," sprach Don Quixote, als er sich in den Käfig gesperrt und auf einen Karren gesetzt sah; „viele und mancherlei denkwürdige Geschichten fahrender Ritter sind mir zwar bekannt, allein noch nie habe ich weder gelesen, noch gehört, daß man einen Ritter auf solche Art weggeführt hätte, wie mich, und mit der Langsamkeit, mit welcher diese trägen und schwerfälligen Thiere mich fortschleppen werden; denn immer pflegt man sie mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Lüfte davonzuführen, entweder eingehüllt in eine dicke, finstre Wolke, oder auf einem feurigen Wagen, auf einem Vogel Greif, oder auf einem andern ähnlichen Thier. Aber daß man mich auf einen Ochsenkarren gesetzt hat, bei Gott! das wurmt mir im Kopfe. Wer weiß jedoch, ob nicht das Ritterwesen und die Verzauberungen heutigen Tags einen ganz andern Gang genommen haben, als vormals? Vielleicht kann es demnach seyn, sowie ich ein ganz neuer

Ritter in der heutigen Welt und der Erste bin, welcher den längst vergessenen Orden fahrender Ritterschaft wiederherstellt, daß man auch neue Verzauberungen und neue Arten, die Verzauberten fortzubringen, erfunden hat. Was denkst du davon, Freund Sancho?"

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," sagte Sancho, „weil ich in den herumfahrenden Büchern nicht so belesen bin, wie Euer Gnaden. Aber ich wollte wohl behaupten und schwören, daß es mit den Gespenstern hier um uns herum nicht so ganz katholisch zugeht."

„Warum nicht gar katholisch?" rief Don Quixote. „Wie könnten sie katholisch seyn, da sie lauter höllische Geister sind, die

sich in luftige Körper gehüllt haben, um hier ihr Wesen zu treiben und mich in diese Lage zu versetzen? Wenn du dich davon überzeugen willst, so rühre sie nur an und betaste sie, so wirst du bald finden, daß sie nichts sind, als bloße Luftgebilde und leere Erscheinungen."

„Bei Gott, Herr!" erwiderte Sancho, „ich habe sie schon angerührt, und dieser Teufel hier, der so geschäftig thut, hat gutes, festes, derbes Fleisch, und sonst noch Manches um und an sich, das ganz anders beschaffen ist, als man mir die Teufel beschrieben hat,

die, wie man sagt, nach lauter Pech und Schwefel riechen sollen, und dieser riecht auf eine halbe Meile weit nach lauter Ambra." Sancho sprach nämlich von Don Fernando, der als vornehmer Cavalier wohl nach dergleichen riechen mochte.

„Laß dich das nicht wundern, Freund Sancho," sprach Don Quixote; „denn du mußt wissen, daß die Teufel viele Künste verstehen, und wenn sie auch Gerüche um sich her verbreiten, so riechen sie doch eigentlich nach nichts, weil sie Geister sind, sonst würden sie freilich nicht gut, sondern übel riechen; warum? weil sie überall die Hölle in ihrem Busen tragen und nirgends Linderung für ihre Pein finden können. Da nun Wohlgerüche etwas Liebliches und Angenehmes sind, so können sie unmöglich gut riechen, sondern, wenn es dir scheint, daß dieser Teufel von Ambra duftet, so irrst du entweder selbst, oder er betrügt dich und will dir weißmachen, daß er kein Teufel sey."

So unterredeten sich der Herr und der Diener miteinander, und weil Don Fernando und Cardenio befürchteten, Sancho möchte am Ende ihre Absicht völlig errathen, wovon er schon Vieles witterte, so beschlossen sie, die Abfahrt zu beschleunigen, riefen den Wirth auf die Seite und sagten ihm, er solle den Rozinante satteln und Sancho's Esel bepacken; welches er auch in aller Eile bewerkstelligte.

Unterdeß hatte der Pfarrer mit den Schergen Abrede genommen, daß sie ihn für einen gewissen täglichen Lohn bis nach seinem Dorfe begleiteten. Cardenio hängte die Lanze an die eine und das Bartbecken an die andere Seite von Rozinante's Sattelbogen, und befahl dem Sancho, seinen Esel zu besteigen und Rozinante als Handpferd zu führen, und die beiden Schergen mußten zu beiden Seiten des Karrens reiten. Ehe dieser abfuhr, kam noch die Wirthin mit ihrer Tochter und mit Maritornes heraus, um von Don Quixote Abschied zu nehmen, wobei sie sich stellten, als ob sie vor Betrübniß über sein Unglück weinten.

„Weinet nicht, meine guten Frauen," sagte Don Quixote; „denn dergleichen Unglücksfälle verfolgen immer diejenigen, die sich zu meinem Orden bekennen, und wenn solche Trübsale mir nicht begegneten,

so würde ich mich nicht für einen berühmten fahrenden Ritter halten; denn Vorfälle solcher Art treffen niemals Ritter von unbedeutendem Namen und Ruhm, weil Niemand in der Welt sich um diese bekümmert, sondern nur die Tapfern, deren Muth und Verdienste oft von Fürsten und vielen andern Rittern beneidet werden, und diese letztern suchen dann durch unrechtmäßige Mittel die Guten aus dem Wege zu räumen. Bei dem allen ist aber die Tugend so mächtig, daß sie durch sich selbst allein, trotz aller Schwarzkunst, welche Zoroaster zuerst erfand, alle Schwierigkeiten überwinden und mit ihrem Lichte die Welt, wie die Sonne den Himmel, erleuchten wird. Verzeiht mir, schöne Frauen, wenn ich, ohne es zu wollen, euch einiges Mißvergnügen verursacht habe, denn vorsätzlich und wissentlich habe ich Niemand etwas zuwider gethan, und bittet Gott, daß er mich aus dieser Haft erlöse, in welche irgend ein feindseliger Zauberer mich gebracht hat, so werde ich mich, wenn ich daraus befreit bin, gewiß beständig der vielen Gunstbezeigungen erinnern, die ihr mir in diesem Schlosse habt widerfahren lassen, um euch dafür nach Verdienst zu danken, zu dienen und zu lohnen."

Während dieser Auftritte zwischen Don Quixote und den Frauen des Schlosses nahmen der Pfarrer und der Barbier Abschied von Don Fernando und seinen Gefährten, von dem Hauptmanne und seinem Bruder und von den Frauenzimmern, welche sämmtlich, besonders Dorothea und Lucinde, jetzt froh und zufrieden waren. Alle umarmten sich und versprachen, einander Nachricht von ihren fernern Schicksalen zu ertheilen. Don Fernando bat den Pfarrer, ihm Nachricht von Don Quixote zu geben, und fügte bei, wohin er ihm schreiben könne, denn nichts werde ihm mehr Vergnügen machen, als zu hören, wie's mit dem Ritter gehe; dagegen versprach er wiederum, dem Pfarrer Alles zu berichten, wovon er glaubte, daß es ihn interessiren werde, sowohl seine eigene Hochzeitfeier, als Zoraidens Taufe, das Schicksal des Don Louis und Lucindens Rückkehr zu den Ihrigen. Der Pfarrer versprach, Alles pünktlich zu befolgen, was er von ihm verlangte; man umarmte sich auf's Neue und gab einander wiederholte Freundschaftsversicherungen. Zuletzt kam der Wirth zu dem Pfarrer und brachte ihm einige Papiere, die er in einer Seitentasche des Mantelsacks gefunden hatte, worin sich auch die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen befand. Weil der Eigenthümer sie ihm nie wieder abgefordert hatte und er selbst sich nichts daraus machte, so trug er dem Pfarrer an, dieselben sämmtlich mitzunehmen. Der Pfarrer dankte, schlug das Heft auf und las auf dem Titel: Rinconete und Cortadillo, eine Erzählung.[1] Da ihm nun die Geschichte von dem unbesonnenen Neugierigen gefallen hatte, so hoffte er, daß diese nicht weniger gut seyn werde, weil vielleicht beide von demselben Verfasser herrühren, und nahm sie demnach mit, um sie gelegentlich durchzulesen. Er und sein Freund, der Barbier, bestiegen hierauf ihre Thiere, nahmen ihre Masken vor, damit Don Quixote sie vor der Hand nicht erkenne, und ritten hinter dem Karren her, indem sie folgende Marschordnung beobachteten: voran fuhr der Ochsentreiber mit seinem Karren, welchen auf beiden Seiten die Schergen mit ihren Feuerrohren begleiteten; dann kam Sancho Pansa auf seinem Esel und führte Rozinante am Zügel, und den Zug

[1] Eine von den zwölf Novellen des Cervantes.

beſchloſſen der Pfarrer und der Barbier mit verlarvten Geſichtern und feierlicher Geberde, auf ſtattlichen Maulthieren, welche mit dem bedächtlichen Gange der Ochſen Schritt hielten. Don Quixote ſaß im Käfig mit gebundenen Händen, mit ausgeſtreckten Füßen und rückwärts an das Gitter gelehnt, ſo ſtill und geduldig, als wenn er kein Menſch von Fleiſch und Bein, ſondern ein Marmorbild wäre.

So ging die Reiſe langſam und in der Stille ungefähr zwei Meilen fort, bis ſie in ein Thal kamen, wo der Ochſentreiber Luſt bezeugte, auszuruhen und ſein Vieh graſen zu laſſen. Er ſagte dies dem Pfarrer; allein der Barbier ſchlug vor, noch ein wenig weiter zu gehen, weil er jenſeits eines nahe gelegenen Hügels noch ein anderes Thal wiſſe, wo noch mehr und beſſeres Gras wachſe. Man folgte ſeinem Rathe und zog weiter. Indeß ſah der Pfarrer ſich um und bemerkte, daß hinter ihnen ſechs bis ſieben wohlgekleidete und wohlberittene Männer herkamen, von welchen ſie bald eingeholt wurden, weil dieſe nicht ſo träge und langſam einherzogen, wie der Ochſenkarren, ſondern auf den raſchen Maulthieren eines Domherrn, und mit der beſten Luſt, recht bald in einem Wirthshauſe Mittag zu halten, welches kaum eine Stunde weit vor ihnen lag. Die Langſamen wurden von den Eilfertigen eingeholt; man grüßte einander höflich,

und indem einer von den Reitern (ein Domherr aus Toledo, den die Uebrigen bedienten) die Marschordnung bemerkte, in welcher der Karren, die Schergen, Sancho, Rozinante, der Pfarrer und Barbier, besonders aber der eingesperrte und gebundene Don Quixote einherzogen, konnte er sich nicht enthalten, zu fragen, was es zu bedeuten habe, daß man diesen Mann auf solche Art gefangen führe; wiewohl die begleitenden Schergen ihn fast vermuthen ließen, daß der Gefangene irgend ein berüchtigter Straßenräuber oder ein anderer Missethäter seyn müsse, welchen die heilige Brüderschaft zur Strafe ziehen wolle. Einer von den Schaarwächtern, an welchen er seine Frage gerichtet, gab zur Antwort: „Mein Herr, dieser Ritter mag Euch selbst sagen, was es zu bedeuten hat, daß man ihn weggeführt; wir wissen es nicht."

Dies hörte Don Quixote und sagte: „Meine Herren Ritter, sind Eure Gnaden erfahren und belesen in Sachen, welche die fahrende Ritterschaft angehen? Wenn das der Fall ist, so will ich euch kundthun, welche Widerwärtigkeiten mich betroffen haben; wo nicht, so ist es nicht der Mühe werth, euch etwas davon zu erzählen."

Der Pfarrer und der Barbier waren unterdessen näher gekommen, sobald sie sahen, daß die Reisenden sich mit Don Quixote in ein Gespräch einließen, damit sie zu rechter Zeit das Wort ergreifen und die Entdeckung ihres Plans verhüten könnten. Der Domherr gab Don Quixote zur Antwort: „Wahrlich, mein Freund, ich bin in den Ritterbüchern vielleicht besser bewandert, als in den Compendien des Villapando,[1] und wenn es nur darauf allein ankommt, so könnt Ihr mir Alles erzählen, was Ihr wollt."

„In Gottes Namen!" sprach Don Quixote. „Wisset demnach, Herr Ritter, daß der Neid und die Arglist böser Zauberer mich in diesen Käfig hineingebannt hat, weil das Verdienst allezeit mehr von den Bösen verfolgt, als von den Guten geschätzt wird. Ich bin ein fahrender Ritter, und zwar keiner von denen, deren Namen die Göttin des Ruhms nie der Aufmerksamkeit würdigte, sie in ihren

[1] Ein Handbuch der Logik, welches damals in den spanischen Schulen eingeführt war.

Denkschriften zu verewigen, sondern ein solcher, welcher trotz des Neides und der Mißgunst und trotz aller Magier in Persien, aller Braminen in Indien und aller Gymnosophisten in Aethiopien sein Denkmal im Tempel der Unsterblichkeit aufstellen wird, um den künftigen Jahrhunderten ein Beispiel und Muster zu liefern, woran fahrende Ritter sehen können, welche Schritte sie thun müssen, wenn sie die Zinnen und den Gipfel des Waffenruhmes erklimmen wollen."

„Ritter Don Quixote von der Mancha redet die Wahrheit," sprach der Pfarrer, „wenn er sagt, daß man ihn auf diesen Karren gezaubert hat; und zwar keineswegs durch sein Verschulden oder für seine Sünden, sondern aus Bosheit derjenigen, welchen die Tugend eine Thorheit und die Tapferkeit ein Aergerniß ist. Hier, mein Herr, seht Ihr den Ritter von der traurigen Gestalt vor Euch, von welchem Ihr vielleicht schon gehört habt, dessen tapfere Unternehmungen und Großthaten in Erz werden gegraben und in unvergänglichen Marmor gehauen werden, wie sehr auch der Neid sich bestreben mag, sie zu verdunkeln, und die Bosheit, sie zu verhehlen."

Wie der Domherr sowohl den Freien, als den Gefangenen in diesem Tone reden hörte, machte er das Kreuz vor Verwunderung, und weder er, noch seine Begleiter wußten, was sie aus den Leuten machen sollten. Zum Ueberflusse kam auch noch Sancho dazu, der sich herangeschlichen hatte, um das Gespräch anzuhören. „Meine Herren," sprach er, „ihr mögt es mir wohl oder übel nehmen, so muß ich euch sagen, daß mein Herr Don Quixote so wenig verzaubert ist, wie meine Mutter. Er ist bei völligem Verstand, ißt und trinkt und verrichtet seine Nothdurft, wie alle anderen Menschen, und wie er gestern that, ehe sie ihn einsperrten. Wie wollten Sie mir denn bei so bewandten Umständen weißmachen, daß er verhext sey? als wenn ich nicht oft genug gehört hätte, daß verzauberte Leute weder essen, noch trinken, weder schlafen, noch reden; und mein Herr wird euch wohl mehr schwatzen, als ein halb Schock Advokaten zusammen, wenn man ihm nur seinen Willen läßt. Ach, Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! denken Euer Ehrwürden, daß ich Euch nicht kenne? und meint Ihr, daß ich nicht merke und errathe, wo Ihr mit diesen wunderlichen

Verzauberungen hinaus wollt? Ihr müßt aber wissen, daß ich trotz Eurer Verkappung recht wohl weiß, wer Ihr seyd, und daß ich Eure Absicht wohl merke, Ihr mögt sie verstecken wie Ihr wollt. Genug, wo der Neid wuchert, da kann das Verdienst nicht aufkommen, und wo der Geiz zu Hause ist, da muß man keine Freigebigkeit suchen. Hol's der Teufel! wenn Euer Ehrwürden nicht gewesen wären, so hätte mein Herr zu dieser Stunde schon die Prinzessin Micomicona geheirathet, und ich wäre zum wenigsten ein Graf; denn weniger könnte ich weder von der Güte meines Herrn von der traurigen Gestalt, noch von meinen wichtigen Diensten erwarten. Aber ich merke wohl, wie wahr es ist, daß das Glücksrad, wie man zu sagen pflegt, sich schneller dreht, als ein Mühlrad, und wer gestern obendrauf war, liegt heut' auf der Nase. Es ist mir nur leid um meine Frau und Kinder, die alle Tage erwarten, daß ich als Statthalter oder Vicekönig von einer Insel oder einem Königreiche nach Hause kommen solle, und nun komme ich viel eher wie ein Stallknecht angezogen. Ich will das alles nur darum gesagt haben, Herr Pfarrer, damit Euer Ehrwürden meinen Herrn nicht so gewissenlos behandle, sondern Ihr Euch in Acht nehmet, damit Euch Gott in jenem Leben für diese Einkerkerung meines Herrn nicht zur Rechenschaft zieht und es Euch nicht entgelten läßt, daß Herr Don Quixote, so lange er gefangen sitzt, so manchen Leuten nicht helfen und ihnen Gutes thun kann."

„Pfeift der Vogel so?" sagte der Barbier; „bist du auch von der Brüderschaft deines Herrn, Sancho? Wahrhaftig, ich hätte bald Lust, dir auch ein Plätzchen in seinem Käfig zu geben und dich mit ihm zu verzaubern, weil du einerlei Rittersporn mit ihm führst. Zur unrechten Stunde kommen dir seine Versprechungen in den Schädel, zur unrechten Stunde gehst du mit deinen Inseln schwanger." — „Ei was," sprach Sancho, „ich bin von Niemanden schwanger und bin auch nicht der Mann, der sich von Jemanden schwängern läßt, und wenn's der König selbst wäre. Wenn ich auch arm bin, bin ich doch ein alter Christ und bin keinem Menschen was schuldig, und wenn ich auch Inseln begehre, so begehren wohl andere Leute Schlimmeres. Jeder ist Sohn seiner Thaten, und wer ein rechter Kerl ist, kann noch Pabst werden, geschweige denn Statthalter auf einer Insel, und mein

Herr kann deren wohl ſo viel gewinnen, daß er zuletzt nicht mehr weiß, wem er ſie geben ſoll. Seht ein andermal fein zu, was Ihr redet, Herr Barbier, denn damit iſt's noch nicht gethan, daß man einen Bart runter kratzen kann, und mancher Schelm findet ſeinen Meiſter. Wir kennen einander alle hinten und vorn, und mich führt man nicht hinter's Licht. Wie's mit der Verzauberung meines Herrn zugegangen iſt, weiß Gott am beſten. Aber es mag ſeyn, ich ſage nichts; wenn man den Dreck rührt, ſo ſtinkt's."

Der Barbier hatte nicht Luſt, ihm weiter zu antworten, damit er nicht in ſeiner Einfalt Alles verriethe, was er und der Pfarrer geheim halten wollten. Aus eben dieſer Beſorgniß hatte auch der Pfarrer unterdeſſen den Domherrn gebeten, mit ihm ein wenig voraus zu reiten, weil er ihm das Geheimniß des Gefangenen entdecken und ihm noch andere Sachen erzählen wolle, die ihm Spaß machen würden. Der Domherr war zufrieden, ritt nebſt ſeinen Bedienten mit ihm voraus und hörte mit Aufmerkſamkeit an, was ihm der Pfarrer von Don Quixote's Charakter, Lebensweiſe, Thorheiten und Gewohnheiten erzählte, wie und wodurch er zuerſt auf ſeine Schwärmerei verfallen, und Alles, was ihm begegnet, bis man ihn zuletzt in dieſen Käfig geſperrt, und daß man die Abſicht habe, ihn nach Hauſe zu bringen, um zu verſuchen, ob man irgend ein Mittel für ſeine Thorheit finden könne. Der Domherr und ſeine Leute verwunderten ſich jetzt noch mehr, wie ſie Don Quixote's ſonderbare Begebenheiten hörten, und der Domherr ſagte: „In der That, Herr Pfarrer, mir dünkt, die ſogenannten Rittergeſchichten ſind dem Staate ſehr ſchädlich, und obgleich ich mich durch die Langeweile und den verkehrten Geſchmack der Zeit habe verleiten laſſen, in den meiſten, die herausgekommen ſind, zu blättern, ſo habe ich mich doch nie überwinden können, nur eine derſelben von Anfang bis zu Ende durchzuleſen; denn bis auf wenige Umſtände ſcheinen ſie mir alle einerlei Inhalts zu ſeyn, und man findet in der einen weder mehr, noch weniger, als in der andern. Meiner Meinung nach gehört dieſe Art Schreiberei in dieſelbe Klaſſe mit den ſogenannten mileſiſchen Fabeln, und ſie enthält, wie dieſe, lauter ungereimte Geſchichten, die nichts als Zeitvertreib und nicht die geringſte

Belehrung gewähren, da hingegen lehrreiche Erzählungen nicht bloß belustigen, sondern auch aufklären. Doch gesetzt auch, daß solche Bücher bloß zur Belustigung dienen sollen, so weiß ich nicht, wie sie nur diesen Endzweck erfüllen können, da so viele sinnlose und übertriebene Sachen darin stehen; denn das Vergnügen, wofür unser Geist empfänglich ist, besteht in der Schönheit und Uebereinstimmung, die er in den Dingen entdeckt, welche ihm entweder die Augen des Leibes oder die Einbildungskraft darstellen; hingegen Alles, was aus Mißverhältniß und Häßlichkeit zusammengesetzt ist, kann unmöglich Vergnügen gewähren. Welche Schönheiten und welches richtige Verhältniß der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu seinen Theilen kann man aber in einem Buche oder Gedichte erwarten, worin ein Knabe von sechzehn Jahren einen Riesen, der so groß ist wie ein Thurm, mit einem Hiebe mitten voneinander haut, als wenn er von Teig wäre? Und wie machen sie es, wenn sie uns eine Schlacht beschreiben, in welcher das feindliche Heer angeblich eine Million Menschen stark ist? Der Held des Buchs braucht sich ihm nur entgegen zu stellen, so müssen wir wider unsern Dank und Willen uns überreden lassen, daß er bloß durch die Kraft seines einzelnen Arms den Sieg davontrage. Was sollen wir zu dem Leichtsinne sagen, mit welchem die Erbin eines Königreichs oder Kaiserthums sich einem unbekannten irrenden Ritter in die Arme wirft? Welcher Kopf, der nicht völlig roh und ungebildet ist, kann seinen Widerwillen über den Unsinn unterdrücken, wenn er liest, daß ein großer Thurm voll Ritter über das Meer fährt, wie ein Schiff unter Segel; daß er heute Abend noch fest auf seinem Platze in der Lombardei steht und morgen früh im Lande des Priesters Johannes von Indien, oder in einem andern angekommen ist, das weder Ptolemäus beschrieben, noch Marko Polo gesehen hat? Wollte man einwenden, die Verfasser solcher Bücher geben sie für nichts als Fabeln aus, und seyen folglich nicht verbunden, auf Schicklichkeit und Wahrheit zu achten, so antworte ich, daß eine Erdichtung nur insofern gefallen kann, als sie mit der Wahrheit einige Aehnlichkeit hat, und daß sie sich desto angenehmer lesen läßt, je mehr sie Mögliches und Wahrscheinliches enthält. Fabelhafte Geschichten müssen sich vernünftigen Lesern dadurch empfehlen, daß sie dem

Unmöglichen einen Anſchein von Möglichkeit geben, das Erhabene und Wunderbare nicht übertreiben, und wechſelsweiſe Staunen, Schrecken und Vergnügen erregen, jedoch ſo, daß die Verwunderung des Leſers ſtets mit angenehmen Gefühlen gepaart iſt. Dies alles kann derjenige nicht leiſten, der die Wahrſcheinlichkeit und Nachahmung des Natürlichen aus den Augen ſetzt, durch welche der gute Schriftſteller ſich als Meiſter in ſeiner Kunſt zeigt. Ich habe noch keine Rittergeſchichte geſehen, in welcher der Körper der Fabel mit allen ſeinen Gliedern ein zuſammenhängendes Ganze ausmachte, ſo daß die Mitte dem Anfang und das Ende dem Anfang und der Mitte entſpräche. Alles iſt vielmehr aus ſolchen fremdartigen Theilen zuſammengeſtoppelt, als hätte man ſich mehr bemüht, eine Chimäre oder ein anderes Ungeheuer darzuſtellen, als ein wohlgeſtaltetes Bild zu liefern. Ueberdieß iſt der Styl der Verfaſſer gewöhnlich hart und trocken, ihre Begebenheiten ſind unglaublich, ihre Liebesgeſchichten unzüchtig, ihre Artigkeiten linkiſch, ihre Beſchreibungen von Schlachten weitſchweifig, ihr Dialog iſt ſchal und ſchleppend, die Reiſen ihrer Helden ſind immer abenteuerlich; mit einem Worte, es fehlt ihnen durchgängig ſo ſehr an Geſchmack und Kunſt, daß man ſie billig als eitel und unnütz aus der Chriſtenheit verbannen ſollte."

Der Pfarrer hörte ſehr aufmerkſam zu, und fand an dem Domherrn einen verſtändigen Mann, der ſich über ſeinen Gegenſtand ſehr richtig ausdrücke. Er ſagte ihm demnach, da er mit ihm einerlei Meinung ſey und die Ritterbücher nicht ausſtehen könne, ſo habe er Don Quixote's ganze Sammlung verbrannt, welche nicht wenig zahlreich geweſen. Bei dieſer Gelegenheit erzählte er ihm, wie er Gericht über ſie gehalten, welche er zum Feuer verdammt, welchen er das Leben geſchenkt habe, worüber der Domherr ſich nicht wenig ergötzte; doch fügte er bei, ſo viel Böſes er auch von den Ritterbüchern geſagt, ſo habe er doch eine gute Seite an ihnen gefunden: ſie geben nämlich einem ſcharfſinnigen Kopfe Gelegenheit, ſich zu zeigen, indem ſie ihm ein weites Feld darböten, um ohne Zwang ſeiner Feder freien Lauf zu laſſen, bald Schiffbrüche, Stürme, Schlachten und Fehden zu beſchreiben, bald das Gemälde eines tapfern Feldherrn zu entwerfen und alle erforderlichen Eigenſchaften deſſelben zu ſchildern,

nämlich Klugheit, um den Absichten des Feindes zuvorzukommen und sie zu vereiteln, Beredsamkeit, um seine Soldaten anzufeuern oder zurückzuhalten, Bedachtsamkeit in seinen Rathschlägen, Schnelligkeit in Ausführung derselben, Beharrlichkeit im Ausdauern, Tapferkeit im Angriffe; bald gäbe es eine rührende oder traurige Geschichte, bald eine angenehme oder überraschende Gelegenheit zu erzählen; hier ein liebenswürdiges Weib, geschmückt mit allen Reizen des Geistes und des Körpers, zu schildern; dort einen tapfern Rittersmann voll Anstand,

Edelmuth und guter Sitten; dort wieder einen wilden, ungestümen Eisenfresser zu beschreiben, oder zu einer andern Zeit einen tapfern,

leutſeligen und geliebten Fürſten, treue Unterthanen und erhabene oder wohlthätige Handlungen; bald könne er ſich als Sternkundigen, als Welt- und Erdbeſchreiber, bald als Kenner der Muſik, bald als Staatsmann zeigen; ja, wenn ihn die Luſt ankomme, ſo könne er ſich auch als Schwarzkünſtler geltend machen, könne die Verſchlagenheit des Ulyſſes, die Tapferkeit des Achilles, die Frömmigkeit des Aeneas, den jähen Tod Hektors, die Falſchheit eines Sinon, die Freundſchaft des Euryalus, die Freigebigkeit Alexanders, den Muth Cäſars, die Güte und Redlichkeit Trajans, die Treue des Zopyrus oder die Weisheit Cato's darſtellen. Alle dieſe Tugenden, welche einen Mann groß und berühmt machen, könne er nach Belieben bald einem einzelnen Helden beilegen, bald unter viele vertheilen. Weiß er das alles in gefälligem Style vorzutragen," ſagte der Domherr, „und mit einer ſinnreichen Erfindung, die ſich ſo viel als möglich der Wahrſcheinlichkeit nähert, ſo wird er gewiß ein Gewebe

liefern, welches, aus mancherlei reichhaltigem Stoffe zusammengesetzt, wenn es fertig ist, so viele Vollkommenheit und Schönheit zeigen wird, daß er den löblichsten Endzweck erreicht, welchen ein Schriftsteller sich vorsetzen kann, nämlich, zu gleicher Zeit zu belehren und zu belustigen. Denn der zwanglose Gang solcher Schriften erlaubt dem Verfasser, sich als epischen, lyrischen, tragischen oder komischen Schriftsteller zu zeigen, und sein Werk mit allen Annehmlichkeiten der Dichtkunst und der Beredsamkeit auszustatten, weil das epische Gedicht sich ebensowohl in Prosa, als in Versen vortragen läßt.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Der Domherr fährt fort, über Rittergeſchichten und andere Gegenſtände mit vieler Einſicht zu ſprechen.

Vollkommen Recht haben Euer Hochwürden," ſagte der Pfarrer, „und ebendeßwegen verdienen die Verfaſſer ſolcher Bücher um deſto mehr Tadel, je weniger ſie bisher weder auf die geſunde Vernunft, noch auf Kunſt und Regeln Rückſicht genommen haben, durch deren Befolgung ſie ſich mit ihrer Proſa eben ſo berühmt machen könnten, als die beiden Fürſten unter den griechiſchen und römiſchen Dichtern durch ihre Verſe."

„Ich ſelbſt," erwiderte der Domherr, „bin wirklich einſt in Verſuchung gerathen, eine Rittergeſchichte zu ſchreiben und alle Regeln, die ich angeführt habe, dabei zu beobachten. Ich hatte ſchon ein paar hundert Seiten geſchrieben, und um zu verſuchen, wie es mir damit gelungen, las ich ſie nicht nur einigen gelehrten und verſtändigen Liebhabern ſolcher Werke vor, ſondern auch unwiſſenden Leuten, die nur an abenteuerlichen Poſſen Geſchmack finden, und fand Beifall bei Allen. Nichtsdeſtoweniger legte ich meinen Aufſatz wieder auf die Seite, theils weil es mir ſchien, daß dergleichen Arbeiten meinem Stande nicht ganz angemeſſen ſeyen, theils weil ich bedachte, daß die Zahl unwiſſender Leſer die Zahl der verſtändigen weit überwiegt; und obwohl das Lob der wenigen Vernünftigen eine reichliche

Entschädigung für den Tadel einer Menge von Narren gewährt, so mochte ich doch dem vielseitigen Urtheile dieser Menge eitler Thoren mich nicht aussetzen, die sich am meisten mit dem Lesen solcher Bücher beschäftigen. Mein Entschluß, die Feder niederzulegen und meinen Plan aufzugeben, ward jedoch hauptsächlich durch eine Betrachtung veranlaßt, welche mir die Lustspiele an die Hand gaben, die man heutigen Tags aufführt. Ich dachte nämlich, die Stücke, die man jetzt gibt, sie mögen eine fabelhafte oder wirkliche Begebenheit zum Gegenstande haben, enthalten durchgängig oder doch größtentheils nichts als handgreiflichen Unsinn und Geschwätz, das weder Hände, noch Füße hat, und man hört sie dennoch mit Vergnügen und lobt sie als vortrefflich. Sie taugen zwar nichts, allein die Verfasser und die Schauspieler sagen, daß sie so seyn müßten, weil das Publikum sie so und nicht anders verlange, und daß diejenigen, welche ihre Fabeln im Zusammenhange und nach Regeln der Kunst durch ihr ganzes Stück durchführen, zwar den Beifall einiger wenigen Kenner einernten, daß aber alle übrigen Zuschauer, welche nichts davon verstehen, von ihrem Gastmahle nüchtern wieder weggehen, und daß sie es daher gerathener finden, vom großen Haufen ihr Brod, als von einigen Wenigen ihren Beifall zu verdienen. So würde es mir auch mit meinem Buche gehen, und am Ende der vielen Nachtwachen, die mir's gekostet, jene Regeln zu beobachten, wäre ich wie jener Schneider in der Bude, der umsonst arbeitete und den Zwirn drein gab. Ich habe zwar bisweilen gesucht, den Schauspielern zu beweisen, daß sie mehr Zulauf haben und mehr Beifall finden würden, wenn sie regelmäßige Schauspiele aufführten, als wenn sie Unsinn auf die Bühne bringen; allein sie bestehen so steif auf ihrem Wahne, daß keine Beweise oder Vernunftgründe sie davon abbringen können. Einst sagte ich zu einem von diesen Narrenköpfen: „Habt Ihr schon vergessen, daß vor einigen Jahren drei Trauerspiele hier in Spanien aufgeführt wurden, die einen berühmten Dichter in diesem Lande zum Verfasser hatten, und die von Jedem, der sie besuchte, gelobt und bewundert wurden, von Gelehrten und Ungelehrten, Kennern und Nichtkennern, und daß diese drei Stücke den Schauspielern mehr Geld einbrachten, als die dreißig besten, die man seitdem auf die Bühne

gebracht hat?“ — „Ihr meint ohne Zweifel die Iſabella, die Phyllis und die Alexandra,“ erwiderte der Schauſpieler. „Eben dieſe meine ich,“ gab ich ihm zur Antwort. „Sagt mir nun ſelbſt, ob die Regeln der Kunſt in denſelben gehörig beobachtet ſind, und ob dies ihnen geſchadet oder den allgemeinen Beifall, mit welchem ſie aufgenommen wurden, im Geringſten geſchwächt hat? Es iſt folglich nicht die Schuld des Publikums, welches Unſinn fordert, ſondern die Schuld derjenigen, welche ihm nichts Beſſeres geben. In dem beſtraften Undank, in der Numancia, in dem verliebten Kaufmann und in der wohlwollenden Feindin [1] iſt ebenfalls kein Unſinn zu finden, ſo wenig als in manchen andern Stücken, die ihren geſchickten Verfaſſern Ruhm und Ehre und den Schauſpielern Geld eingebracht haben. Ich fügte noch andere Gründe hinzu, welche, wie es ſchien, zwar hinreichten, ihn in Verlegenheit zu ſetzen, aber nicht, ihn zu überzeugen und ihm ſeinen irrigen Wahn zu benehmen.“

„Herr Domherr,“ ſagte der Pfarrer, „Ihr ſeyd auf eine Materie gekommen, die bei mir einen alten Unwillen rege macht, den ich gegen die heutigen Schauſpieler gefaßt habe, und der nicht geringer iſt, als mein Widerwille gegen die Ritterbücher; denn ſtatt daß die Bühne, wie Cicero ſagt, ein Spiegel des menſchlichen Lebens, ein Muſter der Sitten und ein Bild der Wahrheit ſeyn ſollte, ſo ſind die jetzigen Stücke nichts als Spiegel des Tollhauſes, Beiſpiele von Narrheit und Ueppigkeit, und Darſtellungen der Unſittlichkeit. Kann man ſich in dem Fache, von welchem wir ſprechen, etwas Unſinnigeres denken, als wenn man im erſten Auftritte eines Stücks ein Kind in Windeln auf die Bühne bringt und es im zweiten ſchon als einen bärtigen Kerl auftreten läßt? Kann etwas toller ſeyn, als wenn man uns einen zitternden Greis als furchtbaren Helden, einen Jüngling als Haſenfuß, einen Lakaien als Redner, einen Pagen als Staatsrath, einen König als Schuhputzer, eine Prinzeſſin als Küchenmagd vorſtellt? Was ſoll ich von der Beobachtung des Zeitraums ſagen, worin auf die Bühne gebrachte Handlungen geſchehen können? Ich habe Schauſpiele geſehen, in welchen die erſte Handlung in Europa, die zweite

[1] Hier lobt Cervantes ſich ſelbſt, denn er iſt Verfaſſer der vier genannten Schauſpiele.

in Asien und die dritte in Afrika vorging, und wenn noch ein vierter Akt gewesen wäre, so würde das Spiel vermuthlich in Amerika geendet haben, um uns durch alle vier Theile der Welt herumzuführen. Wenn richtige Nachahmung ein wesentliches Erforderniß beim Schauspiele ist, wie kann der mittelmäßigste Kopf es mit Geduld ansehen, wenn man in einer Handlung, welche in die Zeiten Pipins und Karls des Großen fällt, den Kaiser Heraklius, der mit dem Kreuze

nach Jeruſalem kam, und den Gottfried von Bouillon, der das heilige Haus eroberte, als Hauptperſonen auftreten läßt, da doch zwiſchen ihnen eine beträchtliche Reihe von Jahren verfloſſen iſt? oder wenn man in ein Stück, welchem eine Fabel zu Grunde liegt, wirkliche Geſchichten und Bruchſtücke von andern Begebenheiten miteinmengt, die ſich zu verſchiedenen Zeiten und mit verſchiedenen Perſonen zugetragen haben, und wenn das Alles ohne den geringſten Grad von Wahrſcheinlichkeit durch die unverzeihlichſten Mißgriffe zuſammengeſtoppelt wird? Das Schlimmſte dabei iſt, daß Dummköpfe genug ſolche Sachen für vortrefflich, und Alles, was dagegen eingewendet wird, für Krittelei halten. Nehmen wir die geiſtlichen Vorſtellungen: wie viele erdichtete Wunderwerke, wie viele untergeſchobene oder mißverſtandene Thatſachen werden da aufgetiſcht, und dem einen Heiligen Wunder zugeſchrieben, die der andere verrichtet hat? Man ſcheut ſich nicht, ſelbſt in weltlichen Stücken Wunderwerke einzuflechten, aus keiner andern Urſache, als weil man meint, daß hier oder dort ein Wunderzeichen oder eine Erſcheinung Effekt machen werde, wie man es macht, wenn man den Einfältigen etwas zu gaffen gibt, um ſie damit anzulocken. Mit allen dieſen Dingen verſündigt man ſich an der Wahrheit, verſtümmelt die Geſchichte und macht dem Geſchmacke der Spanier Schande; denn die Ausländer, welche ſich genau nach den Geſetzen der Bühne richten, müſſen uns als Barbaren und Unwiſſende betrachten, wenn ſie ſehen, wie unſere Stücke mit thörichtem Unſinne vollgepfropft ſind. Es gereicht uns auch nicht zu genügender Entſchuldigung, wenn wir einwenden: die Erlaubniß, öffentliche Schauſpiele aufzuführen, werde hauptſächlich in der Abſicht gegeben, dem Volke eine erlaubte Ergötzlichkeit zu verſchaffen, um es von Ausſchweifungen abzuhalten, welche der Müßiggang zu veranlaſſen pflegt; da nun dieſer Endzweck ebenſowohl durch ſchlechte oder mittelmäßige, als durch gute Schauſpiele erreicht werde, ſo ſey es nicht nöthig, die Schriftſteller und Schauſpieler an ſtrenge Regeln und Vorſchriften zu binden, wie ſie ſchreiben und ſpielen ſollen, indem jedes Stück zu Erreichung dieſes Zweckes ſich eigne. Darauf würde ich antworten: der Zweck wird ohne alle Vergleichung beſſer durch gute, als durch ſchlechte Schauſpiele erreicht; denn in einem regelmäßig geordneten, gut

geſchriebenen Luſtſpiele findet der Zuſchauer Witz, der ihn beluſtigt, Wahrheiten, die ihn belehren, unerwartete Ereigniſſe, die ihn überraſchen, er wird durch vernünftige Urtheile aufgeklärt, vor Betrügerei gewarnt und durch Beiſpiele gewitzigt, er lernt das Laſter haſſen und die Tugend lieben. Alle dieſe Wirkungen muß ein gutes Schauſpiel unfehlbar bei dem dümmſten und einfältigſten Zuſchauer hervorbringen; es iſt demnach unmöglich, daß ein ſolches Schauſpiel nicht unendlich mehr Vergnügen, Unterhaltung und Nutzen gewähren ſollte, als diejenigen, bei welchen man alle jene Eigenſchaften vermißt, was mit den meiſten heutigen Stücken der Fall iſt. Die Schuld liegt nicht immer an den Verfaſſern, unter denen es Viele gibt, die ſehr wohl wiſſen, woran es ihren Stücken fehlt, und was ſie thun müßten, um ſie beſſer zu machen. Sie beklagen ſich aber nicht ohne Grund darüber, daß die Schauſpiele zu einer Art von Waare geworden ſind, daß die Schauſpieler ſie nicht nehmen, wenn ſie nicht nach dem gewöhnlichen Schnitte gemacht ſind, und daß der Dichter ſich nach der Laune derjenigen richten müſſe, die ihm ſeine Arbeit bezahlen. Die Wahrheit dieſer Behauptung leuchtet aus vielen Schauſpielen hervor, die einer der vortrefflichſten Köpfe Spaniens geſchrieben hat: [1] Alles darin iſt prachtvoll angelegt und ſprudelt von Witz, die Verſe ſind ſchön, das Geſpräch fließt angenehm fort, ſinnſchwere Gedanken überraſchen, Beredſamkeit und ein würdevoller Vortrag feſſeln den Hörer, ſo daß mit Recht die Welt ſeines Ruhmes voll iſt; und dennoch hat auch dieſer Dichter nicht in allen Stücken, ſondern nur in einigen das höchſte Ziel erreichen können, weil er ſich nach dem Geſchmacke der Schauſpieler richten wollte und mußte. Andere hingegen ſchreiben ſo keck und unvorſichtig, daß die Schauſpieler bisweilen nach der erſten Vorſtellung flüchtig werden müſſen, um den Strafen zu entgehen, welche ſie befürchten müſſen, wenn ſie anzügliche Sachen gegen die Regierung oder gegen vornehme Familien auf die Bühne bringen. Solcher Unfug und andere Mißbräuche, die ich nicht erwähnen will, könnten vermieden werden, wenn bei Hofe ein einſichtsvoller Mann angeſtellt würde, der alle Schauſpiele, ehe man ſie aufführte, vorher

[1] Lope de Vega.

prüfen müßte, und zwar nicht nur diejenigen, welche in der Hauptſtadt, ſondern alle, die in Spanien zur Aufführung kommen ſollen, und ohne ſeine Genehmigung, ohne ſein Siegel und ſeine Unterſchrift dürfte keine Ortsobrigkeit die Vorſtellung irgend eines Schauſpiels erlauben. Alsdann würden die Schauſpieler genöthigt ſeyn, die neuen Stücke jedesmal zur Beurtheilung einzuſenden, und ſie würden ſolche hernach ohne Beſorgniß aufführen können, und die Verfaſſer würden mehr Sorgfalt und Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeiten verwenden, weil ſie wüßten, daß ihre Werke die ſtrenge Prüfung eines Sachkundigen zu beſtehen haben. Auf dieſe Art bekämen wir gute Schauſpiele, und der Zweck, wozu ſie dienen ſollen, würde glücklich erreicht, das Volk fände ſein Vergnügen, der literariſche Ruf Spaniens wäre gerettet, die Schauſpieler genöſſen Vortheile und Sicherheit, und die Obrigkeit ſähe ſich der Mühe überhoben, ſie zu züchtigen. Wenn man demſelben Manne oder einem Andern auch die Cenſur der neuen Ritterbücher auftrüge, ſo könnte man mit Zuverſicht hoffen, einige derſelben in ſolcher Vollkommenheit erſcheinen zu ſehen, wie Euer Hochwürden ſie verlangen und wie ſie ſeyn müßten, um unſere Sprache mit den angenehmen und köſtlichen Schätzen der Beredſamkeit zu bereichern. Dann würden die alten Ritterbücher durch die Vorzüge der neuen verdrängt werden, und dieſe würden nicht nur den müßigen Leuten, ſondern auch den geſchäftigſten Männern zu erlaubtem Zeitvertreibe dienen, denn ein Bogen kann nicht beſtändig geſpannt bleiben und die ſchwache menſchliche Natur kann ohne eine erlaubte Erholung nicht ausdauern."

Hier ward das Geſpräch zwiſchen dem Domherrn und dem Pfarrer durch den Barbier unterbrochen, welcher zu dem Pfarrer kam und ſagte: „Hier iſt der Platz, Herr Licentiat, wovon ich Euch geſagt habe, daß er für uns am bequemſten ſey, um Mittagsruhe zu halten und unſere Ochſen weiden zu laſſen."

„So ſcheint es auch mir," ſprach der Pfarrer; und auch der Domherr ließ ſich gerne bereden, ihnen Geſellſchaft zu leiſten, weil ihm der Platz und die Ausſicht in ein anmuthiges Thal gefiel. Um dieſer und zugleich der Geſellſchaft des Pfarrers, die ihm ſehr behagte, länger zu genießen und noch etwas mehr von Don Quixote's

Angelegenheiten zu erfahren, befahl er einigen seiner Leute, nach dem nahe gelegenen Wirthshause zu gehen und Essen für die ganze Gesellschaft zu holen, weil er die Nachmittagsstunden hier zubringen wolle.

Einer von den Bedienten antwortete: das Maulthier mit dem Mundvorrathe, welches schon in dem Wirthshause angelangt seyn müsse, sey noch hinlänglich beladen, um sie sämmtlich zu sättigen, und man brauche demnach aus dem Wirthshause nur Futter für die Thiere.

„Wenn das ist," sprach der Domherr, „so führt nur die anderen Thiere dahin und bringt den Packesel wieder zu uns hieher."

Sancho nahm unterdessen die Gelegenheit wahr, seinem Herrn ein paar Worte zu sagen, ohne daß der Pfarrer und der Barbier, welchen er nicht traute, etwas davon merkten. Er kam an den Käfig und sagte zu seinem Herrn: „Herr Don Quixote, um mein

Gewissen zu beruhigen, muß ich Euch nur sagen, wie es mit Eurer Verzauberung beschaffen ist. Die beiden verkappten Gesichter hier sind der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe, und ich glaube, sie haben den Plan, Euch wegzuführen, bloß darum angelegt, weil sie neidisch darüber sind, daß Ihr's mit Euren rühmlichen Thaten ihnen so weit zuvor thut. Wenn das seine Richtigkeit hat, so folgt daraus, daß es bei Euch nicht heißt: durch Zauber berückt, sondern in April geschickt und an der Nase herumgeführt. Zum Beweise dessen erlaubt mir eine Frage, und wenn Ihr mir diese so beantwortet, wie ich glaube, daß Ihr mir sie beantworten werdet, so sollt Ihr den Betrug mit Händen greifen und sehen, daß das nicht zugeht mit Hexerei, sondern mit Narrethei."

„Frage, was du willst, Sohn Sancho," sprach Don Quixote, „ich will dir Antwort und Auskunft über Alles geben, was du begehrst. Was aber deine Behauptung betrifft, daß die Beiden, die hier um uns sind, der Pfarrer und der Barbier, unsere Nachbarn und Bekannten, seyn sollen, so mag dir's wohl so scheinen, als wären sie's; daß sie es aber wirklich und in der That sind, das bilde dir ja nicht ein, sondern sey versichert, daß es dir nur so vorkommt, und daß diejenigen, die mich verzaubert haben, sich vermuthlich ihr Ansehen und ihre Gestalt geben, weil es den Zauberern etwas Leichtes ist, jede Gestalt, welche sie wollen, anzunehmen; und sie werden sich wohl in diese unsere Freunde verwandelt haben, bloß um dich zu verleiten, sie wirklich für dieselben zu halten, und um dich in ein Labyrinth von Vermuthungen zu verwickeln, wo kein Faden des Theseus dir wieder heraushelfen würde. Vielleicht wollen sie auch mich selbst dadurch irre machen, damit ich nicht errathe, wer mir diese Streiche spielt. Denn indem du von der einen Seite mir sagst, daß der Pfarrer und der Barbier aus unserem Dorfe mich begleiten, und indem ich von der anderen Seite bedenke, daß ich in diesem Käfig sitze, und überzeugt bin, daß nicht menschliche, sondern nur übernatürliche Kräfte mich hineinbannen konnten: was kann ich denn anders sagen und denken, als daß die Art und Weise meiner Verzauberung Alles übertrifft, was ich in meinem Leben von verzauberten fahrenden Rittern gelesen habe? Du kannst dich also darauf verlassen, daß sie so wenig

dasjenige ſind, wofür du ſie hältſt, als daß ich ein Türke bin. Was übrigens die Fragen betrifft, die du mir vorlegen willſt, ſo frage bis morgen frühe, ich will dir auf Alles antworten."

„Heilige Mutter Gottes!" rief Sancho; „iſt's möglich, Herr! iſt Euch das Hirn ſo vernagelt und das Mark ſo ganz ausgetrocknet, daß Ihr nicht begreift, daß ich Euch die reine Wahrheit ſage, und daß Eure Gefangenſchaft und Eure Widerwärtigkeiten mehr mit Schelmenſtücken, als mit Hexerei zugehen? Weil Ihr aber nun einmal ſo ſeyd, ſo muß ich's Euch nur handgreiflich beweiſen, daß Ihr wenigſtens nicht verzaubert ſeyd. Denn ſagt mir nur, ſo wahr, als Ihr wünſcht, daß Gott Euch aus dieſer Trübſal erlöſe und Euch, ehe Ihr's vermuthet, in die Arme unſers gnädigen Fräuleins Dulcinea führe —"

„Hör' auf, mich zu beſchwören," ſprach Don Quixote, „und rücke heraus mit deinen Fragen. Ich habe dir ja ſchon ausführlich Antwort verſprochen."

„Das bitt' ich mir aus," ſprach Sancho. „Saget mir demnach ohne Zuſatz und Hinterhalt auf meine Frage die reine Wahrheit, ſo wie ein Jeder ſie ſagt und ſagen ſoll, der ſich den Waffen, ſo wie Euer Gnaden, als fahrender Ritter gewidmet hat."

„Ich ſage ja, daß ich dir nichts vorlügen will," ſprach Don Quixote. „Laß mich endlich hören, was du fragen willſt: denn weiß Gott, deine Umſchweife, Klauſeln und Einleitungen habe ich ſatt."

„Ich bin von der Rechtſchaffenheit und Wahrhaftigkeit meines Herrn überzeugt," erwiderte Sancho. „Um alſo auf den Grund der Sache zu kommen, ſo frag' ich mit allem Reſpekt, ob Euer Geſtrengen, ſeitdem man Euch in dieſen Käfig eingeſperrt oder, wie Ihr meint, hineingezaubert hat, ſchon Luſt und Neigung verſpürt haben, dick oder dünn zu machen, wie man zu ſagen pflegt?"

„Ich verſtehe nicht, Sancho, was du mit dem dick oder dünn ſagen willſt. Erkläre dich deutlicher, wenn du willſt, daß ich dir richtig antworten ſoll."

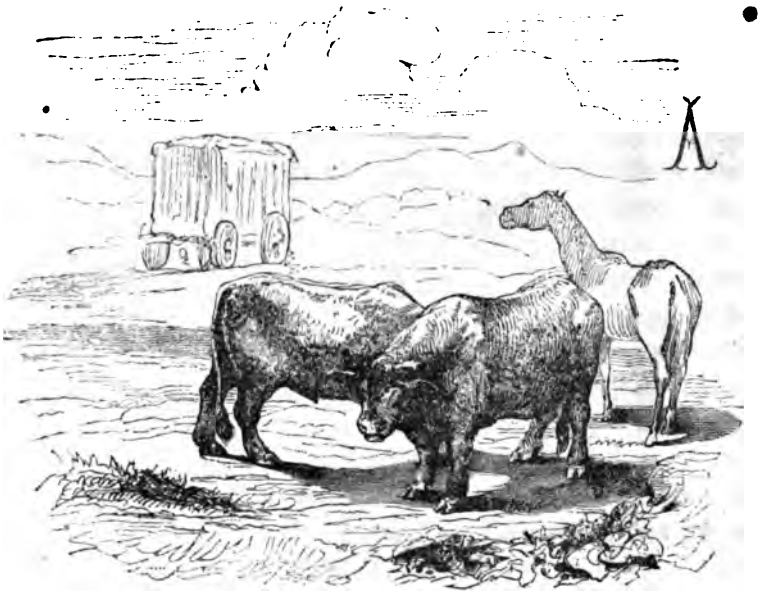
„Iſt's möglich," ſprach Sancho, „daß Euer Gnaden nicht wiſſen, was es heißt, dick oder dünn machen? Das ſagt man ja den Kindern, ſobald ſie in die Schule kommen. Ich möchte nur wiſſen, ob Euch

nicht angekommen ist, das zu thun, was auch der Kaiser nicht durch einen Andern thun lassen kann?"

„So, nun versteh' ich dich, Sancho. Ja wohl ist mir's schon längst angekommen, und eben jetzt treibt mich's. Hilf mir aus der Verlegenheit, denn es ist die höchste Noth."

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Sinnreiches Geſpräch zwiſchen Sancho Panſa und ſeinem Herrn Don Quixote.



ha!“ rief Sancho; „alſo hab' ich Euch, geſtrenger Herr? Das wollt' ich eben für mein Leben gern wiſſen. Nun kommt einmal her; könnt

Ihr's wohl leugnen, gestrenger Herr, daß man zu Hause bei uns von einem Menschen, der nicht recht bei Troste ist, gemeiniglich spricht: ich weiß nicht, was dem und dem fehlt, er ißt nicht, er trinkt nicht, er schläft nicht, er antwortet links, wenn man ihn fragt; es ist nicht anders, er muß behext seyn! Nun sehet, daraus schließe ich, daß die Behexten weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch ihre gewöhnliche Nothdurft verrichten. Nun aber thut ja Euer Gestrengen das Alles: Ihr eßt und trinkt, wenn man Euch etwas gibt, antwortet einem auch recht, wenn man Euch fragt, und es kommt Euch auch an, dick und dünn zu machen!"

„Alles wahr, Sancho!" versetzte Don Quixote; „aber ich habe dir's schon gesagt, daß es vielerlei Arten von Verzauberungen gibt; und kann es nicht seyn, daß sich in der Folge der Zeit einige geändert haben, und daß jetzt die Verzauberten Alles thun, was ich thue und was sie sonst nicht thaten? Wenn dies ist, kann man wider den Lauf der Welt und die Gewohnheit der Zeiten nicht so schließen, noch diese Folgerungen ziehen. Ich weiß und glaube es, daß ich verzaubert bin, und dies ist mir zur Ueberzeugung und Beruhigung meines Gewissens genug. Denn ich würde mir selbst die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich wüßte, daß ich unverzaubert so schändlich, feig und faul in diesem Käfige daliegen, und so vielen Nothleidenden, Bedrängten und Hilfsbedürftigen meinen Beistand entziehen sollte, den sie jede Stunde, jeden Augenblick nöthig haben."

„Ich wünschte aber doch, gestrenger Herr," sprach Sancho, „daß Ihr zum Ueberflusse und zu noch größerer Beruhigung Eures Gewissens doch noch versuchtet, aus dem Gefängnisse heraus zu kommen; ich schwör's Euch, ich wollt' Euch treulich dabei helfen. Legt Hand an, und versucht's, vielleicht kommt Ihr wieder auf Euren guten Rozinante. Der arme Bursche geht so traurig und schlappohrig einher, als wenn er auch verzaubert wäre. Sitzt Ihr nur erst wieder im Sattel, dann gehen wir wieder auf's Abenteuersuchen; und geht's damit nicht, je nun, in den Käfig können wir immer zurückkriechen, da kommen

wir um nichts zu ſpät; ich verſprech's Euch als ehrlicher treuer Schildknappe, mich mit Euch einzuſperren, im Falle Ihr ſo unglücklich wäret oder ich ſo ungeſchickt, daß ich mein Wort nicht gut machen könnte."

„Ich will thun, was du ſagſt, Freund Sancho," antwortete Don Quixote, „und wenn du eine gute Gelegenheit wahrnimmſt, mich zu befreien, ſo will ich dir in allen Stücken überall hinfolgen. Aber du wirſt ſehen, wie ſehr du in der Urſache meiner Widerwärtigkeit dich täuſcheſt."

Dieſe Geſpräche hielten der fahrende Ritter und ſein übelfahrender Knappe miteinander, bis ſie an den Ort kamen, wo der Pfarrer, der Domherr und der Barbier bereits abgeſtiegen waren. Der Fuhrmann machte ſofort ſeine Ochſen los und ließ ſie in dem ſchönen Thale weiden, deſſen friſches Grün für den verzauberten Don Quixote zwar wenig Reiz hatte, ſeinem klügern und pfiffigen Knappen aber ſehr wohl behagte. Dieſer bat nunmehr den Pfarrer, er möchte ſeinem Herrn erlauben, ſich auf einige Augenblicke aus dem Käfige zu entfernen, weil derſelbe ſonſt Gefahr liefe, nicht völlig ſo ſauber zu bleiben, wie es ſich für einen ſolchen Ritter zieme. Der Pfarrer verſtand ihn, und ſagte, er wolle ihm ſeine Bitte gerne gewähren, wenn er nicht befürchten müſſe, ſein Herr möchte, ſobald er ſich in Freiheit befände, neue Streiche ſpielen und das Weite ſuchen.

„Ich ſtehe dafür, daß er nicht entweicht!" ſagte Sancho.

„Und ich auch," ſprach der Domherr, „zumal wenn er mir ſein ritterliches Wort gibt, ohne unſere Einwilligung ſich nicht von uns zu entfernen."

„Ich gebe es," ſagte Don Quixote, der Alles gehört hatte, „und zwar um ſo williger, da ein Verzauberter, wie ich bin, nicht beliebig mit ſeiner Perſon ſchalten kann, indem derjenige, der ihn verzaubert hat, machen kann, daß er ſich in Jahrhunderten nicht von der Stelle bewegt, und wenn er auch die Flucht nähme, ſo

könnte jener ihn doch im Fluge zurückbringen. Bei so bewandten Umständen könnet ihr mich ohne Bedenken loslassen, zumal da es zum allerseitigen Frommen gereicht; denn wenn man mich nicht herauslässt, so muß ich euch erklären, daß die Nasen aller Anwesenden in Verlegenheit gerathen werden, wenn ihr nicht etwa selbst davonlaufen wollet."

Der Domherr ließ sich von ihm seine Hände (gebunden, wie sie waren) darauf geben, und auf sein Ehrenwort ließ man ihn zu seiner großen Freude aus dem Käfig.

Sein Erſtes war, daß er alle ſeine Glieder dehnte, und hierauf

ging er ſtracks an Rozinante, gab ihm ein paar Schläge mit der Hand auf den Rücken und ſagte: „Ich hoffe zu Gott und zur heiligen Jungfrau, du Krone und Spiegel aller Roſſe, daß wir uns bald wieder in ſolcher Lage befinden werden, wie wir ſie uns wünſchen, du mit deinem Herrn auf dem Rücken, und ich im Sattel und in den Bügeln, um dem Berufe nachzugehen, wozu der Himmel mich in die Welt geſandt hat.“ Mit dieſen Worten entfernte er ſich mit Sancho und kam bald

darauf zurück, sehr erleichtert und mit dem besten Willen, dasjenige in's Werk zu richten, was ihm sein Schildknappe an die Hand geben würde.

Der Domherr sah ihn an, und wußte nicht, ob er sich mehr über den hohen Grad seiner Verrücktheit wundern sollte, oder über den gesunden Verstand, den er sonst in seinen Reden und Gedanken blicken ließ; denn wie wir schon oft gesagt haben, er kam nur dann aus den Bügeln, wenn man mit ihm von Rittersachen redete. Als sich nun die Gesellschaft im Grase gelagert hatte und auf den Mundvorrath des Domherrn wartete, bewog diesen das Mitleid, zu Don Quixote zu sagen: „Ich weiß nicht, mein guter, edler Junker, wie die eiteln, ungereimten Rittermärchen Euch dermaßen den Kopf verrücken können, daß Ihr Euch einbildet, Ihr wäret verzaubert, und andere dergleichen Dinge, wovon doch nicht das Mindeste wahr ist. Wie ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch sich einbilden kann, die vielen Amadis, der bunte Haufe berühmter Ritter, so mancher Kaiser von Trapezunt und Felix Marte von Hyrkanien, so viele Frauen, die auf Zeltern herumritten, so viele Schlangen, Drachen und Riesen, so mancherlei Abenteuer, Verzauberungen und Schlachten,

ſo viele unerhörte Kämpfe und Aufzüge, ſo manche verliebte Prinzeſſinnen, Knappen, die zu Grafen erhoben wurden, und kurzweilige Zwerge, ſo viele Liebesbriefe und ſchmachtende Erklärungen, ſtreitbare Frauenzimmer, und mit Einem Worte, die unendliche Menge ausſchweifender Sachen, wovon die Ritterbücher ſtrotzen, wären jemals in der wirklichen Welt vorhanden geweſen? Ich muß geſtehen, wenn ich ſolche Sachen leſe, ſo können ſie mich wohl ſo lange unterhalten, als ich es vor mir ſelbſt verhehle, daß Alles lauter lügenhaftes Geſchwätz iſt. Sobald ich aber bedenke, was dieſe Bücher wirklich ſind, ſo werfe ich das beſte von ihnen an die Wand, und würde es vollends in's Feuer werfen, wenn eben eines angezündet wäre; denn dieſes Schickſal verdienen ſie alle, als ſinnloſe Lügen, die Allem, was Wahres in der Natur iſt, zuwiderlaufen, als Keime neuer Sitten und Lebensweiſen, und als Lockſpeiſen, welche den unwiſſenden Pöbel verleiten, allen ihren Unſinn als Wahrheit anzunehmen. Ja ſie drohen ſogar, den Verſtand ſcharfſinniger und wohlunterrichteter Biedermänner zu verwirren, ſo wie es Euch ergangen iſt, indem ſie Euch ſo weit gebracht haben, daß man Euch in einen Käfig ſperren und auf einem Ochſenkarren wegführen mußte, wie man einen Löwen oder Tiger von einem Orte zum anderen führt, um ihn für Geld ſehen zu laſſen. Lieber Herr Don Quixote, habt Mitleid mit Euch ſelbſt, kehrt zurück in den Schooß der geſunden Vernunft, und gebraucht den trefflichen Verſtand, womit Euch der Himmel beſchenkt hat. Wendet die ſeltenen Geiſtesgaben, die Ihr beſitzt, auf Bücher an, die Eurem Herzen und Verſtande zum Nutzen und zur Ehre gereichen, und wenn ja Eure natürliche Neigung Euch einen beſonderen Geſchmack an ritterlichen Thaten finden läßt, ſo nehmet die heilige Schrift zur Hand und leſet das Buch der Richter, in welchem Ihr erhabene Wahrheiten und ſo wahre, als tapfere Großthaten beſchrieben findet. Luſitanien hatte einen Viriathus, Rom einen Cäſar, Carthago einen Hannibal, Griechenland einen Alexander, Caſtilien einen Fernando Gonzalez, Valencia einen Cid, Andaluſien einen Gonſalvo Fernandez, Eſtremadura einen Diego Garcia de Paredes, Xerez einen Garcia Perez de Vargas, Toledo einen Garcilaſo, Sevilla einen Manuel de Leon, Männer, deren

Geschichten und tapfere Thaten den erhabensten Geist zu unterhalten, zu belehren, zu ergötzen und mit Staunen zu erfüllen vermögen. Solche Bücher, Herr Don Quixote, sind Euren vernünftigen Einsichten angemessen, sie werden Euch mit der wahren Geschichte bekannt machen, und Euch lehren, die Tugend zu lieben, Euch im Guten zu üben, Eure Sitten zu verfeinern, tapfer ohne Verwegenheit, und kühn ohne Trotz zu seyn, und das Alles zur Ehre Gottes, zu Eurem eigenen Nutzen und zum Ruhme von der Mancha, wo Ihr, wie ich vernehme, zu Hause seyd."

Don Quixote hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu. Wie der Domherr ausgeredet hatte, sah er ihm noch eine Weile in's Gesicht,

und ſagte endlich: „Mich däucht, edler Herr, Ihr wollet mir mit Eurer Rede zu verſtehen geben, daß niemals fahrende Ritter in der Welt geweſen, daß alle Rittergeſchichten falſch, lügenhaft, verdammlich und unnütz für den Staat ſind, daß ich übel gethan habe, ſie zu leſen, noch ſchlimmer, ihnen zu glauben, am ſchlimmſten aber, ihnen nachzuahmen, das heißt, mich ſelbſt dem beſchwerlichen Orden fahrender Ritterſchaft zu widmen, welcher darin beſchrieben wird; denn Ihr leugnet ja, daß es jemals einen Amadis von Gallien oder von Griechenland gegeben habe, von welchem dieſe Bücher ſo Vieles erzählen.“

„Alles verhält ſich buchſtäblich ſo, wie Ihr ſagt,“ erwiderte der Domherr.

„Ihr habt ferner behauptet,“ fuhr Don Quixote fort, „dieſe Bücher haben mir vielen Schaden gethan, mir den Kopf verrückt, mich in dieſen Käfig gebracht, und ich würde wohlthun, mich zu beſſern und etwas Anderes zu leſen, was mehr Wahrheit enthielte, und mir mehr Vergnügen und Belehrung gewährte.“

„So iſt's,“ ſprach der Domherr.

„Wohlan,“ erwiderte Don Quixote, „ſo muß ich Euch ſagen, daß Euer Hochwürden der Beherte und der Verblendete ſind, indem Ihr Euch habt einfallen laſſen, ſo viele Läſterungen gegen eine Sache auszuſtoßen, die ſo weltkundig iſt und ſo allgemein für wahr gehalten wird, daß derjenige, der ſie leugnet, dieſelbe Strafe verdient, welche Ihr über dieſe Bücher verhängt, wenn Ihr ſie leſet und Aergerniß an ihnen nehmet. Denn wer mir einbilden will, kein Amadis und keiner von den übrigen fahrenden Rittern, von welchen ſie erzählen, ſey jemals in der Welt geweſen, der mag mir auch ſagen, daß die Sonne nicht leuchtet, daß das Eis nicht kalt iſt und daß man auf der Erde nicht feſtſteht. Welcher vernünftige Menſch in der Welt wird einen Andern überreden wollen, es ſey nichts Wahres an der Geſchichte der Infantin Floripes und des Ritters Guy von Burgund, oder an dem Abenteuer des Fierabras bei der Brücke von Mantible, welches zur Zeit Karls des Großen vorfiel, Dinge, die doch, beim Himmel! ſo wahr ſind, als es jetzt heller Tag iſt? Wenn dieſe erlogen ſind, ſo iſt es auch nicht wahr, daß es einen Hektor, einen Achilles oder einen Trojanerkrieg gegeben hat, auch keine

zwölf Pairs von Frankreich und keinen König Arthur von England, der noch bis auf diesen Tag als Rabe umherfliegt, und in seinem Königreiche täglich und stündlich erwartet wird. Eben so gut könnte man sagen, die Geschichte vom Guarino Mezquino sey nicht wahr, so wenig als die Fehde wegen des heiligen Graals, und die Liebesgeschichten des Don Tristan und der Königin Iseo, so wie der Königin Ginebra und des Lanzelot seyen Fabeln; da es doch Leute gibt, die sich fast erinnern, die Frau Quintannona gesehen zu haben, welche die beste Mundschenkin in ganz England war. Dies ist so gewiß wahr, daß ich selbst mich noch sehr wohl erinnere, wie meine Großmutter väterlicher Seits, wenn sie eine ehrbar verschleierte Duenna sah, zu mir zu sagen pflegte: Sieh' einmal, Enkelchen, die sieht recht so aus wie die leibhaftige Duenna Quintannona,

woraus ich schließe, daß sie dieselbe muß gekannt haben, oder daß sie wenigstens ihr Bildniß irgendwo gesehen hat. Und wer kann die Wahrheit der Geschichte von Peter und der schönen

Magelone leugnen, da man noch heutigen Tages in dem königlichen Zeughause den Zapfen zeigt, womit Peter den hölzernen Gaul lenkte, als er mit ihm durch die Luft ritt, und der wohl noch länger ist, als eine Wagendeichsel? Und neben dem Zapfen hängt der Sattel des Babieça, und in Roncesvalles sieht man noch Rolands Hüfthorn, welches so groß ist wie ein Balken. Daraus folgt offenbar,

daß es zwölf Pairs, einen Peter, eine Magelone, einen Cid und mehrere solcher Ritter gegeben hat, die, wie man es nennt, auf Abenteuer auszogen. Wo nicht, so leugne man mir es auch, daß der tapfere Portugiese Juan de Merlo ein fahrender Ritter war, der nach Burgund zog und sich zu Roß mit dem berühmten Herrn von Charny, genannt Moses Peter, schlug, und hernach in Basel

mit Moſes Heinrich von Remeſtan, und in beiden Kämpfen Sieg und Ruhm davontrug. Oder leugnet mir einmal die Abenteuer und Fehden, die unſere tapferen Landsleute Pedro Barba und Gutierre Quirada, mein Ahnherr in gerader männlicher Linie, in Burgund beſtanden, wie ſie die Söhne des Grafen von Sankt-Paul überwanden. Sagt mir auch, Don Fernando de Guevara ſey nicht nach Deutſchland auf Abenteuer gezogen, und habe nicht mit Herrn Görgen, Ritter am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, gekämpft. Sagt, das Lanzenbrechen des Suero de Quinnones und der Kampf des Moſes Luis de Falces mit dem caſtilianiſchen Ritter Don Gonzalo de Guzman ſeyen nur Poſſenſpiele geweſen, und ſo auch viele andere berühmte Thaten chriſtlicher Ritter in unſerem Vaterlande und in anderen fremden Reichen; und doch ſind ſie alle ſo weltkundig und wahr, daß ich noch einmal ſage, wer ſie leugnen wollte, müßte keinen Menſchenverſtand haben."

Der Domherr konnte nicht aufhören, ſich zu verwundern, wie Don Quixote Wahrheit und Lügen durcheinander mengte, und wie ſehr er in allen Geſchichten bewandert war, die ſich nur einigermaßen auf Ritter und ritterliche Thaten bezogen.

„Ich kann nicht leugnen, Herr Don Quixote," gab er ihm zur Antwort, „daß nicht Manches wahr wäre, was Ihr angeführt habt, beſonders von den ſpaniſchen Rittern. Ich will auch einräumen, daß es zwölf Pairs von Frankreich gegeben hat; aber darum glaube ich noch nicht, daß ſie alle die Thaten verrichtet haben, welche der Erzbiſchof Turpin ihnen zuſchreibt. Das Wahre an der Sache iſt, daß ſie Ritter waren, welche die Könige von Frankreich beſonders auszeichneten, und ſie Pairs nannten, weil ſie alle gleich bieder, adelich und tapfer waren, oder wenn ſie es nicht waren, es doch wenigſtens ſeyn ſollten. Dieſe bildeten einen Orden, wie unſere Ritter von Santiago und von Calatrava, und man ſetzte voraus, daß die Mitglieder deſſelben lauter biedere, tapfere und wohlgeborene Rittersleute ſeyen. So wie man heutigen Tages ſagt: ein Ritter von San Juan oder von Alcantara, ſo ſagte man damals: einer von den zwölf Pairs, weil zwölf gleich adeliche Ritter dieſen kriegeriſchen Orden vollzählig machten. Kein Menſch zweifelt daran, daß es einen

Cid und einen Bernardo del Carpio gegeben hat; ob ſie aber auch alle Großthaten, die man von ihnen erzählt, wirklich ausgerichtet haben, daran iſt, wie ich glaube, noch ſehr zu zweifeln. Was den Zapfen des Grafen Peter betrifft, deſſen Ihr erwähnt, und der in dem königlichen Zeughauſe neben dem Sattel des Babieça zu ſehen ſeyn ſoll, ſo muß ich meine Schwäche bekennen, daß ich entweder ſo unkundig oder ſo kurzſichtig bin, daß ich zwar den Sattel geſehen habe, aber nicht den Zapfen, den Ihr mir doch ſo groß beſchreibt."

„Allerdings iſt er da," ſprach Don Quixote, „und zum Wahrzeichen ſoll er in einem ledernen Futteral ſtecken, damit er nicht vom Schimmel leidet."

„Das kann Alles ſeyn," erwiderte der Domherr; „allein ich verſichere Euch bei der Weihe, die ich empfangen habe, daß ich mich nicht erinnere, ihn geſehen zu haben. Doch geſetzt, er befinde ſich dort, ſo bin ich darum noch nicht verbunden, alle Märchen zu glauben, die man uns von den verſchiedenen Amadis und dem zahlloſen Schwarm der übrigen Ritter erzählt; und ein ſo achtbarer, geſcheiter und verſtändiger Mann, wie Ihr ſeyd, ſollte ſich deßwegen nicht in den Sinn kommen laſſen, ſolche abenteuerliche Thorheiten, als in den Ritterbüchern beſchrieben ſtehen, für wahr zu halten."

Fünfzigstes Kapitel.

Fortsetzung des scharfsinnigen Wortwechsels zwischen Don Quixote und dem Domherrn, nebst anderen Vorfällen.

„Verdammt wäre das!“ erwiderte Don Quixote; „Bücher, die mit Erlaubniß des Königs und mit Genehmigung der Censur gedruckt sind, und die Jedermann, groß und klein, reich und arm, gelehrt und ungelehrt, Bauer und Edelmann, kurz Leute von allerlei Stand und Würden, mit Vergnügen lesen und bewundern, die will man zu Lügen machen? da sie noch dazu so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß sie uns Vater und Mutter, Vaterland, Verwandte und Alter des Ritters oder der Ritter angeben, und Ort und Stelle, Tag vor Tag und Streich vor Streich genau beschreiben, wie und wo sie ihre Thaten vollführten? Schweigt doch, mein guter Herr, redet nicht solche Lästerungen, sondern glaubet mir und folget meinem Rathe. Leset, so werdet Ihr sehen, wie viel Vergnügen sie Euch machen; denn sagt nur, kann man etwas Besseres sehen, als wenn wir z. B. hier einen großen See vor uns hätten, der von lauter siedendem Pech sprudelte, und worin eine Menge Schlangen, Drachen, Salamander und mehr dergleichen grausame und fürchterliche Ungeheuer herumkreuzten und schwämmen, und mitten aus diesem See riefe eine klägliche Stimme: Ritter, wer du auch seyn magst,

der du dieſen fürchterlichen See anſtaunеſt, wenn du den Schatz heben willſt, der im Grunde dieſer ſchwarzen Fluten verborgen liegt, ſo zeige die Entſchloſſenheit deines tapfern Herzens und ſtürze dich mitten in ihren glühenden Feuerſtrom; denn wofern du dieſes nicht thuſt, ſo biſt du nicht würdig, die überſchwänglichen Wunder zu erblicken, welche die ſieben Schlöſſer der ſieben Feen in ſich ſchließen, die unter dieſem ſchwarzen Pfuhle verborgen liegen. Kaum hat der Ritter dieſe fürchterliche Stimme gehört, ſo ſtürzt er ſich, ohne weitere Ueberlegung der großen Gefahr, nachdem er ſich nur einen Augenblick zuvor Gott und ſeiner Dame empfohlen, mit völliger Rüſtung mitten in den ſiedenden See. Eh' er ſich verſieht, oder weiß, was aus ihm werden wird, iſt er in ſchönen, blühenden Gefilden, mit denen die elyſeiſchen keine Vergleichung aushalten. Hier ſieht er einen ſchönen Himmel; die Sonne glänzt mit neuem, nie geſehenem Lichte; ringsum erblickt er lachende Haine von ſchön gewachſenen und immer grünen Bäumen; ſeinen Ohren ſchmeicheln die ſüßen Lieder der kleinen bunten Vögel, die in unzähliger Menge durch die verſchlungenen Zweige ſchlüpfen; hier ſieht er einen Bach, deſſen friſches, kryſtallhelles Waſſer über glänzenden Kies, wie über Goldſand und Perlen hüpfend, dahinrollt; dort zeigt ſich ein künſtlicher Brunnen von glänzendem Jaſpis und blendend weißem Marmor, hier eine kleine Grotte, aus kleinen Muſcheln, weißen Schneckenhäuſern, bunten Korallen, glänzenden Kryſtallen und Smaragden in gefällig bunter Verwirrung zuſammengeſetzt, ſo daß hier die Natur von der ſie nachahmenden Kunſt übertroffen ſcheint.

Plötzlich wird er ein feſtes Schloß oder einen prächtigen Palaſt gewahr, deſſen Mauern von gediegenem Golde ſind, die Zinnen von Diamant und die Pforten von Hyacinth. Mit Einem Worte, er iſt in dem herrlichſten Geſchmacke gebaut, und wenn ſeine Beſtandtheile nichts Geringeres ſind, als Diamanten, Karfunkel, Rubinen, Perlen, Gold und Smaragde, ſo iſt die Kunſt noch von größerem Werthe, die in dem Bau deſſelben herrſcht. Aber unendlich angenehmer wird er überraſcht, indem eine Schaar der ſchönſten Jungfrauen aus dem Schloſſe kommt, alle ſo prächtig und geſchmackvoll gekleidet, daß des Beſchreibens kein Ende wäre, wenn ich Euch Alles erzählen ſollte,

wie es in den Rittergeschichten steht. Diejenige, welche die vornehmste unter ihnen zu seyn scheint, ergreift nunmehr den kühnen Ritter, der sich in den Feuerpfuhl stürzte, bei der Hand, führt ihn,

ohne ein Wort zu reden, in den prächtigen Palast oder in das Schloß, läßt ihn so nackt auskleiden, wie ihn seine Mutter geboren hat, und in ein laues Bad bringen, wo man ihn über und über mit köstlichen Specereien salbt; man legt ihm ein Hemd an von der feinsten Leinwand, die von köstlichen Wohlgerüchen duftet, und eine andere Jungfrau kommt und wirft ihm einen Mantel um die Schultern, der, wie man versichert, wenigstens eine Stadt und wohl noch mehr werth ist. Was sagen wir, wenn es weiter heißt: wie er in einen andern Saal geführt wird, wo die Tafel so köstlich und geschmackvoll besetzt ist, daß er sich nicht genug darüber verwundern kann; wie man ihm Wasser auf die Hände gießt, das von lauter

Ambra und wohlriechenden Blumen abgezogen ist; wie man ihn auf einem Throne von Elfenbein Platz nehmen läßt; wie holdselige Jungfrauen in feierlicher Stille ihn bedienen; wie ihm so viele wohlschmeckende Speisen aufgetragen werden, daß sein Mund nicht weiß,

wie er wählen, oder seine Hand, wie sie zulangen soll? Wie muß er sich wundern, wenn während der Mahlzeit die herrlichste Musik ertönt, ohne daß er weiß, wer singt oder wer ihm aufspielt? Und wenn er dann nach aufgehobener Tafel sitzt und sich vielleicht, wie gewöhnlich, die Zähne ausstochert, wie wird es ihm werden, wenn auf einmal durch die Saalthüre eine Jungfrau hereintritt, die noch schöner

ist, als alle vorigen; wenn sie sich neben den Ritter setzt, und anhebt die Geschichte des Schlosses zu erzählen und wie man sie dahin verzaubert hat, und noch hundert andere Sachen, die den Ritter verwundern und den Leser seiner Geschichte in Erstaunen setzen? Ich will mich hierüber nicht weitläufiger auslassen, denn hieraus erhellt schon genugsam, wieviel Wunder und Vergnügen der Leser erwarten darf, wenn er irgend eine Stelle in irgend einem Ritterbuche aufschlägt. Glaubet demnach meinen Worten, leset, wie ich Euch

ſchon gerathen habe, dieſe Bücher, ſo ſollt Ihr ſehen, wie ſie Euch die Grillen vertreiben, und wie ſie Eure Gemüthsſtimmung verbeſſern werden, wenn ſie vielleicht nicht die beſte ſeyn ſollte. Ich meines Theils kann Euch verſichern, daß ich erſt, ſeitdem ich ein fahrender Ritter bin, gefällig, freigebig, höflich, großmüthig, wohlgeſittet, kühn, ſanftmüthig, geduldig und gelaſſen in Trübſalen, Gefängniß und Verzauberungen ward; und obwohl man mich eben erſt wie einen Narren in einen Käfig geſperrt hat, ſo hoffe ich dennoch, wenn mir der Himmel gnädig und das Glück mir nicht zuwider iſt, durch die Kraft meines Armes in wenigen Tagen Herr von einem Königreiche zu werden, woſelbſt ich mein dankbares Herz und meine freigebige Geſinnung gegen Jedermann an den Tag legen kann. Denn wahrlich, mein Herr, der Arme kann ſeine Neigung zum Wohlthun an Niemand beweiſen, und die Dankbarkeit, die ſich auf fromme Wünſche einſchränken muß, iſt nur ein todtes Weſen, wie der Glaube, dem gute Werke fehlen. Deßwegen wünſche ich, daß mir das Glück, je eher, je lieber, eine Gelegenheit in den Weg werfen möchte, Kaiſer zu werden, damit ich meine Geſinnung durch Wohlthaten an meinen Freunden beweiſen könnte; beſonders an dieſem armen Sancho Panſa, meinem Knappen, der die ehrlichſte Haut von der Welt iſt, und dem ich gerne eine Grafſchaft geben möchte, die ich ihm ſchon längſt verſprochen habe; nur fürchte ich, daß er nicht genug Geſchicklichkeit beſitzen wird, ſein Land zu regieren.

Sancho hörte die letzten Worte ſeines Herrn und ſagte: „Sorget Ihr nur dafür, Herr Don Quixote, mir die verſprochene Grafſchaft zu geben, auf die ich ſchon ſo lange warte. Ich verſichere Euch, daß es an mir nicht fehlen ſoll, ſie gut zu regieren. Und wenn's auch nicht recht damit gehen wollte, ſo habe ich wohl gehört, daß es Leute genug gibt, die den Herren ihre Länder in Pacht nehmen, geben ihnen jährlich ein Gewiſſes und verwalten die Regierung für ſie, und der Herr ſitzt ruhig, ſtill und verzehrt ſeine Renten, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern. So werd' ich's eben auch machen, und, ohne lange zu handeln, dem Erſten Beſten Alles zuſchlagen und leben von meinen Renten, wie ein Fürſt, mag's übrigens gehen, wie's will."

„Ihr scheint Euch nur um's Verzehren der Renten zu bekümmern, Freund Sancho," sprach der Domherr; „der Landesherr muß aber für die Verwaltung der Rechtspflege sorgen, und dazu gehört Verstand und Geschicklichkeit, vorzüglich aber ein aufrichtiger, guter Wille; denn wo diese fehlen, ist's hinten und vornen gefehlt. Deßwegen pflegt Gott auch die gute Absicht des Einfältigen gedeihen, die bösen Anschläge des Klüglers aber scheitern zu lassen."

„Ich verstehe nichts von Eurer Philosophie," antwortete Sancho; „aber das weiß ich, hätte ich nur die Grafschaft so gewiß in Händen, als ich sie zu regieren wüßte, denn ich hab' eine Seele so gut wie ein Anderer, und einen Leib so gut wie der Beste, und werde so gut Herr in meinem Lande seyn, wie ein Anderer; und wenn ich das wäre, so thäte ich, was ich wollte; und wenn ich thäte, was ich wollte, so wär' ich zufrieden; und wenn ich zufrieden wäre, so hätte ich weiter nichts zu wünschen; und wenn ich weiter nichts zu wünschen

hätte, so wär's im Reinen. Also nur her mit der Grafschaft, und Gott befohlen, bis wir uns wieder sehen, sagte jener Blinde zum anderen."

„Deine Philosophie ist so dumm nicht, Sancho," sprach der Domherr; „was aber die Sache wegen der Grafschaft betrifft, so ließe sich darüber noch Vieles sagen."

„Ich wüßte nicht," antwortete Don Quixote, „was sich noch weiter darüber sagen ließe. Ich halte mich an das Beispiel des großen Amadis von Gallien, der seinen Knappen zum Grafen von der Insel machte, die da liegt auf festem Lande; folglich kann ich auch, ohne mein Gewissen zu beschweren, meinen Sancho zum Grafen machen, da er einer von den besten Knappen ist, die jemals ein fahrender Ritter gehabt hat."

Der Domherr verwunderte sich über den planmäßigen Unsinn, den Don Quixote auskramte, über die Fertigkeit, mit welcher er das Abentener des Ritters vom brennenden See ausgemalt, über den tiefen Eindruck, welchen die Lügen seiner Bücher in ihm zurückgelassen, und über die Einfalt, mit welcher Sancho nach der versprochenen Grafschaft sich sehnte. Indeß kamen die Bedienten des Domherrn zurück, die den Packesel aus dem Wirthshause geholt hatten, und

breiteten einen Teppich auf das Gras der Wiese, um welchen die Gesellschaft im Schatten einiger Bäume sich lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, damit der Ochsentreiber Zeit hätte, sein Vieh grasen zu lassen.

Während des Essens hörten sie plötzlich ein Geräusch und das Geklingel einer Schelle, welches sich aus dichtem Dorngebüsche neben ihnen vernehmen ließ; und in demselben Augenblicke sprang eine schöne, schwarz, weiß und braun gefleckte Ziege aus dem Busch hervor, welcher

ein Ziegenhirte nachsprang und wiederholt zurief, sie solle stillhalten und zur Heerde zurückkehren. Die flüchtige Ziege hörte aber vor Furcht nicht auf, vor ihm zu fliehen, bis sie zu der Gesellschaft kam, bei welcher sie stehen blieb, als ob sie sich unter ihren Schutz begäbe.

Der Hirte kam nach, faßte ſie bei den Hörnern und fing an, ihr zuzuſprechen, als ob ſie ſeine Worte verſtünde: „Ach du Wildfang, Scheckchen, Scheckchen! wie läufſt du mir ſeit einiger Zeit herum? welcher Wolf hat dich gejagt, mein Kind? was ſoll das bedeuten, mein Liebchen? Doch was kann es anders bedeuten, als daß du ein Weibchen biſt und nirgends Ruhe, noch Raſt findeſt, wegen des verdammten Leichtſinns, der dir und deinem ganzen Geſchlechte anklebt? Kehr' um, Närrchen, kehr' um; denn wenn es dir in der Hürde oder bei deinen Schweſtern auch nicht am beſten gefällt, ſo biſt du doch dort wenigſtens am ſicherſten aufgehoben. Aber wenn du, ſtatt ſie zu leiten und zu führen, ſelbſt ſo wild umherläufſt, was kann ich dann von den anderen erwarten?"

Dieſe Worte des Hirten beluſtigten alle Anweſenden und beſonders den Domherrn. „Gemach, mein Freund!" ſprach er zu ihm; „ärgert Euch nur nicht, und eilet nicht ſo ſehr, Eure Ziege nach der Hürde zurück zu führen; denn da ſie ein Weibchen iſt, ſo wird ſie dennoch, wie Ihr ſelbſt ſagt, ihrem natürlichen Hange folgen, Ihr mögt es anfangen, wie Ihr wollt, ſie davon abzuhalten. Nehmet lieber dieſen Biſſen und trinkt eins dazu, um Euren Aerger niederzuſchlagen, und laßt unterdeſſen Eure Ziege verſchnaufen." Mit dieſen Worten reichte er ihm auf der Meſſerſpitze die Keule von einem kalten Kaninchen.

Der Hirte nahm's mit Dank an, trank einmal dazu, ſezte ſich ruhig hin und ſagte: „Es würde mir leid ſeyn, meine Herren, wenn ihr mich für einen Narren hieltet, weil ich ſo mit dieſem Vieh ſpreche; aber die Worte, die ich zu ihr ſagte, ſind in der That nicht ohne guten Sinn. Ich bin zwar nur ein Bauer, aber nicht ſo ganz bäueriſch, daß ich nicht wüßte, wie man mit Menſchen oder mit Thieren umgehen muß."

„Das glaube ich gerne," ſprach der Pfarrer; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man auch in Wäldern unterrichtete Leute, und in Schafhürden Philoſophen antrifft."

„Zum wenigſten, mein Herr," erwiderte der Hirte, „könnet Ihr bei uns Leute finden, die durch Schaden klüger geworden ſind; und um Euch davon einen überzeugenden Beweis zu geben, will ich Euch, obgleich ungebeten, wofern es Euch nicht Langeweile macht, ein wenig zuzuhören, eine wahre Begebenheit erzählen, welche die Worte dieſes Herrn (er zeigte auf den Pfarrer) und die meinigen beſtätigen wird."

„Da ich merke," ſagte Don Quixote, „daß der Vorfall entfernte Aehnlichkeit mit einem ritterlichen Abenteuer hat, mein Freund, ſo will ich meines Theiles Euch gerne anhören, und das werden alle dieſe Herren gleichfalls thun, weil ſie als verſtändige Männer Liebhaber von ſolchen Geſchichten ſind, die Staunen und Vergnügen erregen; und von dieſer Art wird, wie ich nicht zweifle, auch die Eurige ſeyn. Fangt nur an, mein Freund! wir Alle wollen zuhören."

„Mich müßt ihr ausnehmen," ſprach Sancho. „Ich ſetze mich hier an den Bach mit dieſer Paſtete, und verſorge meinen Magen auf ein paar Tage; denn ich habe von meinem Herrn Don Quixote gehört, daß ein Schildknappe eſſen muß, wenn er was hat, ſo lange, bis er nicht mehr kann, weil er zu anderer Zeit ſo tief in einen Wald gerathen möchte, daß er in ſechs Tagen ſich nicht wieder herausfindet; und wenn ſich dann ein Menſch nicht ſatt gegeſſen, ſo kann er ſich abzehren, bis er zur Mumie wird, welches auch oft geſchieht."

„Du haſt Recht, Sancho," ſprach Don Quixote. „Geh' wohin du willſt, iß, was du kannſt. Ich bin bereits geſättiget, und mir fehlt nichts, als ein wenig Nahrung für meinen Geiſt, welche ich in der Erzählung dieſes guten Mannes zu finden hoffe."

„Und wir Andern ebenfalls," ſagte der Domherr, und bat den Hirten, ſeine Erzählung anzufangen. Dieſer nahm die Ziege bei den Hörnern, klopfte ihr ein paarmal mit der Hand auf den Rücken und ſagte: „Lege dich hier bei mir nieder, Scheckchen, wir haben noch Zeit genug, nach unſerer Hürde zurück zu kehren."

Die Ziege ſchien ihn zu verſtehen, denn indem ihr Herr ſich ſetzte, legte ſie ſich bei ihm nieder und ſah ihn an, als ob ſie ſeine Erzählung mit anhören wollte, die er folgendermaßen begann:

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Ziegenhirte erzählt seine Geschichte.

Iso drei Meilen von hier liegt ein Dorf, das zwar klein, aber eines von den reichsten in der Gegend ist. In demselben wohnte ein Landmann, der so bieder war, daß man ihn mehr wegen seines rechtschaffenen Wandels hochschätzte, als wegen seines Reichthums; obgleich der letztere gewöhnlich schon hinreicht, um seinen Besitzer geehrt zu machen.

Am reichsten fühlte er sich jedoch, wie er zu sagen pflegte, im Besitze einer Tochter, die so außerordentlich schön, vernünftig, klug und

tugendhaft war, daß Jeder, der sie sah und kannte, sich über die seltenen Gaben verwunderte, womit der Himmel und die Natur sie ausgestattet hatten. Schon als Kind war sie sehr schön, und ward

immer ſchöner, ſo daß ſie im ſechzehnten Jahre als ein Wunder von Schönheit galt. Der Ruf von ihren Reizen fing an, in allen umliegenden Dörfern ſich zu verbreiten; ja er erſtreckte ſich bis in die entfernteſten Städte, und drang ſogar bis in die Paläſte der Fürſten, ſo daß man, um ſie zu ſehen, zu ihr wallfahrtete, wie zu einer großen Seltenheit oder zu einem wunderthätigen Bilde. Ihr Vater hütete ſie mit Sorgfalt, und ſie ſelbſt wachte über ihren Wandel; denn weder Hüter, noch Schlöſſer und Riegel können ein Mädchen ſo ſicher verwahren, als ihre eigene Sittſamkeit. Der Reichthum des Vaters und die Reize der Tochter bewogen Viele, ſowohl Fremde, als Einheimiſche, ſich um ſie zu bewerben; allein der Vater, der dieſes köſtliche Kleinod zu vergeben hatte, konnte nicht mit ſich einig werden, an wen er's verſchenken ſollte, da ſo Viele darnach ſtrebten; und unter dieſen Vielen war ich einer von denen, die ſich Hoffnung machen konnten, weil ihr Vater mich kannte, und ich aus demſelben Dorfe, von guter Sippſchaft, in der Blüthe meiner Jahre, reich an Glücksgütern und in der Erziehung nicht vernachläßigt war.

Dieſelben Anſprüche hatte jedoch auch ein anderer Jüngling in unſerem Dorfe, und deßwegen blieb ihr Vater lange Zeit unſchlüſſig, weil er dachte, ſeine Tochter werde bei dem Einen von uns ſo gut verſorgt ſeyn, wie bei dem Anderen; und um ſich die Mühe der Wahl zu erſparen, überließ er's am Ende der Leandra, ſo hieß die Reiche, die mich arm und elend gemacht hat, ſelbſt ihre Wahl zu treffen. Er ſagte ihr, da wir beide einander gleich ſeyen, ſo wolle er's ſeiner geliebten Tochter überlaſſen, ſich nach eigenem Wunſche zu entſcheiden; und das ſollten alle Väter thun, wenn ſie ihre Kinder verheirathen wollen. Ich will damit nicht ſagen, daß ſie ihnen freie Hand laſſen ſollen, wohl oder übel zu wählen, ſondern ſie ſollen ihnen gute, anſtändige Verſorgungen vorſchlagen, und ſie unter dieſen nach eigener Neigung wählen laſſen. Von Leandra's Neigung kann ich nicht urtheilen; ich kann davon weiter nichts ſagen, als daß ihr Vater uns beide mit der Erklärung hinhielt, ſeine Tochter ſey noch ſehr jung, und mit anderen dergleichen unbeſtimmten Reden, die

weder Ja noch Nein enthielten. Mein Nebenbuhler nennt ſich Anſelmo, und ich heiße Eugenio, damit ihr die Namen der Perſonen wißt, die in dieſem Trauerſpiele auftreten, deſſen Ausgang noch unentſchieden iſt, wiewohl zu befürchten ſteht, daß es ein trauriges Ende nehmen wird.

Während dieſer Zeit kam ein gewiſſer Vicente de la Roſa, Sohn eines armen Taglöhners in unſerem Dorfe, als Soldat aus Italien und anderen Ländern zurück. Ein Hauptmann, der mit ſeiner Compagnie durch unſer Dorf gezogen war, hatte ihn einſt als zwölfjährigen Knaben mitgenommen, und nach einer Abweſenheit von zwölf Jahren kam er wieder, in Soldatenkleidern, geſchmückt mit Farben und behangen mit glitzerndem Zeug von Kryſtall und Kettchen von Stahl. Heute kleidete er ſich ſo, morgen anders, aber in lauter Flitterſtaat ohne Werth und Gewicht. Die Landleute, die von Natur ſchalkhaft ſind, und wenn ſie nichts zu thun haben, gern auf loſe Streiche ſinnen, rechneten ihm bald ſeinen Putz und ſein Geſchmeide nach, und machten ausfindig, daß Alles in drei paar Kleidern mit dazu gehörigen Bändern und Strümpfen beſtand, die er aber auf ſo mancherlei Art zu wechſeln und zu verändern wußte, daß man meinen ſollte, er hätte mehr als zehn Paar Kleider und zwanzig Federbüſche gehabt. Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, daß ich ſo viel Redens von ſeinen Kleidern mache, denn ſie ſind nichts weniger als gleichgültig für meine Geſchichte. Gewöhnlich ſetzte er ſich auf eine Bank unter einem großen Ulmbaume auf unſerem Marktplatze, und dann ſchwatzte er uns ſo Vieles vor von ſeinen Heldenthaten, daß wir alle das Maul aufſperrten. Da war kein Land in der Welt, das er nicht geſehen, und keine Schlacht, in welcher er nicht mitgefochten: er hatte mehr Mauren erſchlagen, als in ganz Marokko und Tunis wohnen; er rühmte ſich, mehr Zweikämpfe beſtanden zu haben, als Gante Luna, Diego Garcia de Paredes und tauſend Andere, die er daherzählte, und in allen hatte er geſiegt, ohne daß man ihm einen Tropfen von ſeinem Blute abgezapft hätte. Dagegen zeigte er wieder Narben, die kaum zu ſehen waren, und gab ſie aus für lauter Schußwunden, die er in verſchiedenen Treffen und Scharmützeln bekommen

habe, und dabei war er so übermüthig, daß er Leute, die so gut oder besser waren, als er, über die Achsel ansah, obgleich sie ihn sehr wohl kannten und wohl wußten, was an ihm war. Sein Arm, sagte er, sey sein Ahnherr, seine Thaten seyen sein Stammbaum, und als Soldat gebe er dem Könige selbst nichts nach. Neben seiner Aufschneiderei verstand er sich auch ein wenig auf Saitenspiel, und limperte bisweilen auf einer Zither, daß manche Leute ihr Wunder

daran hatten. Und das ist noch nicht Alles, womit er sich brüstete, sondern er war auch ein Stück von einem Dichter, und machte auf jede Kinderei, die im Dorfe vorfiel, eine anderthalb Ellen lange Romanze.

Diesen Soldaten, den ich Euch beschrieben habe, diesen Vicente de la Rosa, diesen Eisenfresser, diesen Stutzer, diesen Reimschmied, diesen Fiedler hatte Leandra oft aus ihrem Fenster, welches auf den Markt hinausging, gesehen und betrachtet. Sie verliebte sich in seinen buntscheckigen Flitterstaat, in die Lieder, wovon er die Abschriften bei Dutzenden vertheilte, und in die Heldenthaten, die er von sich erzählte. Genug, der Teufel muß es wohl so gekartet haben, daß

sie bis über die Ohren in ihn vernarrt ward, ehe er sich unterstanden, ihr etwas von Liebe zu sagen. Da nun in der Welt nichts leichter ist, als einen Liebeshandel zu Stande zu bringen, sobald man die Neigung des Frauenzimmers schon auf seiner Seite hat, so wurden auch Leandra und Vicente bald miteinander einig, und bevor Jemand ihrer vielen Anbeter etwas von dieser Neigung argwöhnte, hatte sie ihr bereits den Zügel so weit schießen lassen, daß sie das Haus ihres zärtlichen und geliebten Vaters verließ (eine Mutter hatte sie nicht mehr) und mit dem Soldaten davonging, der in dieser Unternehmung einen vollkommneren Sieg davontrug, als in irgend einer von den vielen anderen, womit er prahlte. Unser ganzes Dorf und Jedermann, der davon hörte, erstaunte über diesen Vorfall: ich war außer mir, Anselmo wie vom Blitze getroffen, der Vater im Jammer, die Polizei in Thätigkeit, die heilige Brüderschaft auf den Beinen, auf allen Landstraßen wurde gestreift und jedes Gebüsche durchsucht. Genug, nach Verlauf von drei Tagen fand man die bethörte Leandra in einer Höhle im Walde, in bloßem Hemde und aller Gelder und

Kostbarkeiten beraubt, die sie aus ihrem Hause mitgenommen hatte. Man brachte sie ihrem bekümmerten Vater zurück, und befragte sie über ihr Unglück: sie gestand, daß Vicente de la Rosa sie betrogen, und sie unter dem Versprechen der Ehe verleitet habe, aus dem väterlichen Hause zu entweichen; er habe versprochen, sie nach der reichsten und lustigsten Stadt in der Welt, nach Neapel, zu bringen; bethört durch Unverstand und Betrügerei, und ihren Vater beraubend, sey sie in der Nacht, da man sie vermißte, mit ihm davongegangen; er habe sie in einen dichten Wald geführt und sie in die Höhle eingesperrt,

in welcher man sie gefunden habe. Sie setzte hinzu, der Soldat habe ihr (ohne sich jedoch an ihrer Ehre zu vergreifen) Alles abgenommen, was sie bei sich gehabt. Jedermann verwunderte sich darüber auf's Neue, und es ist schwer, an die Enthaltsamkeit des Burschen zu glauben. Sie versicherte dies jedoch mit so vielen Betheurungen, daß ihr armer, trostloser Vater sich dadurch beruhigen ließ, und den Verlust seiner Habe verschmerzte, weil seiner Tochter wenigstens das Kleinod nicht geraubt worden, welches man nie hoffen kann, wieder zu erlangen, wenn es einmal verloren ist. Ihr Vater entzog sie unseren Blicken an demselben Tage, an welchem sie wieder zum Vorschein gekommen, und schickte sie in das Kloster einer benachbarten Stadt, in der Hoffnung, daß die nachtheilige Meinung, welche seine Tochter sich zugezogen, mit der Zeit wieder verschwinden werde. Leandra's Jugend könne sie vielleicht einigermaßen entschuldigen, wenigstens bei denen, welchen nicht viel daran liegt, ob sie ihre Tugend bewahrt hat, oder nicht. Diejenigen aber, die ihren Witz und ihren Verstand kannten, schrieben ihren Fehler nicht der Einfalt zu, sondern vielmehr dem Leichtsinne und natürlichen Hange der Weiber zu Thorheiten und Ausschweifungen. Sobald Leandra eingesperrt war, fand Anselmo nichts mehr in der Welt, was ihm Freude machen konnte, und vor meinen Augen sind Licht und Wonne gleichfalls verschwunden, seitdem ich sie nicht mehr sehe. Unsere Traurigkeit nahm täglich zu, unsere Geduld ab, wir verfluchten den Flitterstaat des Soldaten, und verwünschten die Unvorsichtigkeit des Vaters der Leandra. Endlich entschlossen wir uns, Anselmo und ich, unser Dorf zu verlassen und uns in dieses Thal zu begeben, in welchem er eine beträchtliche Menge Schaafe weidet, die ihm gehören, und ich die eben so zahlreiche Heerde meiner Ziegen. So leben wir hier unter diesen Bauern, lassen unserer Leidenschaft den Lauf, singen zusammen das Lob und den Tadel der schönen Leandra, oder seufzen, Jeder für sich allein, und klagen dem Himmel unser Leid in der Einsamkeit. Nach unserem Beispiele sind schon viele von Leandra's Anbetern in diese Wildniß gekommen, und machen es ebenso wie wir. Ihre Anzahl ist bereits so groß, daß wir hier fast ein neues Arkadien gestiftet haben; denn es wimmelt hier überall von Schäfern und

Hirten, und es gibt hier kein Fleckchen, wo der Namen der schönen Leandra nicht gehört wird. Hier verwünscht sie der Eine und schilt sie leichtfertig, unbeständig und lüstern; dort tadelt ein Anderer ihren Leichtsinn und ihre Unbesonnenheit; dort ist Einer, der sie entschuldigt und ihr verzeiht; und dort wieder ein Anderer, der sie richtet und verdammt. Der Eine besingt ihre Schönheit, der Andere verwünscht ihr Betragen, die Meisten schimpfen auf sie, und doch wird sie von Allen angebetet. Die Leutchen gehen so weit in ihrer Thorheit, daß es Manchen gibt, der sich über ihre Sprödigkeit beklagt, ohne jemals ein Wort mit ihr gesprochen zu haben, und Mancher jammert wohl gar über die Qual der Eifersucht, wozu sie doch keinen Anlaß gegeben hat, indem, wie gesagt, ihre Neigung nicht eher bekannt ward, bis sie den Schritt begangen hatte. Hier ist keine Felskluft, kein Ufer eines Baches, kein beschattender Baum, wo nicht irgend ein Schäfer liegt und sein Unglück den Winden klagt. Wo nur ein Echo

zu finden ist, da hört man Leandra's Namen widerhallen. Leandra tönt es im Walde, Leandra murmeln die Bäche; Leandra hält uns alle in beständiger Spannung und Bezauberung, während wir

uns bald mit eiteln Hoffnungen schmeicheln und bald mit Besorgnissen uns quälen, ohne selbst zu wissen, was wir befürchten.

Unter diesen Verrückten zeigt mein Nebenbuhler Anselmo, so gescheit er sonst ist, den wenigsten Verstand; denn so sehr er Ursache hat, sich über andere Dinge zu beschweren, so klagt er doch über nichts, als über seine Trennung von ihr, und singt seine Klagen in Liedern, die vortrefflich gedichtet sind, zu einer Zither, die er sehr gut spielt. Ich habe mir einen leichteren und, wie mir scheint, klügeren Weg erwählt. Ich schimpfe auf den Leichtsinn der Weiber, auf ihren Unbestand, ihre Falschheit, ihre Wortbrüchigkeit, Untreue und Unbesonnenheit, mit welcher sie durchgängig ihre Neigungen verschenken; und dies bewog mich auch, meine Herren, mit meiner Ziege so zu schwatzen, wie ich hierher kam, denn da sie ein Weibchen ist, so mache ich mir nicht viel aus ihr, obwohl sie das schönste Stück Vieh ist, das ich in meiner ganzen Heerde habe.

Dies ist die Geschichte, die ich Euch mitzutheilen versprach. Hätte ich vielleicht die Worte mehr sparen sollen, so werde ich auch meinen Eifer nicht sparen, um Euch zu dienen. Meine Hütte ist nicht weit von hier: dort habe ich frische Milch, vortrefflichen Käse und allerlei schöne reife Früchte, die Euer Auge ergötzen und Euerm Gaumen wohlschmecken sollen.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltsames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße seines Angesichtes bestand.

ieblich schien Allen die Erzählung des Ziegenhirten, besonders dem Domherrn, der mit Verwunderung bemerkte, daß die Manier, womit er sie vortrug, sich mehr der Rede eines feinen Hofmannes näherte, als den Worten eines bäuerischen Hirten; und er gestand, der Pfarrer habe Recht gehabt, zu sagen, daß man auch in den Wäldern unterrichtete Leute finde. Jeder bestrebte sich, dem Eugenio etwas Verbindliches zu sagen; am freigebigsten war Don Quixote mit dem Anerbieten seiner Dienste. „Gewiß, Bruder Ziegenhirt," sprach er zu ihm, „wenn es mir möglich wäre, mich jetzt in irgend ein Abenteuer einzulassen, so würde ich mich den Augenblick auf den Weg machen, um für Euch ein gutes zu bestehen; denn ich würde Leandra, trotz der Aebtissin und Allen,

die sich mir widersetzen wollten, aus dem Kloster holen, woselbst sie gewiß wider ihren Willen sitzt, und würde sie Euch überliefern, um mit ihr zu schalten nach Euerm Willen und Begehr, jedoch den Regeln des Ritterthums gemäß, welche verbieten, an irgend einer Jungfrau eine Unbilde zu begehen. Ich hoffe jedoch zu Gott, die Macht eines feindseligen Zauberers werde nicht so weit gehen, daß nicht ein anderer Wohlgesinnter ihn endlich überwinden sollte; und alsdann verspreche ich Euch Hülfe und Beistand, wozu mein Beruf mich verpflichtet, als der lediglich darin besteht, Schwachen und Nothleidenden beizuspringen."

Der Ziegenhirte sah ihn mit großen Augen an, verwunderte sich über seine seltsame Gestalt und seinen Aufzug, und fragte den Barbier, der neben ihm saß: „Wer ist denn dieser Mensch, mein Herr, der so wunderlich aussieht und solche Sachen spricht?"

„Wer anders sollte es seyn," sprach der Barbier, „als der weit berühmte Don Quixote von der Mancha, der alles Unrecht abstellt, Alles recht macht, was krumm ist, alle Jungfrauen beschützt, allen Riesen ein Schrecken und in allen Schlachten Sieger ist."

„Das klingt ja beinahe so," erwiderte der Hirte, „wie man's in den Geschichten fahrender Ritter liest, welche das alles thaten, was Ihr von diesem Menschen sagt. Ich glaube aber, Ihr scherzt mit mir, oder in dem Kopfe dieses ehrlichen Mannes sind leere Zimmer zu vermiethen."

„Ihr seyd ein Erzschlingel," rief Don Quixote, „und selbst ein Narr und ein leerer Kopf, und bei mir sieht's voller aus, als bei der Erzmetze, die Euch gebar!" Mit diesen Worten hob er ein Brod auf, das neben ihm lag, und warf's dem Hirten mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß er ihm die Nase platt schlug. Allein der Hirte, der keinen Spaß verstand und sich so thätlich mißhandelt fühlte, kehrte sich weder an Teppich, Tischtuch, noch Tischgesellschaft, sondern fiel über Don Quixote her, und griff ihm mit beiden

Fäuſten dergeſtalt nach der Gurgel, daß er ihn gewiß würde erwürgt haben, wäre nicht Sancho Panſa augenblicklich dazu gekommen, der den Hirten bei den Schultern packte und mitten unter das Tafelgeräthe hinwarf, daß Scherben der Teller, Flaſchen und Gläſer umherſtoben, und Wein und Speiſen floſſen und ſchwammen. Wie Don Quixote Luft bekam, machte er ſich über den Hirten her, und dieſer, welchem das Geſicht von Blut ſtrömte, indem ihn Sancho bearbeitete, tappte mit der Hand herum nach einem Meſſer, um eine blutige Rache auszuüben; was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte indeß, daß der Hirte Herrn Don Quixote wieder unter ſich bekam, welchem er mit Fauſtſchlägen das Geſicht dermaßen zurichtete, daß es ebenſo, wie ihm ſelbſt, von Blut floß. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen berſten, und die Schergen tanzten und ſprangen vor Kurzweile, und hetzten die beiden Kämpfer wie ein paar beißende Hunde. Sancho Panſa allein wollte vor Verdruß raſend werden, weil er ſich von einem Bedienten des Domherrn nicht losmachen konnte, der ihn feſthielt, damit er ſeinem Herrn nicht zu Hülfe käme.

Indem jetzt Alle, ausgenommen die Fauſtkämpfer, die aufeinander herumtrommelten, ihre Luſt hatten, hörte man plötzlich eine Trompete ſo traurig erſchallen, daß ſie ſich insgeſammt darnach umſahen. Am meiſten wirkte dieſer Ton auf Don Quixote, und obwohl dieſer zu ſeinem größten Verdruß noch unter dem Hirten lag und Prügel einnahm, ſo ſagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel, denn das mußt du wohl ſeyn, da du Kraft und Tapferkeit genug haſt, mich zu überwältigen; ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenſtillſtand machen, denn der traurige Ton der Trompete, die wir hören, läßt mich vermuthen, daß ein neues Abenteuer mich erwartet.“

Der Ziegenhirte, der ebenfalls müde war, zu prügeln und ſich prügeln zu laſſen, ließ ihn im Augenblicke los; Don Quixote ſtand auf, blickte nach der Seite, wo der Schall ſich hören ließ, und ward gewahr, daß von einem Hügel viele weiß wie Büßer gekleidete Leute herunterkamen. Es war nämlich in dieſem Jahre kein Regen

gefallen, so daß an allen Orten in selbiger Gegend Umgänge mit Gebeten und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, daß er die Hand seiner Barmherzigkeit aufthue und Regen gebe. Zu diesem Zwecke wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten Dorfes zu einer Einsiedelei, die auf einem Hügel des Thales gelegen war. Don Quixote, welchem die sonderbare Bekleidung der Büßenden auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft mußte gesehen haben, sondern stellte sich gleich ein Abenteuer vor, an das Niemand anders, als er sich wagen dürfe. In dieser Meinung ward er noch mehr bestärkt durch ein Bild in Trauerkleidern, welches er für eine vornehme Frau hielt, die von liederlichen und schamlosen Buben entführt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so eilte er zu Rozinante, der im Grase weidete, nahm Zaum und Schild vom Sattelbogen, zäumte ihn hurtig auf, forderte sein Schwert von Sancho, schwang sich auf seinen Gaul, warf den Schild vor und sprach mit lauter Stimme zu allen Umstehenden: „Jetzt, meine achtbaren Gefährten, sollt ihr inne werden, wie viel daran gelegen

iſt, daß es Ritter in der Welt gibt, die ſich zu dem Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Jetzt, ſage ich, ſollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie ſehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit dieſen Worten gäb er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem geſtreckten Galopp lieſt man nirgends in dieſer wahrhaften Geſchichte, daß Rozinante ſich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben ſich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn ſo wenig, als das Geſchrei Sancho's, der ihm aus vollem Halſe nachrief: „Wo wollt Ihr

hin, Herr Don Quixote? welcher böſe Geiſt reizt und treibt Euch an, gegen unſeren katholiſchen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers Namen die Augen auf, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die ſie dort auf einem Fußgeſtelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau iſt. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig ſagen, daß Ihr es ſelbſt nicht wißt."

Aber Sancho gab ſich vergebliche Mühe; denn ſein Herr war ſo in Haſt, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, ſo wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König ſelbſt es ihm befohlen. Indeſſen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der ſelbſt ſchon Luſt hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreiſchender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Geſichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu ſagen habe!"

Die Erſten, welche ſtillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geiſtlichen, welche die Litaneien abſangen, fand die Geſtalt des Ritters und ſeines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, ſo lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu ſagen habt, ſo macht es kurz; denn dieſe guten Leute zerfleiſchen ſich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan iſt."

„Mit Einem will ich's ſagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die ſchöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugſam beweiſen, daß ihr ſie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzuſtellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch dieſe Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht geſcheit ſey, und ſie lachten herzlich über ſeine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, ſo daß er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Laſt auf den Schultern ſeiner Kameraden, ſprang mit ſeiner Gabelſtütze, deren er ſich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derſelben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke;

Fäuſten dergeſtalt nach der Gurgel, daß er ihn gewiß würde erwürgt haben, wäre nicht Sancho Panſa augenblicklich dazu gekommen, der den Hirten bei den Schultern packte und mitten unter das Tafelgeräthe hinwarf, daß Scherben der Teller, Flaſchen und Gläſer umherſtoben, und Wein und Speiſen floſſen und ſchwammen. Wie Don Quixote Luft bekam, machte er ſich über den Hirten her, und dieſer, welchem das Geſicht von Blut ſtrömte, indem ihn Sancho bearbeitete, tappte mit der Hand herum nach einem Meſſer, um eine blutige Rache auszuüben; was jedoch der Pfarrer und der Domherr verhinderten. Der Barbier machte indeß, daß der Hirte Herrn Don Quixote wieder unter ſich bekam, welchem er mit Fauſtſchlägen das Geſicht dermaßen zurichtete, daß es ebenſo, wie ihm ſelbſt, von Blut floß. Der Domherr und der Pfarrer wollten vor Lachen berſten, und die Schergen tanzten und ſprangen vor Kurzweile, und hetzten die beiden Kämpfer wie ein paar beißende Hunde. Sancho Panſa allein wollte vor Verdruß raſend werden, weil er ſich von einem Bedienten des Domherrn nicht losmachen konnte, der ihn feſthielt, damit er ſeinem Herrn nicht zu Hülfe käme.

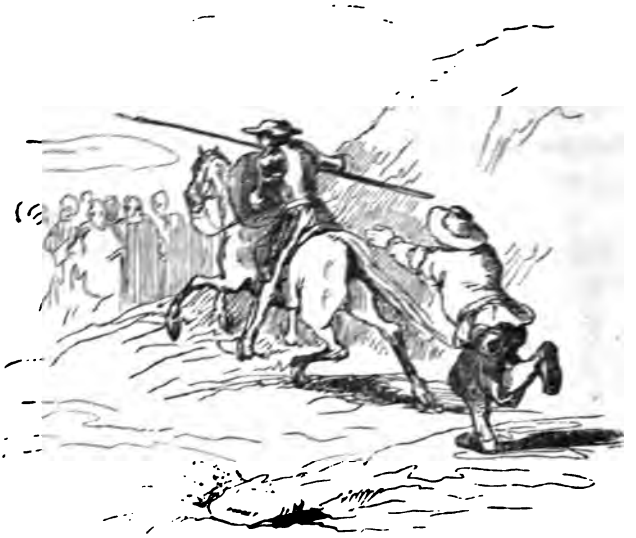
Indem jetzt Alle, ausgenommen die Fauſtkämpfer, die aufeinander herumtrommelten, ihre Luſt hatten, hörte man plötzlich eine Trompete ſo traurig erſchallen, daß ſie ſich insgeſammt darnach umſahen. Am meiſten wirkte dieſer Ton auf Don Quixote, und obwohl dieſer zu ſeinem größten Verdruß noch unter dem Hirten lag und Prügel einnahm, ſo ſagte er doch zu ihm: „Bruder Teufel, denn das mußt du wohl ſeyn, da du Kraft und Tapferkeit genug haſt, mich zu überwältigen; ich bitte dich, laß uns nur auf ein Stündchen Waffenſtillſtand machen, denn der traurige Ton der Trompete, die wir hören, läßt mich vermuthen, daß ein neues Abenteuer mich erwartet.“

Der Ziegenhirte, der ebenfalls müde war, zu prügeln und ſich prügeln zu laſſen, ließ ihn im Augenblicke los; Don Quixote ſtand auf, blickte nach der Seite, wo der Schall ſich hören ließ, und ward gewahr, daß von einem Hügel viele weiß wie Büßer gekleidete Leute herunterkamen. Es war nämlich in dieſem Jahre kein Regen

gefallen, so daß an allen Orten in selbiger Gegend Umgänge mit Gebeten und Bußübungen gehalten wurden, um Gott zu bitten, daß er die Hand seiner Barmherzigkeit aufthue und Regen gebe. Zu diesem Zwecke wallfahrtete auch die Gemeinde eines benachbarten Dorfes zu einer Einsiedelei, die auf einem Hügel des Thales gelegen war. Don Quixote, welchem die sonderbare Bekleidung der Büßenden auffiel, dachte nicht daran, daß er dergleichen schon oft mußte gesehen haben, sondern stellte sich gleich ein Abenteuer vor, an das Niemand anders, als er sich wagen dürfe. In dieser Meinung ward er noch mehr bestärkt durch ein Bild in Trauerkleidern, welches er für eine vornehme Frau hielt, die von liederlichen und schamlosen Buben entführt werde. Kaum fuhr ihm dies durch den Sinn, so eilte er zu Rozinante, der im Grase weidete, nahm Zaum und Schild vom Sattelbogen, zäumte ihn hurtig auf, forderte sein Schwert von Sancho, schwang sich auf seinen Gaul, warf den Schild vor und sprach mit lauter Stimme zu allen Umstehenden: „Jetzt, meine achtbaren Gefährten, sollt ihr inne werden, wie viel daran gelegen

iſt, daß es Ritter in der Welt gibt, die ſich zu dem Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Jetzt, ſage ich, ſollt ihr an der Befreiung der wirrigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie ſehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit dieſen Worten gab er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geiſtern entgegen (denn von einem geſtreckten Galopp lieſt man nirgends in dieſer wahrhaften Geſchichte, daß Rozinante ſich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben ſich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn ſo wenig, als das Geſchrei Sancho's, der ihm aus vollem Halſe nachrief: „Wo wollt Ihr



hin, Herr Don Quixote? welcher böſe Geiſt reizt und treibt Euch an, gegen unſeren katholiſchen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers Namen die Augen auf, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die ſie dort auf einem Fußgeſtelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau iſt. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig ſagen, daß Ihr es ſelbſt nicht wißt."

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr war so in Hast, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König selbst es ihm befohlen. Indessen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der selbst schon Lust hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu sagen habe!"

Die Ersten, welche stillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan ist."

„Mit Einem will ich's sagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die schöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzustellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch diese Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht gescheit sey, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, so daß er, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derselben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke;

allein mit dem einen, welches der Träger in der Hand behielt, verſetzte er dem Ritter einen ſolchen Streich über die Schulter des Schwertarmes, welchen die Tartſche gegen ſolche bäueriſche Kraft nicht zu ſchützen vermochte, daß der arme Don Quixote übel zugerichtet vom Pferde fiel. Sancho Panſa, der ihm keuchend nachgelaufen war, ſah ihn fallen, und ſchrie dem Angreifenden zu, er möchte ihn doch nicht mehr ſchlagen, denn er ſey ein armer verzauberter Ritter, der in ſeinem Leben Niemand etwas zu Leide gethan. Sancho's Gewand jedoch hätte wenig geholfen, wenn der Bauer nicht geſehen, daß Don Quixote weder Hand, noch Fuß rührte. Weil er nun meinte, er habe ihn todtgeſchlagen, ſo wickelte er geſchwind ſein Bußhemd um den Leib, und lief davon, wie ein Gemsbock. Indeſſen war Don Quixote's übrige Geſellſchaft gleichfalls herbeigeeilt.

Als die Leute, welche zu der Proceſſion gehörten, dieſe in vollem Laufe ankommen ſahen, und zugleich die Schergen mit ihren Gewehren, fürchteten ſie ſich vor Unheil, ſchloſſen einen Kreis um das Bild, zogen ihre Kappen über die Köpfe, hielten ſich mit ihren Geißeln, und die Prieſter mit ihren Fackeln bereit, und machten ſich gefaßt nicht bloß zur Vertheidigung, ſondern auch, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein es lief glücklicher für ſie ab, als ſie dachten. Sancho that weiter nichts, als daß er ſich auf den Leichnam ſeines Herrn warf und die lauteſte, bitterſte Klage erhob, weil er ihn für todt hielt. Der Pfarrer ward von einem Amtsbruder erkannt, der ſich bei der Proceſſion befand, und ihre Bekanntſchaft machte allen Beſorgniſſen ein Ende. Der Pfarrer gab dem anderen mit wenigen Worten Bericht, wer Don Quixote ſey, und ſie gingen mit der ganzen Truppe der Büßenden hin, um zu ſehen, ob der arme Ritter geſtorben ſey oder lebe. Sie hörten, wie Sancho mit Thränen in den Augen wehklagte: „O du Blüthe der Ritterſchaft! ſo hat denn

ein Knittelſchlag deinem thatvollen Leben ein Ende gemacht? O du Ehre deines Geſchlechtes, du Ruhm und Stolz der Mancha und der

iſt, daß es Ritter in der Welt gibt, die ſich zu dem Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Jetzt, ſage ich, ſollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie ſehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen.“

Mit dieſen Worten gäb er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem geſtreckten Galopp lieſt man nirgends in dieſer wahrhaften Geſchichte, daß Rozinante ſich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben ſich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn ſo wenig, als das Geſchrei Sancho's, der ihm aus vollem Halſe nachrief: „Wo wollt Ihr

hin, Herr Don Quixote? welcher böſe Geiſt reizt und treibt Euch an, gegen unſeren katholiſchen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers Namen die Augen auf, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die ſie dort auf einem Fußgeſtelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau iſt. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig ſagen, daß Ihr es ſelbſt nicht wißt.“

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr war so in Hast, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König selbst es ihm befohlen. Indessen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der selbst schon Lust hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu sagen habe!"

Die Ersten, welche stillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan ist."

„Mit Einem will ich's sagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die schöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzustellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch diese Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht gescheit sey, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, so daß er, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derselben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke;

iſt, daß es Ritter in der Welt gibt, die ſich zu dem Orden der fahrenden Ritterſchaft bekennen. Jetzt, ſage ich, ſollt ihr an der Befreiung der würdigen Frau, die man dort gefangen führt, wahrnehmen, wie ſehr die fahrenden Ritter Eure Hochachtung verdienen."

Mit dieſen Worten gäb er Rozinanten die Waden, weil er ohne Sporen war, und ritt im kurzen Galopp den Geißlern entgegen (denn von einem geſtreckten Galopp lieſt man nirgends in dieſer wahrhaften Geſchichte, daß Rozinante ſich damit abgegeben hätte). Der Pfarrer, der Domherr, der Barbier gaben ſich zwar alle Mühe, ihn abzuhalten, vermochten aber über ihn ſo wenig, als das Geſchrei Sancho's, der ihm aus vollem Halſe nachrief: „Wo wollt Ihr

hin, Herr Don Quixote? welcher böſe Geiſt reizt und treibt Euch an, gegen unſeren katholiſchen Glauben zu fechten? Thut doch in's Henkers Namen die Augen auf, ſo werdet Ihr einſehen, daß Ihr einen Bußzug vor Euch habt, und daß die Dame, die ſie dort auf einem Fußgeſtelle tragen, das Bild der hochgebenedeiten, unbefleckten Jungfrau iſt. Bedenket, Herr, was Ihr thut; denn diesmal kann man doch wahrhaftig ſagen, daß Ihr es ſelbſt nicht wißt."

Aber Sancho gab sich vergebliche Mühe; denn sein Herr war so in Hast, zu den Weißröcken zu kommen, daß er kein Wort hörte; und wenn er's auch gehört hätte, so wäre er dennoch nicht umgekehrt, und hätte der König selbst es ihm befohlen. Indessen kam der Zug näher, und Don Quixote hielt Rozinante's Zügel an, der selbst schon Lust hatte, ein wenig auszuruhen, und rief mit drohender und kreischender Stimme: „Ihr, die ihr vielleicht nur darum eure Gesichter verhüllt, weil ihr nichts Gutes im Schilde führt, wartet und hört an, was ich euch zu sagen habe!"

Die Ersten, welche stillhielten, waren die Träger des Bildes, und einer der Geistlichen, welche die Litaneien absangen, fand die Gestalt des Ritters und seines hageren Gauls und andere abenteuerliche Dinge, die er an Don Quixote bemerkte, so lächerlich, daß er ihm antwortete: „Herr Bruder, wenn Ihr uns was zu sagen habt, so macht es kurz; denn diese guten Leute zerfleischen sich das Fell, und wir können uns folglich nicht aufhalten, um Euch anzuhören, wenn es nicht mit zwei Worten abgethan ist."

„Mit Einem will ich's sagen," erwiderte Don Quixote, „laßt im Augenblicke die schöne Frau los, deren Thränen und trauernde Blicke genugsam beweisen, daß ihr sie wider ihren Willen entführt und große Ungebühr an ihr begangen habt. Ich aber, der ich geboren bin, alle dergleichen Unbilden abzustellen, werde nimmermehr zugeben, daß ihr einen Schritt weiter geht, ohne ihr die Freiheit wieder zu geben."

Durch diese Anrede überzeugte Don Quixote Alle, die ihn hörten, daß er nicht gescheit sey, und sie lachten herzlich über seine Ausfälle. Ihr Gelächter reizte ihn aber nur noch mehr zum Zorne, so daß er, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schwerte griff und auf die Bahre losging. Einer von den Trägern ließ die Last auf den Schultern seiner Kameraden, sprang mit seiner Gabelstütze, deren er sich beim Ausruhen bediente, Don Quixote entgegen, und wandte mit derselben einen mächtigen Hieb ab, den der Ritter nach ihm führte. Der Hieb zertrümmerte das Holz in zwei Stücke;

besuchen und in Wirthshäusern einzukehren, ohne, beim Henker! einen Heller zu bezahlen."

So plauderte Sancho Pansa mit seiner Frau Therese, während die Haushälterin und Nichte Herrn Don Quixote empfingen, entkleideten und in sein altfränkisches Bett zur Ruhe brachten.

Er betrachtete sie mit großen Augen und konnte sich nicht besinnen, wo er sey. Der Pfarrer befahl der Nichte, ihren Oheim auf's beste zu verpflegen und sich wohl vorzusehen, daß er ihr nicht noch einmal entwische, und erzählte ihr, wie viele Mühe es gekostet, ihn wieder nach Hause zu schaffen. Jetzt ging das Klagegeschrei der beiden Frauenzimmer wieder an; jetzt verwünschten sie auf's Neue die Ritterbücher; jetzt baten sie den Himmel, die Verfasser so vieler Lügen und Tollheiten in den Abgrund der Hölle zu stürzen; kurz, sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ihr Herr und Oheim, sobald es einigermaßen besser mit ihm ginge, ihnen wieder die Fersen zeigen werde; und das that er auch wirklich.

Nun hat sich zwar der Verfasser dieser Geschichte alle Mühe gegeben, von Don Quixote's Thaten auf seinem dritten Ausritte etwas in Erfahrung zu bringen; allein trotz seines Fleißes im Nachforschen hat er dennoch bisher keine Nachrichten, wenigstens nicht bei zuverläßigen Schriftstellern, darüber antreffen können. Das Einzige, was in der Mancha mündliche Sage davon aufbewahrt hat, ist, daß Don Quixote, als er zum dritten Male sein Haus verließ, nach Saragossa ging und einem großen Lanzenbrechen beiwohnte, das in dieser Stadt gegeben wurde, und daß ihm bei dieser Gelegenheit manche Dinge begegneten, die seiner Tapferkeit und seines Verstandes würdig schienen. Von seinem Tode und Begräbnisse konnte der Verfasser eben so wenig etwas Gewisses erfahren, und er würde gar nichts davon wissen, hätte nicht ein glücklicher Zufall ihm die Bekanntschaft eines alten Arztes verschafft, der eine bleierne Büchse besaß, die man, wie er sagte, unter dem Schutte einer alten Einsiedelei gefunden, indem man den Grund aufgrub, um sie neu aufzubauen. In dieser Büchse befanden sich einige Pergamentblätter, mit spanischen Versen in gothischer Schrift beschrieben, welche Manches von seinen Thaten erwähnten und zugleich Nachrichten enthielten von Dulcinea's Schönheit, von der Gestalt des Rozinante, von der Treue des Sancho Pansa und von Don Quixote's Begräbnisse, nebst verschiedenen Grabschriften und Lobgedichten auf seine Sitten und Lebensweise.

Der glaubwürdige Verfasser dieser sonderbaren und beispiellosen Geschichte verlangt von seinen Lesern keinen anderen Lohn für die

unermeßliche Mühe, die es ihn gekoſtet hat, alle geheimen Nachrichten in der Mancha aufzuſuchen, um ſie an's Licht zu ſtellen, als daß ſie ihm gleichviel Glauben ſchenken, als vernünftige Leute den Rittergeſchichten beimeſſen, die in der Welt ſo ſehr beliebt ſind. Damit wird er ſich vollkommen für bezahlt und befriedigt halten, und wird ſich Mühe geben, noch andere Nachrichten aufzutreiben, welche, wo nicht eben ſo wahr, wie dieſe, doch wenigſtens eben ſo gut erfunden und nicht weniger luſtig zu leſen ſind. Nur wenige jener Verſe waren leſerlich geblieben: die anderen, weil die Schrift erloſchen war, gab man einem Akademiker zum Entziffern, und es will verlauten, daß es nach vielem Nachtwachen und angeſtrengter Mühe ihm gelungen, und er Willens ſey, ſie herauszugeben, in Hoffnung einer dritten Ausfahrt Don Quixote's.

Forse altrui cantera con miglior plettro. [1]

[1] Im Originale finden ſich einige der erwähnten Verſe, deren ziemlich gehaltloſe Spielereien im Deutſchen kaum irgend Anklang finden würden.

Seite

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Was unſerm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, eins der ſeltenſten Abenteuer dieſer wahrhaften Geſchichte 262

Vierundzwanzigſtes Kapitel. Fortſetzung des Abenteuers in der Sierra Morena . . . 279

Fünfundzwanzigſtes Kapitel. Seltſame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufſtoßen, und Nachahmung der Buße des Dunkelhübſch. . . 290

Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen ſich Don Quixote in der Sierra Morena hingab 312

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben in's Werk ſetzen, ſammt anderen wichtigen Dingen 323

Viertes Buch.

Achtundzwanzigſtes Kapitel. Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und dem Barbier in der Sierra Morena aufſtößt 345

Neunundzwanzigſtes Kapitel. Handelt von der Klugheit der ſchönen Dorothea, ſammt anderen Dingen, gar ergetzlich zu leſen 368

Dreißigſtes Kapitel. Wie unſer verliebter Ritter durch einen luſtigen Schwank ſeiner Kaſteiung und ſchweren Buße entriſſen wird 385

Einunddreißigſtes Kapitel. Kurzweiliges Geſpräch zwiſchen Ritter Don Quixote und Sancho Panſa, ſeinem Schildknappen, ſammt anderm Verlauf 400

Zweiunddreißigſtes Kapitel. Was unſerm Ritter und ſeiner Geſellſchaft in der Schenke begegnet 415

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Die Erzählung von dem unbeſonnenen Neugierigen . . . 426

Vierunddreißigſtes Kapitel. Fortſetzung der Erzählung vom unbeſonnenen Neugierigen 452

Fünfunddreißigſtes Kapitel. Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinſchläuchen. Beſchluß der Erzählung von dem unbeſonnenen Neugierigen 479

Sechsunddreißigſtes Kapitel. Handelt von andern ſeltſamen Dingen, die ſich in der Schenke zugetragen 493

Siebenunddreißigſtes Kapitel. Fortſetzung der Geſchichte der berühmten Prinzeſſin Micomicona, ſammt anderen anmuthigen Abenteuern 507

Achtunddreißigſtes Kapitel. Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwiſchen den Waffen und Wiſſenſchaften 522

Neununddreißigſtes Kapitel. Geſchichte des Sklaven 529

Vierzigſtes Kapitel. Sonett auf Goletta. Der Sklave ſetzt ſeine Erzählung fort . . . 543

Einundvierzigſtes Kapitel. Beſchluß der Geſchichte des Sklaven 559

Zweiundvierzigſtes Kapitel. Neue Begebenheiten in dem Wirthshauſe und andere merkwürdige Vorfälle 588

Dreiundvierzigſtes Kapitel. Die anmuthige Geſchichte von dem Eſelstreiber, nebſt anderen ſeltſamen Auftritten in dem Wirthshauſe 600

Vierundvierzigſtes Kapitel. Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke . . 616

Seite

Siebentes Kapitel. Zweite Fahrt unſers guten Ritters Don Quixote von der Mancha . 70

Achtes Kapitel. Von dem glücklichen Ausgange des entſetzlichen und unerdenklichen Abenteuers mit den Windmühlen, das Don Quixote beſtand, zuſammt anderem denkwürdigen Verlauf 81

Zweites Buch.

Neuntes Kapitel. Beſchluß des denkwürdigen Kampfes zwiſchen dem heldenmüthigen Biscaier und dem mannhaften Junker von der Mancha 93

Zehntes Kapitel. Ein Geſpräch zwiſchen Don Quixote und ſeinem treuen Schildknappen Sancho Panſa 101

Elftes Kapitel. Was dem Ritter mit einigen Ziegenhirten begegnete 109

Zwölftes Kapitel. Was einer von den Ziegenhirten der Geſellſchaft erzählte 118

Dreizehntes Kapitel. Die Geſchichte der Schäferin Marcella wird zu Ende erzählt, ſammt anderen Begebenheiten 126

Vierzehntes Kapitel. Die hoffnungsloſen Verſe des verſtorbenen Schäfers, ſammt anderen unverhofften Vorkommniſſen 139

Drittes Buch.

Fünfzehntes Kapitel. Unglückliches Abenteuer, das Don Quixote aufſtieß, als er mit einigen ungeſchlachten Yanguesern zuſammentraf 151

Sechzehntes Kapitel. Was unſerm weiſen Junker in der Schenke begegnete, die er für ein Kaſtell hielt 162

Siebenzehntes Kapitel. Fernerer Verlauf der unzähligen Leiden, ſo der mannhafte Ritter Don Quixote nebſt ſeinem guten Schildknappen Sancho Panſa in der Schenke auszuſtehen hatte, die jener zu ſeinem Unglück für ein Kaſtell anſah 173

Achtzehntes Kapitel. Geſpräch zwiſchen Sancho Panſa und ſeinem Herrn, und andere denkwürdige Abenteuer 185

Neunzehntes Kapitel. Von dem weiſen Geſpräche, das Sancho mit ſeinem Herrn führte; von dem Abenteuer mit der Leiche, und von anderen großen Ereigniſſen 201

Zwanzigſtes Kapitel. Wie der mannhafte Don Quixote von der Mancha ein nie geſehenes und nie erhörtes Abenteuer mit weniger Gefahr beſtand, als je ein Ritter in der Welt 211

Einundzwanzigſtes Kapitel. Handelt von einem glorreichen Abenteuer und der herrlichen Eroberung des Mambrin-Helms zuſammt anderen Dingen, die unſerm unüberwindlichen Ritter begegneten 230

Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Wie Don Quixote viele Unglückliche befreit, die man hinführt, wohin ſie nicht wollen 247

Seite

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Was unserm berühmten Ritter in der Sierra Morena begegnete, eins der seltensten Abenteuer dieser wahrhaften Geschichte 262

Vierundzwanzigstes Kapitel. Fortsetzung des Abenteuers in der Sierra Morena . . . 279

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Seltsame Dinge, die dem Ritter Don Quixote in der Sierra Morena aufstoßen, und Nachahmung der Buße des Dunkelhübsch. . . 290

Sechsundzwanzigstes Kapitel. Weiterer Bericht von den Liebesgrillen, denen sich Don Quixote in der Sierra Morena hingab 312

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Wie der Pfarrer und der Barbier ihr Vorhaben in's Werk setzen, sammt anderen wichtigen Dingen 323

Viertes Buch.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Ein neues angenehmes Abenteuer, welches dem Pfarrer und dem Barbier in der Sierra Morena aufstößt 345

Neunundzwanzigstes Kapitel. Handelt von der Klugheit der schönen Dorothea, sammt anderen Dingen, gar ergötzlich zu lesen 368

Dreißigstes Kapitel. Wie unser verliebter Ritter durch einen lustigen Schwank seiner Kasteiung und schweren Buße entrissen wird 385

Einunddreißigstes Kapitel. Kurzweiliges Gespräch zwischen Ritter Don Quixote und Sancho Pansa, seinem Schildknappen, sammt anderm Verlauf 400

Zweiunddreißigstes Kapitel. Was unserm Ritter und seiner Gesellschaft in der Schenke begegnet 415

Dreiunddreißigstes Kapitel. Die Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen . . . 426

Vierunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Erzählung vom unbesonnenen Neugierigen 452

Fünfunddreißigstes Kapitel. Schrecklicher Kampf des Ritters mit den Weinschläuchen. Beschluß der Erzählung von dem unbesonnenen Neugierigen 479

Sechsunddreißigstes Kapitel. Handelt von andern seltsamen Dingen, die sich in der Schenke zugetragen 493

Siebenunddreißigstes Kapitel. Fortsetzung der Geschichte der berühmten Prinzessin Micomicona, sammt anderen anmuthigen Abenteuern 507

Achtunddreißigstes Kapitel. Merkwürdige Rede des Ritters Don Quixote, enthaltend eine Vergleichung zwischen den Waffen und Wissenschaften 522

Neununddreißigstes Kapitel. Geschichte des Sklaven 529

Vierzigstes Kapitel. Sonett auf Goletta. Der Sklave setzt seine Erzählung fort . . . 543

Einundvierzigstes Kapitel. Beschluß der Geschichte des Sklaven 559

Zweiundvierzigstes Kapitel. Neue Begebenheiten in dem Wirthshause und andere merkwürdige Vorfälle 588

Dreiundvierzigstes Kapitel. Die anmuthige Geschichte von dem Eselstreiber, nebst anderen seltsamen Auftritten in dem Wirthshause 600

Vierundvierzigstes Kapitel. Verfolg der unerhörten Begebenheiten in der Schenke . . 616

Seite

Fünfundvierzigſtes Kapitel. Entſcheidung des Streits über Mambrins Helm und den Saumſattel, ſammt anderen Vorfällen der Wahrheit gemäß dargeſtellt . 630

Sechsundvierzigſtes Kapitel. Ausgang des denkwürdigen Abenteuers mit den Schergen. Große Strenge des Ritters Don Quixote. Derſelbe wird in einen Käfig gezaubert 641

Siebenundvierzigſtes Kapitel. Von Don Quixote's Fahrt auf dem verzauberten Karren und anderen merkwürdigen Vorfällen 653

Achtundvierzigſtes Kapitel. Der Domherr fährt fort, über Rittergeſchichten und andere Gegenſtände mit vieler Einſicht zu ſprechen 668

Neunundvierzigſtes Kapitel. Sinnreiches Geſpräch zwiſchen Sancho Panſa und ſeinem Herrn Don Quixote 680

Fünfzigſtes Kapitel. Fortſetzung des ſcharfſinnigen Wortwechſels zwiſchen Don Quixote und dem Domherrn, nebſt anderen Vorfällen 693

Einundfünfzigſtes Kapitel. Der Ziegenhirte erzählt ſeine Geſchichte 705

Zweiundfünfzigſtes Kapitel. Kampf des Ritters mit dem Ziegenhirten. Seltſames Abenteuer mit den Büßern, welches er im Schweiße ſeines Angeſichtes beſtand 716